Geschichte

der

Freien und Hansestadt Hamburg

von

Carl Mönckeberg,
der Heiligen Schrift Doctor,
Pastor zu St. Nicolai in Hamburg.

Hamburg.
Druck und Verlag von H. O. Persiehl.
1885.

Zum Andenken

an

meinen hochverehrten Vater

Johann Georg Mönckeberg, I. U. Lt.,

Senator der freien und Hansestadt Hamburg,

geboren den 7. November 1766, gestorben den 30. April 1842,

meinen lieben Söhnen

Johann Georg Mönckeberg, I. U. Dr.,

Senator der freien und Hansestadt Hamburg,

und

Rudolf Mönckeberg, I. U. Dr.,

sowie

meinem theuren Bruder

Georg Mönckeberg, I. U. Lt.,

und

seinem geliebten Sohne

Otto Mönckeberg, I. U. Dr.,

Landgerichts-Direktor und z. Z. Präsident der Bürgerschaft in Hamburg,

gewidmet.

Inhalt.

Vorwort.

„Deutschland ist nur ein geographischer Begriff" ist ein berühmtes Wort; es ist das Wort eines Diplomaten, ebenso wahr, als wenn man sagen wollte: Hamburg ist nur der Name einer Burg, die vor tausend Jahren am Ufer der Elbe errichtet worden ist. Der Hügel, auf welchem Hamburg stand, ist abgetragen; die auf demselben einst stehende Burg kennt man kaum mehr ihrem Umfange nach; die in derselben befindliche Kirche ist längst in Schutt und Asche versunken; die Stadt, zu welcher allmählich sich die Burg erweitert hatte, ist mehr denn einmal zerstört. Von den ersten Bewohnern der Burg ist uns nur der Name eines Mannes bekannt, nämlich der Name dessen, welcher hier zuerst im Heiligtume des Herrn aller Herren diente. Von vielen späteren Geschlechtern sind uns nicht einmal die Namen überkommen. Dennoch ist Hamburg uns lieb; und ist es auch in unsern Tagen ein ganz anderes geworden seiner Erscheinung nach sowohl, als auch in Hinsicht auf das Leben und Treiben seiner Bewohner; dennoch ist es uns lieb, lieb auch, wenn wir nicht in demselben geboren sind, wenn wir nur in demselben für unser Leben und Wirken die rechte Stätte gefunden haben.

Es ist etwas Eigenes um die Liebe zur Vaterstadt, wie zum Vaterlande. Nicht nur die Erinnerung an die Väter, sowie an die eigene Jugend ist es, welche diese Liebe erhält; nicht die Größe, die Macht, der Einfluß, der Reichtum, der Glanz der Bildung und der Ruhm der Thaten

sind es, was sie erzeugt; denn die ausgedehntesten Reiche sind Jahrtausende lang in der Menschheit vergessen gewesen, trotzdem ihre Könige bemüht gewesen waren, durch mächtige Denkmäler ihre Namen und Thaten auf die Nachwelt kommen zu lassen, bis endlich Babylons Ruinen dieselben wieder in Erinnerung brachten. Die Bedeutung der Geschichte haben uns erst die kleinen Städte Griechenlands gelehrt; das verachtete, in den Augen der Welt unbedeutende israelitische Volk hat ungeachtet Jahrhunderte langer Zerstreuung sein Selbstbewußtsein sich bewahrt. Bei jedem Volke, wie bei jedem einzelnen Menschen, kommt es vor allem darauf an, daß es sich bewußt bleibt, wozu es von Gott bestimmt ist. Hamburg hat von den Anfängen seiner Geschichte an zu den Städten gehört, von denen der Herr sagt, daß sie auf einem Berge liegen, zu leuchten der ganzen Welt.

Es sind bald funfzig Jahre, daß der Verein für hamburgische Geschichte sich bildete, und von vielen Seiten der Wunsch nach einer „Geschichte von Hamburg" ausgesprochen wurde. Der Jubel über das dreihundertjährige Bestehen der Hamburger Verfassung war kaum verhallt, als durch die Stürme der Zeit unser Verfassungsgebäude in seinen Grundfesten gewaltig erschüttert wurde. Eine neue Zeit brach an; und wie im Jahre 1811 mein teurer Vater, im Schmerze über den Verlust der Freiheit Hamburgs, Trost suchte in der Erinnerung an das, „was die Hansa einst war", und die Denkschrift, die er damals niederschrieb, beim Aufgange der neuen Freiheits-Sonne der länger als ein Vierteljahrhundert seiner Sorge anvertrauten Kommerz-Bibliothek im Manuskript übergab; so vereinte sich nun ein Kreis von Männern aller Stände in dem Streben, ein wahrheitstreues Bild der früheren Zeiten Hamburgs zu entwerfen. Die alten Chroniken genügten nicht mehr. Durch meinen großen Lehrer Niebuhr hatte die Geschichtsforschung überhaupt erst Kritik gelernt; durch den Freiherrn von Stein war an ganz Deutschland die Aufforderung ergangen, die Quellen der Geschichte zu erschließen, um zu erfahren, auf welche Weise Deutschland groß geworden sei. Unser Lappenberg war

der thätigsten Forscher einer, der das ihm anvertraute Archiv unserer Stadt gründlich zu benutzen wußte, Deutschlands, wie Hamburgs Geschichte an's Licht zu stellen. Als nun Lappenberg für die Leitung des „Vereins für hamburgische Geschichte" gewonnen war, zeigte sich ein reger Eifer. Von allen Seiten förderte man Bausteine herbei. Die Arbeit wurde geteilt. Nun aber zeigte sich erst die Schwierigkeit derselben. Was bisher als Geschichte erschienen war, ergab sich gar oft nur als Sage. Da entstand im J. 1842 der große Brand. Das Archiv, die Quelle unserer Lust, versiegte. Lappenberg's treue Amtsführung wurde auf andere Weise zu sehr in Anspruch genommen. Der Verein aber arbeitete rüstig weiter; und Dr. Koppmann hat uns erst kürzlich dargethan, wie viel zu thun noch jetzt erübrige, ehe eine alles umfassende Geschichte zustande kommen könne. Wenn ich es dennoch unternehme, jetzt schon mit einer hamburgischen Geschichte hervorzutreten, so ist die Veranlassung hierzu mein Alter. Für mich die Geschichte meiner Vaterstadt zu erforschen, habe ich nie die Lust verloren; einzelne Abschnitte derselben, zum Teil in Vorlesungen, zum Teil in kleineren Schriften und Büchern darzustellen, habe ich mich des öfteren berufen gefühlt. Nun geht das Geschlecht dahin, mit dem ich vieles erlebt habe, und eine jüngere Generation wächst heran, die sich schwer eine Vorstellung machen kann von dem, was uns Älteren noch lebendig vor Augen steht. Das Schwungrad der Zeit läßt bei den Forderungen der Gegenwart kaum mehr die Muße, sich an dem Verständnis der Vergangenheit zu erfreuen; da möchte ich die Liebe zur Vaterstadt in den kommenden Geschlechtern mehren durch den Hinweis auf die hohe Bedeutung, die unsere Stadt von jeher gehabt hat.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Die Gründung Hamburgs.
Die Erzbischöfe als Missionare.

Vom J. 810—936 n. Chr. G.

Es war eine hohe Idee, die Karl den Großen beseelte, als er am Weihnachtstage des Jahres 800 sich von dem Bischofe von Rom, dem Papste Leo III., die Kaiserkrone aufsetzen ließ, um das römische Weltreich zu erneuern; es war keine andere, als die, dasselbe als ein christliches herzustellen. Bei der großen Macht, die ihm verliehen war, meinte er, mit Hilfe seines frommen und gelehrten Ratgebers Alkuin, eines aus England stammenden Theologen, mit Gewalt die Völker Christo unterthan machen zu können. Umsonst hielt Alkuin ihm vor, daß der Mensch wohl zur Taufe, aber nicht zum Glauben gezwungen werden könne; der Kaiser traf kirchliche Anstalten, Einrichtungen, wohin er kam, und nötigte Tausende, sich taufen zu lassen. Vergebens gab Alkuin ihm zu bedenken, daß die Heiden nicht so sehr sich der Taufe widersetzen würden, wenn ihnen Christi sanftes Joch und leichte Last nur halb so eifrig verkündigt, wie der Zehnte eingetrieben würde; der Kaiser hörte selbst dann nicht, als der treue Freund noch kurz vor seinem Tode warnte, doch nicht durch Strenge gegen den kleinen Rest der Widerwilligen auch

die große Menge derer, die schon gewonnen seien, zum Abfall zu bringen. Noch nach Alkuins im J. 804 erfolgtem Ende zwang Karl an 10,000 Sachsen, unter diesen alle Bewohner des Wigmodi-Gaues, der zwischen der Elbe und Weser lag, ihre Wohnstätten mit anderen zu vertauschen. Die Sachsen, besonders ihr Führer Widukind (Wittekind), suchten Hilfe bei den Dänen. Denn die benachbarten kräftigen germanischen Stämme der Friesen, die einzigen, die nie ihre Stammsitze an der Küste der Nordsee von den Niederlanden bis nach Schleswig verlassen haben, hatte Karl der Große schon mit sich verbündet, da schon 604, als der Erzbischof Wilfrid von York an der ostfriesischen Küste gestrandet war, das Christentum bei ihnen auch Eingang gefunden hatte, nachdem unter Pipin dem Kleinen in Utrecht ein Bischofssitz errichtet war. Von hier war auch Willehad ausgegangen, der, wie man sagt, bis nach Helgoland gekommen ist, gewiß aber im J. 787 nach Christo der erste Bischof in Bremen wurde. — Die Sachsen fanden um so williger Beistand bei den Dänen, weil auch diese mit den Franken in Krieg geraten waren, als diese sie zwingen wollten, die Elbe als Grenzfluß von Deutschland, gegen die Slaven, also auch gegen die Obotriten, welche zu diesen gehörten, anzuerkennen.

Dieser Krieg der Franken ward Veranlassung zur Gründung Hamburgs. Karl der Große errichtete drei Burgen, dieselben zu schützen gegen die Dänen: Itzehoe (Esselsfleth, Esseveldeburg), gegen die Obotriten: Hohbuchi (Boberg oder Hohbeckerberg beim Gute Gartow), die dritte auf der äußersten Spitze der schmalen hohen Geestzunge, vor welcher sich das Thal der Alster mit dem der Elbe vereinigt, Hamburg. Diese dritte hatte eine besonders gesicherte Lage, da sie nur von Osten zugänglich, durch einen Wall leicht gegen feindliche Überfälle zu schützen war; an beiden Seiten lag ein Labyrinth von Wärdern und Inseln, das durch den Einfluß der Bille und der Alster in die Elbe und durch die zweimal am Tage entgegentretende Flut gebildet ward. Der eigentliche Elbstrom lag zur Zeit der Ebbe weiter ab und war auf einem Arm der Alster nur auf Umwegen zu erreichen. Die Idee, eine Handelsstadt hier zu gründen, kann Karl dem Großen nur fern gelegen haben, wohl aber weist es auf größere Pläne hin, die Karl mit dieser Burg verbunden hatte, daß er

für die Kirche, die er in ihr gegründet, den Priester Heridag nicht, wie den für Itzehoe, vom Bischof von Verden, sondern vom Erzbischof Amalhar von Trier weihen ließ. Auch chronologisch wichtig ist diese Angabe, da wir wissen, daß Amalhar erst im J. 809 Erzbischof geworden ist, Hamburg also nicht viel früher eine Kirche gehabt haben kann, ja, gegründet sein wird.

Der König der Dänen, Gottrik (Gottfrid), kam den Sachsen gerne zu Hilfe; er überfiel die mit Karl verbündeten Heere, ward aber im Jahre 809 von seinen eigenen Leuten erschlagen. Bei dem langjährigen Kampfe über die Nachfolge unter den vier Söhnen Gottriks ward der eine, Halfdan, aus dem Lande hinausgedrängt, fand aber am Hofe Ludwig des Frommen, der schon 814 seinem Vater Karl gefolgt war, eine Zufluchtstätte. Mit Hilfe der Deutschen kam er in sein Land zurück. Zu ihm sandte Ludwig den Erzbischof Ebo von Reims, der vom Papste Paschalis die Vollmacht erhalten hatte, den Völkern des Nordens das Evangelium zu verkünden, und vom Kaiser den Hof Welanao (Münsterdorf bei Itzehoe) zu seinem Unterhalt. Und dem Ebo gelang, es dahin zu bringen, daß König Harald sich selbst zur Taufe bereit erklärte. Am Johannistage 826 ward er in der St. Albans Kapelle bei Mainz mit seiner Gemahlin und einem Gefolge von 400 Edelleuten in die Kirche aufgenommen. Ebo aber konnte sich doch nicht entschließen, in das dem Evangelinm feindliche Dänemark zurückzukehren, da wies ihn der Abt Wala, des Königs Pipin Neffe, auf einen Mann hin, voll glühenden Eifers für den Glauben und voll Sehnsucht, um Christi willen auch Leiden zu ertragen; es war Ansgar. Im J. 801 in der Pikardie geboren, lebte er in dem Kloster Korbie, welches Amalhar, der Bruder Wala's, gegründet hatte. Hier hatte ihn Wala kennen gelernt, und ihn zum Lehrer berufen, als er in Westfalen bei Höxter an der Weser ein Kloster gründete. Ansgar folgte dem Rufe seines Abtes, obgleich sich nur Einer fand, der Mut hatte, mit ihm zu ziehen, Autbert, der nächste Vertraute des Abtes, von Allen als dessen Nachfolger angesehen. Sie kamen nach Schleswig, errichteten in der Stadt Hethaby (Hatteby, Schleswig) eine Schule, kauften Kinder der gefangenen Heiden los, sie zu erziehen. Aber Unterstützung vom König fanden sie wenige, ihr Missionswerk hatte wenig

Gedeihen. Als nun nach drei Jahren Autbert erkrankte und heimkehrte, empfing Ansgar vom Kaiser unerwartet den Ruf, nach Schweden zu gehen. Hier fand er den Boden mehr bereitet für den Samen des göttlichen Wortes. Nach zwei Jahren, 831, kehrte er nach Deutschland zurück, um die Mittel zum weiteren Anbau zu finden. Er traf den Kaiser auf dem glänzenden Reichstage, den Ludwig der Fromme in Dietenhofen (Thionville) hielt, nachdem er die Streitigkeiten zwischen seinen Söhnen geschlichtet. Der alte Erzbischof Ebo erinnerte, nachdem Ansgar Bericht erstattet, an die Idee Karl des Großen, in Hamburg ein Bistum zur Bekehrung des Nordens zu errichten, und bewirkte damit, daß sogar der Beschluß gefaßt ward, dort ein Erzbistum zu gründen. Die Bischöfe von Bremen und von Verden fanden sich bereit, die bisher zu ihren Diözesen geschlagenen Theile Nordalbingiens der Hamburger Kirche zu überweisen, und der Kaiser schenkte dem neuen Erzbischof als Dotation die Zelle Turholt in Westflandern, da Rodnach, nach Heridags Tode, einem Kloster in Aachen verliehen war. Im Anfang Novembers des Jahres 831 wurde Ansgar zum Erzbischof von Hamburg geweihet, und zwar von Drogo, dem Erzbischof von Metz, dem Halbbruder des Kaisers, unter Assistenz der Erzbischöfe Ebo von Reims, Hetti von Trier, Otgar von Mainz, im Beisein der Bischöfe Helinga von Verden und Willerich von Bremen, nebst vielen anderen geistlichen und weltlichen Würdenträgern. Die kaiserlichen Anordnungen sanktionieren zu lassen, entsandte Ludwig Ansgar, begleitet von zwei Bischöfen und seinem Gesandten, nach Rom, und Gregor IV. erteilte ihm das Pallium, die weiße, aus der Wolle der auf dem Kapitol zu diesem Zweck gezogenen Ziegen gefertigte Ehren-Binde, das Symbol der engsten Verbindung mit der römischen Kirche; damit verlieh er ihm insbesondere die bischöfliche Gewalt im nordalbingischen Sachsenlande, die erzbischöfliche über alle bischöflichen Kirchen, welche fernerhin durch die missionierende Thätigkeit des hamburgischen Stuhles gestiftet würden, und zugleich die päpstliche Delegation im ganzen Norden.

Ansgar, an Titeln reich, hatte zunächst eine sehr beschränkte Wirksamkeit. Sein Bischofssitz, Hamburg, war damals eine kleine Burg, die nicht die Hälfte des jetzigen Petri-Kirchspiels einnahm. Ihren Grund

bildete ein Dreieck, an zwei Seiten von Wasser umgeben, im Osten abgeschlossen durch den später sogenannten Heidenwall, der anfangs wohl nur durch Ein Thor (das spätere Dom- oder Schulthor) durchschnitten war, in der Mitte des Speersortes, wo das Petri- und Jakobi-Kirchspiel sich scheiden. Der Dom war, wie die anderen Häuser, nur von Holz erbaut; in der Schule war eine kleine Büchersammlung, zu der der Kaiser mit einer Bibel den Grund gelegt hatte; außer der Schule lebten aber die Mönche nicht in Einem Hause zusammen, wenn sie sich auch nach der Regel, die der Bischof Chrodegang von Metz 765 gegeben, um die in der fränkischen Kirche sehr verfallene Zucht und Ordnung wiederherzustellen, richteten. Darum hatten sie ihre bestimmte Kapitel-Stube, in der nach der Vorschrift die Abschnitte aus der heiligen Schrift gelesen, die Horen (Betstunden, prima [6 Uhr], tertia [um 9], sexta (um 12], nona [3], vespera [6] gehalten wurde). Die jungen Mönche wurden in den Wissenschaften unterrichtet, aber auch im Predigen in der Landessprache nach Alkuins Homiliarium geübt. Uber diese kleine Gemeinde hinaus konnte Ansgar wohl schwer zu einer erfolgreichen Wirksamkeit gelangt sein. Es ist nicht zu finden, daß er in den ersten vierzehn Jahren über die Eider gekommen ist. In Holstein gelang es ihm nur an zwei Stellen, Taufkapellen zu errichten, in Heligenstätten und in Schönefeld. Aber auch in Hamburg selbst sollte seine Thätigkeit beschränkt werden. Turholt, das Gut, das zur Erhaltung des Stiftes dienen sollte, fiel nach Ludwig des Frommen Tode durch den Vertrag von Verdun (843) mit Flandern dem westfränkischen Könige Karl dem Kahlen zu, und dies verursachte Ansgar große Sorge. Dazu kam, daß im J. 845 eines Abends plötzlich Wikinger, Normannen, die lange schon die fränkische Küste beunruhigten, auf der Elbe erschienen. Der Graf von Stormarn, Bernhard, der Schirmvogt der Stadt, war gerade abwesend; Ansgar glaubte anfangs, die Feinde abwehren zu können, bis die Bewohner der Umgegend zum Ersatz kommen würden; allein an 600 Schiffe sollen vor der Stadt gelandet sein mit einer solchen Anzahl Feinde, daß an eine Verteidigung nicht zu denken war. Ansgar selbst vermochte sich kaum mit seinem Reliquienkasten zu retten. Die Dänen brachen in die Burg ein und hausten zwei Tage und zwei Nächte darin. Ansgar soll nach einer

unsicheren Überlieferung bei einer begüterten Frau Ikia eine Zufluchtsstelle gefunden und von ihr ein hinter Harburg gelegenes Gütchen Rameslo zum Geschenk erhalten haben, um dort ein Kloster zu errichten. Des Königs Ludwig des Deutschen Klage, daß die Normannen ohne Kriegserklärung in sein Land eingedrungen seien, war erfolglos; der Verlust des Erzbistums Hamburg war für ihn um so herber, als er nun in seinem Reich nur noch zwei Erzbistümer, das von Mainz und das von Salzburg behielt. Darum machte auf der Synode zu Mainz im J. 847 der gelehrte Reichskanzler Rhabanus Maurus ihm den Vorschlag, da der Bischof Leuderich von Bremen gestorben sei, dies Bistum dem Erzbischof von Hamburg zu verleihen, dagegen aber den Teil des Verdener Bistums, der bei der Gründung des hamburgischen Erzbistums an dasselbe abgetreten sei, mit diesem Bistum wieder zu vereinen. Der Bischof von Verden, Waltgar, war damit einverstanden; aber Ansgar sträubte sich, weil ihm dies gegen die kanonischen Gesetze zu sein schien. Als ihm aber auf der Kirchenversammlung von 848 dieser Einwand genommen ward, erhob sich Günthar, der neuerwählte Erzbischof von Köln, dagegen, weil überhaupt nur während einer Vakanz in Köln das Bistum Bremen diesem verloren gegangen sei. Doch entschied, als Günthar aus anderen Gründen das Erzbistum verlor, der Papst Nikolaus I. am 31. Mai 864, daß das bremische mit dem hamburgischen Bistum unter dem hamburgischen Erzbischof für ewige Zeiten vereint bleiben solle.

Nun trat Ansgar mit frohem Mut in sein neues Amt. Zu Hause gab es zwar noch viel zu thun, es war nicht leicht, die kirchliche Verwaltung in regelmäßigen Gang zu bringen; als höchste Aufgabe betrachtete er jedoch die Heidenmission. Schleswig sah er sich zuerst geöffnet; in der Hauptstadt dieses Landes konnte er das erste Gotteshaus errichten; aber nachhaltiger noch war seine Wirksamkeit in Schweden. Im letzten Jahrzehnt mußte er selbst zwar ausgedehntere Fahrten dahin einstellen. Als sein Lebensende nahte (am 3. Februar 865) wurde er gefragt, in wessen Hände er seine Heerde am liebstsen sehen würde? Er antwortete: Rimbert verdient mehr Erzbischof zu sein, als ich Diakonus. Infolgedessen erwählte denn schon am Tage vor seiner Bestattung die Geistlichkeit Rimbert zu seinem Nachfolger.

Dieser befand sich bei der Mission in Schweden, als er den Ruf erhielt, in Ansgars Stelle zu treten. Als treuer Benediktiner-Mönch durfte er die Wahl nicht annehmen, ohne Erlaubnis seines Abtes; er eilte nach Korvey. Durch die Vermittlung des Abtes Adalgar erhielt er die Bestätigung auch des Königs; dann ward er vom Erzbischof von Mainz, Liutbert, unter Assistenz der Bischöfe von Minden und Paderborn geweiht, und bekam das Pallium vom Papst Nikolaus I. Er blieb ein Mönch, und als solcher in innigster Verbindung mit Korvey; auch mit den Brüdern in Alt-Korbie, welchen er das Leben seines teuren Lehrers Ansgar, als Vorbild in einer Beschreibung darstellte, in der uns auch noch die bedeutendste Quelle für die Geschichte des Mittelalters eröffnet ist. Von seinem eigenen Leben wissen wir wenig mehr, als daß er die Missionen im Norden mit wechselndem Segen gepflegt hat. Durch seine Verbindung mit Korvey bekam auch St. Vitus eine Bedeutung für Hamburg, da er später als Schutzpatron hier geehrt ward; denn die Gebeine desselben wurden im J. 836 aus Frankreich mit großer Feierlichkeit nach Korvey getragen und vom Abt Adalgar in den Grund der neuen Kirche daselbst gelegt.

Die Missionsarbeit wurde aber durch die Kriege im Norden sehr erschwert. Die Normannen, die Wikinger, die schon im J. 845 nach Hamburg gekommen waren, drohten im J. 880 schon wieder mit einen allgemeinen Angriff auf die Nordseeküste. Sie kamen abermals mit ihren leichten Fahrzeugen die Elbe herauf, verließen diesmal die Schiffe und zerstreuten sich zur Plünderung in die entfernter liegenden Gegenden. Ihnen die Stirn zu bieten war Bruno, der Sohn Liudolfs, dem die Sachsen unterthänig waren, als Herzog entgegengezogen. Am linken Elbufer, südlich von Lüneburg, beim späteren Kloster Ebstorf, trafen die feindlichen Heere zusammen. Nach hartem Kampfe unterlagen die Sachsen, Herzog Bruno selbst mit 11 Grafen, 18 königlichen Vasallen, sowie die Bischöfe von Hildesheim und Minden, kamen um; wer nicht vom Schwerte getroffen ward, fiel in Knechtschaft. Der Schrecken war so groß, daß die Niederlage in der Sage einer eingetretenen Sturmflut zugeschrieben ward. Rimberts größte Sorge war der Loskauf der Gefangenen; selbst die kostbaren Kirchengeräthe gab er her, um das Lösegeld zu beschaffen, denn

er sagte: „Besser ist es, die Seelen dem Herrn, als das Gold ihm zu erhalten." Aber schon nach zwei Jahren (884) kamen die Wikinger wieder an die ostfriesische Küste zwischen der Ems und der Weser, gerade als der Erzbischof dort eine Visitationsreise machte. Rimbert rief schnell das Landvolk zusammen, und erhob, wie Moses, betend die Hände zum Himmel, während die Landleute die Feinde zurück in die Sümpfe trieben, so daß von diesen an 10,000 sollen umgekommen sein. Rimbert, heißt es in einer alten Chronik, ward der Schutzpatron der Friesen.

Als er altersschwach geworden, wurde ihm nach seinem Wunsche der Abt von Korvey, Adalgar, vom Könige zum Koadjutor gegeben; nach seinem am 11. Juni 888 erfolgten Tode erhielt dieser vom König Arnulf den Hirtenstab, und vom Papst Stephan VI. das Pallium und die Bestätigung aller Rechte seiner Kirche. Dennoch erhob der Kölner Erzbischof Hermann wieder die alten Ansprüche und erlangte durch seine Machinationen vom Papste Formosus 895 ein günstiges Reskript und selbst vom Könige seine Zustimmung zu diesem. Allein im Februar 905 suspendierte der Papst Sergius III. den Erzbischof Hermann, und stellte die alten Vorrechte der hamburgischen Kirche wieder her.

In seinem hohen Alter konnte Adalgar nicht mehr seinen Geschäften genügen, und erhielt einen Gehülfen aus dem Kloster Korvey, Hoger, einen treuen Hirten, der selbst des Nachts sich nicht verdrießen ließ, nachzusehen, ob die Geistlichen auch die Horen hielten. Er wurde nach Adalgars Tode (909) vom Papste Sergius mit dem Pallium, vom Könige Ludwig mit dem Hirtenstab geschmückt. Als er nach sechs Jahren starb, folgte ihm im J. 916 Reginward, aber nur für zehn Monate. Nach seinem frühen Tode wählte der Klerus und die Gemeinde ihren Propst Leidrardus; doch, als dieser zum Könige kam, um die Bestätigung zu empfangen, reichte Konrad I., der Franke, der den Karolingern auf dem Thron gefolgt war, den Hirtenstab nicht ihm, dem stattlichen Manne, sondern dem Unni, seinem Kaplan, dem unansehnlichen Geistlichen, der bescheiden hinter ihm stand, und der Papst Johannes X. bestätigte diesen als Erzbischof durch Übersendung des Palliums. Er blieb, freilich auch ein Mönch aus Korvey, seinem Könige aber, wie dessen Nachfolger, Heinrich dem Städteerbauer, während der 18 Jahre, welche

er sein Amt verwaltete, ein treuer Gehilfe. Zu seiner Zeit machten nicht nur die Ungarn die mächtigen Einfälle ins deutsche Reich, auch die Dänen fielen in Sachsen ein; Hardtknut, der König, der das Christentum auszurotten suchte und den Beinamen der Wurm erhielt, ging über die Grenze. Doch Heinrich schlug ihn zurück, legte in Schleswig eine Kolonie an, und gründete in Heideby eine Kirche. Da sah Unni die Pforte für den Norden geöffnet; er ging hindurch, drang weiter vor nach Schweden, und erneute das Werk, das Ansgar angefangen hatte. Doch Unni fand seinen Tod zu Birka am Mälarsee am 17. September 936.

Zweites Kapitel.

Die Erzbischöfe als Staatsmänner.

Vom J. 936—1043 n. Chr. G.

Am 2. Juli des Jahres 936 war auf der königlichen Pfalz zu Memleben an der Unstrut in Thüringen plötzlich eine gewaltige Aufregung entstanden. Diener flogen hin und her; die Hausgenossen blickten ängstlich nach einander; nun öffnet sich die Thür des Schlafgemaches des Herrschers; die Königin Mechtildis stürzt heraus; händeringend eilt sie die steinerne Treppe hinunter, eilt in die Schloßkapelle, an den Altar; sie fällt nieder und fleht für das Leben ihres Gemahls. Er war unerwartet vom Schlage getroffen, Heinrich I., der Vogler, der Sinne beraubt. Da ertönte vom Schloßturme die Sterbeglocke. Die fromme Mechtildis erhebt sich, und schaut fragend um: „Ist denn niemand hier, der eine Totenmesse lesen kann?“ Und heran tritt ein junger Geistlicher der Hofkapelle, den Adel seiner Geburt, wie seines Geistes in seiner Erscheinung kundgebend. Er hatte an diesem Tage gefastet, so konnte er den Wunsch der Gebieterin erfüllen, die erste Totenmesse lesen. Nachdem er geendet, reichte Mechtildis ihm ihre goldene Armspange mit den Worten: „Das werde ich nie vergessen!“ Dieser junge Geistliche war Adaldag, ein Herr von Meyendorf; er hatte seine

Bildung erhalten in der Schule der Hofkapelle, die von Heinrich gegründet war zur Heranbildung von Geistlichen, welche zur Leitung des Staates wie der Kirche geschickt wären. Auf der Königin Bitte machte ihr Sohn, Otto I., den Adaldag gleich zu seinem Hauskaplan und Sekretär, und als er bald darauf die Nachricht erhielt, daß Unni plötzlich gestorben war, am 19. Februar 936 zum Erzbischof von Hamburg. Otto verhieß zugleich seiner Kirche, außer ihren bisherigen Freiheiten, den Schutz den alle Klöster im fränkischen Reiche genossen. So bezeichnet Adaldags Erhebung schon eine neue Periode in der Geschichte der hamburgischen Kirche. Wenn die ersten sechs Erzbischöfe aus dem Kloster hervorgegangen, Mönche geblieben sind, so war Adaldag der erste, der am Hofe erzogen, vom Herrscher zum Erzbischof erhoben, um den weltlichen Fürsten ein Gegengewicht zu leisten, und das Staatsoberhaupt zu stärken. Adaldags Wirken entsprach ganz den Ideen, die der Kaiser gehabt. In dem ersten Jahrzehent hatte er in seiner Diözese viel zu thun. Um die Bildung der Geistlichen zu fördern, machte er zum Leiter der hamburgischen Schule den Magister Thiedhelm, einen ausgezeichneten Schüler des magdeburgischen Scholastikus Ottrick, der für den beredtesten Mann seiner Zeit galt. Adaldag wollte, die Kirche sollte sich stark erweisen im kirchlichen Sinne, so auch, indem sie sich erweiterte. Noch in den letzten Jahren seines Lebens hatte Otto's Vater das Land zwischen der Elbe und der Schlei, das der alte Gorm sich unterworfen hatte, dem Reiche wiedergewonnen, da begann Adaldag die Missionsarbeit in Schleswig wieder. Er hatte durch den Abt Hadumar von Fulda in Rom die päpstliche Bestätigung der drei dänischen Bistümer Schleswig, Ripen und Aarhus, erhalten, und weihete für die drei Kirchen Bischöfe; so konnte er im Juni 948 auf dem wichtigen Konzil von Ingelheim mit drei Suffragan-Bischöfen erscheinen, und der Kaiser verlieh im J. 965 den Kirchen in Dänemark die Immunität, wie die deutschen sie hatten, d. h. die Freiheit vom Dienst und den öffentlichen Gerichten, wie die Vogtei über die Hintersassen. Sich die Macht zu stärken, solches zu unternehmen, hatte der Kaiser dem Hermann Billung, dem er schon markgräfliche Gewalt gegeben hatte, Sachsen als Herzogtum verliehen zur Wahrung und Ausübung der königlichen Rechte in seiner Abwesenheit.

Das Konzil in Ingelheim hatte der Kaiser durch die Sendung Hadumars veranlaßt, um seinen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, daß er Magdeburg, die von ihm so geliebte Stadt, die er als Morgengabe seiner ersten geliebten Gemahlin, Edgitha, erhalten, zum Sitz eines Erzbischofs der slavischen Völker erheben könne. Denn der Erzbischof von Mainz, welcher die zu seiner Diözese gehörige Kirche nicht verlieren wollte, hatte sich so entschieden gegen den Plan erklärt, daß eine Entscheidung des Papstes notwendig erschien. Der Papst verwies die Sache nach Deutschland und sandte als seinen Legaten für diese Angelegenheit den Bischof Marino von Bomarzo. Der Kaiser räumte bei der Zusammenkunft dem Vertreter des Papstes den Vorsitz, verlangte aber, mit Rücksicht auf die große Zahl der erschienenen Laien, die Deutsche waren, daß sowohl das heilige Evangelium und die Kanones, wie auch das päpstliche Schreiben, nachdem es verlesen war, deutsch wiederholt werde. Der schlaue Erzbischof von Mainz hatte aber vorher die Mehrzahl der Anwesenden für seine Ansicht gewonnen, die dahin ging, daß besser statt eines Erzbistums zwei Bistümer für das Slavenland gegründet würden, die durch die in die Elbe fließende Peene zu trennen seien. Brandenburg solle fürs südliche, Havelberg fürs nördliche als Sitz des Bischofs genommen werden; das Bistum Oldenburg, welches der Kaiser nach Besiegung der Wenden als Markgrafschaft seinem Kaplan Otto verliehen, könne Hamburg zufallen. Als dies zum Beschluß erhoben war, sandte Otto sogleich nach Rom, den Papst zu bewegen, lieber das Bistum Havelberg nach Magdeburg zu verlegen. Hadumar, der im voraus sagte, daß es nicht schwer sei, mit hundert Pfund in Rom alle Pallien zu erlangen, erreichte dies leicht. Allein der Papst Agapetus starb, und die Arbeit schien umsonst. Und dennoch sollte Otto sein Ziel erreichen. Der Nachfolger vom Papst Agapetus, Johann XII., erregte durch sein lasterhaftes Leben so sehr den Unwillen der Römer, daß er sich gegen ihre Wut zu schützen, die Hilfe des Kaisers sich erbitten mußte. Er bot ihm zu dem Ende die römische Kaiserkrone an. Otto zog am 9. Februar 962 in Rom ein, und hatte in seinem Gefolge den Erzbischof von Hamburg mit vier anderen Bischöfen. Der Papst setzte dem Kaiser und seiner Gemahlin, der schönen Adelheid, die Krone auf. Nun nahm Otto sein oberherrliches Recht in Anspruch, berief eine

Kirchenversammlung und erlangte in Rom, was er in Deutschland vergeblich erstrebt hatte, die Befugnis zur Gründung des Erzbistums Magdeburg, mit der Vollmacht eines Metropoliten über die slavischen Stämme. Triumphierend wollte Otto heimziehen, doch noch in Oberitalien erfuhr er, daß der Papst schon jetzt mit den Griechen in Unteritalien in Verbindung getreten sei. Er warnte den Papst vor den heterodoxen Feinden, und wies ihn auf seinen Eid hin. Es war umsonst. Während Otto nun umkehrte, floh der Papst aus seiner Hauptstadt. Da zog der Kaiser in Rom ein und hielt drei Tage darauf, am 6. November, eine große Synode in der Peterskirche; der Erzbischof von Hamburg saß zu seiner Rechten. Der Kaiser sprach zuerst sein Bedauern aus, daß in dieser heiligen und erlauchten Versammlung der Geistlichkeit und des Adels von Rom der Papst fehle, und forderte auf, die Gründe anzugeben. Als nun aus der Mitte der Kardinäle die schwerwiegendsten Anklagen gegen das unwürdige Betragen und das lasterhafte Leben Johann XII. vorgebracht waren, ersuchte der Kaiser die Synode, den Angeklagten vorzufordern. Der Papst sandte schriftlich die Antwort: „Wir haben sagen hören, daß ihr gewillt seid, einen andern Papst einzusetzen; wenn ihr das thut, so exkommuniziere ich euch!" Als man darauf einige Kardinäle zu ihm sandte, — war er auf die Jagd gegangen. Nunmehr trat der Kaiser selbst auf, und zieh ihn des Eidbruchs und des Hochverrates, und die ganze Versammlung beantragte, „dies Ungeheuer aus der Kirche zu stoßen!" Obgleich der Kaiser nun die Synode aufforderte, einen neuen Papst zu wählen, und einen Mann von bestem Rufe, Leo VIII. vorschlug, fand Johann dennoch einen großen Anhang und erregte einen Aufruhr in der Stadt. Ja, nachdem dieser leicht unterdrückt war und der Kaiser die Stadt verlassen hatte, konnte sich Johann wieder der Herrschaft bemächtigen, und am 26. Februar eine Synode in die Peterskirche berufen. Es erschienen 16 Kardinäle. War es doch eine seit der Zeit der Karolinger aufgekommene Annahme, daß der Papst von niemand gerichtet werden dürfe. Die Synode erklärte auch Leo als „eingedrungenen Eidbrüchigen", aller geistlichen Würden verlustig, und bedrohte mit dem Bann jeden, der ihm anhangen würde. Als nun am 12. Mai der Papst Johann, plötzlich vom Schlagfluß getroffen, starb, erwählten die Kardinäle zum Papst einen

Mann, gegen den man nichts sagen konnte, Benedikt V. Doch der Kaiser, der noch in Oberitalien aufgehalten war, und auf die Kunde von Johanns Tode nach Rom eilte, rief empört, als er das hörte: „Eher will ich mein Schwert lassen, als daß Leo den päpstlichen Stuhl verlieren sollte!“ Und er zog wieder in Rom ein, hielt zum dritten Mal eine Synode in der Peterskirche. Diesmal saß Adaldag zur Linken des Kaisers; Leo zur Rechten. Als Benedikt V. im päpstlichen Gewande als Angeklagter vortrat und gefragt ward, mit welchem Rechte er bei Lebzeiten des vom Kaiser selbst eingesetzten Papstes Leo VIII. die päpstlichen Gewänder angelegt habe, — brach er zusammen, bat fußfällig um Erbarmen, riß sich selbst das Pallium ab und bot es mit dem Hirtenstab Leo VIII. Darauf erklärte dieser ihn aller geistlichen Ehren verlustig, jedoch gestattete er ihm auf des Kaisers Fürbitte, sofern er Rom verließe, das Amt eines Diakonus zu verwalten. Der Kaiser übergab ihn zur Aufsicht an Adaldag. Dieser nahm ihn mit nach Hamburg. Mit Jubel ward der Papst in Bremen empfangen. In Hamburg erwarb er sich, der früher wegen seiner Gelehrsamkeit den Beinamen Grammatikus sich verdient hatte, die größte Achtung durch seinen frommen, liebevollen Wandel. Als er am 5. Juli 965 entschlafen war, wurden seine Gebeine im Chor des Doms beigesetzt, und ruhten da bis unter Kaiser Otto III. der Erzbischof Liavizo, sein Landsmann, dieselben nach Italien bringen ließ. Noch am Ende des 13. Jahrhunderts ward das leere Grab mit einer Platte, die aus gebranntem Thon sein Bildnis trug, geehrt und bis zum Abbruch des Doms in diesem Jahrhundert gezeigt.

Als nun Otto im J. 965 sieggekrönt nach Sachsen zurückgekehrt war, zeigte er sogleich, daß er das vor allem für seinen kaiserlichen Beruf hielt, Gott die Ehre zu geben und alles zu thun, was zur Hebung der christlichen Religion dienen könne. Schon am 26. Juni erließ er, wie er ausdrücklich sagte, auf Anlaß seines geliebten Erzbischofes Adaldag, eine Urkunde, in der er alles Eigentum in den Bistümern Schleswig, Ripen und Aarhus von allen Abgaben und Diensten, die ihm von rechtswegen zukämen, befreite, sowie die Bischöfe und Untergebenen von allen Beschwerungen seines Vogtes freisprach. Am 10. August 966 gestattete er dann dem hamburgischen Erzbischofe in Bremen, einen Markt zu errichten,

und verzichtete auf allen Nutzen, den der Staat etwa aus dem Bann, dem Zoll oder der Münze erheben könne, nahm zugleich auch die dort ansäßigen Geschäftsleute in denselben Schutz, den die Bewohner der anderen Städte seines Reiches genossen. Schon unter Otto's Vorgänger, Heinrich dem Städteerbauer, war die Burg eine Stadt geworden, in der vorzüglich die Handwerker ihre Geschäfte treiben sollten. Durch die Marktgerechtigkeit wurden die Umwohner in die Städte gezogen, und Adaldag verkannte den Segen nicht, den die Kirche durch dies Zusammenkommen für den Gottesdienst haben konnte. Die Bürger, welche von der Bevormundung des kaiserlichen Vogtes in ihren Geschäften befreiet waren, bildeten sich ihre eigene Obrigkeit. Da die, welche dasselbe Handwerk trieben, zuerst in derselben Straße bei einander wohnten, wohl schon ihre eigenen Vorsteher hatten, Ältermänner, die sie vertraten, so vereinten sich die Altermänner der verschiedenen Ämter, die gemeinschaftlichen Geschäfte zu ordnen, nun einen Magistrat zu bilden, den Rat. Denn der Rat in den Städten tritt uns keineswegs von Anfang an als ein geschlossenes Kollegium entgegen von Männern, die auf Lebenszeit gewählt sind, sondern er ist hier, wie in anderen Städten, nach und nach, wie das Bedürfnis es verlangte, entstanden; auch die Zahl seiner Mitglieder erscheint nicht in allen Jahren dieselbe gewesen zu sein. Nur das stand von Anfang an fest, daß am 22. Februar der für das folgende Jahr neugewählte Rat antrat. An diesem Tage feierte man schon zu Karl des Großen Zeiten in ganz Deutschland Petri Stuhlfeier, ein Fest, weil an diesem Tage der Apostel Petrus den päpstlichen Stuhl in Rom bestiegen haben sollte; es wurde auch schon in den ältesten Kalendarien „Petri Zechfest“ (festum epularum) genannt, und begründete die in Hamburg noch in neuester Zeit vorkommende Sitte, den jährlichen Wechsel der Verwaltung in den Kollegien und Gesellschaften mit der Ablegung der Jahresrechnung bei einer Mahlzeit zu begehen. In den Rat scheint man jedes Jahr wenigstens eine Person, als ein neues Element in der Verwaltung, aus der Gemeinde gewählt zu haben, erforderte es das Bedürfnis, auch mehr als eine. Denn die, welche einmal gewählt waren, blieben ferner Ratsherren der Würde nach bis ans Ende, und wurden zu wichtigen Entscheidungen berufen, wenn sie die laufenden Geschäfte zu besorgen, auch nur die beiden ersten Jahre

verpflichtet waren, eine Wiederwahl für ein drittes Jahr auch ablehnen konnten, da die, welche zum sitzenden Rat gehörten, viele Arbeit, aber kein Einkommen hatten. Aus denen, die nicht in den Rat traten, es waren 40—50 zuweilen, da für die Arbeit nur 14 gewählt wurden, sind, nach Koppmann's wahrscheinlicher Vermutung, die „Wittigen" genommen, welche Gerichtssachen u. dgl. übernahmen, weshalb die Ratmänner später „Hoch- und Wohlweise Herren" tituliert wurden. Auch, als die Ratmänner später lebenslang in der Verwaltung blieben und der Unterschied zwischen dem alten und neuen Rat aufhörte, behielt man den Petritag für die Umsetzung der Ämter im Rat bei. Zu den beiden Bürgermeistern, die zuerst im Präsidiat wechselten, kam ein dritter, wahrscheinlich, als im Rate bestimmt wurde, daß man nach zwei Jahren das dritte freihaben sollte, und ein vierter, als zu den dreien ein Nicht-Graduierter kam, der das Präsidium nicht übernehmen konnte. Gesetzliche Bestimmungen aber, die vor dem Jahre 1202 niedergeschrieben sind, sind nicht bekannt.

Der Kaiser Otto hatte Adaldag um so höher schätzen gelernt, je mehr er seine hohe Bildung in Italien erkannte. Hatte er selbst in seiner Jugend sich in allen ritterlichen Künsten hervorgethan, so hatte er doch erst nach dem Tode seiner ersten Gemahlin lesen gelernt. Die ächte Bildung geht von der Kirche aus, das erkannte der Kaiser durch den Umgang mit Adaldag, und er brachte eine Menge Gebeine von Märtyrern und andere Reliquien mit nach Deutschland, um durch dieselbigen Stätten dem Volke zu heiligen und als Altäre Gott zu weihen. Aber die Kirche führte auch zu gelehrter Bildung; deshalb sammelte Adaldag hunderte von Handschriften und nahm sie mit, die Kenntnis des Altertums zu verbreiten. Und am Hofe sammelte Otto einen Kreis von Gelehrten und Künstlern, Männern und Frauen, welche glänzten durch Reichtum an Bildung, Adelheid, die Lombardin, Otto's zweite Gemahlin, Theophanie, die Griechin, welche an Otto II. verheiratet war, die aber auch der Bürgerkinder sich annahm und selbst sie um sich sammelte, sie zu unterrichten; während der Erzbischof die Schulen zu heben suchte, namentlich auch die der Klöster. Bald beschäftigte man sich in diesen nicht mehr allein mit Abschriften lateinischer Bücher; man verfaßte eigene

Werke auch in deutscher Sprache. Im Kloster Korvey entstand 967 ein Geschichtswerk, welches die Schicksale und Thaten des sächsischen Volkes von dessen Anfängen bis zu Otto's Zeit in einer volkstümlichen, aber doch epischen Sprache darstellt, so daß es über die früheren, dürftigen Chroniken weit sich erhebt; und während Widukind seine Geschichte vollendete, besang im benachbarten Kloster Gaudersheim eine Nonne Hrotswitha (die erste deutsche Schriftstellerin ist sie genannt) Otto's Heldenthaten. Reicher noch zeigte sich die Kunst in ihrer Entwickelung auf vielen Gebieten. Konnte Adaldag auch nicht mit seinem Zeitgenossen Bernward, dem Bischof von Hildesheim, zusammengestellt werden in der Errichtung großartiger Gebäude; wir haben doch noch Proben, welche zeigen, daß er auch das Handwerk zu adeln verstand durch Schöpfungen klassischer Werke, Handschriften, mit den feinsten Miniaturen geziert, heilige Gewänder, Paramente mit kostbaren Stickereien, Kirchenpforten mit Meisterwerken der Schmiedekunst.

Doch während Adaldag in frischem Mute seine Diözese zu heben weiter strebte, erhielt er einen Beweis der Achtung seines Kaisers, der für ihn von besonderer Bedeutung war. Seine Kirche erlitt einen Angriff von einer Seite, von der er ihn nicht erwartet hatte. Otto hatte im J. 953 seinen jüngsten Bruder Bruno zum Erzbischof von Köln gemacht, einen Mann, von dem er am meisten von seinen Brüdern hielt, weil dieser wegen seiner Bildung nicht sie nur alle überstrahlte, sondern sein Erzbistum zu einem neuen, hohen Glanze brachte. Dieser, der, wie Adaldag früher, des Kaisers Kanzler gewesen, und mit den Urkunden bekannt geworden war, fand aber, daß nach der Bulle des Papstes Formosus vom J. 893 die hamburgische Kirche der Kölner Kirche jetzt die bremische Kirche zurückgeben müsse, da in diesem letzten Vertrage stand, daß dies sofort geschehen solle, „sobald die hamburgische Kirche sich eigene Suffraganbistümer gegründet habe". Das war geschehen; gegen die Forderung war nichts einzuwenden; „aber, schreibt der alte Geschichtsschreiber Adam von Bremen (vor dem J. 1075 schon), indem er (Bruno) sich vergebens auf alle Weise bemüht hatte, des Papstes Rat oder des Bruders Hilfe zu gewinnen, hat der edle und weise Mann, durch des Adaldags Ansehn überwunden, zu Gunsten der hamburgischen Kirche

laut erklärt, eine Kirche, die unter den größten Gefahren unter den Heiden errichtet sei, dürfe von niemanden verletzt werden, sondern sei würdig, mit Liebe gepflegt und geehrt zu werden von allen Kirchen ringsumher. „Noch sei es im Gedächtnis der Nachkommen, fährt Adam fort, daß der Diakon des Erzbischofs Adaldag, Erp, vom Könige mit dem Bistum Verden beschenkt sei, weil er dem Adaldag in dem angeführten Streit so treu zur Seite gestanden." Wenn man nun in neuester Zeit Urkunden beigebracht hat, die auf Adaldag den Verdacht der Fälschung von Handschriften werfen, und dabei dem Bruno auch seine Ehre nehmen, so können wir uns doch dem nicht anschließen, da die Schlüsse sich doch nur noch auf Konjekturen gründen, und des Kaisers Entscheidung keineswegs erklären.

Doch bei allem, was Adaldag zur Erhöhung seiner Kirche that, vergaß er seinen Beruf nicht, das Christentum unter den Heiden zu verbreiten. Wie ihm dieses am Herzen lag, gab er dem Kaiser einen Beweis dadurch, daß er den König Harald von Dänemark mit seiner Gemahlin beim letzten Osterfest, das Otto I. im J. 975 zu Quedlinburg beging, dem Kaiser als solche vorführte, welche von ihm die Taufe empfangen hatten.

Freilich erschien ihre Bekehrung gar bald nur wie eine politische Maßnahme; denn kaum hatte Harald erfahren, daß der Kaiser am 7. Mai geendet habe, als er sich mit dem König Hakon von Norwegen verband, und das Dannewerk überschritt. Allein Otto des Ersten Sohn, Otto II., erst 18 Jahre alt, eilte sogleich herbei und schlug ihn zurück. Und 10 Jahre später, als auch Otto II. plötzlich den Tod gefunden, mußte Harald selbst, von seinem Sohne Swend (Gabelbart gewöhnlich genannt) aus seinem Lande vertrieben, auf der Jomsburg, die er sich an der Mündung der Swine erbauet hatte, um die Wenden zu unterjochen, seinen Tod erwarten.

Adaldag starb am 28. April 988. Zu seinem Nachfolger ward Liavizo (Libentius) gewählt; er war der erste Erzbischof in Hamburg, der von seinen Suffraganen geweiht werden konnte. Er war ein frommer Mann, der in der welschen Schweiz lebend, den Papst Benedikt auf seiner Herreise gesehen hatte und von ihm so angezogen war, daß er bis an seinen Tod ihn nicht verlassen hat. Er lebte am liebsten in der Stille

des Klosters; das Armenhaus war ihm übergeben gewesen, und auch als Erzbischof pflegte er die Kranken mit eigener Hand, bewundert wegen seiner Demut, Enthaltsamkeit und Keuschheit; er bat den Kaiser Otto III., die Gebeine des Papstes Benedikt nach Rom führen zu dürfen. Aber freilich seiner Stellung als Kirchenfürst genügte er nicht. Wieder liefen im J. 994 die Normannen in die Weser und Elbe ein, und drangen bis tief ins Binnenland hinein; vergebens suchten an der Spitze des eilig zusammengerafften Heerbannes die Grafen Heinrich, Udo und Siegfried von Stade sie aufzuhalten; in dem Kampfe, welcher am 23. Juni auf der Elbe erfolgte, ward Udo erschlagen; Heinrich und Siegfried gerieten mit vielen Genossen in Gefangenschaft und wurden, an Händen und Füßen gefesselt, auf die Schiffe geschleppt. Auf die Kunde hiervon trat ihr Schwager, der Herzog Bernhard, mit den Feinden sogleich in Unterhandlung. Sie forderten das ungeheure Lösegeld von 7000 Pfunden; begnügten sich aber, bis diese aufgebracht waren, mit Geiseln. Doch, während man die große Summe zusammenzubringen suchte, gelang es Siegfried, sich zu befreien. Die Normannen eilten ihm nach, erstürmten Stade, und als sie ihn nicht fanden, hieben sie in Wut den übrigen Gefangenen Nasen, Ohren und Hände ab. Da kam Herzog Bernhard zu Hilfe und brachte dem Heere eine gänzliche Niederlage bei. Zu gleicher Zeit gerieten auch die Normannen, welche in die Wesergegend eingedrungen waren, ins Verderben. Aber die Furcht vor ihnen war so groß gewesen, daß der Erzbischof Liavizo die Kostbarkeiten seiner Kirche nach dem Kloster Bücken bei Hoya geflüchtet hatte.

Wohl stand es mit diesem Einfall der Normannen in Verbindung, daß zu derselben Zeit auch das ganze Wendenland, das der Kaiser Otto von der Elbe bis zur Oder unterworfen hatte, in Aufruhr geriet. Mistivoi, vom Herzog Bernhard von Sachsen tief gekränkt, der ihm seine Nichte zur Ehe zu geben verweigert und ihn dabei, weil er Heide war, einen Hund gescholten, hatte alle Slavenstämme zu einem Rachezuge entflammt, und mit seinen Obotriten ganz Nordalbingien mit Feuer und Schwert verheert, und Hamburg in Asche gelegt. Libentius starb am 4. Januar 1013. Zu seinem Nachfolger wurde, wie er gewünscht hatte, gewählt Oddo, der Neffe Adaldags, der schon als Vize-Dominus

seine Tüchtigkeit in seiner Verteidigung des Klosters Rameslo gegen die Ansprüche des Bischofs von Verden gezeigt hatte; aber der König Heinrich II. übte seine königliche Macht aus, und machte den Sprößling aus dem vornehmen Geschlecht der Immedinger zum Erzbischof, Unwan, einen Vetter des Bischofs Meinwerk von Paderborn und der Gräfin Imma, der Witwe des Billungers Liudger, welcher die Hamburger Kirche so reiche Geschenke verdankte. Unwan wandte nicht nur auch der hamburgischen Kirche große Besitzungen zu; er ließ die Stadt aus den Ruinen erstehen und hob ihren Wohlstand, da er in ihr am liebsten seinen Hof hielt, dort glänzende Feste gab, zu denen er gerne Besuche einlud von dem König Swend Estrithson, Kanut, dem Herzog Bernhard oder den Slavenfürsten. Er suchte die richterliche Gewalt der Fürsten zu beseitigen, und die Grafschaft in seine Hände zu bringen; das mußte zu einem Zerwürfnis mit dem billungischen Herzoge führen, der in Hamburg eine Burg neben der seinigen besaß, und mit Mißgunst auf die Bevorzugungen sah, welche der Herrscher dem Erzbischof gewährte. Dies führte 1019 zu einer Empörung gegen den Kaiser, die Unwan zu einer Umwallung von Bremen nötigte, um sich zu sichern. Doch wußte Unwan auf friedlichem Wege hier, wie sonst, mehr zu gewinnen. So besonders in Dänemark, wo der König Kanut durch englische Geistliche das Christentum verbreitete und die Kirche dem hamburgischen Erzbistum zu entfremden drohte; ihn gewann Unwan durch sein höfliches Entgegenkommen und seine Einladung nach Hamburg, und zwar so, daß sein Neffe von ihm sagte, daß Kanut alles thäte, was Unwan wolle, und im J. 1022 zu einem Freundschaftsvertrag mit Konrad II. sich bereit zeigte. Unwan konnte in Dänemark dem Heidentum scheinbar ein Ende machen, wie er in Schweden durch den Schoßkönig Olaf ein Bistum errichten konnte. Er stiftete auch, da die Weltgeistlichen das kanonische Leben schon aufgegeben hatten, eine besondere Kongregation, indem er aus jedem der unter seiner Aufsicht stehenden Klöster Bremen, Bücken, Rameslo und Hassefeld, drei Brüder berief, um als canonici regulares zusammen zu leben; einem von diesen übergab er, als dem Scholastikus, die Schule.

Unwans segensreiches Wirken endete am 26. Januar 1030. Unter seinem Nachfolger, Libentius II., einem Neffen des ersten Liavizo, blieb

das Verhältnis mit dem Herzog Bernhard II. und dem König Kanut ein friedliches; er kam oft nach Hamburg; ein frommer Mann, sorgte er besonders für die Armen, so daß zu seiner Zeit hier kaum ein Hilfsbedürftiger gefunden ward. Doch schon am Bartholomäusfeste 1032 sank er, nachdem er zwei Messen gelesen, erschöpft von vieler Arbeit, nieder und starb. Auch der ihm folgte, Hermann, saß kaum drei Jahre auf dem erzbischöflichen Stuhl. Er kam von Halberstadt; Hamburg gefiel ihm nicht; er nannte es ein Sumpfloch, als er es einmal besucht hatte, und ging nicht wieder her. Übrigens hatte er ausgezeichnete Geistliche unter sich, wie Snitger, der 1043 Bischof in Bamberg und 1046 Papst ward. Er hob zuerst die Kirchenmusik in Bremen, indem er einen Musikus Guido aus Italien kommen ließ, den Einige für den berühmten Guido von Arezzo halten; er verbesserte auch die Klosterzucht; die Bauten, die er im Sinne hatte, die Stadtmauer, vielleicht den Dom und die Wasserwerke konnte er nicht vollenden; er verschied am 19. September 1035. Der Kaiser Konrad II. ernannte nun seinen Kaplan, Bezelin, einen Kölner Geistlichen, genannt Alebrand, zum Erzbischof, doch mußte dieser erst am Sonnabend vor Weihnachten zum Presbyter geweiht werden, um am folgenden Tage die Weihe zum Erzbischof zu erhalten. Dieses geschah in der Metropolis Hamburg unter besonderem Glanz von seinem Suffragan und vier anderen Bischöfen. Er liebte seine Residenz, begann 1037 den Dom von Quaderstücken zu errichten, und sich an der Südseite an der Elbe einen prächtigen, mit Mauern und Thürmen versehenen Palast, die Wiedeburg, zu erbauen. Er liebte seine Geistlichen, unterstützte sie, wie er konnte, ließ das Kloster neu erbauen aus viereckigen Steinen, sowie den Bischofshof an der Südseite des Doms, um das Herumstreifen der Mönche zu verhindern; denn er hielt auf strenge Zucht, wenn er auch in Hinsicht auf ihre leibliche Pflege große Sorge trug. Dem Kölner Erzbischof trat er mit ganzem Ansehn entgegen, als dieser die früheren Ansprüche erneuerte. Den Städten verschaffte er vom Kaiser neue Gerechtigkeiten. Dadurch war es natürlich, daß er die Eifersucht des Herzogs Bernhard erhöhete, so daß auch dieser sich an der anderen Seite der Stadt, an der Alster, ein festes Gebäude aufführte. Bezelin liebte aber durch freundliches Entgegenkommen die Herzen zu gewinnen. So hatte er sich schon im J. 1035 dem späteren König Swend bewiesen,

der mit seinem Vetter Harteknud auf einem Raubzuge in seine Gefangenschaft, im Lande Hadeln geraten war, und als im J. 1042 Hartekunds Nachfolger auf dem dänischen Thron, Magnus von Norwegen, bei seinem ersten Einzug in Schleswig den Erzbischof Bezelin mit dem Herzog Ordulf, Bernhards Sohn, zu einer Bewillkommnung zusammentraf, verstand Bezelin mit Magnus einen Freundschaftsbund zu schließen, und durch die Verlobung des Herzogs Odulf mit Wulftilde, der Schwester von Magnus, zu besiegeln. — In der stillen Woche des folgenden Jahres 1043 endete er durch die Anstrengung auf einer Pilgerfahrt von Stade nach Bremen sein Leben.

Drittes Kapitel.

Die Erzbischöfe als Landesfürsten.

Vom J. 1043—1072 n. Chr. G.

Selbst für einen so bedeutenden Mann, als Bezelin Alebrand gewesen war, einen Nachfolger zu finden, fiel Heinrich III. nicht schwer. Adalbert, dem sächsischen Hause der Pfalzgrafen von Goseck entsprossen, dem kaiserlichen Geschlecht angehörend, also ein Nachkomme Wittekinds, ein Glied der kaiserlichen Kapelle, war für die hohe Stellung wie bestimmt. Ein Bruder desselben, Dedi mit Namen, war erst im Jahre vorher, wegen seiner im Kriege gegen die Ungarn bewiesenen Tapferkeit vom Kaiser mit der Würde eines Pfalzgrafen belehnt worden. Adalbert war bereits, als Hermann Erzbischof wurde, von diesem als Subdiakonus mit nach Hamburg genommen. Jetzt war er Dompropst in Halberstadt. Ein Mann von schöner Gestalt, feiner Bildung und anmutiger Redegabe, ging er gänzlich auf in den Ideen des Kaisers. Heinrich III. hatte sich das Ziel, dem er zustrebte, so hoch als keiner seiner Vorfahren gesteckt. Vor vier Jahren (im J. 1039) hatte Heinrich als zweiundzwanzigjähriger Jüngling mit starker Hand die Zügel der Regierung in dem vom Vater ererbten Reiche ergriffen; mit gezücktem Schwert wußte er die Schwerter der ihm untergebenen Fürsten in der Scheide zu halten. Wie er selbst, als ein frommer König, nie die Krone

aufsetzte, ohne vorher vor dem König der Könige sich gedemütigt zu haben, achtete er wohl die bischöfliche Macht hoch und suchte die Geistlichen zu Ehren zu bringen, wenn er auch die bischöfliche Macht der kaiserlichen untergeordnet zu halten wußte. Darum ließ er Adalbert auf höchst glänzende Weise im Dom zu Aachen weihen. Er selbst erschien dazu in kaiserlicher Pracht, mit einem Gefolge von vielen Fürsten. Zwölf Bischöfe legten dem Erzbischof die Hände auf. Der Papst Benedikt IX. übersandte segnend ihm durch zwei Legaten das Pallium.

Je höher aber Adalbert als Erzbischof geehrt wurde, desto erbitterter wurden die sächsischen Herzöge, die Billunger, gegen den Kaiser. Verletzt und gereizt durch die Wahl eines Immedingers, äußerten sie, der Kaiser habe ihnen diesen als Spion gesandt. Aus diesem Grunde suchte Adalbert gleich im Anfange seines Episkopats seine Immunität, d. h. die Unabhängigkeit seiner Besitzungen von den Gerichten und der Verwaltung der Herzöge, zu sichern, und umgab er Hamburg mit Mauern. Mußte doch der Kaiser selbst, nachdem er die aufständischen Böhmen und Ungarn beruhigt, und die Leitha als Grenze von Deutschland bestimmt hatte, sich sogleich gegen die Liutizen, die zwischen der Havel und Ostsee, den Obotriten und Pommern, wohnenden Heiden, wenden. Adalbert erinnerte die Bischöfe seines Sprengels aber durch seine Amtsführung an seinen Beruf, die Kirche des Nordens zu beaufsichtigen. Als dann die kirchlichen Notstände den Kaiser nach dem Süden riefen, mußte ihn Adalbert begleiten. Das erschrecklichste Bild von dem entsetzlichen Verfall des kirchlichen Lebens in Italien bot die auf dem päpstlichen Stuhle herrschende Simonie. War doch der Papst Johann XIX. nahe daran gewesen, für schnödes Geld das Primat des Petrus an den griechischen Patriarchen abzutreten; Benedikt IX. dagegen durch Simonie schon als zehnjähriger Knabe auf den päpstlichen Stuhl gelangt. Als dann dieser in Folge seines empörenden Lebenwandels vom Volke vertrieben wurde, Sylvester III. aber auch nur durch Bestechung an dessen Stelle getreten war, hatte Benedikt, der nach 49 Tagen sich des Laterans wieder bemächtigt und Sylvester in den Bann gethan hatte, — um eine Frau nehmen zu können, sein Pontifikat an Gregor VI. verkauft. Wegen solcher Vorgänge war der Kardinal Peter Damiani nach Deutschland gegangen, um den Kaiser fußfällig zu bitten, daß er

diesen unhaltbaren Zuständen in der römischen Kirche ein Ende mache. In Piacenza wurde Heinrich III. vom Papst Gregor VI. begrüßt, welcher eine Synode nach Sutri berufen hatte, auf der das Schicksal von vier Päpsten zur Entscheidung kommen sollte. Anfangs überließ Heinrich III. dem Papst Gregor den Vorsitz. Zuerst wurde Sylvester der Simonie überführt und als unwürdig seiner priesterlichen und bischöflichen Würden verlustig erklärt. Da aber Benedikt der Vorladung nicht Folge geleistet hatte, wurde Gregor aufgefordert, sich über seine eigene Wahl auszusprechen, und er mußte sich ebenfalls des römischen Bischofstuhles für unwürdig erklären, wegen des abscheulichen Kaufes und der simonistischen Ketzerei. Eine peinliche Verlegenheit entstand darauf durch die Frage: Wer denn nun würdig sei, die höchste kirchliche Würde zu bekleiden; denn es fand sich in ganz Italien nicht ein Bischof, der frei gewesen wäre von dem Vorwurf der Simonie! Der Kaiser schlug zuletzt auf die an ihn gerichtete Bitte, eine der hohen Würde entsprechende Persönlichkeit zu nennen, den Erzbischof von Hamburg vor. Adalbert lehnte jedoch sogleich die Wahl ab und lenkte dieselbe auf Snidger, den Bischof von Bamberg, welcher mit ihm unter dem Erzbischof Hermann in Bremen der Kirche gedient hatte. Dieser nahm die Wahl an, und bestieg als Klemens II. den päpstlichen Stuhl. Heinrich III. wurde nun von dem neuen Papste zum römischen Patrizier ernannt und als römischer Kaiser gekrönt. Dem Erzbischof von Hamburg aber verlieh Klemens II. die Metropolitangewalt über die ganze nordisch-wendische Kirche, und erteilte ihm das Recht, bei festlichen Gelegenheiten auf einem Zelter zu reiten. Adalbert strahlte jetzt im Glanze der kaiserlichen Gunst, hochgeehrt von allen italischen Großen. Der Bischof von Turin schenkte ihm eine kostbare Reliquie, das Haupt des heiligen Sekundarius, des Führers der thebaischen Legion; der Bischof von Venedig die Hand des Apostels Jakobus; andere folgten. Adalbert begleitete dann den Kaiser nach dem Süden Italiens und labte sich hier im Genuß der Natur wie der Kunstschätze.

Nach der Rückkehr aus Italien baute Heinrich die berühmte Kaiserburg in Goslar, sowie den prächtigen Dom mit dem Stifte und der Hochschule, und stellte diese unter Adalberts Aufsicht. Nun aber stieg die Eifersucht der Billunger gegen Adalbert aufs äußerste, sodaß

Herzog Bernhard geäußert haben soll: So lange er lebe, solle sich der Erzbischof auf seinem Stuhle keines ruhigen Tages erfreuen. Diese Drohung ließ es Adalbert für geraten halten, bei seiner Rückkehr nach Bremen sich die Freundschaft Swends II., welcher nach Magnus des Guten im J. 1047 erfolgtem Tode dessen Nachfolger in Dänemark geworden war, zu bewahren. Als Heinrich III. die ihm von seiner Mutter durch Erbschaft zugefallene große Domäne Lismona (Lesum) an der unteren Weser in Augenschein nehmen wollte, wurde ihm von Adalbert in Bremen ein glänzender Empfang bereitet, und dazu auch der König Swend eingeladen. Die Billunger schäumten vor Wut; war doch Lismona früher Eigentum ihres Stammes, und sie auch aus diesem Grunde des Königs Magnus Bundesgenossen gewesen, als Swend Estrithson sich empört hatte. Graf Thietmar, Herzog Bernhards Bruder, schmiedete deshalb den Plan, den Kaiser auf der Reise nach Lismona zu überfallen; Adalberts Vorsicht aber, sagt man, vereitelte diesen Anschlag, — Thietmar mußte, um sich von dem Verdacht des Hochverrats zu befreien, einen Zweikampf mit einem Ritter Arnold annehmen, und fand in demselben den Tod. Natürlich gab dieser Vorfall dem Groll der Billunger gegen Adalbert neue Nahrung.

Aber auch die Freundschaft Adalberts mit dem König Swend hatte schwere Proben zu bestehen. Adalbert hatte dieselbe um so mehr angestrebt, weil Swend in gleicher Weise als die Könige von Norwegen und Schweden eher zu einer Verbindung mit der englischen als mit der hamburgischen Kirche neigte. Dies bestätigte sich auf der vom Papst Leo IX. am 19. Oktober 1049 in Mainz abgehaltenen Synode, welche den beiden Hauptschäden der Kirche durch das Verbot der Simonie und die Einführung des Coelibats ein Ende machen sollte. Der Kaiser selbst, eine große Anzahl Fürsten, vierzig Erzbischöfe und zahllose Geistliche waren zugegen. Da stellte König Swend durch seinen Gesandten den Antrag, die dänische Kirche umzugestalten und sie von dem Erzbistum Hamburg zu trennen. Obgleich anfangs Papst und Kaiser für diesen Antrag waren, wußte Adalbert durch seine Klugheit dieselben doch für sich zu gewinnen und die Angelegenheit so darzustellen, daß Swends Absicht vereitelt wurde. Dieser unerwartete Ausgang der Verhandlung reizte schon des Königs Zorn, aber noch mehr geriet er in Wut, als der Erzbischof von ihm

die Trennung von seiner Gemahlin, der Wittwe des Königs Jakob von Schweden, namens Gunhilde, die er, trotz des Widerspruches der dänischen Bischöfe geheiratet, unter Androhung des Bannes, verlangte. Swend, dem Namen nach ein Christ, von Natur aber roh und wild, geriet ob dieser Zumutung in arge Wut und drohte mit Feuer und Schwert alles Land, das unter dem Krummstabe des Erzbischofs von Hamburg stehe, zu verwüsten, ja, eher wolle er das Christentum lassen, als Gunhilde. Aber auf Adalberts Anlaß sandte der Papst einen Mahnbrief an Swend, und trieb ihn, um nicht auch des Kaisers Gunst zu verscherzen, nachzugeben. Nun setzte Adalbert alles daran, den König wieder zu gewinnen, und es gelang ihm denn auch zuletzt. Zu Ende des Jahres 1052 verabredete man eine Zusammenkunft in Schleswig, beschenkte und versöhnte sich, und feierte nach dänischer Sitte dies Versöhnungsfest acht Tage unter gegenseitigen Gunstbezeugungen, in blendendem Glanze. Nunmehr konnte Adalbert auch die dänische Kirche neu ordnen. Er bestimmte acht Bischofssitze und besetzte dieselben nach eigener Wahl mit tüchtigen Kräften. Selbst die Insel Bornholm wurde jetzt frei vom Heidentum.

Auf ähnliche Weise gelang es dem Erzbischof, auch die Kirche der anderen nordischen Länder, ungeachtet der in Folge häufigen Regierungswechsels dort herrschenden politischen Wirren und trotz des Strebens der Könige, von der deutschen Kirche frei zu kommen, durch freundliches Entgegenkommen gegen die in der Fremde geweihten Geistlichen, wie durch ihn veranlaßte Mahnungen des römischen Stuhles, wiederzugewinnen.

So erhielt König Harald, welcher nach Magnus Tode sich wieder die Herrschaft in Norwegen errungen hatte und seine Geistlichen in England ordinieren lassen wollte, von Rom die Weisung, der Papst könne bei der großen Entfernung der beteiligten Länder von Rom unmöglich selbst die Kirche Norwegens visitieren, und müsse dieses seinem Vikar, dem Erzbischof von Hamburg, überlassen, diesem möge er sich fügen, wenn er zur Kirche gehören wolle. Ein ähnlicher Bescheid wurde dem Bischof Edbert von Ferria, welcher, weil er von einem englischen Bischof die Weihe erhalten hatte, drei Jahre lang nicht auf der Synode erschienen war, zu teil. Nicht absichtslos hatte wohl Leo IX. in der unter dem

6. Januar 1033 ausgefertigten Bestätigungs-Urkunde Adalberts, bei Aufführung der Länder, über welche der Erzbischof zum Legaten bestimmt wurde, auch Grönland erwähnt; er selbst wies später einen sich an ihn wendenden Isländer an Adalbert, welcher dadurch im J. 1055 die Freude hatte, auch einen Bischof dieser Insel zu ordinieren. Nach Hamburg wies der Papst auch den Jarl (Fürsten) der Orkney-Inseln, welcher, als er sich mit dem Herzog von Northumberland entzweit hatte, an den Erzbischof von York sich nicht mehr wenden wollte. Solche Erfahrungen ließen Adalbert seinen Lieblingsgedanken, auf einer Rundreise zu allen nordischen Völkern persönlich den Heiden das Evangelium zu verkündigen, nur mit Mühe aufgeben, als König Swend ihm vorstellte, daß die Heiden seiner Predigt schon aus dem Grunde nicht zugängig sein würden, weil er ihrer Sprache und Sitten unkundig sei. Länger noch verfolgte Adalbert einen andern Gedanken, nämlich den, Patriarch des Nordens zu werden.

Papst Leo hatte gelegentlich seines Aufenthaltes in Deutschland im Herbst des J. 1052 einen Ärgernis erregenden Auftritt erlebt. Als er nämlich in Worms einen Priester, welcher im Beisein Leo's es wagte, die Messe auf eine andere, als die vom Papste vorgeschriebene Weise zu zelebrieren, seines Amtes entsetzte, trat ihm der Erzbischof von Mainz mit großer Entschiedenheit entgegen, da der Diakon ihm reverentiam et obedientiam gelobt und so auch die Messe nach dem von ihm angeordneten Ritual gehalten habe. Es ist wohl anzunehmen, daß mit Rücksicht auf diesen Vorfall Leo der Urkunde für die hamburgische Kirche den Passus einverleibte, daß der Erzbischof die Legation des apostolischen Stuhles im Norden also ausüben sollte, wie Bonifacius als Erzbischof von Mainz es in Deutschland gethan. Es gab ja nicht nur im Morgenlande Primaten, welche Patriarchen genannt wurden, weil sie mehrere Erzbischöfe unter sich hatten; der römische Papst selbst hatte den Erzbischof von Aquileja Patriarch genannt; dem Volke galt Bonifacius als Patriarch von Deutschland. In der päpstlichen Dekretalen-Sammlung, die fälschlich dem spanischen Bischof Isidorus im IX. Jahrhundert zugeschrieben ist, findet sich eine Stelle, nach welcher Primaten oder Patriarchen in solchen Ländern, die wegen ihrer Entfernung von Rom einen regelmäßigen Verkehr mit dieser Stadt zu unterhalten nicht im stande wären, wohl

nötig werden könnten; dabei war aber bemerkt, daß ein solcher Metropolit zwölf, mindestens aber zehn Suffraganen haben müsse. Aus diesem Grunde ist es wohl erklärlich, daß Adalbert jetzt eifrig darauf bedacht war, die Zahl seiner Suffragane auf zwölf zu erhöhen. In Deutschland hatte er bereits: Bremen, Verden, Ramesloh, Heiligenstadt, Stade, Lismona, Wildeshausen, Friesland; die fehlenden hoffte er durch Vermittelung Gottschalk's, des Schwiegersohnes von Swend, zu erhalten. Als Gottschalk nämlich im Jahr 1042 mit Hilfe des Herzogs Bernhard das verlorene väterliche Erbe wiedererlangt hatte, errichtete er ein großes christliches Wendenreich, aus den Polaben an der Elbe und Bille, den Wagriern in Ost-Holstein, und über das Obotritenland hinaus bis zur Peene, besetzte das ganze Land mit Kirchen und Priestern und bewies persönlich den größten Eifer für die Christianisierung des Landes, indem er selbst in feuriger Rede, wenn es nötig war, das Evangelium in der Landessprache verkündete. In Folge seiner Aufforderung teilte Adalbert mit Freuden das Land in drei Bistümer: Ratzeburg für die Polaben, Oldenburg für die Wagrier, Meklenburg für die Obotriten.

Doch die Verhältnisse erfuhren einen jähen Wechsel. Leo IX. starb am 19. April 1054. Zu seinem Nachfolger wurde wieder ein Deutscher, der Bischof Gebhard von Eichstädt, erwählt. Er nannte sich als Papst Viktor II. und befand sich gerade am kaiserlichen Hofe zu Goslar, als Heinrich III. am 5. October des J. 1056 starb. Nun bekam er auf die Witwe Heinrich's großen Einfluß; doch schon im Juli des nächsten Jahres schied auch er aus diesem Leben. In wenigen Jahren folgten dann drei Päpste aufeinander. Alle Wahlen leitete der Kardinal Hildebrand, die Seele der Kurie; aber er nahm noch Anstand, selbst den päpstlichen Stuhl zu besteigen.

Inzwischen hatten sich die Sachsen erhoben, um ihre alte Freiheit wiederzugewinnen, denn sie erachteten es als eine Schmach, sich durch die Hand eines Weibes niederhalten, und nach dem Willen eines Kindes (denn ein solches war Heinrich's III. Sohn zur Zeit noch) sich beherrschen zu lassen; Adalbert geriet hierdurch in arge Bedrängnis und mußte, um nicht alles zu verlieren, sich dem Herzog Bernhard willfährig zeigen, indem er mit ihm zur Eintreibung eines hohen und ungerechten Zinses gegen die Friesen in's Feld zog. Wutentbrannt erhoben sich die letzteren; sie erstürmten und

plünderten das vereinigte Lager des Erzbischofes und des Herzoges, die Dienstmannen derselben wurden getötet oder in die Flucht geschlagen. Nun wandten die Söhne des Herzogs ihren Zorn gegen Adalbert. Der Vater selbst soll die Befürchtung geäußert haben, seine Söhne würden die bremische Kirche zu Grunde richten; umsonst habe er sie zur Gottesfurcht ermahnt! Der Wut der Sachsen wurde es zugeschrieben, daß im Jahre 1059 die von Adalbert auf dem Süllberge in Blankenese errichtete Burg überfallen und der Erde gleich gemacht worden war. Am 29. Juni desselben Jahres starb auch der alte Herzog Bernhard II. Sein Sohn Ordulf hauste in Friesland, beraubte die erzbischöflichen Güter und mißhandelte deren Dienstleute. Die von Adalbert an ihn gesandten Unterhändler ließ er verhöhnt mit kahlgeschorenen Köpfen zurückgehen. Der Erzbischof verklagte Ordulf beim Hofgericht; er wurde verlacht; darauf antwortete er mit dem Bann; das reizte die Gegner zu noch ärgerem Hohn. „Herr, mein Gott!" rief Adalbert da im tiefsten Schmerz mit dem Psalmisten, „sie haben deine Altäre zerbrochen und deine Propheten mit dem Schwerte erwürget!" Er versuchte das letzte Mittel, indem er, um Zwiespalt unter die Brüder zu säen, eines seiner Güter dem jüngeren Bruder Ordulf's zum Lehen gab.

Unter diesen traurigen Verhältnissen hatte der Papst Viktor III. der Witwe Heinrich's III. nicht den Erzbischof von Bremen als Ratgeber empfehlen können, sondern sie auf den Bischof Heinrich von Augsburg hingewiesen. Dieser, ein trefflicher Mann, riet der Kaiserin, sich Freunde unter den Großen des Reiches zu erwerben. Letztere wurde deshalb sehr freigebig mit Verleihung der Güter. Mit den erledigten Fürstentümern und Bischofssitzen betraute sie die würdigsten Männer; doch konnte sie es nicht allen recht machen. Heinrich von Augsburgs Einfluß bei der Kaiserin hatte aber die Eifersucht der anderen Bischöfe in hohem Grade erweckt, und vor allen trat der Erzbischof Anno von Köln als Hauptgegner gegen ihn auf. Ein reichbegabter Mann, von Heinrich III. noch eingesetzt, aber ganz von Hildebrand's hierarchischen Ideen durchdrungen, daß die Kirche über dem Staate stehen müsse, erstrebte Anno eine Vereinigung sämtlicher geistlichen Würdenträger. Die Gelegenheit bot sich nach Viktor's III. Tode. Im J. 1059 hatte Kardinal Hildebrand Nikolaus auf den päpstlichen Stuhl gebracht und durch ihn ein neues Gesetz über die Papstwahl durchgesetzt, daß in Zukunft die

Päpste nicht mehr wie bisher durch das römische Volk, sondern nur durch die Kardinäle gewählt werden sollten. Als nun nach zwei Jahren Nikolaus plötzlich gestorben war, und die Kardinäle Alexander II. wählten, ließ die Kaiserin Agnes, welche schon bei der letzten Papstwahl gegen den Vertrag der Römer mit dem Kaiser garnicht gehört war, ein Konzil nach Basel berufen und durch dasselbe Hildebrand's Hauptgegner, den Bischof von Parma, Kadalus, zum Papste wählen. Sofort begab sich nun der Kardinal Damiani nach Deutschland und forderte die Geistlichen auf, den Zerrütter der Kirche, Kadalus, nicht anzuerkennen. Das brachte Anno zu dem Entschluße, — vermutlich unter Vorwissen der verbündeten Geistlichen — den kaiserlichen Knaben, Heinrich IV., in seinen Gewahrsam zu bringen, um der Macht welche seine Mutter als Regentin über die Kirche gewann, das Gegengewicht halten zu können. Zur Ausführung dieses Vorhabens bereitete er im Mai 1062 in Kaiserswerth am Rhein der Kaiserin und ihrem Sohn ein Fest und forderte bei dieser Gelegenheit den Jüngling auf, ein prächtiges vor kurzem für ihn erbautes Schiff in Augenschein zu nehmen. Der Plan gelang; er entführte Heinrich. Einen Monat später erschien Adalbert in Köln, scheinbar in guter Freundschaft. Als nun am 3. September des J. 1063 der Tod des Bischofs Heinrich von Augsburg erfolgte, wurden Adalbert und Anno auf dem Fürstentage zu Allstädt zu Reichsverwesern erwählt; ersterer als Patron, letzterer als Magister des Königs. Gern ließ denn auch Adalbert zu, daß i. J. 1064 Anno auf die Pfingstsynode nach Mantua zog, um über Kadalus das Anathem mit auszusprechen und Alexander II. als Papst anzuerkennen, weil er dadurch Zeit gewann, seine Herrschaft in Deutschland zu sichern. Seinem freundlichen, entgegenkommenden Wesen gelang es bald, das Herz des kaiserlichen Jünglinges zu gewinnen, während derselbe zu dem abstoßenden und strengen Anno wenig Zutrauen zu fassen vermocht hatte. Durch diplomatische Künste wußte er Heinrich's Schwager Salomo zur polnischen Krone zu verhelfen. Bereits um Ostern d. J. 1065 beredete er die Kaiserin, ihren fünfzehnjährigen Sohn mit dem Schwerte zu umgürten und ihm somit die Regierung zu übergeben. Dem jungen König wollte sich nun auch Anno gefällig erzeigen, deshalb riet er ihm, nach Rom zu ziehen, und sich die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen; natürlich in der stillen

Hoffnung, ihn so für die hierarchische Partei zu gewinnen. Dagegen mahnte Adalbert zur Vorsicht und riet, Heinrich möge lieber erst die deutschen Erzbischöfe auf seine Seite bringen. Dies könne er durch Verleihung von Grafschaften und der mit diesen verbundenen Gerichtsbarkeit in ihren Diözesen leicht erreichen. In der That folgte Heinrich dem Rate Adalbert's, und dieser empfing so für den Erzbischof von Hamburg die Grafengewalt im Emsgau, in Engern und Westfalen und die des Grafen von Stade, welche sich bis nach Dithmarschen hin erstreckte, sowie er für sich selbst die des Markgrafen Udo von Salzwedel gewann. Es war ferner Grundsatz des alten Staatskirchenrechtes, daß der König die reichsunmittelbaren Klöster frei, wie seine eigenen Güter, vergeben konnte. Fast planmäßig verteilte Heinrich IV. deshalb gleichfalls nach Adalbert's Rathschlägen die Reichsgüter. Die Bremer Kirche erhielt i. J. 1065 Gröningen bei Halberstadt, Weende und Plesse bei Göttingen; Duisburg und Sinzig, sowie die Abteien Korvey und Lorsch. Der steigende Reichtum der Äbte und die ihnen zuerkannten Freiheiten waren ihnen schon oft Veranlassung zu Eingriffen in die Rechte der Bischöfe gewesen, und das hatte zu scharfen Zusammenstößen geführt; noch im Jahr 1059 hatte der Erzbischof Siegfried von Mainz gegen die Zehntenfreiheit der Klöster Fulda und Herzfeld gekämpft; daher stieß jetzt die Einziehung der beiden Abteien auf bedeutenden Widerstand. Die Äbte hatten viele Vasallen und Ministerialen, Lorsch z. B. über 1200; diese waren wenig dazu geneigt, sich unter die Botmäßigkeit des Erzbischofs von Bremen zu fügen. Das Kloster Korvey fand seinen Verteidiger in der Person des Herzogs Otto von Nordheim, eines Parteigenossen Anno's von Köln, der sich zwar gern in seinem Sprengel das Wachstum der episkopalen Rechte gefallen ließ, aber die hieraus entspringenden Ungerechtigkeiten dem Erzbischof Adalbert zur Last legte. Immer mehr Stimmen erhoben sich gegen Adalbert und vereinigten sich in einer Klageschrift der Abteien an den König. Dies geschah um d. J. 1065, also zu gleicher Zeit, als die nordischen Bischöfe sich weigerten auf einem General-Konzil zu erscheinen, welches Adalbert nach Schleswig berufen hatte. Die Ränke der hierarchischen Partei, sowie Briefe Hildebrand's an den dänischen König Swend, die seinen Separationsgelüsten Rechnung trugen und ihnen fortwährend neue Nahrung zuführten, lassen unschwer auf den Ursprung dieser Weigerung

schließen. Auf Adalbert's Vorstellung sandte der Papst Alexander II. zwar Mahnbriefe an die nordischen Bischöfe und Könige; die Folge davon aber war, daß der Kardinal Petrus Damiani, hierdurch gereizt, Heinrich IV. vor seinen Räten warnte, welche sich für Gönner des Papstes Alexander II. ausgäben, dem König aber, um es nicht mit Kadalus zu verderben, doch nicht gestatteten, nach Rom zu ziehen, um die Kaiserkrone zu empfangen. Das schien dem Erzbischof Anno der rechte Zeitpunkt zu sein, alle Gegner Adalbert's, die weltlichen wie die geistlichen, zu verbinden, um diesem seinen Einfluß auf die Regierung des jungen Königs zu entreißen. Dieser hatte für die ersten Tage des Jahres 1066 einen Reichstag nach Tribur ausgeschrieben. Schon auf der Hinreise bemerkte Adalbert, als er durch Lorsch kam, daß seine eigenen Ministerialen gegen ihn gerüstet waren. Auf dem Reichstage traten die Verschworenen offen gegen ihn auf: Der Erzbischof von Mainz, Anno von Köln, Herzog Otto von von Nordheim, Herzog Rudolf und Berthold. Sie forderten vom Könige die Entscheidung, ob er Adalbert lassen wollte oder die Krone. Heinrich forderte Bedenkzeit und suchte, als ihm dieselbe zugestanden war, heimlich mit Adalbert zu entkommen. Der Fluchtplan wurde jedoch entdeckt, und kaum konnte der König seinen Schützling unter Bedeckung weniger Bewaffneter nach Bremen geleiten lassen. Er selbst sah sich gezwungen, Alexander II. als Papst anzuerkennen und mußte geloben, dem apostolischen Stuhle seine Selbständigkeit zu erhalten; ferner dem Erzbischof von Bremen die Stifter wieder abzusprechen, welche demselben als Reichslehen zugefallen waren, und endlich Anno als Gesandten nach Rom zu senden. —

Adalbert traf in Bremen traurige Zustände an. Nach Herzog Bernhard's Tode (1062) hatten dessen Söhne dem Erzbischofe wiederholt Beweise ihrer Feindschaft geliefert, nachdem sie an Plusso, dem Schwager des Wendenherzoges Gottschalk, einen Bundesgenossen gefunden. Letzterer hatte sich durch seinen Eifer, das Christentum zur Herrschaft zu bringen, die Herzen der Seinen entfremdet, und seine Nachgiebigkeit gegenüber den hohen Forderungen der Geistlichkeit, sowie seine Anhänglichkeit an dem verhaßten Billunger, hatte in ihnen den ernsten Wunsch erregt, sich seiner Herrschaft zu entledigen. Im Sommer 1066 brach nun gerade der langverhaltene Unwille los. Auf Plusso's Anstiften wurde Gottschalk

am 7. Juni in Lenzen beim Gottesdienste überfallen und getötet, seine Gemahlin aber samt ihren Frauen gefangen genommen und nach Dänemark zurückgeschickt. Am 15. Juli kamen die aufrührerischen Wenden nach Ratzeburg. Der Abt Ansverus, sowie 28 Mönche wurden erschlagen. Der alte Bischof Johannes, welcher aus Schottland gekommen, von Adalbert freundlich aufgenommen war und, auf diesen Sitz erhoben, bereits Tausende zur Taufe geführt hatte, wurde gemißhandelt, gebunden und verhöhnt durch die Städte geschleppt, dann nach Rethra gebracht, um unter grausamen Martern an dieser alten heidnischen Opferstätte hingerichtet zu werden. Sein Haupt aber wurde dem Götzen Radegast geweiht. Nachdem die Slaven allerorts die Kirchen zerstört, die Heiligtümer vernichtet und Götzenaltäre errichtet hatten, zogen sie über die Grenze. Holstein und Stormarn wurden unterworfen, Hamburg überfallen und geplündert, die Burg samt dem Dom zerstört. (1066.)

Adalbert hatte diese Stadt sehr lieb gehabt, sich dort auf seiner Burg Weinberge angelegt und große Bauten daselbst aufführen lassen; nun sah er sie in Trümmern. Aber nicht nur aus der Nähe liefen traurige Nachrichten ein; aus Schweden auch mußten nach des Königs Stenkil's Tode die deutschen Bischöfe flüchten. In Norwegen fand der König Harald Hardrade in den Septembertagen ein blutiges Grab, und im Monat darauf verlor Harald, der Angelsachse, seine Krone auf dem Schlachtfelde von Hastings an Wilhelm von der Normandie.

Dabei trat dem Adalbert selbst die persönliche Gefahr immer näher. Kaum hatten die Billunger den Sturz des verhaßten Erbfeindes vernommen, da erhoben sie sich. Der junge Magnus, Bernhard's Sohn, schrie jauchzend: „Rein ab! Rein ab!" und zog alles verheerend gegen Bremen. Adalbert hörte von seiner Burg aus das Angstgeschrei verfolgter, nackter Flüchtlinge und sah des Nachts die Rauch- und Feuersäulen ringsumher. Magnus drang in die Stadt ein und brandschatzte die Bürger. Diese waren den Geistlichen infolge der durch Adalbert's Abwesenheit eingerissenen Unordnungen an sich schon wenig hold. Der Propst, welcher im Verdacht des Totschlages und anderer Verbrechen stand, war geflohen. Die Vikare hatten gleich den Vorstehern der anderen Stifte die Einkünfte verschleudert, die größten Ansprüche an die Bürger gemacht, und leistungs-

unfähige Schuldner auf das härteste behandelt. Die Armen gerieten in die äußerste Not und lagen hungernd auf der Straße, denn auch das von Ansgar gestiftete, von seinen Nachfolgern fast ausnahmslos mit Liebe gepflegte Hospiz konnte keine Almosen mehr austeilen. Adalbert's Mittel waren dabei fast erschöpft. Magnus stellte die unbilligsten Forderungen an ihn. Der Erzbischof hatte schon den Zehnten der Kirche, sowie die Einkünfte anderer kirchlicher Stiftungen den Laien überwiesen; einen Teil seiner Güter an Magnus, einen anderen an Udo überlassen. Er bot Magnus noch 1000 Hufen Landes und mehr, wenn er nur die Grafen Bernhard und Ekbert vermögen wollte, die Grafschaft in Friesland, deren sie sich bemächtigt hatten, zurückzugeben. Auch mit Udo's Bruder, dem Grafen Eberhard von Nellenburg, mußte er sich noch abfinden. Dabei hatte er den Jammer und das Elend seiner Untergebenen vor Augen, und konnte sein Ohr dem Hohn der Mächtigen nicht verschließen. So mußte er die Drohung des Magnus vernehmen: er wolle es schon noch dahin bringen, daß der Erzbischof sein Leben verliere oder wenigstens so verstümmelt werde, daß er sein Amt niederlegen müsse! — Zwei Monate lang ertrug Adalbert dieses Elend, dann flüchtete er sich nach Lochten, einem seiner Güter in der Nähe von Goslar. Hier lebte er anfangs still und in sich gekehrt. Von Scham, Schmerz und Reue gemartert, wußte er nicht, was er beginnen sollte. Er war sich nicht mehr ähnlich. Oft schrie er wie ein Wahnsinniger; denn, bei allen seinen bedeutenden Gaben, seinen liebenswürdigen Eigenschaften, seiner großen Gelehrsamkeit, seinem Scharfsinn und seiner ungeheuren Willenskraft, dafür haben wir kein Zeugnis, daß er sein Herz zu Gott bekehrt hätte. Der Ehrgeiz war die einzige Triebfeder in seinem Innern. War es doch der Hauptfehler der Kirche in jener Zeit, daß die Sünde nicht mehr als der Abfall des Herzens von Gott erkannt wurde. Einzig der Ungehorsam gegen die Kirche sollte, als ein Zeichen des Unglaubens, die größte Sünde sein. Galt doch die Kirche als das Himmelreich auf Erden, deshalb die Päpste als Statthalter Christi. Die Dome mußten alle Schlösser der Könige überragen; die Gottesdienste nach dem Vorbild des Alten-Testamentes geschmückt werden durch edle Künste; die Messe mußte erhebend wirken durch Gesang und Musik unter den belebenden, lieblichen Düften aromatischer Kräuter

aus dem Morgenlande. Die Geistlichen sollten sich durch Strenge und Sittlichkeit im Äußeren auszeichnen, von Herzenserneuerung und innerem Glaubensleben war nicht die Rede; vor allem aber sollten sie im priesterlichen Schmucke glänzen. Adalbert war auch auf der Generalsynode zu Mainz i. J. 1049 für das Cölibat eingetreten; aber wie er gleiche Strenge gegen sich selbst, als gegen seine Untergebenen übte, war er bei allem Glanze seiner Erscheinung einfach in seinem Wesen; unter Prassern und Schmeichlern mäßig im Genuß; bei hofartigem Leben ein Freund der Armen, und rechnete trotz der Fülle der Arbeit nie auf Lohn. Wenn er dennoch im Unglück mit sich selbst zerfiel, als er freundlos ward, gehaßt, ja verfolgt, so war dies eine Folge davon, daß er in seinem Glauben nicht die rechte Ruhe gefunden hatte, weil die reine Liebe zu Gott ihm fehlte. Furchtbare Kämpfe hatte Adalbert bei seinem Sturze zu bestehen, sodaß er, der früher so liebenswürdige, ein Schrecken wurde für seine Umgebung.

Adalbert hatte, nachdem er geflohen war, zunächst seinen König in Anno's Händen gesehen, welcher die Regierung des Reiches verlangt hatte. Auf dem Reichstage zu Tribur erschien dieser im höchsten Glanze seiner Macht. Aber die Strenge und Härte, mit der er seinen kirchlichen Grundsätzen durch die Gewalt des Staates Geltung zu verschaffen suchte, hatte zur Folge, daß sich in kurzer Zeit alle gegen ihn empörten. Die Einwohner von Trier ließen seinen Neffen Konrad, den er ihnen als Erzbischof aufdringen wollte, ermorden. Ihn selbst, ihren Erzbischof, den Mann des starren Rechtes und der strengsten Zucht, der Nachsicht nicht kannte, vertrieben seine eigenen Untertanen, die Bürger von Köln, nachdem er sie in den Bann gethan hatte, aus der Stadt. König Heinrich selbst wollte sich um den Mörd Konrad's nicht bekümmern. Der Papst Alexander II. bestätigte die Wahl Udo's zum Bischof von Trier, welche trotz Anno's Einspruch erfolgt war, und ließ, als letzterer sich weigerte die Stifte Stablo und Malmedi wieder herauszugeben, demselben eine ernste Warnung zukommen. Und Kardinal Hildebrand? — Zweimal schon hatte derselbe die Genugthuung erlebt, den Erzbischof nach Rom kommen zu sehen, um barfuß, im Bußgewande dem Papste Abbitte zu leisten! Einmal sogar, weil Anno sich heimlich in Unterhandlungen mit Kadalus eingelassen hatte. Jetzt hielt er es für das Geratenste, Anno garnicht beim Papste vorzulassen,

als jener kam, um von Alexander II. für Swend, den jungen König von Dänemark, Dispens zur Scheidung von der ihm aufgedrungenen Gemahlin zu erbitten; Anno hoffte nämlich durch die Gewährung dieser Bitte, Swend, welcher zu Heinrich IV. gegen die Sachsen stand, zum Freunde zu gewinnen. Da aber Anno die Gewährung dieses Dispenses nicht erreichte, wandte sich Heinrich IV. an Adalbert, und dieser gewann nun plötzlich wieder die Oberhand.

Er veranstaltete gleich im Sommer 1071 eine geheime Zusammenkunft der beiden Könige in Lüneburg, unter dem Vorwande, dieselbe gelte einem Kriege gegen die Polen; in Wahrheit aber gelobte Swend dem deutschen Könige daselbst eidlich Beistand gegen alle Feinde, namentlich aber gegen die Sachsen, für welche Leistung ihm entweder ganz Nordalbingien, oder doch die Grafschaft Stade mit Dithmarschen zufallen sollte. Doch bei der Abreise der Könige blieb der Graf von Nellenburg in Lüneburg, um diese Hauptfeste der feindlichen Billunger besetzt zu halten. Denn der Herzog Magnus war mit den anderen sächsischen Fürsten dem Baiernherzog Otto von Nordheim zu Hülfe geeilt, als dieser sich dem Urteil widersetzte, welches die Fürsten in Folge eines von ihm gegen seinen Herrn beabsichtigten Mordes über ihn, als einen Hochverräter ausgesprochen hatten; Eberhard's Aufgabe war es, die Aufständischen zur Ruhe zu bringen. Als aber auf Adalbert's Rat der König den Erbfeinden seines Hauses das Versprechen gab, die bereits über dieselben ausgesprochene Acht aufzuheben, falls sie Abbitte leisten und sich einer kurzen Haft auf ihren Lehnsgütern unterwerfen wollten, war Adalbert um Pfingsten 1071 Zeuge dieser Handlung gewesen.

Sein Geist freilich hatte unter den verschiedenartigen Schicksalsschlägen gewaltig gelitten, und bei dem unter seiner Geistlichkeit eingerissenen lasterhaftem Treiben fehlte es natürlich nicht an beständigem Ärger. Abgesehen von dem Verlust der Klöster Lorsch und Korvey, welche ihm noch nicht zurückgegeben waren, zwang ihn auch der Umstand, daß bei seiner Rückkehr Hamburg noch in Trümmern lag, und das Land um Bremen verwüstet war, dazu, seine Bürger mit Abgaben zu überlasten. Die Folge davon war, daß er allerorts Klagen und Vorwürfe vernehmen mußte; dies zu ertragen besaß sein Geist nicht mehr Kraft genug. Dazu kam, daß der König sich nicht

entschließen konnte, seinem Rate, Magnus aus der Gefangenschaft zu entlassen, Folge zu leisten; im Gegenteil, Heinrich blieb in Goslar und ließ das östliche Sachsen am Harze mit einem Kranze von Burgen umgeben, um die Sachsen in Furcht zu halten, was bei diesen nur noch mehr böses Blut erregte.

Die grause Kälte des Winters 1071, welche die Schrecken der herrschenden Hungersnot noch erhöhte und überall auf den Straßen Unglückliche tot finden ließ, erschütterte Adalbert's Gemüt in noch höherem Grade. Vergebens suchte er sich zu zerstreuen durch Musikaufführungen, Taschenspielerkünste und andere Gaukeleien. Bald geriet er in die tollste Ausgelassenheit, bald wieder in die heftigsten Zornausbrüche. Da wurde er an den Hof gerufen. Auf der Hinreise hatte er das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen, und trug arge Verletzungen davon; jedoch von Schmerzen wollte er nichts wissen und ließ sich in einer Sänfte dem König nachtragen, als dieser an den Rhein und die Donau zog. Erst in den Fasten kehrte er nach Goslar zurück. Eine heftige Ruhr ergriff ihn; er aber wollte sich die Krankheit nicht eingestehen, bis er drei Tage vor seinem Ende sich legen mußte. Außer seinem Könige wollte er Niemand mehr sehen, ihm sprach er seinen Schmerz aus über sein verfehltes Leben und empfahl ihm seine Kirche. Am Mittag des 16. März 1072 hatte er alle seine Diener zum Essen geschickt, als ein Herzschlag seinem Leben ein Ende machte. „Niemals", schreibt ein alter Chronist, „hatte Adalbert während seines Lebens den Haß der Menschen zu versöhnen vermocht; durch seinen Tot aber vermochte er es. Keiner jedoch fühlte seinen Heimgang schmerzlicher, als sein König!"

Viertes Kapitel.

Die Trennung des nordischen Patriarchates vom hamburgischen Erzbistum.

Vom J. 1072—1139 n. Chr. G.

Nach Adalbert's Tode begab der König sich an den Rhein, um sich mit Anno nunmehr zu verständigen; ein Versuch freilich, aber ohne Erfolg. Da fand Heinrich IV. einen treuen Ratgeber, welcher auf seine Ideen einging, in der Person des Propstes am königlichen Stifte St. Simonis & Judae zu Goslar, namens Liemar. Schon am Himmelfahrtstage 1072 erhob er ihn zum Erzbischofe von Hamburg und am 27. Mai ließ er ihn von seinen Suffraganen im Dom zu Magdeburg weihen. Vor allem bemühte sich Liemar, den König dazu zu vermögen, durch Sanftmut die Gegner zu entwaffnen. Infolge dessen entließ Heinrich den Herzog Otto von Nordheim nebst anderen Fürsten aus der Gefangenschaft; nur konnte er sich nicht entschließen, auch Magnus freizugeben. Dies erregte wieder böses Blut, umsomehr, als auch der König den Erzbischof von Mainz beim Eintreiben des Zehnten von den Thüringern unterstützte. Wieder bildete sich eine Verschwörung gegen Heinrich. Anno's Neffe, der unruhige Bischof Burchard von Halberstadt, und Wezilo, der Erzbischof von Magdeburg, ver-

einigten sich mit dem Bischof von Hildesheim und gewannen auch Otto von Nordheim für ihre Sache. Als nun der König im Juni 1073 die sächsischen Fürsten zu einer Versammlung nach Goslar berief, um dieselben zur Beteiligung an einem Feldzuge gegen die Polen aufzufordern, erschienen sie zwar mit großem Gefolge, forderten aber, von der Heerfolge befreit zu werden, da schon der Kampf mit den Wenden sie fortwährend unter Waffen halte, und griffen, als Heinrich bei seiner Forderung beharrte, zu so scharfen Drohungen, daß derselbe es für ratsam hielt, sich auf die Harzburg zurückzuziehen. Die sächsischen Fürsten erkannten in diesem Rückzug eine Weigerung des Königs, ihren Wunsch zu erfüllen. Infolge dessen empörten sie sich sämtlich und schritten zur Belagerung der Harzburg. Der König sah sich dermaßen bedroht, daß er in der Nacht vom 9. August mit einigen Getreuen auf verborgenen Waldwegen nach Hersfeld entwich. Hier vernahm er Liemar's Not. Dieser war inzwischen in Lüneburg gewesen, daselbst aber von dem Grafen Hermann von Sachsen eingeschlossen und mit der Niedermetzelung aller Gefangenen bedroht worden, falls der Herzog Magnus nicht herausgegeben würde. Der König wurde hierdurch getrieben, nachzugeben; doch diente das weniger zur Beruhigung der Gemüter, als dazu, einen allgemeinen Freudenrausch ob des errungenen Sieges zu erwecken. Vergebens sah sich Heinrich bei den Geistlichen sowohl, als bei den Laien nach Freunden um. Sämtliche Fürsten fielen von ihm ab, nur Liemar blieb ihm treu. Er begleitete ihn an den Rhein, und man sah, daß das Volk doch seinen König liebte. In Worms zog ihm die ganze Bürgerschaft huldigend entgegen; dessen ungeachtet riet Liemar dem Könige, welcher ein kleines Heer gesammelt hatte und auch beim ersten Zusammenstoß mit den Fürsten glücklich gewesen war, zur Mäßigung, und um die Sachsen durch Entgegenkommen zu gewinnen, den aufständischen Fürsten Amnestie zu gewähren, ja dem Otto von Nordheim selbst sein Fürstentum zurückzugeben, und endlich zu versprechen, die Burgen am Harze selbst schleifen zu lassen. Der König folgte diesem Rate nicht. Liemar aber wiederholte denselben auch, als Heinrich IV. mit einem großen Heere bei Langensalza stand. Doch der König war entschloßen, die Aufständischen seine Macht fühlen zu lassen, und sie zur Anerkennung derselben zu zwingen In der

That mußten alle Häupter, die Billunger Magnus und Hermann, Otto von Nordheim, wie auch der Bischof von Halberstadt sich am 26. Oktober 1075 dem Könige auf Gnade oder Ungnade ergeben und ohne weiteres in Haft gehen.

Währenddessen war der Papst Alexander II. am 21. April 1073 gestorben, und die Neuwahl war, wie Hildebrand dies unter dem Papste Nikolaus durchgesetzt hatte, wieder allein durch die Kardinäle erfolgt, ohne daß, wie bestimmt war, zuvor der Kaiser befragt worden wäre. Kardinal Hildebrand hatte nun endlich die Wahl angenommen und trat als Papst Gregor VII. sogleich auf. In einem Sendschreiben beglückwünschte er den König wegen des Erfolges seiner Waffen im Kampfe gegen die Sachsen; obgleich diese sich an den Papst gewandt hatten mit der Bitte, einen Kardinal-Legaten zur Schlichtung der kirchlichen Zwistigkeiten nach Deutschland zu senden. Heinrich hielt dies für ein seiner Sache günstiges Zeichen, und entschloß sich nun — es war im September — dem Papst ein Anerkennungsschreiben zu senden; zugleich bat er ihn in demselben um Absolution, da er selbst nicht imstande wäre, sich von der Sünde der Simonie frei zu bekennen, und legte ihm die Not der Kirche dringend an's Herz. Gregor ließ zuerst durch eine Lateransynode erneute Verordnungen betreffs der Simonie in Deutschland ergehen, darauf aber sandte er im März 1074 einen Kardinal-Legaten dahin. Der König war demselben in Begleitung des Erzbischofes von Hamburg und des von Mainz bis Augsburg entgegengezogen. Alle drei demütigten sich und beichteten demselben ihre Schuld, worauf der Kardinal sie mit der Kirche versöhnte. Als nun aber letzterer seine Absicht eröffnete, zur Abhilfe der Schäden in der deutschen Kirche ein Konzil zu halten, widersprach dem Liemar, indem er erklärte, daß das Recht, ein Konzil in Deutschland zu berufen, nur dem Papste oder dem Erzbischofe von Mainz zustehe, wie auch nur einer von diesen beiden in Deutschland den Vorsitz auf einem Konzile zu führen befugt sei. Was ihn selbst beträfe, so ginge ihn, da seine Suffragane ihre Sitze in Dänemark und jenseits des Meeres hätten, und ihre Bistümer eine eigene Provinz bildeten, ein deutsches Konzil nichts an. Der Kardinal geriet außer sich; Liemar aber vereitelte durch seinen hartnäckigen Widerspruch die Abhaltung des Konzils; ja, er leistete der Aufforderung des Kardinals, sich wegen seines Un-

gehorsams zu verantworten, und dazu an einem bestimmten Tage vor dem apostolischen Stuhle in Rom zu erscheinen, nicht Folge. „Dieser gefährliche Mensch", schrieb Liemar an den Bischof Hezilo von Hildesheim, „will den Bischöfen nach seinem Gefallen Gesetze geben, als seien sie seine Pächter! Und gehorchen sie nicht sogleich, — thun sie sonst auch alles, was von ihnen verlangt werden kann, — sollen sie nach Rom kommen, oder sie werden ohne Urteilsspruch ihres Amtes enthoben!" — Wirklich suspendierte auch Gregor VII. den Erzbischof von Hamburg und erklärte, da Liemar auf der Fastensynode 1075 nicht erschien, feierlich seine Amtsentsetzung, indem er ihn zu gleicher Zeit exkommunizierte. Bis dahin hatte der Papst sich gegen Heinrich IV. wie auch gegen Liemar sehr entgegenkommend gezeigt und ihren Eifer für die Aufrechterhaltung der Kirchengesetze rühmend anerkannt; denn sie hatten in der That der Simonie mannhaft entgegengewirkt und dem ehelichen Leben der Geistlichen mit Erfolg Einhalt gethan, ungeachtet des heftigen Widerstandes, auf den diese kirchlichen Gebote in Deutschland stießen. Hatte doch selbst der Bischof Otto von Konstanz vom Altare aus seine Gemeinde ermahnt, sich durch diese Verordnungen nicht irre machen zu lassen, die Erzbischof Anno selbst während seiner Amtsführung sich von Rom nicht habe einreden lassen. Auf der andern Seite waren die Erzbischöfe von Mainz und Passau in Folge der Einführung derselben in Lebensgefahr geraten, denn die Gesetze trugen einen der Denkart des Volkes geradezu widerlichen Charakter. Jetzt trat Gregor plötzlich Liemar mit der ganzen Macht seines Ansehens entgegen. Auf derselben Synode, auf welcher letzterer exkommuniziert wurde, setzte er auch sein Gesetz gegen die Simonie durch, daß kein Geistlicher von einem Laien mit einem geistlichen Amte belehnt werden dürfe. Den König kümmerte dies Gebot wenig. Sehr bald nach Erlaß desselben ernannte er einen Erzbischof für die mailändische Kirche, ja er ersuchte den Papst, was diesen noch mehr empörte, die von ihm bereits mit dem Bistum von Spoleto und Fermo belehnten Geistlichen zu weihen. Der Papst sandte die Überbringer dieses Gesuches mit einem Schreiben zurück, welches die Drohung enthielt, er würde, falls der Kaiser nicht deutliche Beweise seiner Sinnesänderung liefere, denselben auf der nächsten Fastensynode exkommunizieren. Als Heinrich dies Ultimatum des Papstes am Neujahrstage 1076 empfing,

faßte er sofort einen Entschluß; er berief auf den 24. Januar eine Synode nach Worms. Es erschienen 24 deutsche Bischöfe, ein italienischer und ein burgundischer, außer diesen viele Fürsten. Sie sprachen auf Heinrich's Anklage die Absetzung Hildebrand's aus, der auf unrechtmäßige Weise ohne des Kaisers Zustimmung, den Stuhl Petri eingenommen habe. Eine in Piacenza abgehaltene Synode italienischer Bischöfe stimmte dem zu. Dagegen entschied die am 21. Februar im Lateran von hundertundzwanzig Bischöfen besuchte Synode zu Gunsten Gregor's und suspendierte den Erzbischof von Mainz und alle Bischöfe, welche dem Schisma beigetreten waren, nicht nur vom Amte, sondern auch von jeder kirchlichen Gemeinschaft; und der Papst Gregor verbot im Namen des dreieinigen Gottes dem König Heinrich weiter zu regieren, entband alle Christen von dem Eide, welchen sie demselben geschworen hatten, und untersagte ihnen, Heinrich als König anzuerkennen. Kaum gelangte die Kunde hiervon nach Deutschland, als auch schon der Groll der Feinde Heinrich's sich Luft machte. Die Geistlichen hatten es ihm verdacht, daß er so streng auf die päpstlichen Gebote hielt; die Fürsten, daß er die königliche Gewalt zum Nachteil der fürstlichen erhob. Zuerst regten sich die Sachsen, viele andere folgten. Heinrich bemühte sich vergebens, als er nach Goslar zurückgekehrt war, eine Synode zusammenzubringen; die Bischöfe bereuten schon aus Angst vor dem Papst ihr Thun; selbst der Erzbischof von Mainz gab ihnen Recht. Die Fürsten kamen am 16. Oktober in Tribur zusammen; Heinrich begab sich mit seinem getreuen Liemar, der ihn nicht verließ, nach dem benachbarten Oppenheim, um den Ausgang der Dinge hier abzuwarten. Nach achttägiger Verhandlung beschlossen die Fürsten: Heinrich müsse bis zum 22. Februar die Lossprechung vom Banne zu erlangen suchen, andernfalls habe er unwiderruflich sein Reich verwirkt. Zugleich luden die Fürsten den Papst ein, zum 2. Februar nach Augsburg zu kommen, um auf einem Fürstentage die Sache zu entscheiden. Gregor, dessen höchster Wunsch es bis dahin gewesen war, ohne die Fürsten, mit dem Könige allein zu thun zu haben, ergriff dennoch mit Freuden die ihm dargebotene Hand derselben und erklärte sich sogleich zur Reise bereit. Was sollte Heinrich nun beginnen? Vor dem Papste niederfallen und ihm seine Sünde bekennen? Es war dies ja nicht mehr etwas

Unerhörtes! Er hatte es bereits selbst einmal gethan. Auch der Erzbischof von Mainz hatte zu dem Ende die Reise nach Rom unternehmen müssen. Sogar Anno hatte sich dem nicht entziehen können, auch Liemar und einer großen Anzahl weltlicher Fürsten war es nicht erspart geblieben. Schlimmer war jedenfalls, in Deutschland, im Angesicht der Fürsten, den Papst als Richter über sich, das Oberhaupt des Staates, anzuerkennen; das vermochte er nicht! Schnell war er entschlossen, nach Italien zu gehen. Trotz des Winters nahm er seinen Weg durch die Schweiz, der Kürze wegen! — Gregor befand sich bereits auf der Reise nach Deutschland. In der Nähe von Mantua erhielt er Kunde von Heinrich's Übergang über den Mont Cenis. Da ergriff ihn die Angst vor den ihm feindseligen Bewohnern Oberitaliens; er ging zurück auf die Burg der ihm befreundeten Gräfin Mathilde, nach Canossa. Heinrich hatte mit seiner Gemahlin und seinem dreijährigen Sohne den beschwerlichen Weg glücklich zurückgelegt, da schlossen sich in bedeutender Zahl lombardische Bischöfe und Grafen ihm an. Aber Heinrich wollte dennoch als ein Büßender vor dem Papst erscheinen. Als der Papst das hörte, weigerte er sich, ihn vorzulassen, bis er in die Bedingungen gewilligt hatte, unter denen allein er Absolution erhalten könne. Sieben Kardinäle unterhandelten im Auftrage des Papstes mit des Königs Begleitern, dem Erzbischof Liemar, dem Bischof von Vercelli und dem Abte von Clugny. Acht Tage lang zogen sich die Verhandlungen hin, da endlich öffneten sich dem Könige die Pforten, damit er vor dem Papste Abbitte thun und die Absolution empfangen könne.

Aber Heinrich hatte sich geirrt in der Meinung, nun die königlichen Rechte ohne weiteres wieder ausüben zu können. Schon in der Lombardei sollte er den Unwillen derer erfahren, welche seine Abbitte für eine Demütigung hielten und ihn verließen um seinen kleinen Sohn zum König zu erheben. Noch in Italien erhielt er die Aufforderung des Fürstentages, nach Forchheim zu kommen, um die Entscheidung des Papstes zu vernehmen. Heinrich kam derselben jedoch nicht nach. Auch Gregor erschien nicht, sondern sandte jetzt nur Legaten. Dennoch sprach der Fürstentag Heinrich's Absetzung aus und erwählte Rudolf von Schwaben, welcher schon lange nach der Krone gestrebt hatte, zum König. Dieser fand anfangs viel Widerspruch, aber bald erstarkte seine Partei, da Gregor

ihr Wohlwollen bewies, und der Legat, der von ihm nach Deutschland gesandt wurde, die Sache zu untersuchen, am 12. November 1077 sogar den Bann über Heinrich IV. erneuete. Allein Gregor wollte nur, daß Rudolf wie Heinrich sich seinem Urteilsspruch unterwürfen, und ließ sie heftig sich bekriegen, bis Rudolf am 27. Januar 1080 bei der Unstrut einen großen Sieg über seinen Gegner errungen hatte.

Da forderte der Papst beide Könige vor die Fastensynode in Rom, auf der er das Urteil sprechen wolle. Persönlich erschien aber keiner von beiden. Rudolf's Abgesandte kamen zuerst, wurden aber kalt empfangen, die Bevollmächtigten Heinrich's dagegen anscheinend freundlich; es waren der Erzbischof von Hamburg und der Bischof von Bamberg. Als aber in der Versammlung Rudolf's Gesandter mit den schwersten Anklagen gegen Heinrich aufgetreten war, ließ der Papst Liemar gar nicht zu Wort kommen, und als dieser sich darüber beschweren wollte, entstand ein Lärm, und drohete man mit dem Schwerte, wenn er den Zorn des Vorsitzenden noch mehr erregen würde. Da verließen Liemar und Robert die Versammlung; Gregor VII. aber erneuete den Bannfluch gegen Heinrich mit erschrecklichen Worten, und schleuderte ihn zugleich gegen alle, die ihm anhängen würden. Die Folgen dieses empörenden Verfahrens blieben nicht aus. Heinrich's Freunde schlossen sich desto fester an ihn, und wurden verstärkt durch viele, die als Deutsche sich beleidigt fühlten. Um Pfingsten schon versammelten sich am Hofe des Königs in Mainz neunzehn Erzbischöfe und Bischöfe und sprachen, freilich ohne Beobachtung der kanonischen Formen, das Absetzungsurteil über Gregor aus, mit dem Verlangen, einen neuen Papst zu wählen. Die weltlichen Fürsten traten dem bei. Heinrich eilte nach Italien und ließ durch Liemar und Robert die italienischen Bischöfe einladen sich anzuschließen. Siebenundzwanzig Bischöfe, unter dem Vorsitz des Kardinals Hugo, verhängten über Hildebrand die Absetzung; zugleich sprachen die weltlichen Fürsten über Rudolf die Acht aus. Heinrich wünschte sogleich einen Papst zu wählen. Das stimmte freilich mit den Wünschen der Italiener, aber nicht derjenigen Deutschen, die Gregor's kirchliche Anschauungen teilten; die Verhandlungen zogen sich hin, bis zuletzt der Erzbischof Wibert von Ravenna gewählt ward. Er nahm den Namen

Klemens III. an. Des Königs Aufgabe blieb es, ihm die päpstliche Krone zu verschaffen, eine Aufgabe, die nicht leicht zu lösen war. Die Römer setzten sich mit Ernst zur Wehr; ansteckende Krankheiten, welche im deutschen Heere ausbrachen, kamen dazu. Dagegen fand Gregor Beistand bei den Normannen, die sich gerade damals ihr Reich in Süditalien gründeten. Erst im J. 1084 waren die Römer des Streites müde und öffneten die Thore. Jubelnd vom Volke begrüßt, zog der Kaiser, mit dem Gegenpapst zur Seite, in die Stadt, hinauf in den Lateran-Palast. Am andern Tage wurde eine Synode zusammen berufen, um über Gregor Gericht zu halten. Gregor erschien nicht nach dreimaliger Aufforderung, da wurde Entsetzung und Exkommunikation über ihn ausgesprochen. Wibert's Wahl wurde anerkannt; am andern Tage erhielt der Erzbischof von Ravenna die päpstliche Krone, es war ein Palmsonntag, und am Ostersonntage, am 31. März 1084, setzte der Papst Klemens III. dem König Heinrich IV. in der Peterskirche die Kaiserkrone aufs Haupt.

Liemar war Zeuge aller dieser Feierlichkeiten gewesen; er hatte Sorgen und Leiden mit seinem Kaiser geteilt, wie sollte er nicht froh sein! Aber er hatte bei seinem Fürsten ein dankbares Herz gefunden; ein Zeugnis ist eine Urkunde aus dem Juni 1083, die uns noch aufbehalten ist, in der König Heinrich schreibt:

> „Wir erkennen an, daß es Unserer königlichen Majestät geziemt, „Unsere Getreuen, die Uns Vertrauen und Gehorsam bewahrt „haben, auf eine würdige Weise zu belohnen. Darum haben „Wir den ehrwürdigen Erzbischof der hamburgischen Kirche, „der Unsern Namen besonders lieb und sich um Uns vorzüglich „verdient gemacht hat, für seine außerordentliche Uns bewiesene „Treue und seine beständige Ehrerbietung zu ehren. Denn, als „das Volk der Sachsen in seinem Hochmut sich freventlich gegen „Uns empörte und ein ganzes Jahrzehend hindurch gegen Uns „Krieg führte, hat er den einmal Uns geschworenen Eid so heilig „wie möglich gehalten; die Seinen, wie das Seine (— gewiß große Güter! —) im Stich gelassen, ist zu Uns gekommen und „an Unserer Seite als treuer Begleiter die ganze Zeit unverrückt „geblieben, wenn nicht Unsere Befehle oder Staatsgeschäfte ihn

„entfernten oder seine eigenen Angelegenheiten es forderten. Nicht „kleinliche Familienrücksichten, nicht Mühseligkeiten, nicht Unglücks-„fälle haben ihn jemals dazu vermocht, Uns zu verlassen. In „dem Kriege gegen die Sachsen war er in zwei bedeutenden „Schlachten unter den größten Gefahren an Unserer Seite, ein-„mal hat er das Amt Unseres Gesandten beim apostolischen Stuhl „bei Hildebrand, dem Weltenzerstörer, unter den schwierigsten „und angstvollsten Umständen versehen; dreimal ist er mitgezogen, „um Rom zu erobern und einzunehmen. Dieser Uns bewiesenen „Treue und völligen Hingebung wegen, wollen Wir aus freien „Stücken die Abtei Elten, die zu Ehren des heiligen Märtyrers „Vitus in der Grafschaft Zütphen am Rhein errichtet ist, der „hamburgischen Kirche zu Ehren des Heilandes und seiner Mutter, „der beständigen Jungfrau Maria, wie des genannten Märtyrers „Vitus, zu ewigem Besitz übergeben und dem würdigen Präfekten, „Kurator und Pastor dieser Kirche, Liemar, und seinen Nach-„folgern für alle Zeit zum Nießbrauch verleihen." —

Heinrich IV. wußte wohl, wie sehr nötig dem treuen Liemar die Verleihung dieser Abtei war bei den großen Verlusten, die sein Erzbistum durch die beständigen Streitigkeiten der Sachsen gehabt hatte. Nach seiner Heimkehr ins Vaterland als Kaiser, bestätigte er deshalb ihm am 28. Dezember 1085 nicht nur diese Abtei, sondern auch die Abtei Vreeden, die unfern der Grafschaft Zütphen liegt, zur Aufrechterhaltung seines Erzbistums, sowie die Abteien Korvei und Lorsch mit allen ihren Ländereien und Einkünften. Diese Abteien standen wohl in einem Zusammenhang, da sie alle dem Märtyrer Vitus geweiht waren, dessen Gebeine aus der Abtei St. Denis in Frankreich schon bald nach der Gründung dem Kloster Korvei geschenkt waren und den Sachsen als eine teure Reliquie zur Erhaltung ihres Glücks durch den göttlichen Segen dienten. Auch in Hamburg ehrte man St. Vitus als Schutzpatron, wie sein Name sich noch hier bis in unser Jahrhundert im Kalender erhalten hat.

Doch freilich der Ruhe konnte Liemar sich auch nach seiner Rückkehr in seine Residenz nicht freuen. Hatte das Sachsenland sich auch zuerst dem Kaiser unterworfen, gar bald erhob sich der ehrgeizige Markgraf

Ekbert von Meißen gegen ihn, und in der Christnacht 1087 nahm er bei einem plötzlichen Überfall der Burg Gleichen Liemar gefangen. Der Erzbischof wurde dem Grafen Lothar von Supplinburg (Supplingenburg) in Verwahrung gegeben, und erhielt erst im Jahre 1089 seine Freiheit, nachdem er ein Lösegeld von 300 Mark Silber dem Grafen bezahlt und die Vogtei Bremen ihm abgetreten hatte.

Die zunehmende Macht des Erzbischofes hatte aber auch in den nordischen Ländern den Wunsch noch mehr erregt, von der kirchlichen Abhängigkeit von Bremen sich zu befreien. Der Papst Gregor VII. hatte dies Verlangen genährt. Als Gregor gestorben war (i. J. 1085) und sein Nachfolger, Urban IV., den Kaiser Heinrich IV. und den Erzbischof Liemar wieder in den Bann gethan hatte, benutzte der König von Dänemark, Erich, Swend's Sohn, die Gelegenheit, den Befehlen des hamburgischen Erzbischofes sich zu widersetzen; da that Liemar den König Erich in den Bann, i. J. 1095. Der König Erich verklagte Liemar beim Papste Urban. Dieser freute sich der Devotion des dänischen Königs; wußte er doch, daß einer der sechs dänischen Bischöfe, der ausgezeichneteste, der Bischof von Lund in Schonen (Schonen gehörte damals zu Dänemark), Egino, immer zur gregorianischen Partei sich gehalten hatte, und erkannte Urban in des Königs Auftreten, Egino's Einfluß, — Urban nahm die Klage an, — doch ehe er die Sache entschieden hatte, starb er im J. 1099; sein Nachfolger Papst Paschalis II. sandte einen Kardinal-Legaten mit päpstlicher Vollmacht nach Dänemark, und dieser übergab im J. 1104 in einer Synode der nordischen Bischöfe die Leitung der ganzen nordischen Kirche dem Bischofe von Lund. Der Bischof Egino war nicht mehr am Leben; aber Papst Paschalis II. übersandte das Pallium seinem Nachfolger, dem Erzbischof von Lund Asker (Asger).

Liemar war auch schon am 16. Mai 1101 aus dem Leben geschieden; sein Nachfolger, Humber, hatte kaum drei Jahre das Amt verwalten können, da auch er von Gott abgerufen ward, so fand Erzbischof Friedrich keine Suffragan-Bischöfe mehr, als er im J. 1104 sein Amt antrat. Er ließ es nicht an Bemühungen fehlen, den Norden seinem Stuhl unterzuordnen; wird ihm doch zum Vorwurf gemacht, daß

er zu diesem Zweck die ältesten Urkunden des Erzstiftes verfälscht habe; eine Hoffnung bot ihm erst im J. 1122 die Übereinkunft, die der Kaiser Heinrich V. mit dem Papste Kalixt II. wegen der erzbischöflichen Wahlen in Worms traf. Dies „Wormser Konkordat“ erkannte das freie Wahlrecht der kanonisch Berechtigten an; die Belehnung des Erwählten mit dem Schwert durch die weltlichen Herrscher wurde festgestellt, während die Verleihung des Ringes und des Stabes dem Papste vorbehalten blieb. Als darauf der Papst Kalixt II., um die kirchlichen Bestimmungen zu treffen, ein Konzil nach Rom auf den 18. März des folgenden Jahres berief, hoffte der Erzbischof Friedrich dort sein Recht auf das nordische Erzbistum zur Anerkennung bringen zu können; allein der Tod ereilte ihn am 29. Januar 1123. Das hamburgisch-bremische Kapitel, das ja bei dieser Angelegenheit sehr beteiligt war, wählte in aller Eile einen Mann zum Erzbischof, aus seiner Mitte, der ohne Zweifel mit Friedrich die Sache bearbeitet hatte, den Domherrn Adalbero; der Kaiser belieh ihn, ohne Anstand zu nehmen, mit dem Schwerte; es war das erste Mal nach dem Wormser Konkordat; Adalbero eilte nach Rom, empfing vom Papst Kalixt II. Ring und Stab und war bei der Eröffnung des Konzils zugegen. Nun brachte er den Beweis, daß Hamburg einzig und allein durch drittehalb Jahrhunderte die Legation und das apostolische Vikariat im Norden besessen habe, ohne Einsprache zu erfahren, und der Papst Kalixt II. entschied, daß die hamburgisch-bremische Kirche in dem vollen Bestande ihrer alten Hoheits- und Ehrenrechte wiederherzustellen sei. Auch der Kaiser Heinrich V. unterstützte die Ansprüche der hamburgischen Metropolitan-Kirche auf die nordischen Länder. Der Erzbischof von Hamburg, mit dem Pallium geschmückt, konnte schon in Rom einen Kleriker aus seinem Gefolge zum Bischof für Schweden weihen. Freudig zog Adalbero heim; voll Jubel wurde er in Bremen empfangen; man war siegesfroh. Allein, in Lund versagte der Erzbischof Asker dem Konzil die Anerkennung und verwaltete sein Amt ruhig fort. Papst Honorius II, der Nachfolger des Kalixt, sandte einen Kardinal-Legaten nach Schweden, die daraus entstandenen Streitigkeiten zu beseitigen; Asker fügte sich nicht; Adalbero begab sich nach Rom, um sich zu beschweren, doch als er hin kam, lag Honorius

im Sterben. Nach seinem Hinscheiden gingen durch den Zwiespalt der Geistlichen zwei Päpste aus der Wahl hervor, Anaklet II. und Innocenz II. Der erstere bemühte sich Adalbero zu gewinnen; er kam ihm so freundlich entgegen, daß dieser schon zwei Tage nach der Wahl nach Deutschland eilte, für ihn zu wirken. Allein Kaiser Lothar, der schon 1125 zum römischen König gewählt war, war schon durch den damaligen dänischen Bischof von Roeskil, Eskil, für Innocenz II. eingenommen. Innocenz wußte schlau seine Erklärung über den Streitpunkt hinauszuschieben, bis am 3. Dezember 1137 der Tod des Kaisers Lothar erfolgt war. Da ergab sich, daß Innocenz II. den Eskil schon für den am 5. Mai gestorbenen Erzbischof Asker, wieder zum Erzbischof von Lund gemacht hatte. Keine zwei Jahre später, im J. 1139 sandte Innocenz wieder einen Kardinal-Legaten und ließ Eskil als apostolischen Vikar einem nordischen National-Konzil präsidieren. Und als nun Adalbero wieder nach Rom gegangen war, Protest einzulegen, erklärte Innocenz einfach das für eine vollendete Thatsache. Der Kardinal Theodignus habe auf dem Konzil zu Lund den neuen Primas feierlich installiert; alle drei norwegischen Reiche, Dänemark, Norwegen, Schweden hätten zu diesem Akt ihre Vertreter gesandt und ihn anerkannt.

Wie es möglich war, daß der Papst Innocenz II. so das Ansehn des Erzbischofes von Hamburg verringern, das ihm von einem Papste und einer Kirchenversammlung, ja, von ihm selbst anerkannte Recht nicht achten konnte, erklärt sich nur aus dem mächtigen Umschwung der herrschenden Ideen, die der Zeitgeist auch auf den päpstlichen Hof ausübte.

Gerade in der Zeit, als das Papsttum schien seine höchste Höhe erreichen zu sollen, regte sich gegen dasselbe eine Gewalt, die es zu seiner Verherrlichung benutzen zu können, gepflegt hatte.

Als die seldschukkischen Türken sich des gelobten Landes bemächtigten, da trat ein von Jerusalem heimkehrender Pilger, Peter von Amiens, mit hinreißender Beredsamkeit vor den Papst Urban II. und schilderte ihm die Leiden und Mißhandlungen, welche die frommen Pilger in dem Lande, wo ihr Heiland gestorben, zu erdulden hätten. Der Papst, davon ergriffen, rief in hoher Begeisterung in dem Konzil, das er im Jahre 1095 in Clermont in Frankreich hielt, die ganze Welt zu einem Kreuzzuge auf.

Die wunderbarsten Erscheinungen der Schwärmerei traten hervor; das ungebildete Volk, das erst spottete, ließ sich hinreißen, das Kreuz zu nehmen, und mitzuziehen. Die Höchsten, wie die Niedrigsten wurden von einer Idee beseelt, die sie verfolgen mußten. Die Kriege unter den christlichen Völkern hörten auf, dagegen bildeten sich Ritterorden, die sich der Armen, der Kranken und der Gefangenen annahmen. Aber bald erkannte man, daß es nicht nur die Aufgabe der Christen sei, die Heiden im Morgenlande zu bekehren, sondern auch die Heiden, welche das Vaterland wieder des Christentums berauben wollten. Es war vor Allen ein Niederländer, der von diesem Gedanken durchdrungen war, Norbert von Gennep. Er war in Xanten im Herzogtum Kleve geboren, aus vornehmer Familie, früher Hofkaplan bei Kaiser Heinrich V. Er wandte sich aber von den vornehmen Geistlichen ab, dem gegenkaiserlichen, hildebrandisch gesinnten Papste zu, und gab sich ganz dem Dienste des Volkes mit herzgewinnendem Erbarmen und glühender Predigt hin. So bildete er mit sieben Genossen den Prämonstratenser-Orden, zuerst in Frankreich im J. 1120. Der Papst Honorius II. bestätigte ihn. Bald aber kehrte er nach Deutschland zurück, gewann den Kaiser Lothar und wurde im Juni 1126 Erzbischof von Magdeburg. Aber auch als Erzbischof suchte er die Wenden zu bekehren, um die Bistümer Havelberg und Brandenburg wiederherzustellen durch die Predigt des Evangeliums in Genossenschaften, wie in seinem Praemonstratum (Pratum monstratum). Allein Norbert selbst mußte es erfahren, daß ein Kirchenfürst kein Mönch mehr sein könne. Er regte das Magdeburger Domkapitel bis zur bittersten Feindschaft wider sich auf, indem er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln den Domherren, wie den Klerikern das Klostergut und Kirchengut zu ordnen suchte, um sie zu dem armen Leben, das ihm als Ideal vorschwebte, zurückzuführen; und zuletzt entstand ein solcher Aufstand gegen ihn, daß er Magdeburg verlassen mußte. Aber wie Norbert, so erfuhren es die Erzbischöfe von Bremen auch, daß die hohe Stellung, die sie am Hofe des Kaisers einnahmen, wie der große Einfluß, den sie auf die ganze Kirche ausüben sollten, sie selbst ihrer Gemeinde entfremdete. Den unter ihnen stehenden Geistlichen sagte der sittliche Ernst, aus dem die gregorianischen Forderungen hervorgegangen waren, nicht zu. Gerade die Forde-

rung des Coelibats, der Ehelosigkeit der Geistlichen, führte sie zu einem Leben, das dem natürlichen Gefühl ihrer Gemeindeglieder ein ebenso großes Ärgernis war, wie das notwendige Verbot der Simonie auf den Grundschaden der Kirche der damaligen Zeit hinwies, auf den Wert, den sie dem Reichtum beilegt. Der äußere Prunk aber, in welchem die Kirche erschien, die Ausschmückung selbst des Gottesdienstes befriedigte nicht das religiöse Bedürfnis der Laien. Je mehr die Kirche für ihren Gebrauch irdische Gaben gesetzlich forderte, desto mehr verlor die Geistlichkeit an Liebe, und desto mehr wandte sich das Volk den weltlichen Gewalthabern zu. Die Herzöge, Fürsten, Grafen, Vögte, wie sie genannt wurden, sorgten mehr für die äußeren Bedürfnisse des Volks, als die hohe Geistlichkeit. Darum stand dieses meistens auf Seite der weltlichen Regierung gegenüber der geistlichen. Dies zeigte sich recht bei der Gleichgültigkeit der Bremer, als ihr Erzbischof seine Herrschaft über den Norden verlor.

Fünftes Kapitel.

Die Grafen von Holstein.

Vom J. 1139—1224 n. Chr. G.

Der Graf Lothar von Supplinburg (Liuther von Supplingenburg) hatte die Not des Volkes kennen gelernt, als er die Vogtei in Bremen vom Kaiser bekommen hatte; er konnte jedoch der Not nicht wehren, ob er gleich ein sehr begüterter sächsischer Fürst war. Auch als er im J. 1106 nach dem Aussterben der Billunger (Billinger) vom Kaiser Heinrich V. mit dem Herzogtum Sachsen belehnt worden war, sah er mit Betrübnis die Städte verwüstet, das Land verheert und verödet. Er fand aber ein mitfühlendes Herz bei dem bremischen Erzbischof Friedrich und kundigen Beistand. Sie suchten durch Kolonisten das Land zu kultivieren; aus Holland, den Niederlanden kamen große Züge von Einwanderern, die sich besonders auch in den ihnen vertrauten Marschgegenden niederließen, wo sie durch Deiche und Dämme den Boden trocken zu legen verstanden. Allein, wie sehr Lothar dabei auch bemüht war, Ordnung und Recht im Lande herzustellen, noch war keine Sicherheit gegen die Einfälle der Slaven. Der Slavenfürst Heinrich hatte zwar, wie wir gehört, einen großen Teil der Ostseeküste sich unterworfen; er nannte sich den Herrn aller Slaven; und hatte den Königstitel angenommen, doch nur mit Lothars Erlaubnis, der, weil Wagrien im östlichen Holstein liegt, sein

Lehnsherr war. Heinrich hatte aber keineswegs schon alle Wenden überwunden. Während er seinen Hof hielt im damaligen Lübeck, da, wo die Schwartau in die Trave fließt, saß sein Gegner Kruko schon nicht weit davon, wo sich die Wakenitz mit der Trave verbindet. So kam auch eine andere Schar von Slaven noch im J. 1110 nach Holstein, drang bis Hamburg, zerstörte die Stadt, wobei Heinrich, der Sohn des Grafen von Hamburg, das Leben verlor. Als nun der König Heinrich am 22. März 1127 gestorben war, übergab Lothar Wagrien mit dem Königstitel dem dänischen Prinzen Knud, der auch schon Herzog von Schleswig geworden war; denn Lothar, der den Frieden liebte, suchte dadurch die Dänen sich zu verbinden, die sonst immer geneigt waren, die Slaven aufzureizen. Lothar hatte aber auch die wichtige Stellung erkannt, welche die Herzöge von Holstein innehatten, die in Hamburg wohnten (Heinrich und Gottfried), da der Gau Holstein wahrscheinlich mit Stormarn vereint war, gleichsam eine Mark- (Grenz-) Grafschaft bildete. Darum hatte er schon im J. 1110 beide Gaue dem Grafen Adolf von Schauenburg übergeben.

Das Haus der Schauenburger hatte seine Besitzungen an der Weser, wo noch jetzt bei Rinteln das Schloß eine Zierde der schönen Gegend bildet. Die Familie soll von altem sächsischen Adel stammen und vom König Konrad II. in den Grafenstand erhoben sein. Waren Graf Adolf I. und der Herzog Lothar gern in Freundschaft mit ihrem Nachbar gewesen; als Knud Wagrien bekam, ward Adolf mißtrauisch; und als Knud nun gar eine Feste gegen die Wenden auf dem Berge, der der Alberg bei Segeberg genannt wurde, anlegen wollte, gerieth er in Furcht, unterdrückt zu werden, und ließ deshalb heimlich die Besatzung gefangen nehmen. Doch bald darauf starb Adolf I.

Kurz vordem, daß der König Heinrich gestorben war, hatte sich an ihn ein Mann mit der Bitte gewandt, unter den Slaven das Christentum verbreiten zu dürfen. Es war Wizelin (Vicelinus), ein Schüler von Norbert von Gennep. In einem Dorfe an der Weser bei Hameln geboren, war er früher ein gelehrter Scholastiker, ein Schüler Anselms gewesen; doch Norberts Wirksamkeit hatte ihn so gefesselt, daß er eine Domherrnstelle in Bremen ausschlug, um die Heiden in Holstein zu bekehren. König Heinrich räumte ihm seine einzige Kirche in

Lübeck ein, für ihn und seiner Gefährten Wirksamkeit. Doch als nun bald nach Heinrichs Tode seine Söhne sich im blutigen Kampf ums Leben brachten, mußte Wizelin fliehen. Er ging mit dem Erzbischof Adalbert auf eine Visitationsreise nach Holstein; da kam ein Einwohner eines Dorfes und bat den Erzbischof um einen Priester. Wizelin war gleich bereit. Das Dorf lag auf einer wenig fruchtbaren, auf einer armen, durch den Krieg verwüsteten Haide, nahe an der Grenze der Slaven. Wizelin gründete da Wippendorf, das Kloster Neumünster. Als Kaiser Lothar im Jahre 1134 die Anstalt besuchte, freute er sich so, daß er auf Wizelin's Rat eine ähnliche bei Segeberg, das er zur Festung machte, anlegte, eine dritte in Lübeck, und alle Wizelin unterordnete. Als die Slaven sich selbst die Feste baueten, murrten sie und sprachen: „Diese Feste wird eine Zwingburg werden zuerst für Wagrien, darnach auch für die Polaben und Obotriten. Und wer hat uns das zugerichtet? Siehst du den kleinen Mann dort mit dem kahlen Kopf, der beim König steht? Der ist's!"

Nach dem Tode des Kaisers Lothar (1137) begann der Kampf der Welfen (Guelfen) und Hohenstauffen (Ghibellinen). Der Schwiegersohn Lothar's, der Herzog Heinrich der Stolze, war auch mit dem sächsischen Herzogtum belehnt worden, bei der deutschen Königswahl mußte er aber dem Hohenstauffen Konrad nachstehen; ja, sogar das sächsische Herzogtum wurde ihm abgesprochen, weil es wider die Ordnung des Reichs sei, daß er, der als Nachkomme des alten Welf schon Herzog von Bayern war, zwei Herzogtümer inne habe. An Heinrich's Stelle wurde ein Tochtersohn des letzten Billingers, Albrecht der Bär, der Markgraf von der Nordmark, zum Herzog ernannt. Mit Heinrich mußte auch sein Vasall, der Graf Adolf, weichen, und an seiner Statt wurde Heinrich von Badewide mit der Grafschaft Holstein belehnt. Das erfuhren die Wenden zu ihrer Freude, sie benutzten gleich die Zwietracht der Feinde.

Pribislaw zog gleich über die Grenze, zerstörte Segeberg mit den umliegenden Herrschaften, die Priester wurden getötet; die Mönche konnten sich nur durch die Flucht nach Neumünster retten. Race, des Wendenfürsten Kruko Hauptmann, kam zu Schiff nach Lübeck und steckte die

Stadt an. Der Graf Heinrich von Badewide aber zeigte sich als kluger Feldherr, er ging ihm mit starker Macht entgegen, ließ keinen Wenden am Leben und am Ende des Jahres 1143 fanden sich nur noch schwache Reste hinter Oldenburg (Aldenberg) bei Lütjenburg.

Der plötzliche Tod Heinrich des Stolzen in diesem Jahre führte Adolf wieder nach Holstein zurück und ließ ihn seine gesegnete Thätigkeit von neuem beginnen. Heinrich der Löwe, des Stolzen Sohn, hatte im J. 1142 die sächsische Fahne erhalten. Er sah, wie die durch Race verwüstete Slavenstadt durch Adolf wieder aufgerichtet war; das stimmte nicht mit seinen Plänen. Er hatte geschwärmt für die Idee, sein Sachsenland groß zu machen. Zu dem Ende trat er zunächst mit den Wenden in Verbindung, um ihnen gegen die Dänen die Ostseeküste zu sichern. Durchs Wendenland konnte er nur den fernen Osten für den Handel seiner Städte gewinnen; er mußte eine Landstraße haben, um nach Wisby auf der Insel Gotland zu kommen. Hier war der Stapelplatz für die Waren des Orients und Rußlands. Von hier ging die Handelsstraße noch immer durch Schweden, Dänemark nach Schleswig. Durch die Anlage von Lübeck schadete Graf Adolf aber dem Handel seines Haupthandelplatzes Bardowik, gleichwie er, der nur für sein Holstein sorgte, durch die Salinen, die er in Oldeslo anlegte, der Saline in Heinrich des Löwen Hauptstadt Lüneburg Abbruch that. Darum erregte es Heinrich's Unwillen, als er hörte, wie Kaufleute aus Bardowik schon jetzt nach Lübeck zogen oder in Lübeck einen näheren Weg nach der Ostsee suchten, und er forderte vom Grafen Adolf den halben Ertrag des Handels auf der Ostsee mit der Drohung, im Weigerungsfalle als Herzog von Sachsen zu verbieten, daß in Lübeck ein anderer Markt stattfinde, als der mit den nothwendigsten Nahrungsmitteln. Der Graf willfahrte ihm nicht, und Heinrich führte seine Drohung aus. Als nun einige Jahre später Lübeck durch eine Feuersbrunst zerstört ward, wandten sich die Bürger an den Herzog mit der Bitte, in seinem Gebiete ihnen einen andern Platz zum Wiederaufbau anzuweisen, da ohne Marktgerechtigkeit hier doch nicht der Handel gedeihen könne. Der Herzog erneuerte bei dem Grafen sein Verlangen, ihm Hafen und Werder zu Lübeck zu überlassen und gründete, da der Graf sich wieder weigerte, nicht weit von der Trümmerstätte im Ratzeburger Lande an der

Wakenitz eine neue Stadt und gab ihr den Namen die Löwenstadt. Doch auch dieser Ort entsprach den Bedürfnissen gar nicht; da ließ sich endlich Graf Adolf gewinnen, nachzugeben; und Heinrich gab sogleich die Löwenstadt auf und ließ Lübeck wieder aufbauen, so daß sie in der folgenden Zeit für die neuerbauten Städte an der Ostsee, Rostock, Wismar, Stralsund u. a. m. ein Vorbild wurde; er verlieh der Stadt die größten Freiheiten und Vorrechte, eine Münze, einen Zoll, das Soester Stadtrecht; er stellte die fremden Einwanderer auf denselben Fuß mit den Eingeborenen und entsandte Boten in die Reiche und Städte des Nordens, Dänemark, Schweden, Norwegen und Rußland, um die Bewohner einzuladen, in Handelsverkehr mit Lübeck zu treten.

Sehr günstig für die Entwickelung des Handels in Lübeck war, daß gerade damals der langjährige Krieg der Krone Dänemarks, welcher die nordischen Reiche zu Grunde richten zu sollen schien, seinem Ende entgegenging. In demselben Jahre, in welchem Lübeck durch Feuer zerstört ward, gewann Waldemar I., der Große, die Alleinherrschaft im Norden. Heinrich der Löwe schloß sich diesem an, und zusammen machten sie dem Wendenreiche an der Küste der Ostsee ein Ende. Kaiser Friedrich I. überließ es ihm um so lieber, seine Herrschaft zu erweitern, da er ihm das Land zu Lehen gegeben hatte, und dadurch auf der einen Seite der vordringenden dänischen Macht ein Hemmnis bot, auf der andern Seite auch gegen die Oberherrschaft der Kirche ihm Hülfe leistete, denn Heinrich der Löwe vergaß nicht, bei seinem siegreichen Vordringen gegen die äußeren Feinde auch in der Kirche seine Stellung zu behaupten.

Graf Adolf hielt gute Aufsicht; er schützte die Grenzen des Landes mit Sorgfalt, daheim übte er strenge Gerechtigkeit; mit den Geistlichen suchte er in gutem Vernehmen zu stehen. Aber der Graf hatte viel zu thun in dem verödeten, verheerten Lande, das unter ihm stand. In Holstein, Stormarn und dem an der Ostküste gelegenen Wagrien lebte ein kräftiges, selbständiges Geschlecht; durch die unablässigen Kriege verwildert, verarmt, das sich mit den neuen, fremden Kolonisten vereinigen sollte, die durch ihren Fleiß und durch die Kenntnisse und Güter, die sie mitbrachten, bei ihnen Neid und Mißgunst erregten. An Streitigkeiten konnte es da nicht fehlen. Die Mächtigeren unter ihnen beugten sich nicht gut-

willig unter die Herrschaft des Grafen; aus ihnen bildete sich mit den Jahren der Adel, die Ritterschaft. Ähnlich wie Adolf's war die Stellung des Grafen in dem an der Westküste (an der Elbe) gelegenen Dithmarschen. Um die Mitte des elften Jahrhunderts war diese Grafschaft, wie viele andere, im Erzbistum Bremen, einem sehr reichen sächsischen Geschlechte, das seine Herkunft vom Kaiser Otto I herleitete, dem Grafen von Stade zugefallen. Das Volk hat sich durch seinen Trotz und seine Freiheitsliebe einen Namen gemacht. Die Ältesten in den Gemeinden, die als Overboden, wie man sie nannte, also etwa Bauervögte, Gericht hielten, und die Bannerträger im Kriege waren, empörten sich gegen ihren Landvogt, den Grafen Rudolf von Stade, und brachten ihn am 15. März 1145 ums Leben. Graf Rudolf hatte bei seinem Tode nur noch einen Bruder gehabt. Dieser, Hartwig, war dem geistlichen Stande geweiht und im magdeburgischen Kapitel Propst geworden. Da er aber gesehen hatte, daß mit Rudolf sein Geschlecht aussterben würde, hatte er mit dem Erzbischof von Bremen Adalbero ein Abkommen getroffen, daß er als Propst ins bremische Kapitel übertreten wolle, wenn ihm bei künftiger Erledigung der Stelle das Erzbistum zugesagt werde, dann aber wolle er dafür die Grafschaft Stade, die seinem Geschlechte gehörte, für ewige Zeiten dem Erzbischof von Bremen zugleich mit den in dessen Sprengel gelegenen Eigengütern der Grafen von Stade zukommen lassen. Als nun bei Rudolf's Tode dieser Fall eintrat, daß sein Bruder, als hamburgischer Dompropst, die Vogtei Dithmarschen erbte, trat der junge Herzog Heinrich der Löwe auf und machte Ansprüche auf die Vogtei, da seine Vormünder behaupteten, daß der Erzbischof Adalbero seiner Mutter das Versprechen gegeben habe, daß die Vogtei, welche die Grafen von Stade vom Herzoge von Sachsen nur lehensweise empfangen hätten, nach dem Aussterben des Hauses an den Herzog wieder zurückfallen solle. Als das Fürstengericht, vor das die Sache kam, für den Erzbischof entschied, ließ der Herzog Heinrich mit Waffengewalt Hartwig nach Lüneburg führen und hielt ihn gefangen, bis der Erzbischof ihn nun mit der Grafschaft belehnte. Als nun Adalbero auch 1148 gestorben war und Hartwig mit dem Grafen Adolf nach Rom gegangen war, um vom Papste Ring und Stab zu empfangen (was ihm freilich nicht schwer ward, da er zur

hierarchischen Partei gehörte), durfte er nicht eher die bischöflichen Güter in Besitz nehmen, ehe er vom Herzog die Investitur mit der Fahne empfangen hatte. So mußte der Erzbischof Hartwig I. sich zwei Jahre später dem herzoglichen Gefolge anschließen, als Heinrich gegen die wieder aufständischen Dithmarschen zog; Hartwig konnte aber auch 1148 Wizelin zum Bischof machen und das Oldenburger Bistum in Wagrien weihen, denn Heinrich verlieh zur Dotation des Bischofs die Kirche in Bosau am Plöner See. Als Wizelin sechs Jahre später seinen häufig wiederkehrenden Schlaganfällen erlegen war, wählten die Brüder in Neumünster ihren frommen Prior Poppo zum Bischof. Herzog Heinrich war gerade in Rom, und bekam da den Beinamen des Löwen, da er Friedrich I., den er zur Kaiserkrönung begleitet hatte, bei einem Aufstande des Volkes das Leben rettete. Als Heinrich den Tod Wizelins erfahren hatte, gab er seiner Gemalin, die ihn während seiner Abwesenheit vertrat, die Weisung, seinen Kaplan Gerold auf den bischöflichen Stuhl zu berufen; der Erzbischof Hartwig aber weigerte sich, sowohl Poppo wie Gerold die Weihe zu erteilen, da ließ der Herzog seinen Kaplan nach Rom kommen und erlangte vom Papste, was er vom Erzbischof nicht hatte erlangen können. Kaiser Friedrich, dem Herzog dankbar für die Lebensrettung, freuete sich sehr, den Erzbischof von Bremen seine Macht fühlen zu lassen, der auf seinen Befehl am 1. November 1154 im Lager auf den Ronkalischen Gefilden zu erscheinen, nicht gekommen war, und sich als Strafe die Einziehung seiner ganzen Habe, wie auch der zum Unterhalt des Erzbischofs bestimmten Kirchengüter hatte gefallen lassen müssen. Friedrich erteilte dem Herzog ausdrücklich das Recht, die Bischöfe auch im Wendenlande mit den Regalien zu investieren; da der Herzog sein Lehnsmann war, erweiterte sich ja auch die kaiserliche Macht mit dem Wachstum der herzoglichen. Heinrich der Löwe aber drang vor, um das Land der Obotriten (der Wenden in Meklenburg) zu erobern. Als er zu dem Ende aber im J. 1157 mit dem siegreichen Könige Waldemar von Dänemark sich verband, reizte er dadurch die ihm bis dahin befreundeten Wendenherzöge Niklot und seine Söhne; doch schon, als der alte Niklot sein Leben verloren hatte, verlieh der Herzog dem ihm so getreuen Grafen Gunzelin von Hagen die Statthalterschaft über

das ganze Obotriten-Land und machte ihn zum Grafen von Schwerin; dann verlegte er auf dem großen Hoflager zu Lüneburg im J. 1158 das Bistum der Meklenburger nach Schwerin, wie das Oldenburger Bistum nach Lübeck, indem er eine ähnliche Dotation für Schwerin, wie früher für Oldenburg und Ratzeburg, auswarf, und berief den frommen Cistercienser-Mönch Berno zum Bischof von Schwerin; alle drei Bischöfe lud er ein, ihm die Lehnshuldigung zu leisten und die Regalien zu empfangen; dem Erzbischof Hartwig überließ er, das Verhältnis der Bischöfe zur Metropole zu ordnen.

Doch der Freiheitssinn der Wenden war noch nicht gebrochen. Niklot's Söhne, Pribizlaw und Wertizlaw, wollten den Tod des Vaters rächen, aber sie wurden bald gedemütigt und Heinrich konnte im Herbst des Jahres 1168 einen glänzenden Landtag zu Artlenburg an der Elbe halten, wo er, umgeben von den Bischöfen und Edeln des Wendenlandes, den Kaufleuten der Insel Gotland die ihnen früher vom Kaiser Lothar gewährten Freiheiten und Rechte bestätigte. Der Fürst Wertizlaw war in dem Kampfe in Gefangenschaft geraten, ihn zu befreien, rief sein Bruder Pribizlaw sein Volk noch einmal auf; der Sachsenherzog ging ihm mit seiner Hauptmacht bei Verden an der Peene, unweit Demmin, entgegen; am 6. Juli 1164 des Morgens in der Frühe ging Graf Adolf III. ihnen mit seinen Holsten und Graf Reinhold mutig entgegen; aber von der Überzahl umringt, verloren sie beide das Leben. Heinrich rückte mit dem Hauptheer heran und errang einen glänzenden Sieg. Der letzte Versuch der Obotriten, das verhaßte Joch der Deutschen abzuwerfen, war gescheitert; das endliche Geschick des Wendentums besiegelte ein Bündnis Heinrich's mit dem Dänenkönig Waldemar, das durch die Verlobung von Heinrich's noch in der Wiege liegenden Tochter mit König Waldemar's einjährigem Sohne bekräftigt werden sollte.

Der Erzbischof Hartwig I. starb im Oktober 1168. Über seinen Nachfolger konnte das Kapitel nicht einig werden. Gegen den Dekan Odbert (Obert) waren die Gegner Heinrich's des Löwen, an deren Spitze der Dompropst Otto von Oldenburg stand, der schon den dritten Sohn von Heinrich's Gegner Albrecht den Bären, den Markgrafen von Brandenburg, Sigfried (Sifrid), einen Kanonikus aus Magdeburg

hatte nach Bremen kommen lassen, in der Gewißheit, die Wahl durchzusetzen. Da sprengte plötzlich der Graf Günzel von Schwerin mit einer Reiterschar durch die Thore Bremens und proklamierte auf den Straßen im Namen des Herzogs Heinrich des Löwen den Propsten Balduin von Halberstadt, Heinrich's Kaplan, zum Erzbischof. Erschreckt flog das Domkapitel auseinander; der Dompropst Otto nahm Siegfried mit nach Oldenburg. Der Kaiser, der um Hilfe angerufen ward, ordnete eine Neuwahl des Kapitels an, und dieses wählte nun Balduin von Halberstadt. Er ward vom Kaiser bestätigt, blieb aber in den zehn Jahren, die er das erzbischöfliche Amt verwaltete, Heinrich's gehorsamer Diener, durfte nicht einmal seine Suffragane introduzieren, ließ Kirchengut vergeben, so daß gerade an dem Tage, an welchem er starb, am 18. Juni 1178, ihm vom Kapitel das Absetzungsdekret übergeben werden sollte.

Die Amtsführung des Erzbischofs Balduin war in jene verhängnisvolle Zeit gefallen, in der Kaiser Friedrich's Vorliebe für Heinrich den Löwen sich plötzlich in die heftigste Feindschaft verwandelte. Es ist wohl nicht in Heinrich's steigendem Hochmut, in seiner Eitelkeit allein die Ursache seiner Kränkung des Kaisers am Comersee zu suchen, als er Friedrich's fußfällige Bitte, mit ihm zu ziehen, nicht erfüllte. Mehr noch erklärt sich uns sein Benehmen durch seine unstreitig nicht ungerechtfertigte politische Überzeugung von dem, was Deutschlands Wohl erheischte. Heinrich erkannte, daß von Norden her dem Reiche die größte Gefahr drohte. Der König von Dänemark, mit dem vereint er die Wenden überwunden hatte, war nicht damit zufrieden, daß er sich die drei nordischen Reiche unterworfen hatte, er sah sich nach weiteren Eroberungen um. Das zeigte jene große Unternehmung, die er im J. 1168 gegen die Insel Rügen durchgeführt, welche neben der Zerstörung des Swantevittempel auf Arkona, der Wurzel und Krone des wendischen Heidentums, auch die Eroberung der ganzen Insel zum Zweck hatte. Das Streben der Päpste, die Lösung der nordischen Kirche von dem hamburgischen Stuhl, war schon seit Gregor's Zeit ihm nicht verborgen geblieben. Der König von Dänemark benutzte dies zu seinen Zwecken. Der Kaiser Friedrich I. hatte inzwischen die Bekämpfung des Papstes Alexander mit ganzer Macht fortgesetzt. Er stand 1167 auf dem Gipfel seiner

Macht. Da erkaufte er sich von Heinrich's Ohm, dem alten Welf, die italienischen Lehen, das Herzogtum Spoleto. Heinrich, der sich Hoffnung auf diese Lehen hatte machen können, fühlte sich gekränkt; er nahm fortan nicht mehr Teil an dem italienischen Feldzuge, und machte im J. 1172 eine Pilgerfahrt nach Palästina.

Bei dem abermaligen Kriegszuge nach Italien, 1174, hatte ihn der Kaiser in seinem Braunschweig zurückgelassen; aber nachdem Friedrich nun zwei Jahre umsonst vor der Festung Alessandria gelegen, als er dann die vernichtende Niederlage von Legnano erlitten, konnte er da wohl mit Recht dem Herzoge die Schuld geben, der ihn immer vor diesem Feldzuge gewarnt hatte? Der Kaiser Friedrich mußte sich nach dem am 1. August 1177 geschlossenen Frieden von Venedig demütigen vor dem Papste Alexander, wie Heinrich IV. vor Gregor VII., und noch ein Jahr hatte er in Italien zu thun, ehe er nach Deutschland zurückkehren konnte. Hier hatte unterdessen Heinrich der Löwe wieder Kämpfe gehabt mit seinen Gegnern. Vor allen war es Siegfried, der es ihm nicht vergeben konnte, daß Heinrich seine Wahl zum Erzbischof von Bremen verhindert hatte. Er war Bischof in Brandenburg geworden, aber als solcher hetzte er nicht nur die sächsischen Fürsten gegen Heinrich auf, sondern auch den Kaiser. Siegfried war mit Friedrich in Italien, und es ist wohl kein Zweifel, daß er es war, der in die Friedensbedingungen von Venedig den 15. Artikel brachte, nach welchem „die Rechtmäßigkeit des Askaniers Siegfried, welcher bei der Wahl nach Hartwig's Tode dem welfisch gesinnten Balduin hatte weichen müssen, und der jetzt das Bistum Brandenburg verwaltet, nochmals untersucht werden solle; was aber von Balduin der Bremer Kirche entfremdet worden, sei derselben zurückzustellen". Als der Kaiser darauf zurückkehrte, berief er auf den 13. Januar 1179 einen Reichstag nach Worms, wo sich der Welfe gegen die Anklagen seiner Widersacher verantworten und sich dem Kaiser zu Recht stellen sollte. Aber der Herzog erschien weder hier, noch in den folgenden ihm gesetzten Terminen. Da ward am 13. Januar 1180 die Reichsacht über ihn ausgesprochen, und das Urteil der Friedlosigkeit gefällt, das den Verlust seiner sämtlichen Reichs- und Kirchenlehen sowie seines ganzen Eigentums in sich schloß. Heinrich sammelte deshalb alle seine Streitkräfte, aber er sah sich von denen,

auf die er gehofft, nach und nach verlassen; sein herrisches Wesen hatte selbst den Grafen Adolf von Schauenburg getrieben, ins Lager des Kaisers überzugehen. Der König Waldemar unterhandelte mit dem Kaiser, um Lübeck zu gewinnen. Der Kaiser selbst zog schon mit dem Reichsheer heran, die Acht zu vollziehen. Nach Lübeck hatten sich die Anhänger des Herzogs zurückgezogen, während er selbst sich in Stade aufhielt, um leichter sich retten zu können. Als der Kaiser vor Lübeck erschien, und der König Waldemar mit seiner Flotte in die Trave einlief, da öffneten Lübecks Bürger dem Kaiser das Thor, nachdem sie von ihm das Versprechen erhalten hatten der Bestätigung aller ihr vom Herzog verliehenen Privilegien, ihres Stadtrechtes und ihrer Handelsfreiheit. Heinrich selbst erklärte, sich zu ergeben bereit, und der Kaiser vermittelte ihm die Aufhebung der Reichsacht beim Fürstentage unter der Bedingung, daß er eidlich sich verpflichte, Deutschland auf längere Zeit zu verlassen und ohne Erlaubnis des Kaisers nicht wieder zurückzukehren. Am 22. Juli 1182 verließ der Herzog Braunschweig.

Nun aber trat eine erschreckliche Verwirrung in allen Verhältnissen des nördlichen Deutschlands ein. Der Herzog Bernhard von Anhalt, dem das Herzogtum Sachsen zugefallen war, konnte sich keine Autorität verschaffen. Schon als er die Grafen und Herren seines Gebietes zur Huldigung nach Artlenburg beschieden, blieb Graf Adolf von Holstein aus und verweigerte den Lehnseid. Dann verband Adolf sich mit andern Grafen und brach die feste Lauenburg nieder, welche Bernhard zum Schutz gegen die Obotriten angelegt. Dazu kam nun, daß der junge König Knut von Dänemark, der am 12. Mai 1182 seinem Vater Waldemar gefolgt war, sich nicht nur weigerte, die Herrschaft des Slavenlandes vom Kaiser zum Lehen zu nehmen, sondern auch Friedrich persönlich beleidigte; er sandte ihm seine Schwester, die mit Friedrich's Sohn verlobt war, zwar zu, aber mit einer so geringen Aussteuer, daß der Kaiser sie zurücksenden mußte. Bei dem feierlichen Empfange der Braut war Siegfried zugegen gewesen. Es war ihm wirklich gelungen, seinen Wunsch zu erreichen, Erzbischof von Bremen zu werden. Als Balduin am 18. Juni 1178 gestorben, da wählte das Bremer Kapitel freilich rasch einen Domherren von St. Gereon in Köln, Bertold; und der Kaiser

genehmigte auch die Wahl; aber der Dompropst Otto appellierte an den Papst Alexander III. und dieser gab die Sache dem Lateran-Konzil zur Untersuchung; das Ergebnis derselben war, daß der Papst erklärte: die Wahl von Bertold widerstreite den Kanones, da der Erwählte noch nicht einmal die Weihe eines Subdiakonus empfangen habe, sondern nur die eines Akoluthen, die nach der Strenge des Rechtes nicht einmal eine Ehe einzugehen verwehre; da der Gewählte auch vor der Weihe zum Erzbischof die Regalien aus der Hand des Kaisers empfangen habe. Nach des Herzogs Rückkehr war es aber dem Dompropsten Otto bei der herrschenden Stimmung gegen den Herzog nicht schwer geworden, die Wahl Siegfried's durchzusetzen. Der Kaiser Friedrich verlieh ihm am 1. November 1180 das Schloß und die Burg Stade. Siegfried hielt sich natürlich zu der Partei seines Bruders, des Herzogs Bernhard; er konnte sich nicht wundern, daß der Graf Adolf von Holstein ihm entgegentrat und selbst mit Waffen in der Hand sich weigerte, ihm Dithmarschen auszuliefern. Doch am 24. Oktober 1184 starb Siegfried. Nun wählte das Bremer Kapitel mit großer Einstimmigkeit den Domherrn Hartwich von Utlede, Heinrich's früheren Notar. Dieser erlangte vom Grafen Adolf die Herausgabe von Dithmarschen gegen eine jährliche Abgabe von einem bestimmten Maaße Hafer; allein die Dithmarschen wendeten sich ganz von Bremen ab, und wählten sich zum Bischof den unehelichen Bruder des König Knud von Dänemark, Waldemar, der ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, jetzt das Herzogtum Schleswig zu verwalten bekommen hatte. So wuchs der Dänen Macht, während der Kaiser seine Vasallen nicht zu zügeln vermochte. Da kehrte der Löwe plötzlich im Oktober 1185 zurück. Er hoffte zunächst bei dem neuen Erzbischof von Bremen einen guten Empfang, aber er hatte sich getäuscht; und der Kaiser auch verhehlte ihm sein Mißtrauen nicht, daß er ihn für den heimlichen Förderer aller Widerwärtigkeiten halte. Deshalb blieb er still harrend in Braunschweig.

Zwei Jahre später erscholl die Kunde, daß am 3. Oktober 1187 das von den Sarazenen bedrängte Jerusalem in die Gewalt des Sultans Saladin gefallen sei. Der Kaiser legte, trotz seines hohen Alters, auf dem Reichstage zu Mainz, am 27. März 1188, das Gelübde der Kreuzfahrt

ab; nötigte aber den Herzog Heinrich, um vor den Umtrieben der Guelfen sicher zu sein, wieder nach England zu gehen und seiner Gemahlin Mathilde die Sorge für seine Länder zu übergeben. Heinrich ging unter dieser Bedingung um Ostern 1189 zum zweitenmale in die Verbannung nach England. Aber am 28. Juni starb seine Gemahlin zu Braunschweig; seine Besitzungen waren dadurch allen Angriffen schutzlos preisgegeben. Dazu kamen Klagen vom Erzbischof Hartwig über die wachsende Macht der Dänen. Da hielt er es für gestattet, zurückzukehren. Zu Ende des September war er wieder in Deutschland. Von dem Erzbischof Hartwig ward er mit offenen Armen empfangen, denn dieser hoffte, durch ihn die Herrschaft über die Ditmarschen zurückzugewinnen, die sich ja unter den Schutz des Bischofs Waldemar von Schleswig gestellt hatten. Hartwig belehnte ihn sogleich mit der Grafschaft Stade. Und schon erhoben sich auch die Holsaten und Stormarn. Die holsteinischen Festen, Hamburg, Plön und Itzehoe fielen in seine Hände. Von allen Seiten eilten ihm die alten Waffengenossen zu. Während Graf Adolf von Dassel, den der holsteinische Graf Adolf, so lange er beim Kaiser war, als Verweser seines Landes zurückgelassen hatte, mit dessen Mutter und Gattin in Lübeck eine Zuflucht fand, brach Heinrich der Löwe gegen Bardowiek auf. Am 28. Oktober ward die Stadt mit Sturm genommen und von Grund aus zerstört. Die ehemals so blühende Stadt hatte den Verfall ihres Handels nicht ertragen können; mit frechem Hohn hatte sie die Aufforderung des Herzogs, sich zu ergeben, zurückgewiesen; jetzt mußte sie seine Macht fühlen; der Löwe drang mit Gewalt hinein, und die Bürger, wie die Krieger, die nicht durchs Schwert umkamen, siedelten nach Lauenburg über; aus der großen Stadt ward ein Dorf, in dem nur die Kirche noch den Ort zeigt, wo die Stadt gestanden hat; an deren Portal später geschrieben ward: „Des Löwen Spur!" Als Heinrich sich darauf gegen das mächtige Lübeck wandte, öffneten die Bürger, durch Bardowieks Schicksal erschreckt, ihm die Thore; nur für den Grafen von Dassel und die Familie Adolfs von Holstein bedangen sie freien Abzug aus. Aber jetzt ward der bisherige Siegeslauf des Welfen plötzlich gehemmt. Die erste Überraschung, der er den schnellen Fortgang zu verdanken hatte, war vorüber. Die Nachricht, daß der Kaiser Friedrich am 10. Juni 1190

auf seinem Kreuzzuge den Tod gefunden, hatte alle erschüttert. Friedrich's Sohn, der junge König Heinrich VI., erzürnt über den Bannbruch des Welfen und die Eroberung Holsteins, beschloß, ihm mit den Waffen entgegenzutreten. Er ließ den Grafen Adolf von Holstein von Tyrus, wo er die Kunde von der Rückkehr Heinrichs erhalten, nach Deutschland eilen, sein Land sich wiederzuerobern. Viele Schwierigkeiten gab es zu überwinden, aber Adolf kam nach Artlenburg an der Elbe, wo ihn Adolf von Dassel mit vielen Holsteinern und Stormarn freudig empfing, auch sein Weib und seine Mutter ihm zuführte. Adolf sammelte alle, die dem Löwen nicht wohl wollten. Hatte der König doch auf einem Reichstage zu Merseburg die Heerfahrt gegen Herzog Heinrich beschlossen. Dann zog er gegen Stade, wo der Herzog sich aufhielt. Als er nach Hamburg kam, öffnete die Stadt die Thore; er ging weiter über die große Insel Gorieswärder, die noch nicht in viele kleinere zerrissen war, die Elbe hinunter, nach dem Lande Kehdingen; Stade ergab sich ohne Kampf.

Graf Adolf hatte sein Interesse an dem Aufblühen seiner Grafschaft stets behalten. War seine Teilnahme an Lübecks Aufblühen vielleicht zurückgetreten, seitdem diese Stadt 1181 unmittelbar kaiserlich geworden war; die Wichtigkeit des Handels für den Wohlstand des Volkes lag ihm doch besonders am Herzen.

Hamburg hatte sich schon bedeutend gehoben. Es war aus einer Burg eine Stadt geworden. Durch die Kirche wurden die Christen aus der Umgegend dahin gezogen. Durch die sich mehrenden kirchlichen Feste wurden die Märkte immer lebhafter. Es war ja ein Vorrecht der Städter, ein Handwerk betreiben zu dürfen; aber es ward auch dafür gesorgt, daß jede gewerbliche Arbeit in der Stadt vertreten sei, damit jeder Bewohner seinen Bedarf für Nahrung, Kleidung, Wohnung daselbst befriedigen könnte, und der auswärtigen Arbeit nicht bedürfe. Die Arbeiter bekamen ein ausschließliches Recht auf ihre Arbeit, aber sie wurden auch verpflichtet, die Arbeit zum Nutzen des Gemeinwesens zu liefern, und ihren Stand als einen von Gott ihnen gegebenen Beruf anzusehen und zu ehren. Darum wurden sie unter die Aufsicht von Aelterleuten gestellt, und den gleichen Gewerben wurden die Werkstätten womöglich nebeneinander angewiesen. Darauf weisen noch die Straßennamen hin in dem ältesten Kirchspiel von

Hamburg (Bäckerstraße, Brauerstraße, Pelzerstraße ꝛc.) Mit dem Handel nahm auch die Schiffahrt zu; zunächst die Flußschiffahrt; aber die Normannen zeigten uns, daß auch damals schon hierher Waren zur See kamen; im 12. Jahrhundert war Hamburg als Handelsplatz schon den Arabern bekannt. Die reichen Kaufleute bauten sich gern am Wasser an, um dort ihre Waaren aufzuspeichern (die Reichenstraße). Als durch die Erzbischöfe Friedrich und Adalbero die niederländischen Kolonisten in ihre Sprengel gezogen waren, lernten nicht nur die Landbewohner Land gewinnen, auch die Kaufleute; sie ließen die niederen Werder und Inseln, welche die Bille, die Alster und die Elbe bei der Stadt bildeten, erhöhen und legten dann auf denselben Baustellen an, nachdem sie dieselben durch Deiche und Dämme gesichert hatten. So wandte sich eine Anzahl Kaufleute unter Wirad von Boizenburg, dessen sonstige Stellung uns nicht bekannt ist, der Graf nennt ihn nur „unsern getreuen Wirad", an ihren Landesherrn, den Grafen Adolf III. mit der Bitte, ihnen die Burg an der Westseite der Stadt (die alte, aus der Zeit Ordulfs, Bernhards Sohn, 1061 uns bekannte) zur Einrichtung von Warenlagern und Häusern für Kaufleute zu verleihen, damit ein Hafen entstehe für die von vielen Orten herkommenden Schiffe. Sie fügten den Wunsch hinzu, dort eine Kapelle bauen zu dürfen und dieselbe wegen der ankommenden Schiffe dem heiligen Nikolaus, als dem Patron der Schiffer, zu weihen. Graf Adolf erfüllte ihren Wunsch. Der Name der Straße „Deichstraße" und „des großen und kleinen Deichfleetes" erinnern noch daran. Er schenkte ihnen auch den Grund zu einer Kapelle; aber freilich die Vollendung durch die Einweihung konnte er ihnen nicht versprechen, da die Parochie unter dem Kapitel stand.

So lange die hamburgische Kirche eine bischöfliche gewesen war, hatte sie nur Eine Gemeinde gebildet. Der Papst, der den Bischof eingesetzt, hatte ihm die Schlüssel des Himmelreiches gegeben, ihn zum Repräsentanten der Kirche gemacht. Der Bischof mochte unmittelbar vom Papste oder durch einen Erzbischof, der zu dem Ende diese Gewalt auch nur vom Papst empfangen hatte, sein Amt erhalten haben, als Bischof hatte er das Recht (und also auch den Beruf und die Pflicht), das Evangelium in seiner Gemeinde zu verbreiten, die Heiligtümer zu ver-

walten, die Heerde Christi zu weiden und zu regieren. Um dies Amt auszuüben, hatte der Bischof nicht nur Geistliche nach verschiedenen Graden geweiht, sondern auch das Domkapitel nach und nach gebildet, indem er einzelnen gewisse Verwaltungszweige übertrug (den einen zum Propst, den andern zum Dechanten, einen andern zum Thesaurarius (Schatzverwalter) oder zum Scholasticus (Verwalter der Schule) machte. Diese Domherren brauchten nicht notwendig Geistliche zu sein, wenn sie auch nach der Hausordnung leben und ein kanonisches Leben führen mußten. Ein jeder einzelne Domherr, wie ein jeder Geistlicher, vertrat aber in seinem Amte nur den Bischof, und weil den Bischof — die Kirche („die heilige Maria" wie sie offiziell genannt wurde). Der Dom war als Sitz des Bischofes, das Haus des Herrn — die Kirche. Was der Kirche geschenkt wurde, gehörte nicht dem Dom, nicht dem Bischof persönlich, sondern dem ganzen Institute, das durch den Bischof repräsentiert wurde. — Wie mußte also das Ansehn des Erzbischofes gesunken sein, wenn das Domkapitel der Bremen-Hamburger Kirche seinen Bischof abzusetzen wagen konnte? Wie hätte der König Heinrich VI. die Absetzung anerkennen können, wenn nicht zwei Päpste gewesen wären, die sich gegenseitig in den Bann gethan hätten? Noch im Jahre 1140 hatte der Erzbischof Adalbero dem hamburgischen Kapitel das Pfarr-Recht bestätigt, d. h. das Recht allein in diesem Sprengel das Evangelium zu verbreiten. Wenn nun die Bürger der Neustadt eine Kapelle zu haben wünschten, so konnte der Graf Adolf wohl einen Grund dazu hergeben, auch das Gebäude aufrichten, aber den Gottesdienst in demselben eröffnen, das konnte er nicht ohne Genehmigung des Bischofs, der — verbannt war. Erst mußte der Erzbischof zurückkommen und sich wieder mit der Kirche versöhnt haben, ehe an eine Kirche außer dem Dom in Hamburg zu denken war. Darum bekam die Stadt auch erst dann eine Kirche (ecclesiam forensem) im J. 1195. Wie das geschah, werden wir später sehen.

Graf Adolf III. hatte aber schon früher Alles gethan, was in seinen Kräften stand, die neue Stadt, die er gründete, zu einer freien Handelsstadt zu machen. Er gestattete nicht nur, sie nach dem Vorbilde von Lübeck zu erbauen; er verlieh ihr im J. 1189 Münz- und Marktgerechtigkeit und Freiheit vom Zoll in seinem ganzen Gebiete; er überließ

ihr einen beträchtlichen Teil seiner Gerichtsbarkeit, indem er das Soester Recht, das schon in vielen Handelsstädten galt, bei ihr einführte. Und das war nicht genug. Das Jahr 1189 war ja das Jahr, in dem er genötigt war, den Kaiser Friedrich Barbarossa auf seinem Kreuzzuge zu begleiten. Noch ehe sie das Vaterland verließen, in Neuburg an der Donau, wirkte er beim Kaiser den großen Freibrief für beide Städte, die alte und die neue, aus, der später immer als die Grundlage für Hamburgs Freiheit angesehen ist. In diesem Briefe wurde neben anderen Erleichterungen für den Handel und die Fischerei, allen in Hamburg lebenden hamburgischen Bürgern mit ihren Schiffen, Waren und Leuten Freiheit von jedem Zoll und Umgeld oder anderen Belästigungen, von der Stadt bis zum Meere, beim Kommen und Gehen, zugesagt. Von fremdem Gut sollten sie den Zoll in Stade zu entrichten haben, aber schon auf eidliche Deklaration. Auch wurde die feste Erklärung hinzugefügt, daß im Umkreise von zwei Meilen von der Stadt keine Burg errichtet werden dürfe.

Als Adolf nun aus dem Kreuzzuge so schnell zurückgekehrt war, hatte er seine Stadt an der Elbe nicht vergessen. Heinrich der Löwe hatte Bardowiek zerstört; Adolf ließ die Steine von den Mauern nach Hamburg bringen, um durch Vorsetzen die Inseln an der Elbe gegen den Wechsel von Ebbe und Flut zu festigen.

Noch in unsern Tagen zeigt uns das „Zippelhaus" auf die Zeit des Ursprungs des Katharinen-, wie der „Winserbaum" auf die des Jakobi-Kirchspiels hin, wenn auch die ältesten Urkunden dieser beiden Kirchen leider auch heute noch nicht erforscht sind. Das „Zippelhaus" erhielten die Bardowieker als Eigentum, eine Niederlassung für das Gemüse, namentlich die Zwiebeln (die Zippeln) welche sie auf den Markt nach Hamburg bringen wollten. Der Winserbaum leitete den stärkeren Elbstrom ab von dem Wasser der Bille, das sich seinen Weg näher der alten Stadt (zwischen der Burg der alten Grafen von Holstein und der früheren Wideburg) suchte. Der Besitz der Felsensteine hatte für die Stadt einen großen Wert; der Transport derselben aus der Ferne machte sie kostbar. Es war bei dem Mangel an gewachsenen Steinen gut, daß durch die Niederländer, welche hierhergezogen waren, die Kunst bekannt geworden war, aus gebrannten Ziegeln Steine zu verfertigen. Wurde

doch der Kunstsinn dadurch auch geweckt, daß man die Häuser nicht mehr wie in früheren Zeiten, nur aus Holz baute. Das Ständerwerk zwischen den Mauersteinen wurde verziert. Der Erzbischof Hartwig I., der sich mit Adolf das große Verdienst erworben, die Kolonisten hierher gezogen zu haben, hat im J. 1145 auf seinen Erbgütern in der Altmark das Kloster Jerichow aufgeführt, das noch jetzt dasteht, als das schönste monumentale Denkmal im reinen Backsteinbau.

Graf Adolf III. aber fürchtete am meisten den Dänenkönig Knut; hatte dieser doch durch seinen Trotz gegen den Kaiser seine Absicht geoffenbart. Adolf kämpfte wider ihn, als Graf von Wagrien, Holstein und Stormarn, wie er sich nannte; aber er wollte auch nicht seine Grafschaft Dithmarschen verlieren, welche die Dänen begehrten. Da riefen die Dithmarschen gegen ihn König Knut zu Hülfe; man nannte das Ländchen schon ein dänisches Land. Aber Adolf hielt es mit den Deutschen in Dithmarschen. So kämpfte er gegen die Dänen, welche nun den Bischof Waldemar von Schleswig zu ihrem Bischof erwählten, und war doch auf Seiten des Bremer Kapitels, als dieses später (1191) denselben Waldemar zum Erzbischof machte.

Sehr zur gelegenen Zeit traf im Herbst 1192 der Kardinal Cynthius, von einer dänischen Legation mit höchster Autorität ausgerüstet, in Bremen ein. Er schlichtete manche Streitsachen; über die über den Grafen Adolf, daß er in Hartwig's Abwesenheit sein Land geplündert habe, setzte er ein Schiedsgericht ein, so daß erst 1195 ein Reskript des Papstes Coelestin III. über das gegen Adolf zu beobachtende Verfahren wegen der Besetzung der Burg und der Grafschaft Stade, sowie der Anlegung der Burg zu Harburg erschien. Der kluge Kardinal hatte einen guten Grund gehabt, nicht gleich zu entscheiden. Denn Waldemar (wir nennen ihn den Bischof im Gegensatz gegen seinen Gegner, den Herzog oder späteren König Waldemar) am Hofe seines Oheims aufgewachsen, noch vor Erreichung des kanonischen Alters zum Bischof von Schleswig gemacht (1184), dazu zum Verweser Südjütlands, betrachtete das Bistum nur als die Stufe zu dem ihm vorenthaltenen Throne. Er hatte schon seine Anschläge gemacht; aber diese wurden dem König verraten; Ende 1192 mußte er landflüchtig werden. Er ging zu den Königen von Schweden und Norwegen

und agierte an ihren Höfen den Winter über; sammelte ein Heer und landete im folgenden Sommer als Prätendent in Dänemark mit einer Flotte von 35 Kriegsschiffen; Graf Adolf von Holstein kam mit ansehnlicher Streitmacht über die Eider herangezogen; allein, ehe er den Feind erreichte, war der Bischof Waldemar schon durch Verrat in die Hände des Königs Knut gefallen, am zweiten Weihnachtstage 1193, und wurde gekettet an Händen und Füßen nach Schloß Norburg auf Alsen gebracht.

Da schloß der Kaiser mit dem Welfen den Frieden, unter Bedingungen, die für Hartwig demütigend genug waren, aber von den Bürgern doch noch nicht hinreichend gehalten wurden, ihm den Einzug in die Stadt, jetzt nach 5 Jahren, zu gestatten. Graf Adolf eilte hin, und bewog die Bürger zuzustimmen, daß der Zutritt des Erzbischofs wenn auch lediglich in kirchlichen Geschäften und auch dann nur auf höchstens zwei Tage zu gestatten sei; die Einkünfte sollten fortwährend in Beschlag bleiben, bis auf nähere Verfügung des Kaisers. Hartwig's Wut kannte keine Grenzen. Er legte dem Grafen Adolf, als einem Feinde der Kirche, schwere Censuren auf, und als derselbe dagegen in Rom Berufung einlegte, verhängte er ohne Verzug über ihn, über die Stadt Bremen und seine sonstigen Widersacher die Exkommunikation, über alle von ihnen besetzten Orte das Interdikt. Nach diesem Spruche hörten alle Gottesdienste, Messen und Synoden im bremischen Lande auf, schon ehe die vom Kardinal Cynthius niedergesetzte Kommission entschieden hatte. Die Entscheidung des Papstes Coelestinus III. aber lautete nun am 3. März 1195, daß Graf Adolf, sowie der Stadtvogt, die in Besitz genommenen Gefälle und Güter, einschließlich die Grafschaft Stade, auszuliefern hätten! — Jedoch die Entscheidung des Papstes wurde auch nicht geachtet. Erst Kaiser Heinrich schaffte wieder Frieden, als der Gelnhäuser Reichstag am 24. Oktober bestimmte: Hartwig solle nach Zahlung von 600 Mark vom Kaiser zu Gnaden aufgenommen und als Erzbischof in allen Würden und Rechten anerkannt werden; aber daß alle Exkommunikationen und Interdikte sofort zu lösen seien; Graf Adolf solle die gräfliche, bedingungsweise auch die vogteiliche Gewalt in Stade mit einem Drittel aller Einkünfte behalten, dazu auch die vogteilichen und

die Hälfte der zur Burg gehörigen Benefizialgüter. Beide aber, der Erzbischof wie der Graf Adolf mußten dem Rufe des Kaisers folgen und im Jahre 1197 an seinem Kreuzzuge teilnehmen. Als der Kaiser noch vor seinem Abgang nach dem gelobten Lande in Messina den Tod fand, schlossen sich beide des Kaisers Bruder, Philipp von Schwaben, an, den die Fürsten zum Nachfolger erwählten. Aber der Papst Innocenz III. entschied sich nach langem Zögern für den Welfen, den die andere Partei als Gegenkaiser aufgestellt hatte; es war Otto IV., der Sohn von Heinrich dem Löwen. Als der Graf Adolf von Philipp von Schwaben die Grafschaft Stade in Dithmarschen angenommen hatte, war dies wieder eine Kriegserklärung gegen Dänemark; denn Otto IV. war ja ein Schwager von König Knut. Der Prinz von Dänemark, Waldemar, ging deshalb gleich dem Grafen Adolf, als er Besitz von seinem Lande nehmen wollte (Septbr. 4, 1201), mit den Waffen entgegen, schlug den Grafen bei Stellau, unweit Breitenburg, nahm Itzehoe und Plön, ließ Segeberg und Travemünde von den Seinen belagern und zog Ende Oktober 1201 nach Hamburg. Adolf, der sich hierher zurückgezogen hatte, war schon nach Stade geflüchtet. Die Hamburger öffneten dem Herzog Waldemar die Thore; Geistliche und Weltliche zogen ihm im festlichen Zuge entgegen. Der Herzog aber hielt sich nicht auf, ließ nur einen holsteinischen Edelmann Rudolf als Statthalter zurück. Er selbst wollte Lauenburg nehmen. Kaum hatte Graf Adolf das vernommen, kehrte er nach Hamburg zurück. Die Hamburger nahmen ihn gerne auf, er erweiterte die Befestigungen und füllte sie aus, wo noch Lücken waren. Plötzlich, es war am zweiten Weihnachtstag, erschien der Herzog Waldemar wieder mit einem starken Heere unter den Grafen Gunzel und Heinrich Burewir. Alster und Elbe waren voll Treibeis; der Graf Adolf konnte nicht entfliehen; er mußte sich ergeben, erhielt zwar seine Freiheit, aber unter der Bedingung, daß er eidlich verspreche, nach Lauenburg zu gehen und selbst die Bewohner überrede, dem Herzoge die Thore zu öffnen. Graf Adolf leistete den Eid; ging nach Lauenburg, vermochte aber nicht, die Lauenburger zu bereden, da — kehrte er zurück. Der Herzog Waldemar ließ den Grafen, gefesselt an Händen und Füßen, durch die Städte und Ortschaften, die ihm früher unterthan waren, unter dem Jubel

der Dänen, nach dem Schlosse Seeburg auf Seeland führen, und hier — seinen früheren Kampfgenossen, den Bischof Waldemar wiederfinden.

Der Herzog Waldemar blieb in Hamburg, bauete sich ein Kastell und feierte im Anfang des nächsten Jahres seine Verlobung mit der Tochter des Pfalzgrafen Heinrich, des ältesten Sohnes von Heinrich dem Löwen, sowie die Verlobung seiner Schwester mit dem jüngsten Sohne von dem Löwen, dem Herzog Heinrich von Lüneburg, dem Stammvater der späteren Könige von Hannover.

In diesem Jahre bestieg der Herzog noch als König Waldemar II. (der Sieger genannt) den Thron, als sein Bruder König Knud VI. am 12. November 1202 gestorben war. Nachdem er die Krönung und in Lübeck die Huldigung der Stadt empfangen hatte, zog er wider das feste Lauenburg. Nach heftiger Beschießung erbot sich die Stadt, sich zu ergeben, wenn er dem Grafen Adolf die Freiheit schenke. Der König that es, nachdem derselbe eidlich versprochen hatte, seinem Lande diesseits der Elbe zu entsagen, niemals wieder in demselben zu erscheinen, um es selbst oder durch andere zurückzugewinnen. Zur Bürgschaft sollte er seine beiden Söhne Konrad und Adolf stellen.

So ging Graf Adolf III., noch nicht 40 Jahre alt, zurück auf sein Stammschloß Schauenburg und blieb dort, bis er am 22. Januar 1225 aus diesem Leben schied. Er hat es wol verdient, daß ihm die Nachwelt ein Denkmal gesetzt hat auf der Brücke, die die Neustadt, die er gegründet, mit dem alten Hamburg verbindet, denn sein Werk war es, daß Hamburg dem Seehandel sich öffnete und nun als Handelsstadt Bedeutung gewann.

Der Erzbischof Hartwich II. starb am 3. November 1207. Die Partei der Hohenstaufen wählte, wie wir gehört haben, den Bischof Waldemar zu seinem Nachfolger, und der Kaiser, also Philipp von Schwaben, billigte die Wahl; der Papst Innocenz III. wollte ihm wohl. Aber der König Waldemar sträubte sich, wie er es als Herzog seit 13 Jahren gethan, den Bischof aus der Gefangenschaft zu entlassen; bis er durch seine Gemahlin, die schöne Dagmar (Margareta, das Kind, mit der er verlobt war, war gestorben) dazu bestimmt sein soll, da sie ihm riet, den Bischof nur unter dem eidlichen Versprechen, das Reich

zu meiden und sich an keinem den Dänen gefährlichen Ort niederzulassen, freizugeben; der Papst riet dem Bischof zu, das zu thun, übernahm die Bürgschaft und wies ihm Ancona zum Aufenthaltsort an. Waldemar aber war kaum frei, so vergaß er seines Versprechens, ging nach Deutschland zum König Philipp, empfing die Investitur und ließ sich vom Herzog Bernhard von Sachsen nach Bremen führen. Der Papst erließ sogleich den Bannfluch gegen ihn, aber der Bischof Waldemar kümmerte sich um denselben so wenig, wie sein König Otto IV. Er führte die bischöflichen Geschäfte fort, bis Otto am 27. Juni 1215 in der Schlacht bei Bovines, unweit von Lille, sich ergeben mußte, um in stiller Abgeschiedenheit am 18. Mai 1218 in Braunschweig sein Leben zu enden. Das Hamburger Kapitel war von dem Bremer bei Waldemars Wahl 1207 nicht hinzugezogen worden, unter dem Vorwande, es stehe unter dänischer Obrigkeit; da hatte es auf eigene Hand seinen Dompropsten Burchard, einen Grafen von Stumpenhusen, zum Erzbischof erwählt. Dieser jedoch, obschon von Otto IV. bestätigt, aber nicht vom Papst anerkannt, verzichtete auf die bischöfliche Würde und wählte einfach als Dompropst mit den andern Domherren den Bischof von Osnabrück, einen Grafen Gerhard von Lippe zum Erzbischof. Der Papst Innocenz III. bestätigte diesen und auch die Stedinger, welche vorher, mit aus Opposition, den Waldemar als Erzbischof anerkannt hatten. Gleiches thaten die Bremer, die des Bannes überdrüssig waren und Waldemars Macht fürchteten; dieser aber vom Papst verfolgt und aller seiner Würden entkleidet, von Allen verlassen, suchte, arm und flüchtig, Gnade beim apostolischen Stuhl, konnte aber nichts erreichen, als daß er in bischöflichem Schmuck Gottesdienst halten durfte. Im Kloster Lockum in Hannover wurde ihm ein Ruheplatz eröffnet. Allein auch diesen verließ er, von Ehrgeiz getrieben, noch einmal; im Jahre 1224 versuchte er wieder in Dänemark den Thron zu erlangen; er erregte einen Aufstand, aber — verschwindet aus der Geschichte.

Uns ergiebt aber die Geschichte Hamburgs, daß die Kirche, da sie in ihrer äußeren Erscheinung ihre Macht und Herrlichkeit suchte, wohl zu hohem Glanz und Einfluß in der Welt gekommen ist, aber ebenso schnell auch wieder alles Ansehn verloren hat. Die erzbischöfliche Stellung, so hoch sie war, sie ist verschwunden; der Erzbischof wollte eine ähnliche

Macht im Norden gewinnen, wie der Papst im Süden; er wurde zuletzt nicht mehr gehört in seiner Gemeinde. Die hohe Machtstellung der Geistlichkeit erregt nur den Widerstand derer, über die sie herrschen will; die Einheit der Gemeinde wird zerstört durch die Herrschaft der Bischöfe; die Wahrheit verschwindet bei dem äußeren Schein; die Liebe zur Kirche hört auf, ja verkehrt sich in Abneigung bei den Gemeinden.

Die beiden letzten Erzbischöfe, die Grafen von Lippe, wurden nur gewählt, um die Grafschaft Stade bei der Kirche zu erhalten; um diese hatten sich ja die meisten Streitigkeiten gedreht, als ob davon das Heil der Kirche abhinge. Gerhard II. hatte nur die traurige Aufgabe, den inneren Streitigkeiten der Domkapitel von Hamburg und Bremen ein Ende zu bringen. Zuletzt kam am Weihnachtsabend 1223 auf der bischöflichen Burg zu Bremervörde ein Vergleich zu Stande. Die hamburgische Kirche erkannte an, daß der Titel und Rang eines Erzbischofes bei der Bremer Kirche bleibe; der Erzbischof von Bremen hält die Synoden und Kapitelversammlungen und übt seine kirchlichen Ämter aus in der bremischen, wie in der hamburgischen Kirche. Der Erzbischof könne, wann er will, die Synoden und Kapitel-Versammlungen berufen, doch sollen die unter dem Hamburger Propsten stehenden Domherren nur hinzugezogen werden, wenn diese appelliert haben. Bei der Wahl eines Erzbischofes haben nur drei Hamburger Domherren eine Stimme, wenn sie eingeladen und erschienen sind, und zwar der Propst, der vor dem Bremer, dann der Hamburger Dekan, und der Hamburger Scholasticus.

Der Papst Honorius III. bestätigte diesen Vergleich am 1. April 1224, er gestattete zugleich der hamburgischen Kirche, wie es in der römischen Gewohnheit ist, vom Sonntage Septuagesimae bis Ostern, und dann in der Adventzeit bei den Hochmessen das Tedeum und das Gloria zu singen.

Sechstes Kapitel.

Das Aufkommen des freien Bürgertums. Der Anfang der Hansa.

Vom J. 1224—1252 n. Chr. G.

Graf Adolf III. hatte Hamburg dem Seehandel eröffnet; er hatte sie zu einer Handelsstadt gemacht, aber als eine deutsche Stadt konnte er sie nicht behalten; Waldemar hatte gesiegt, Graf Adolf mußte weichen, Hamburg war eine dänische Stadt geworden. Aber Waldemar II., der Sieger, hatte sehr bald schon den Gipfel seiner Macht erreicht. Am 6. Mai 1223 lag er nach einem wüsten Abendgelag schlaftrunken in seinem Zelt; es war bei Gelegenheit einer Jagd auf der kleinen Insel Lyöe, südwestlich von Fühnen, da ward er plötzlich gedemütigt. Das geschah durch Graf Heinrich von Schwerin. Dieser war kurz vorher von seinem Kreuzzuge aus dem gelobten Lande zurückgekehrt, da fand er sein Schloß in Boitzenburg zerstört, sein Land von den Dänen verheert und besetzt. Von Rache entbrannt, faßte er einen teuflischen Gedanken; mit wenigen Leuten überfiel er den König in der Nacht, schleppte ihn mit seinem Sohne auf sein Schiff und brachte ihn gefangen nach Schwerin.

Ohne zu säumen, machten nun die dänischen Feldherren den Grafen Albrecht von Orlamünde zum Reichsverweser. Dieser rief den Kaiser, den Papst, die Stadt Lübeck, den Erzbischof von Köln und den Bischof

von Verden um Beistand an, des Königs Freiheit zu erlangen; Albrecht selbst zog mit dem Herzog Otto von Lüneburg gegen den Grafen von Schwerin zu Felde, aber in einem blutigen Gefechte bei Mölln wird auch er gefangen und zu seinem Könige nach Schwerin gebracht. Inzwischen war der bremische Erzbischof Gerhard II. am 20. December 1224, verbunden mit den Holsteinern, die dem dänischen Joche nicht minder feind waren, mit seinen Truppen über die Elbe gegangen und vor Itzehoe erschienen; in seinem Heer befand sich auch der zweite Sohn des vertriebenen Grafen Adolf III. von Schauenburg; da erweckte das Erscheinen des jungen Prinzen neue Hoffnungen in den Holsteinern; man sah in ihm den rechten Landesfürsten Adolf IV. Alles Volk fiel ihm zu. Er zog gegen Hamburg; — doch da verschloß man vor ihm die Thore, und er mußte ein Lager bei Schiffbeck beziehen.

Doch bald kamen Abgeordnete aus der Stadt und baten, sie nicht als treulos gegen das Haus Schauenburg anzusehen; sie seien sehr ungern unter dänische Herrschaft gekommen und hätten ihr Geschick schmerzlich beklagt, daß sie dem Grafen Albrecht erst als Statthalter, dann als unumschränktem Herrn 22 Jahre lang hätten gehorchen müssen. Zuletzt aber habe er seine Rechte für Geld an sie übertragen. Wenn der Herr Graf nun diese erkauften Freiheiten und Privilegien anerkennen wolle, würden sie mit Freuden ihm die Thore öffnen. Der Graf von Orlamünde hatte nämlich in seiner Geldnot 1500 Mark lötigen Silbers für die Rechte und Privilegien, die er vom Könige für 700 Mark erlangt hatte, gefordert. Darum boten sie dem Grafen für die Anerkennung ihrer alten Rechte auch 1500 Mark; Graf Adolf IV. nahm sie gerne an und hielt um Fastnacht fröhlich seinen Einzug in Hamburg, von den Bürgern mit Jubel begrüßt.

Der König Waldemar fühlte sich endlich am 17. November 1225 genötigt, um seine Freiheit wieder zu erhalten, einen schmählichen Vertrag einzugehen. Er gelobte nicht nur, dem Grafen Heinrich von Schwerin eine große Summe Geldes zur Entschädigung zu zahlen, sondern auch auf alle Reichsgebiete zwischen der Eider und Elbe, welche Kaiser Friedrich II. ihm abgetreten hatte, zu verzichten; ferner die Festung Rendsburg dem Grafen Adolf zehn Tage nach seiner Befreiung zu über-

geben; ingleichen die Lübecker und Hamburger und die übrigen Handelsleute des ganzen römischen Reiches im Genuß ihrer alten Gerechtsame und Freiheiten ungestört zu lassen. Allein König Waldemar war gar nicht willens, sein feierlich gegebenes Versprechen zu halten: er ließ sich vom Papst Honorius seines Eides entbinden und begann schon im Sommer 1226 in Verbindung mit seinem Neffen, dem Herzog Otto von Lüneburg, einen neuen Feldzug mit wechselndem Glück. Graf Adolf IV. und die Stadt Lübeck mußten den Markgrafen von Anhalt als Herzog von Holstein anerkennen; der Herzog von Braunschweig-Lüneburg setzte über die Elbe, nahm die Elbinseln ein, verheerte das Land und führte so viele Gefangene auch von dem hamburgischen Gebiet mit sich fort, daß er für die Auslösung derselben von Hamburg allein 500 Mark lötigen Silbers bekam. Zuletzt trafen beider Heere auf dem höchsten Punkt des holsteinischen Landrückens bei Bornhöved zusammen. Zwei Tage lang lagen sie einander beobachtend gegenüber. König Waldemar II., der den Oberbefehl hatte, stand gegenüber dem Grafen Adolf, den Bremern und Holsteinern; der Herzog Albert von Sachsen hatte auf dem linken Flügel den Herzog Otto von Lüneburg vor sich; auf dem rechten stritten Heinrich von Schwerin und der lübsche Bürgermeister Alexander Soltwedel gegen den jungen Herzog Abel. Am Morgen des Mariä-Magdalenen-Tages (Dienstag, den 22. Juli 1227) begann der Kampf; auf beiden Seiten schlug man sich tapfer, und bis zum Mittag konnte keiner dem andern einen Vorteil abgewinnen. Da aber warf die Sonne Adolfs Leuten ihre Strahlen ins Gesicht, während ein Wind sich erhob und ihnen sandige Wolken der dürren Haide entgegenblies. Schon begannen die Holsteiner zu weichen. Da flog der junge Graf ermutigend hin und her: „Vertheidigt man so die Freiheit?" rief er hier; „Wird so Treu und Glauben gehalten?" hörte man dort ihn fragen. „Die Nachtvögel scheuen das Licht, die Menschen nicht!" — „Heiliger Gott," betete er laut, „ich spüre deine Gegenwart! Nicht unwürdig sollst Du mich finden, wenn Du mir jetzt, ob ich es gleich nicht verdiene, Hilfe sendest!" Denkmäler deiner Gnade will ich errichten, Heiligtümer zu deines Namens Ehre! Ich selbst will mich deinem Dienste weihen; nicht dir deine Güte zu vergelten, das kann ich nicht; aber ein Zeichen der Dankbarkeit dir zu geben!" — Und siehe! die Sonne verhüllte sich hinter Wolken, der Wind

legte sich; die Ditmarschen, die wider Willen dem Könige hatten folgen müssen, und seine Nachhut bildeten, hielten sich nicht mehr; sie fielen plötzlich dem König in den Rücken. Waldemar schlug sich freilich mit 70 Reitern durch und kam mit Verlust eines Auges davon; aber 4000 Dänen blieben auf dem Felde, und der Herzog Otto von Lüneburg ward vom Schweriner Grafen gefangen nach Dannenberg geführt.

Nach dieser Niederlage leistete Waldemar Verzicht auf alle weit aussehenden Pläne, die ihn bis dahin beschäftigt hatten.

Graf Adolf IV. von Schauenburg regierte als Herzog von Holstein, Stormarn und Wagrien. Er bauete sich im Osten von Hamburg ein gräfliches Schloß (den späteren Schauenburger Hof in der altstädter Fuhlentwiete). Mit Recht hat Hamburg sein Andenken durch ein Denkmal geehrt, das früher auf dem Platz bei der jetzigen Börse (dem Adolfsplatz) stand, jetzt am Wall vor dem Marien-Magdalenen-Kloster sich befindet.

Hamburg bestand damals noch aus zwei Städten, die verschiedene Regierungen hatten, so nahe sie sich auch lagen, und so gleich ihre Bedürfnisse waren. Allmählig erst wuchsen sie in einander. Schon 1230 schlossen sie ein Abkommen über gleiches Recht der Bürger beider Städte im gegenseitigen Verkehr mit Lübeck. Auch finden wir, daß noch 1232 der Kaiser Friedrich II. zwei gleichlautende Urkunden an die alte und an die neue Stadt Hamburg ausgestellt hat, die gegebenen Privilegien zu bestätigen. Räumlich wurden sie zuerst verbunden durch den s. g. Niederdamm, der 1245 aufgeworfen wurde, um eine neue Wassermühle anzulegen, zum Ersatz für den Verlust, den die Domherren durch die Zerstörung der Eppendorfer Mühle in der Tarpe durch den Grafen Adolf erlitten hatten. Durch diesen Damm entstand die Straße, die jetzt der große Burstah heißt, vielleicht weil die Bauern dort mit ihren Wagen ihren Stand hatten, um den Markt zu besuchen, und ist diese Straßenverbindung wohl im J. 1243 die Aufforderung gewesen, ein gemeinsames Stadterbebuch für die Grundstücke in beiden Städten anzulegen. Die Städte erscheinen noch getrennt, bis im J. 1255 sich beide Städte mit Lübeck über eine gemeinsame Münze vereinigten. Aber 1270 vereinbarten sie sich über ein gemeinschaftliches Stadtrecht, und 1276 soll man sich über den Gebrauch des Rathauses an der Trostbrücke verständigt

haben. Doch zu einer völligen Vereinigung bedurfte es, daß zuvor die Grafen von Holstein dem Bürgermeister, dem Rat und der Gemeine das Recht der Küre verliehen hatten, d. h. Statuten zu machen und Edikte zu promulgieren.

Im Eingange der Urkunde dieses Stadtrechtes erklärte der Rat und die Wittigsten, sie hätten vereint als Recht festgesetzt, daß Hamburg eins sei und eins bleiben solle immerdar; daß man in den Rat nur einen biderben Mann, der in dieser Stadt erbgesessen und des Rates würdig ist, setzen soll. Nur Ein Rathaus soll man haben und anderes keins, und eine Dingbank dabei. Die Märkte aber sollen bleiben, wie sie gewesen sind.

Der gemeinsame Rat hatte fortan die Sorge für das innere Wohl der Stadt, wie für die Sicherheit nach außen. Er hatte sich zu den fremden Regierungen zu stellen, aber auch Handel und Gewerbe zu überwachen. Unter ihm stand die Münze, die Zölle, die Marktgerechtigkeit, die Führung der Stadtbücher, die Aufbewahrung der Dokumente, die Stadtkasse, das Bauwesen, die Mühlen, die Brodordnung, die Salzereien, der Kalkhof. — Die einzelnen Verwaltungs-Gegenstände waren unter die einzelnen Ratmänner verteilt. Jeder Ratsherr verwaltete das ihm übertragene Amt von Petri Stuhlfeier (den 22. Februar) zwei Jahr lang, im dritten war er frei; er trat dann aus dem „sitzenden Rat", blieb jedoch Mitglied des „ganzen" oder „gemeinen" Rates, der bei wichtigen Angelegenheiten (neuen Gesetzen und dergl.) berufen ward. Von den vier Bürgermeistern waren, jährlich wechselnd, zwei die wortführenden. Das Recht der Selbstergänzung hatte der Rat von jeher unbestritten geübt. Ausgeschlossen von der Wahl waren aber alle Unfreie, Lehnsmänner und solche, die sich durch ein Handwerk nährten, wenn sie nicht als Aeltermänner Vertreter ihres Amtes in der Bürgerschaft waren. Im Rat hatte jedes Amt seinen Vertreter in einem Herrn des Rats, der sein Patron hieß. Dieser hielt auch mit den Aeltermännern „Morgensprache", um innere Streitigkeiten zu schlichten, zu besprechen, was sonst not that, und andere Geschäfte des Amtes zu ordnen. Die oberste Gerichtsbarkeit, das Vorrecht des Landesherrn, übte der Graf durch den Vogt aus, dessen Macht aber durch die beiden Wittigen, die neben ihm im Gericht saßen, beschränkt ward. Die Wittigen waren die Ratsherren, die auch später noch als Hoch- und Wohlweise Herren angeredet

wurden. Mit großer Ruhe und Besonnenheit wurde in der Regel, selbst in den unruhigsten Zeiten, das Recht festgestellt, dem man, wie sich aus einer Anfrage des lübeckischen Rates nach dem hamburgischen Seerecht im J. 1261 ergibt, das Soester Recht zu Grunde legte.

Das in dieser Zeit sich kräftig entwickelnde bürgerliche Leben gibt sich uns aber als ein im Grunde von einer christlichen Frömmigkeit gegetragenes zu erkennen, gerade auch im Gegensatz gegen die kirchliche Hierarchie. Wir sind schon durch den magdeburgischen Bischof Norbert von Gennep auf die Brüder des armen Lebens hingewiesen, die zu seiner Zeit vom Niederrhein aus einen so stillen, wunderbar großen Einfluß auf die ganze Kirche ausgeübt haben. Ihr Wirken thut sich uns ganz besonders auch in Hamburg kund. „Das arme Leben Jesu", das viele zur Nachfolge aufforderte, veranlaßte nicht nur viele Kongregationen, die sich von der in ihrem Reichtum prangenden Kirche abwandten, sondern sie rief auch eine ganz neue Anschauungsweise von der Bedeutung und dem Werte des Reichtums hervor. Hatten die Mönchsorden durch ihren äußeren Schein immer mehr Anhänger gefunden und sich auf eine Weise vervielfältigt, daß der Papst Innocenz III. auf dem vierten Lateran-Konzil die Bildung neuer Orden zur Vereinigung zu gemeinsamen religiösen Andachten (religiones) für überflüssig erklärte; so mußte derselbe Papst doch später zwei neue Orden als höchst bedeutungsvoll hervorheben, weil sie aus dem Gefühle der Notwendigkeit der persönlichen Armut für das Seelenheil des einzelnen hervorgegangen waren. Es waren die Bettelmönche. Franziskus von Assisi, der „liebenswürdigste" unter allen Stiftern von Mönchsorden, wie er gerühmt wurde, wollte Ernst machen mit der Nachfolge Christi, und ging, den Aposteln gleich, mit seinen Jüngern aus, das Evangelium zu predigen (im J. 1208). Getrieben von glühender Liebe zum Herrn, zog er umher in brauner Kutte mit einem Strick um den Leib, um das grobe Gewand zu halten, und fand viele Anhänger. Dominikus Guzmann, ein heißblutiger Kastilianer, stellte seinen Jüngern besonders die Aufgabe, die Ketzer zu bekehren und in die Kirche zurückzuführen. Der Papst gewährte diesen Bettelorden die größten Vorrechte, weil ihre Glieder kein Eigentum haben, nichts Eigenes besitzen, sondern nur von Almosen leben wollten, die ihnen die Liebe geben würde. Sie erhielten

das Recht, Seelsorge zu treiben, Beichte zu sitzen, zu predigen, wo sie wollten, ohne die Erlaubnis des Bischofs zu bedürfen. Ihre Ordensmeister (die ministri ordinis der Franziskaner, die ministri generales der Dominikaner) sollten sich in der Nähe des Papstes aufhalten, und die Aufsicht auf die Brüder in den verschiedenen Provinzen und Klöstern führen durch Guardiane oder Priore. Die Päpste bekamen durch die Bettelmönche einen Beistand gegen die steigende Gewalt der Bischöfe. Diese verloren an Macht, und die Weltgeistlichkeit sah sich bald gewaltig in ihrer Wirksamkeit gestört, in ihrer Einnahme gehindert. Die Bettelmönche fanden schnell Eingang bei dem Volke; die, welche beichten mochten, gingen gerne zu ihnen in die Beichte, die als Fremde sie nicht so genau kannten, keine bleibende Aufsicht über sie zu führen hatten, und dazu, keine Abgaben forderten, alles umsonst thaten. So wurden die Bettelmönche schnell beim Volke beliebt, während die Weltgeistlichen in ihnen die Zerstörer der Kirche sahen. Im Jahre 1236 kamen Predigermönche nach Hamburg. Ihre Abgeordneten Borchard, Hidding und Otto von Meding wandten sich durch den Ratmann Hartwig von Erteneburg (Artlenburg), weil das Kapitel ihnen die Niederlassung nicht gestatten wollte, an den Grafen Adolf IV. Dieser empfing sie mit Freuden, und ließ sie auf dem Rathause nur geloben, nichts den Stadtrechten Nachteiliges zu unternehmen, und gestattete ihnen, das Johanniskloster zu bauen. Da die Dominikaner durch den Papst Bonifacius ein Privilegium erlangt hatten, in ihren Klöstern einen Begräbnisplatz zu haben, so wurde das auch ihnen hier, wie in Lübeck, wo sie sich zu gleicher Zeit niederließen, gestattet. Es war ihnen das von Wichtigkeit, weil sie dadurch mit den Familien, die ihre Toten bei ihnen bestatteten, in seelsorgerische Verbindung traten. Aber aus dieser Ursache fing der Kirchherr von St. Nikolai 50 Jahre später einen langwierigen Prozeß mit ihnen an, der erst durch den Kardinal-Legaten, der hierher kam, geschlichtet ward.

Auch die Ritterorden hatten durch den Einfluß des Zeitgeistes eine mildere Form angenommen. Im fernen Orient bemühten sich die Johanniter denen zu helfen, welche durch die schreckliche Not des Krieges unglücklich wurden; während zugleich die deutschen Brüder es sich zur Aufgabe machten, der Unglücklichen sich anzunehmen, welche mit dem furcht-

baren Aussatz behaftet waren, und diese schreckliche Plage in die Heimat zurückbrachten. Wie in anderen Städten, ward auch in Hamburg, im J. 1220 durch den Grafen von Orlamünde ein Asyl für Aussätzige dem Märtyrer, Ritter St. Georg, geweiht. Es lag vor dem Steinthore, am linken Alsterufer, unfern der Stadt in einer waldigen Gegend, isoliert von den Menschen. Ein besonderer Weg führte aus dem Thore dahin, die via leprosorum (die Straße der Aussätzigen, woraus der Volksmund Rosenstraße bildete); an dieser sah man einzelne mit Beuteln an langen Stöcken Almosen sammeln, in graue Mäntel gehüllt, mit Schellen an den Händen, die ihre Nähe verkündeten.

Auch nach Livland waren die „Deutschen Brüder", wie die „Schwertbrüder" als Kreuzritter, gezogen. Als nun Graf Adolf IV. sich nach der Schlacht von Bornhöved mit dem Könige Waldemar ausgesöhnt, und zum Zeugnis dem zweiten Sohne des Königs, dem Herzog Abel von Schleswig seine Tochter zur Gemahlin gegeben hatte, entschloß er sich, diesen Kreuzrittern sich anzuschließen. Er übertrug die Verwaltung des Landes und die Vormundschaft über seine beiden jüngeren Söhne seinem neuen Schwiegersohn und zog in Begleitung seiner Gemahlin Heilweg (Hedwig) 1238 zu den Deutschen Brüdern. Nach seiner Rückkehr aus dem Kreuzzuge trat er mit zwei anderen Rittern von Ghikow, am 10. August 1239 in den Orden der Franziskaner. Es mochte ihm anfangs wol manch harten Kampf kosten, als dienender Bruder umherzugehen auf den Straßen, und Almosen in den Häusern zu sammeln. Eine innere Wahrheit trägt die Geschichte, die von ihm erzählt wird: Einst kehrte er, ermüdet von einem solchen Gange in sein Kloster zurück; er hatte einen Milchtopf im Arme. Da hörte er Pferdegetrampel; er sah sich um, da kamen hoch zu Roß seine Söhne dahergesprengt. Ein Anflug von Schamgefühl, das ihn erschreckte, trieb ihn, die Milch über sein Haupt zu gießen, um die Eitelkeit in sich zu ersticken. Doch auch bei allem Kampf gegen sich selbst, erlangte er allein im niedern Dienst die Ruhe nicht; sein Inneres sehnte sich nach der Priesterwürde. Er wandte sich an seinen Guardian. Der hieß ihn nach Italien pilgern, die heiligen Orte zu besuchen, und nach Rom zu gehen. In Rom legte er dem Kardinal Raymundus Gerard seine Beichte ab; da gab ihm der Papst Innocenz IV.

erst die Erlaubnis, Subdiakonus und bald darauf Diakonus zu werden. So pilgerte er zurück nach Lübeck, und empfing nun im J. 1244 die Priesterweihe durch den Bischof Johann. Am 2. Sonntag nach Epiphanias konnte er in einer kleinen Kapelle an dem Flüßchen Serpentine seine erste Messe halten; seine zweite hielt in der Marien-Magdalenen-Kirche in Hamburg. Aber wie er, hatte auch seine fromme Gemahlin das Verlangen, der Welt zu entsagen und ihr Leben ganz Gott zu weihen. Da gelang es ihm, für sie ein Cistercienser-Kloster in Herwerdeshude (Harvestehude) zu stiften. Wir haben noch die Stiftungsurkunde vom 9. Juni 1249, in der der Dekan und das Domkapitel auf Bitten des Bruders Adolf, des früheren Grafen von Holstein, und der Schwester Heilwig, seiner früheren Gemalin, die Erbauung eines Nonnenklosters gestattet. Herwerdeshude lag aber damals am Ufer der Elbe beim späteren Altonaer Grenzgraben. Das Kloster wurde erst im J. 1295 ins waldige Frauenthal beim schön gelegenen Odersfelde, ans Ufer der Alster verlegt, und hat erst in unserer Zeit hier sein Ende gefunden.

Aber wie im dreizehnten Jahrhundert sich die Brüder des gemeinsamen Lebens in Kongregationen zusammenfanden, ohne darum Mönchsorden zu bilden und die Mönchsgelübde abzulegen, so auch entstanden ähnliche Vereine unter den Frauen. Eine solche Gemeinschaft bildeten die Beguinen, welche aus den Niederlanden im J. 1258 nach Hamburg kamen. Sie erlangten von dem Grafen von Holstein ein Haus mit einem großen Apfelgarten in der Steinstraße, der Jakobi-Kirche gegenüber. Der Dechant des Kapitels übernahm die Aufsicht, er nahm die einzelnen Schwestern in die Verbindung auf, deren Ordnung sie zu halten versprechen mußten, und hatte die Bestätigung der von ihnen erwählten „Mesterin".

Der Trieb zu einem gemeinsamen Leben in Gott verbreitete sich auch in den bürgerschaftlichen Genossenschaften und zeigt sich in dem kirchlichen Charakter, den selbst solche Brüderschaften annahmen, die ursprünglich nur irdische Zwecke verfolgten. Der Trieb sich zu vereinen mit solchen, die ein gleiches Verlangen haben, ward aber durch die Opposition gegen die Herrschsucht der Päpste und Bischöfe so genährt, daß er sich nicht nur in den bürgerlichen Vereinigungen bethätigte, sondern selbst in den Verhältnissen der Städte unter einander auf eine merkwürdige Weise kundthat. So schloß

Hamburg im J. 1241 einen Vertrag mit Lübeck, daß man sich gegenseitig Hilfe leisten wolle gegen alle Räuber und schlechte Leute, welche sich gegen ihre Bürger erheben würden, um ihnen Hindernisse zu bereiten auf dem Wege von der Stelle, wo die Trave ins Meer fällt, bis nach Hamburg, und von dort, die Elbe hinab, bis ans Meer. Dieses Bündnis hat man lange Zeit für den Ursprung der deutschen Hansa gehalten, und dabei die deutsche Hansa gleichsam als einen Staat angesehen, der in verschiedenen Perioden sich entwickelt, erst sich erweitert, dann wieder abgenommen habe. Die neuen Forschungen haben aber ergeben, daß der angeführte Vertrag eine solche Bedeutung gar nicht gehabt haben könne, daß er nur eine Uebereinkunft ist, wie gerade in jener Zeit gar viele zwischen den Städten geschlossen sind. Das Wort „Hansa" bedeutete schon im achten Jahrhundert jede geschlossene Gesellschaft, und von einer „deutschen Hansa" war auch schon vor dem Jahre 1241 die Rede, z. B. in England. Hamburg wurde eine Hansestadt durch die Not der Zeit.

Für den Bau des Marien-Magdalenen- wie des Johannis-Klosters hatte die Stadt sich gegen Nordosten durch Trockenlegung der Alsterinseln oberhalb des Niederdammes (des Burstah) erweitert. Wurde das Wasser auf der einen Seite nach der Mühle hingeleitet, so behielt es auch am westlichen Ende des Niederdammes, vor dem Hospital zum Heiligen Geist, das auch in dieser Zeit erbaut wurde, bei der Milderade-Pforte (dem späteren Millernthor) einen Abfluß nach dem Rödingsmarkt. Um die Stadt zu schützen gegen auswärtige Feinde wurde der alte Wall aufgeworfen, ungefähr da, wo noch die Straße diesen Namen führt, doch in sehr gekrümmter Richtung, bis zur Schleusenbrücke, wo später der blaue Turm stand.

Denn freilich schützen mußte man die Stadt. Wenn Graf Adolf IV. auch Holstein von der Herrschaft der Dänen befreit hatte, nach dem Tode Waldemars des Siegers forderte sein Bruder Erich Pflugpfenning, als König von Dänemark auch von Hamburg als Lehnsherr von Holstein anerkannt zu werden, 1242. Dessen weigerte sich sein Bruder, der Herzog von Schleswig, als Vormund seiner Schwäger, Johann I. und Gerhard I. von Holstein, und es entstand ein Bruderkrieg über die Stellung des Herzogs von Schleswig zur dänischen Krone, der sich bis zur Ermordung des

Königs Erich Glipping 1286 hinzog. Da er die Stellung der holsteinischen Herzöge betraf, hatte er natürlich einen großen Einfluß auf Hamburg und Lübeck.

Lübeck blieb immer lebhaft bemüht, sich seine unabhängige Stellung zu wahren. Noch während des Krieges erlangte die Stadt die Bestätigung ihrer Freiheiten und Rechte vom Kaiser Friedrich II. (im Mai 1226), und freute sich, als dieser im Juni die ausdrückliche Zusicherung hinzufügte, daß Lübeck stets frei sein solle, d. h. eine besondere Stadt des Reiches, zur kaiserlichen Herrschaft sonderlich gehörend. Lübeck hatte, um sich diese Rechte zu bewahren, bei der eintretenden Minderung des kaiserlichen Ansehens in Deutschland wohl in acht zu nehmen. Es strebte besonders nach dem Besitz von Travemünde, das der Freiheit seines Handels leicht Gefahr bringen konnte. Herzog Albrecht, dem während des Krieges gegen Waldemar die Schirmvogtei eingeräumt war, hatte zum Danke für geleistete Dienste den Lübeckern diese Feste übertragen. Allein Graf Adolf von Holstein, der diese als sein Recht in Anspruch nahm, war wenig damit zufrieden; es kam zu einem Kriege, in dem Adolf sich sogar mit Waldemar gegen die Stadt verbündete, und es zuließ, daß derselbige Befestigungen an der Trave anlegte. Lübeck kämpfte wohl glücklich zur See, war aber doch dem Grafen nicht gewachsen, so daß dieser beim Friedensschluß 1233 den Besitz behauptete und für seine Ansprüche auf die Stadt vom Kaiser 3000 Mark erhielt. Im J. 1247 übertrug dann Lübeck die Verwaltung von Travemünde den Söhnen des Grafen Adolf. Die lübeckschen Kaufleute entwickelten aber eine bewundernswerte Freisinnigkeit, Einigkeit und Thätigkeit. Sie bemühten sich, auch die anderen Städte an der Ostsee an dem Handel teilnehmen zu lassen: Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, auch Kiel und Plön. Ueberall führten sie das lübsche Recht ein. Sie traten zur See in Verbindung mit Wisby, dem Haupthandelsort auf der großen Insel Gotland, und lernten den Weg in den finnischen Meerbusen nach Nowgorod, dann um die Faröer Inseln herum, an der Insel Oesel vorbei, durch die Düna nach Smolensk.

An Hamburgs Aufblühen nahm Lübeck innigen Anteil. Wir haben noch einen Brief aus dem Jahre 1241, in welchem der Vogt, die Ratmänner und die Gemeinen den Hamburgern die gegenseitige Liebe bezeugen,

die zwischen den Lübeckern und ihnen geherrscht hat, deshalb erklären sie, es solle dasselbe Gesetz in den beiden Städten gelten, damit ihre Bürger sich mit ihren Gütern derselben Ruhe in beiden Städten erfreuen könnten.

In Hamburg hatten die Grafen von Schauenburg freilich eine ganz andere Stellung als in Lübeck; sie waren als Herzöge von Holstein die Vertreter des Landesherrn. Allein wegen der Geldverlegenheiten, in die sie durch die beständigen Kriege gerieten, waren sie gezwungen, ein Recht nach dem andern, eine Besitzung nach der andern der Stadt abzutreten. Hamburg sollte nach des Grafen Idee eine Handelsstadt werden für die Nordsee. Allein die Wege dazu waren noch nicht gefunden; den Einwohnern fehlte es noch an Geld; der Handel selbst war noch in seiner ersten Kindheit; es war nur noch ein Properhandel; von Kommissions- und Speditions-Geschäften wußte man nichts; von Wechseln, Banken, Assekuranzen hatte man keine Ahnung; von Fonds, Aktien war keine Rede. Es gab noch keine Posten; die Landstraßen waren unsicher; die Seewege sollten erst noch entdeckt werden. Doch gerade durch die großen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, verdiente der Kaufmann, im eigentlichen Sinne des Wortes, — seinen Gewinn. Er mußte in der Regel selbst sich seine Waren holen, oder nach dem Orte ihrer Bestimmung Waren hinbringen, wenn er nicht etwa sichere Personen gefunden hatte, die dafür einen Anteil an dem Gewinn seines Geschäftes bekamen. Er mußte die Waren selbst aussuchen, die für den Platz paßten, für den er sie bestimmt hatte; gedruckte Berichte, Zeitungen und andere Hilfsmittel gab es nicht. So lernte er durch seine eigene Thätigkeit das Land mit seinen Bedürfnissen kennen, in das er fuhr, die Leute, mit denen er zu thun hatte, ihre Art und ihr Wesen, ihre Wünsche und ihre Bedürfnisse; er erlangte so eine Bildung, die ihn von den Krämern unterschied, welche zu Hause blieben und ihren Kleinhandel trieben. Er bekam eine Übersicht der Verhältnisse, eine Mannhaftigkeit des Charakters und dadurch Ansehn in den Kreisen, in welchen er sich zu Hause bewegte, und Einfluß bei der Neugestaltung des Gemeinwesens.

Es war so natürlich, daß die deutschen Kaufleute, die zu gleichem Zwecke in fernem Lande sich trafen, sich auch zusammenhielten. Darum hören wir zuerst von einer Hansa in London. Der Haupthandelsweg von

Süden nach Norden im westlichen Deutschland ging ja in alten Zeiten den Rhein hinab über Köln. Köln war der größte Handelsplatz; deshalb nahm der König Henry IV. von England „im J. 1157 die Kaufleute aus Köln und ihre Freunde, die Leute aus dem Lande des Kaisers, in seinen besonderen Schutz," und gab ihnen das Recht, in London ein eigenes Haus, eine Gildhalle (eine Wechselbank?) zu haben. Als nun später gerade die deutschen Städte den Welfen Otto IV. unterstützten, wie später den König Richard von Cornwallis als Gegenkaiser, erhielten sie 1213 neue Begünstigungen vom König John, dem Neffen von Otto IV. In dieser Zeit hören wir auch zuerst von einem Hamburger Kaufmann Gottschalk, der vom Könige Henry III. die Erlaubnis erhalten hat, noch während eines Krieges, in welchem andere Schiffe mit Beschlag belegt waren, frei auszureisen. Im November 1266 gelang es, den Hamburgern unter Vermittelung des Herzogs Albrecht von Braunschweig, des Schirmvogtes von Lübeck, (wie im Anfange des folgenden Jahrhunderts auch den Lübeckern) das Recht der Gründung eines eigenen Hauses, in derselben Weise, wie die Kölner es haben und gehabt haben, zu erlangen. Von der Zeit an trat Köln zurück in den englischen Handels-Verhältnissen; die Gildhalle der Deutschen oder „der Kaufleute Allemanniens" kam allein in Ansehn; es wurde ein „deutscher Stalhof" errichtet, wahrscheinlich zuerst ein „Ausstellungs"-Gebäude für die Waren.

Die Stadt Brügge war durch mehr als drei Jahrhunderte der Zentralmarkt für das ganze Europa gewesen. Der Stapelplatz für den Niederrhein nicht nur, sondern auch für die Maas und die Schelde. Es kamen hierher die Früchte des Südens, die Seide von Florenz, das Oel der Provence, der Wein Spaniens, die Tuche und Fabrikate flandrischer Städte, die nordischen Pelzwaaren, norwegisches Holz, schwedisches Kupfer. Hier trafen sich die Kaufleute aus Mittel- und Süd-Deutschland, wie aus dem Norden, aus England, Frankreich, Spanien, wie aus dem Orient. — Hamburgische Kaufleute, die den Rhein besuchten, hatten nun schon im J. 1233 sich vom Herzoge von Kleve Sicherheit und Zollerleichterungen zu verschaffen gesucht; im J. 1243 bahnten sich die Städte Hamburg und Lübeck durch Verträge, die sie mit dem Grafen Wilhelm von Holland und dem Bischofe Otto von Utrecht, im J. 1248 mit dem Grafen Florentin von Holland

schlossen, den Zugang zu den flandrischen Märkten. Denn der hamburgische Staat kam von Anbeginn den handeltreibenden Bewohnern so viel er konnte, entgegen. Durch den Fall von Bardowiek hatte Hamburgs Handel elbaufwärts gewonnen; von den benachbarten Elbzöllen hatte Heinrich der Löwe die Hamburger befreit; Graf Albrecht von Orlamünde bestätigte ihnen den Erlaß von Zoll und Angeld an den Zollstätten Krauel; am rechten Elbufer bei Dömitz, Eßlingen, Geesthacht und Boizenburg hob Graf Günzel III. von Schwerin etwa 1241 das Angeld auf. So trat Hamburg in Verbindung mit Magdeburg, Quedlinburg, Halberstadt, die schon früher durch Heinrich I. zollfreies Handelsrecht auf den Reichsmärkten hatten. Mit Braunschweig hatte Hamburg schon 1247 einen Bund geschlossen.

Ferner vereinigten sich Hamburg und Lübeck im April 1255 über eine gemeinsame Münze, natürlich nur über eine gemeinsame Silbermünze; denn Goldmünzen prägen zu lassen war ein Vorrecht des Kaisers, das er erst 1340 in Lübeck, 1475 in Hamburg zu üben gestattete. Nach dieser Übereinkunft hatte man Brakteaten, kleine silberne Hohlpfennige, Blechmünzen, wie dünne Tellerchen, auf einer Seite mit Laubwerk verziert. Bei Zahlungen im Handel auf der Nord- und Ostsee galten Easterlinge (Österlinge); zwölf Österlinge bildeten einen Schilling (solidum); zwanzig Schillinge ein Pfund (talentum); denn die Silberlinge wurden gewogen und und bildeten eine Mark Sterlinge (livre, lire). Die Mark wog 8 Unzen. Pfennige wurden gar nicht gewogen, sondern gezählt. Ein Pfennig hatte zwei Heller oder Scherfen (oboli); Vierpfennigstücke hießen Vierlinge oder Witten, Zweipfennigstücke Blafferts, Denare. Der Münzvertrag zwischen Hamburg und Lübeck wurde später 1504 erneuert.

Lübeck gewann schnell an Ansehn an der Ostsee durch die Schlichtung von mancherlei Streitigkeiten, die leicht in den neuen Städten entstanden. Es bildete einen wendischen Städteverein (Rostock, Stralsund, Greifswald, Wolgast), der sich wieder in Verbindung setzte auf der einen Seite mit Anklam, Stettin und Demmin, auf der anderen Seite mit den Städten im Brandenburgischen und Braunschweigischen wegen der beständigen Fehden mit Dänemark und Holstein. Auf der Basis des gemeinsamen lübeckschen Rechtes vereinten sie sich auch bei ihren auswär-

tigen Handelsverhältnissen; selbst die Städte im preußischen Ordenslande, Danzig, Elbing, Braunsberg, Memel erkannten in streitigen Rechtsfällen Lübeck als Oberhof an.

Als nun nach dem Tode Konrad des Vierten, Wilhelm von Holland zum Kaiser erwählt werden sollte, schien die Gelegenheit gegeben, die Städte im Osten und Westen, die mit Lübeck zusammenhingen, mit denen, welche mit Köln verbunden waren, zu vereinen. Die Stadt Köln war freilich sehr zu schonen, ihre Eifersucht war schon erwacht, wie sich in England zeigte, wo die erregten Streitigkeiten durch unser Hamburg erst unter der Regierung Eduard II. 1282 geschlichtet wurden. Man beschloß deshalb im Jahre 1252 nach Brügge eine Deputation zu senden, und zwar von Lübeck aus den Ratsherrn Herman Hoyer, von Hamburg nur einen Sekretarius Jordan von Boizenburg. Sie unterhandelten zunächst mit der Gräfin Margareta von Flandern und ihrem Sohne Guido, aber auch mit den umliegenden Städten und Ländern. Die Verhandlungen betrafen nicht nur einzelne Privilegien, Zollvergünstigungen oder Niederlassungen, sondern vor allem Rechtsbestimmungen, um das lübsche und wisbysche Recht mit dem flandrischen in Übereinstimmung zu bringen.

Siebentes Kapitel.

Der Fortgang der Hansa.

Vom J. 1252—1376 n. Chr. G.

Die Gesandtschaft nach Flandern war also nicht eine glänzend hervortretende, — war doch von Hamburg nur ein Ratssekretär oder Ratsnotar, wie es damals hieß, Jordan von Boizenburg, beigegeben, — aber eine von der höchsten Bedeutung. Sie trat auf „im Namen aller Kaufleute des römischen Reiches", und hatte die Aufgabe, mit allen Städten einzeln zu verhandeln und in allen ein und dasselbe Recht zur Geltung zu bringen. Die Städte teilten sich in Beziehung auf das in ihnen geltende Recht in drei Gruppen, nach den drei Hauptorten: Köln, Lübeck und Wisby, welche verschiedene Rechte und Gewohnheiten im Handel hatten. Vermöge der Vereinigung, die durch die Gesandtschaft zu Stande kam, gewann der Städtebund auch im Auslande ein großes Ansehen, so daß dieser große Bund nun vorzugsweise unter dem Namen der Hansa sich Geltung verschaffte. Bald bekam er eine sichtbare Vertretung und eine praktische Bedeutung durch die Stiftung von „Privat-Kontoren" zum gemeinschaftlichen Gebrauch derer, die zur Hansa in einer fremden Stadt gehörten. Des „Stalhofes" in London ist schon Erwähnung geschehen; ähnliche Einrichtungen finden wir in Utrecht, Ostkerken (später Staveren), Sluys und Amsterdam und anderen Orten. Von Brügge

ward die „Nederlagke" schon 1280 nach Ardenborg verlegt. Dort war zu Anfang nur ein gemietetes Gebäude genommen, aber als die Niederlage im J. 1307 wieder nach Brügge zurückverlegt wurde, erhielt sie bedeutende Privilegien; die deutschen Kaufleute, die zu ihr gehörten, wurden, ausgenommen bei Kapital-Verbrechen in Kriminalfällen, nur nach ihrem heimischen Rechte gerichtet. Noch hundert Jahre später ordneten Abgeordnete „der Hansa" in einer Zusammenkunft die Angelegenheiten des Kontors, und bestimmten, daß die Verwaltung geführt werden sollte von je zwei Aelterleuten aus jedem der drei Kreise der Hansa, die jährlich zu wählen seien. In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurden auch im fernen Westen, z. B. in Bergen, wie in Nowgorod, ähnliche Niederlassungen, offiziell „die deutschen Hansen" genannt; aber die drei obengenannten Gruppen behielten noch lange ihre Bedeutung.

Um Lübeck hatten sich die wendischen Städte gruppiert durch das lübeckische Recht. Welche zusammenschließende Kraft dieses Recht bewährte, sehen wir aus den Beschlüssen einer Stadtversammlung in Wismar in den sechziger Jahren des 13. Jahrhunderts. „Zur Unterstützung aller Kaufleute, heißt es da, die sich des lübischen Rechts erfreuen und von ihm regiert werden, verpflichten sich die Städte zu gemeinsamer Befriedung des Meeres, zu gleichmäßiger Verfestung der in einer Stadt Proskribierten, zu gleichem Verhalten in Fehden, zu gleichmäßiger Handhabung des lübeckschen Rechtes in Bezug auf den Loskauf gefangener Bürger u. s. w." Sämtliche wendischen Städte wurden zusammengefaßt unter dem Ausdruck „universitas". Auch Hamburg wurde zu den wendischen Städten gerechnet, obgleich es seiner Lage wegen nicht zu denselben gehörte. Aber Hamburg erschien wie der aufgehende Mond im Glanze des Lichtes von Lübeck, wenn es auch in Bezug auf die Grafen von Schauenburg eine andere politische Stellung einnahm, als diese Stadt. Denn das war das Eigenartige der Hansa, daß sie keine politische Vereinigung war, und doch eine so festinnige; daß sie sich bei ihrer Entstehung um die politische Verfassung der einzelnen Städte grundsätzlich nicht kümmern wollte, und doch später, als sie dazu getrieben wurde, nicht gleich auseinanderging.

Die Gemeinschaft (universitas) der wendischen Städte trat mit mehreren benachbarten Fürsten in Mecklenburg und Pommern schon im J. 1283

zu einem Landfriedensbündnis zusammen. Das war das erste Mal ein gemeinsames Auftreten gegen eine auswärtige Macht; aber es war die allen Städten, wie Fürsten gemeinsame Furcht vor der eindringenden Macht Brandenburgs, welche auch die Hansa zu zerstören drohte. Früher, schon im J. 1254, war Hamburg auch aufgefordert, durch den rheinischen Städtebund, dem großen Landfriedensbündnis deutscher Städte beizutreten, und im J. 1259 ward die communitas wieder zur Bekämpfung der See- und Straßenräuber eingeladen, aber nie in feindlicher Richtung gegen einen Staat, sondern nur zum Schutz gegen rohe Gewalt. Denn es war ja die Zeit, in der das Faustrecht herrschte. Die christliche Demut schien im öffentlichen Leben ganz verschwunden; es fehlte der demütige Sinn, der sich selbst zu beherrschen, anderen zu gehorchen und zu dienen bereit ist; ein jeder wollte herrschen, und dadurch hatte nicht nur der Kaiser im Reiche sein Ansehen und seine Macht verloren, sondern auch die Könige und Fürsten in ihren Gebieten; schon begannen auch die Regierungen in den Städten ihre Autorität zu verlieren.

Klarer tritt das in Dänemark hervor, immer mehr sinkt im dreizehnten Jahrhundert seine Kraft. Um die Mitte desselben finden wir die deutschen Waffen mitten im Lande. Odense wird niedergebrannt, das kaum erstehende Kopenhagen legen die Lübecker 1248 in Asche. Schon lange war es Sitte geworden, Königssöhne mit beträchtlichen Teilen des Reiches zu belehnen. Im J. 1232 hatte Abel, der zweite von den damals lebenden Söhnen Waldemars des Siegers, das Herzogtum Schleswig (Südjütland) zum Lehen empfangen. Seine Verbindung mit der Tochter des Grafen Adolf IV. von Schauenburg wurde die Veranlassung, daß Schleswig mehr als zwei Jahrhunderte in seiner Familie blieb. Abel ward nach Adolfs IV. Tode der Vormund seiner unmündigen Schwäger. Als er später König von Dänemark geworden war und dann im Kampfe gegen die Nordfriesen seinen Tod gefunden hatte (1250), betrachtete sein Nachfolger König Christoph von Dänemark sich als den natürlichen Vormund der Kinder seines Bruders Abel; das Herzogtum Schleswig wollte er nicht als Erblehen von Dänemark anerkennen, versprach jedoch, als die Holsteiner mit Hilfe der Brandenburger im Kampfe glücklich gewesen waren, seinem jüngern Brudersohn, dem jungen Waldemar,

wenn dieser volljährig geworden sein werde, die Regierung. Allein seine Witwe, die pommersche Margareta (die schwarze oder Margareta Sprenghenst genannt) wollte nach seinem Tode die Rechte ihres Sohnes Erich Glipping aufrechterhalten; da zogen die herzoglichen und holsteinischen Truppen zusammen gegen sie ins Feld, schlugen sie auf der Loheide bei der Stadt Schleswig (1261), und führten sie gefangen nach Hamburg; ihr Vetter, der Herzog Albert, kam ihr zu Hilfe, sie wurde freigegeben; aber die Erbstreitigkeiten dauerten bis zum Tode Margareta's (1283) fort, wenn auch diese sich der Entscheidung eines päpstlichen Legaten, des Kardinals Guido, der nach Hamburg gekommen war, unterworfen hatte.

Die kommerziellen Verbindungen der Hansa waren mit der politischen Stellung der einzelnen Staaten so eng verquickt, daß sie gar schwer zu trennen waren. Der friedliebende König Magnus von Norwegen war den deutschen Kaufleuten sehr hold gewesen; er hatte ihnen im J. 1271 das Stapelrecht verliehen, und, was wichtiger war, auch in Bergen ihre Rechte sehr erweitert. Sein Sohn Erich, der Priesterfeind, meinte, als er zur Regierung kam, die anmaßenden Fremden entbehren zu können und belegte ihre Waren mit Beschlag. Das reizte die Seestädte, welche sich im rostockischen Landfrieden 1284 verbunden hatten, dazu, die Ausfuhr von Getreide nach Norwegen und die Einfuhr norwegischer Güter in ihre Häfen zu verbieten, ihre Koggen (Kriegsschiffe) in den Öresund zu legen, und dem Königreich Norwegen jede Zufuhr abzuschneiden. Dadurch entstand in Norwegen eine Hungersnot, die den König nötigte, im Frieden zu Kalmar 1285 den Städten noch größere Rechte und geringere Abgaben zu bewilligen. Die Hamburger, welche es mit den wendischen Städten gehalten hatten, erhielten Rechte auf Schonen. Die Bremer dagegen, welche nicht zum wendischen Kreise gehörten, und es für ihren Vorteil gehalten hatten, den Norwegern während der Handelssperre Nahrungsmittel zuzuführen, und wirklich vom Könige von Norwegen dafür Vorrechte im Handel sich erworben hatten, wurden bei der Zusammenkunft der Städte in Wismar im J. 1293 von jedem Verkehr mit einer Stadt der Konföderation ausgeschlossen.

Lübeck selbst, das von dem holländischen Gesandten als „das Haupt aller Städte" begrüßt wurde, trat aus der Hansa nicht aus, als es beim Sinken der kaiserlichen Macht während des Interregnums im J. 1307 unter dänische Herrschaft kam, und 10 Jahre lang dem Könige von Dänemark jährlich 750 ℔ lübsche Pfennige zahlen mußte, damit der König die vom Kaiser verliehenen Privilegien ihm garantierte.

Der Erfolg der Sendung des Ratsherrn Hoyer und des Sekretärs Jordan von Boizenburg im Jahre 1252 trat erst zu Tage, als im J. 1299 bei der großen Versammlung der Abgeordneten der Städte von 24 Städten (Osnabrück schloß sich aus), 23 zu dem Beschlusse ihre Zustimmung gaben, daß das lübsche Recht bei allen streitigen Fällen die Entscheidung geben solle. In dieser Versammlung wurde auch der Stadt Wisby verboten, ihr Siegel als das der ganzen Kaufmannschaft anzusehen, da keine andere Stadt sich das herausnähme; Hamburg übernahm auf derselben die Verpflichtung, auf der Insel Neuwerk (Nyen O, novum opus), welche der Herzog von Sachsen zur Hälfte dem Erzbischof von Bremen überlassen hatte, ein beständiges Feuerzeichen (Leuchtfeuer) für die Schiffer in der See zu unterhalten.

Doch es war ja gar bald nach dieser Versammlung von 1299, daß der König von Dänemark Erich Manved das Land an der Ostsee, wie es Kaiser Friedrich's II. Idee früher gewesen war, vom deutschen Kaiser zum Lehen nahm. Im Jahre 1304 ließ er sich vom Kaiser Albrecht, dem Nachfolger Rudolfs von Habsburg, die Urkunde Friedrich Barbarossa's über die Privilegien Lübecks, von denen wir früher gehört, in Konstanz ausdrücklich bestätigen; dann zog er gegen Lübeck, und Lübeck nahm, wie wir gehört haben, Dänemarks Vermittelung an. Der König hatte die Macht des holsteinischen Adels gebrochen gefunden. Die holsteinischen Grafen hatten es immer mit scheelen Augen angesehen, daß Lübeck sich ihrer Führung zu entziehen gesucht hatte und eine kaiserliche Stadt geworden war; aber auch über die anderen Grafen im Lande hatten die Kaiser ihre Autorität verloren, denn diese fanden bald an den Dithmarschen, bald an Lübeck, bald an Dänemark einen Rückhalt, wenn es ihnen entgegentreten wollte. Ein jeder suchte nur seine Macht und Unabhängigkeit zu vergrößern. Was hatte es geholfen, daß die Grafen Gerhard und

Johann den Städten Lübeck und Hamburg im J. 1327 sicheres Geleit zwischen beiden Städten, und Frieden durch ganz Holstein versprachen? Sie mußten das Versprechen im folgenden Jahre erneuern, weil sie es nicht hatten halten können. Ebenso mußten die Grafen den Landfrieden, den sie in Verbindung mit den Herzögen von Sachsen im J. 1333 mit den Städten geschlossen, im J. 1334 wieder bestätigen; im J. 1338 sahen sich sogar 13 norddeutsche Fürsten und Grafen genötigt, einen neuen Bund mit den Städten zu schließen, ohne etwas ausrichten zu können. Graf Johann von Holstein hatte zum Schutz gegen die, welche die Landstraßen unsicher machten, das Schloß in Trittau gebaut; aber Jahrzehnte hindurch blieben einzelne Oerter als Raubnester verrufen, so Wunnibrock (Winbroke) im Lauenburgischen, südlich von Oldesloe, Walraw, Klopstorp, Karlow, Mastin. Mit Gewalt wurde das Raubnest Lienow genommen und abgebrochen, das dem Johann von Hummelsbüttel für 5000 ℳ lübisch überlassen war. Die Grafen von Lienow, Johann von Hummelsbüttel, Nikolaus und Johann Calov nahmen die Dörfer Rellingen, Spitzendorf, Wedel, Meyendorf; die Klenows, von Qualen, die von Plessen, Moltke's, Reventlows Slamersdorf; die Krummendieke, Bülows, Lützows verwüsteten Ham, belagerten Wohldorf. Viele von den Raubrittern wurden aus Holstein vertrieben und gingen nach Mecklenburg, wie die Brockdorfe, die Scharfenberge; als die Städte sich über dies Rauben bei dem Herzog Albert beklagten, sagte er, der es früher nicht besser gemacht hatte: „Man muß einen Nagel mit dem andern austreiben!“ Ein solcher Raubritter war auch Hermann Ribe gewesen, dessen Sohn gleiches Namens die Burg, die sein Vater an der Elbe unfern von Bergedorf erbaut hatte (die Riepenburg) mit dem Elbzoll bei Eßlingen an Hamburg abtrat. Die Ritter fingen schon an in besonderen Einigungen sich zusammen zu thun, ihre Rechte den Grafen gegenüber zu vertreten. Das erste bekannte Beispiel dieser Art ist vom Jahre 1285, wo die geschworenen Ritter und Knappen von Holstein eine Eidgenossenschaft mit den Städten Hamburg und Lübeck, sowie mit dem Erzbischof von Bremen geschlossen haben, nach der es in ihrem Willen stehen sollte, ob sie dem Grafen Heeresfolge leisteten oder nicht.

Die Stadt Hamburg ermangelte nicht, Vorteil von ihrem Verhältnis zu den Schauenburgern zu ziehen. Durch die unaufhörlichen Fehden und Kriege, in welche diese verwickelt wurden, gebrach es ihnen beständig an Geld, da traten sie denn der Stadt nicht nur von ihren Gerechtsamen ab, wie wir schon erfahren haben, sondern überließen ihr auch Gebietsteile und Ländereien. Die Alster hatten sie sich schon nach und nach vom J. 1306—1310 ganz abtreten lassen. Zuweilen verpfändeten sie nur ihre Güter an einzelne reiche Bürger auf eine Anzahl von Jahren, oft auch an milde Anstalten, zu kirchlichen Zwecken; oft aber auch direkt an die Stadt. Die Grafen Johann und Gerhard hatten 1247 das Dorf Eilbeck, zugleich mit der Fischerei-Gerechtigkeit in dem Bache, dem Hospital zum heiligen Geist zum Lehn gegeben; 1322 verkaufte Graf Adolf Langenhorn an Nikolaus vom Berge für 200 Mark Pfennige; 1355 Graf Johannes dem Heiligen Geist-Hospital das Dorf Barmbeck für 150 Mark Pfennige. 1375 erhielt das Hospital St. Georg die Berne, die früher den Herren von Raboysen verpfändet gewesen war. Im J. 1256 hatte die Stadt selber schon die Dorfschaft Heimeshude vor dem Dammthor durch einen Vergleich mit den Grafen Johann und Gerhard erworben, wie auch Papenhude (die spätere Uhlenhorst) zur Stadtweide. An das Kloster Herwerdeshude verkaufte Graf Adolf 1339 Eimsbüttel, 1343 Eppendorf, 1347 Groß-Borstel mit Ohlsdorf.

Die Verquickung des kommerziellen und politischen Lebens konnte aber auch für die Hansa im Ganzen nicht ohne bedeutenden Einfluß bleiben. Der ganze Staat hatte doch in der Regel eine größere Macht. Als sich nun die Staatsgewalt in den einzelnen Ländern wieder zu heben begann, da wurden die einzelnen Städte durch ihre Vereinigung den Regierungen gefährlich. Das sehen wir im wendischen Kreise. Als sich im J. 1348 die Fürsten von Mecklenburg vom Kaiser Karl IV. in Prag zu Herzögen erheben ließen, geriet Rostock in einen Kampf durch die dänische Herrschaft, unter der es gestanden. Ebenso entstanden Mißhelligkeiten, als derselbe Kaiser den Herzog Barnim III. von Stettin mit Rügen belehnte, das schon zweihundert Jahre unter dänischer Herrschaft gestanden hatte, das war Grund genug für den König Waldemar, zur Wahrung seiner Rechte das Schwert zu ziehen. Er landete mit einem Heer auf der Insel Pöl,

durchzog Mecklenburg und Pommern und stellte das Ansehen der dänischen Macht an der deutschen Ostseeküste wieder her. Im Mai 1350 wurde der Sohn des Herzogs Albrecht von Mecklenburg, Heinrich, mit König Waldemars Tochter, Margarete, und da diese in demselben Jahre starb, mit ihrer Schwester Ingeborg verlobt. Durch rastlose Thätigkeit und geschickte Benutzung der Umstände war Waldemar im Herbst 1360 im Osten seines Gebietes wieder Herr geworden, wie seine Väter. Nach 20 Jahren nannte er den größten Teil des Reiches wieder sein eigen; seine Herrschaft war im Innern fest begründet, nach Außen angesehn und gefürchtet. Er bekam den Beinamen „Atterdag", weil mit ihm wieder ein Tag im Norden angebrochen war.

Auch Schonen war wieder in seine Hände gekommen, eine Provinz, die seit dem Jahre 1332 zu Schweden gehört, und um die er lange Jahre mit dem König Magnus verhandelt hatte. Sie war von ausnehmender Wichtigkeit für den Handel, wie wir sehen werden; um sie von Magnus zu erhalten, suchte Waldemar die Vermittelung des Mecklenburger Herzogs und der Städte nach. Eine Deputation kam am 26. Juni nach Kopenhagen. Doch als die Städte diese Gelegenheit benutzten, ihre Privilegien zu vermehren, zog der König die Unterhandlungen so lange hin, bis er die Insel Gotland überfallen und die alte Genossin der Hansa, das reiche Wisby, mit Waffengewalt erobert und geplündert hatte.

Allerdings hatte um die Zeit, da Waldemar Wisby überfiel, die Stadt den Höhepunkt ihrer Bedeutung schon erreicht; sie ward von Lübeck überflügelt. Aber von ihr sang das Volkslied:

Nach Zentnern wogen die Goten das Gold,
Sie spielten mit Edelsteinen.
Die Frauen spannen mit Spindeln von Gold,
Aus silbernen Trögen gab man den Schweinen!

Unmöglich konnten die Städte es ruhig mit ansehen, wie einer ihrer Vororte einem fremden Eroberer zur Beute wurde in der Zeit, da sie friedlich mit ihm verhandelten. Freilich, es ergab sich hernach, daß Wisby, was es auch durch die Plünderung Waldemars verloren hatte, seiner Stellung in der Hansa nicht verlustig ging; es kam nur politisch unter ein anderes Regiment; aber Sendboten der wendischen und

preußischen Städte, die gerade in Greifswald versammelt waren, faßten schon vier Tage nach der Einnahme Wisby's, am 1. August, Beschlüsse, die deutlich erkennen ließen, daß die Städte den Friedensbruch nicht ungeahndet hingehen lassen würden. Ein Verkehrsverbot mit Dänemark ward sogleich erlassen, und erklärt: „Wer durch den Sund nach Flandern fahren will, soll bei Strafe Leibes und Gutes verhüten, daß seine Güter nach Dänemark oder Schonen kommen; Schiffe, die schon für diese Lande geladen haben, sollen wieder löschen. Für die Fahrt zwischen den Städten soll jeder Kaufmann Kaution stellen, daß er seine Güter nur nach einer Hansestadt führen wird, und soll Zeugnisse beibringen, daß das in der That geschehen ist. Unbeladene Schiffe sollen nach Schonen geschickt werden, um die dort lagernden Güter der Hansen in Sicherheit zu bringen. Am 31. August will man sich aufs neue in Greifswald versammeln. Den Königen von Schweden und Norwegen dürfen aber Bewaffnete und Lebensmittel aus den Häfen zugeführt werden." Was solche Beschlüsse alsogleich zu fassen antrieb, war die feste Überzeugung, daß die Hansa untergehen müsse, wenn sie solchen Treubruch gestatte, da sie das Vertrauen, das ihre Grundlage bilde, verlöre. Ob der König zu solchem Friedensbruch durch eine persönliche Beleidigung Hakons, oder durch die Notwendigkeit getrieben sei, sich durch die Eroberung der reichen Warenläger Geld zur Fortsetzung des Krieges zu schaffen, kam nicht in Erwägung. Auch König Magnus, von seinem Volke gedrängt, konnte nun nicht anders als mit seinem Sohne Hakon zusammen, am 22. August mit Lübeck und den Seestädten einen Vertrag schließen. Am 7. September wurde schon wieder in Greifswald ein Hansatag gehalten. Von Hamburg erschienen die Ratsherren Dietrich Wrack, Heyne Hoop und Dietrich Uppenperde mit dem Sekretär Johann Wustorp. Auch von Schweden und Norwegen, desgleichen vom Ordensmeister in Preußen waren Gesandte erschienen. Der Krieg mit Dänemark ward beschlossen, und ausgemacht, „Reisen nach Dänemark und Schonen werden untersagt; auch wer nicht zur Hansa gehöre, wenn er das feindliche Land besuche, solle von jedem Verkehr mit den Städten ausgeschlossen sein". Mit Schweden und Norwegen wurden Verträge geschlossen; so lange die Könige lebten, sollten sie nicht feindlich gegen die Städte auftreten; gegenseitig wollten sie sich helfen und keinen Frieden

schließen, bis die Sache ganz zu Ende sei. Als Pfand für die Kriegskosten sollten den Städten das Schloß Bahus nebst Marstrand an der Mündung der Göta-Elf mit allen Einkünften übergeben werden, und im Fall Schonen erobert werde, auch die Schlösser Helsingborg, Skanör und Falsterbo. Dazu wurden ihnen außer den alten viele neue Privilegien zugesagt. Auch mit dem Grafen Heinrich von Holstein, dem Herzog Waldemar von Schleswig, wie dem Ordensmeister von Preußen wurden ähnliche Verträge geschlossen. Die Städte bestimmten für sich selbst als Kriegssteuer einen „Pfundzoll", (d. h. der Wert der aus einer Stadt ausgeführten Waaren sollte nach Pfund Grote bestimmt, und von jedem Pfund sollten vier englische Pfennige bezahlt werden; ebenso von dem Wert jedes Schiffes die Hälfte). Die Zahl der Schiffe und Mannschaften, die jede Stadt im Fall des Krieges zu stellen habe, wurde festgestellt, dazu der letzte März des folgenden Jahres als der Zeitpunkt bestimmt, an welchem sich die Flotte im Sunde versammeln sollte.

Zur angesetzten Zeit erschien die hansische Flotte im Sunde, 27 Koggen und 25 Sniggen. Die Koggen waren die eigentlichen Kriegsschiffe, Kuffschiffe, abgerundet, mit hohem Borte, hinten und vorne mit festungsartigen Kastellen; die Sniggen waren lang und schmal gebaut, für Ruder, wie für Segel eingerichtet, oben offen; dagegen dienten die einmastigen bedeckten Schiffe zum Transport. Die Besatzung betrug 2740 Mann. Für die Verpflegung war reichlich gesorgt; für Bier zahlte Hamburg allein 344 Pfund; aber außerdem größere oder geringere Pöste für Mandeln, Feigen, Safran, Pfeffer, Ingwer und Honigseim. Der Stadt Lübeck kostete für ihren Teil die Ausrüstung 2639 ℔. Der Plan war, Kopenhagen gleich zuerst zu nehmen. Doch die Könige stellten ihre Schiffe nicht pünktlich; zwölf Wochen ließen sie warten, und baten, inzwischen die Festung Helsingborg zu nehmen. Der lübeckische Bürgermeister Johann Wittenborg, der die Flotte befehligte, war unvorsichtig; um die Festung desto kräftiger mit sechszehn großen Maschinen anzugreifen, entblößte er die Schiffe von Truppen. Das benutzte der König Waldemar; er überfiel die Flotte und zerstreuete sie; dabei geriet ein großer Teil der Schiffe in Brand, ein anderer wurde genommen; nur mit wenigen Schiffen kam der Bürgermeister nach Hause. Hier erwartete ihn ein trauriges

Geschick. Der Verlust war gar groß, den die Hansa erlitten hatte; allein für die Auslösung der Gefangenen mußte eine Summe von 175,597 ℔ 10½ ß bezahlt werden; außerdem wurden auch die Handelsschiffe genommen, die zur Zeit durch die dänischen Gewässer kamen, denn die Niederländer, welche sie decken sollten, fanden jetzt ihren Vorteil darin, den Dänen Hilfe zu leisten. In Lübeck war eine große Partei, die alle Schuld an dem Verlust dem Bürgermeister Wittenborg zuzuschieben wußte; ihm wurde der Prozeß gemacht, und nach Jahresfrist ward er öffentlich enthauptet.

Inzwischen war im November 1362 in Rostock ein Waffenstillstand bis zum 6. Januar 1364 zu Stande gekommen. Für Hamburg geschah dies sehr zur Unzeit, denn für diese Stadt war gerade der Waffenstillstand mit dem Grafen Adolf von Holstein geschlossen, und die Grafen von Klenow, von Qualen, von Plesse, Bülow, Moltke und Lützow beunruhigten ihre nächste Umgegend. In einen Krieg mit Dänemark konnten die Hamburger sich nicht einlassen, sie ließen deshalb den Städten sagen, sie wären außer Stande, zur See durch den Sund Hilfe zu senden, die Elbe sei bedroht; wenn wiederum Krieg angefangen werden solle, wollten sie thun, was sie könnten. Dabei konnten sie sich mit den Städten nicht einigen über die Verwendung des Pfundzolles und die Vertheilung der Kriegskosten. Auch die preußischen Städte erklärten sich nur bereit, ihren Beitrag zum Pfundzoll zu senden; weigerten sich aber, wegen der nötigen Bekämpfung der Heiden, an einem neuen Kriege teilzunehmen. So zeigte sich bei den Städten Uneinigkeit und Unentschlossenheit. Nur Lübeck, Rostock, Stralsund, Wismar waren fest entschlossen, den Kampf mit Waldemar wieder aufzunehmen; litt doch schon der Handel auf der Ostsee gar sehr beim Waffenstillstande.

Die nächste Veranlassung zu diesem verderblichen Kriege war die große Niederlassung der Hansa in Schonen gewesen, an deren Blüte alle Städte im Westen wie im Osten Anteil hatten. Dort versammelten sich jedes Jahr im Spätsommer, wenn die Häringe in großen Zügen dahin kamen, eine Menge von Handlungsgenossen, so daß sich von Jakobi bis Michaelis (vom 25. Juli bis zum 29. September) dort ein reges Leben entwickelte. Die Landzunge, die sich weit gegen Süden ins Meer hinein erstreckte, war nach den einzelnen Städten abgeteilt; es war genau ange-

geben, wo das lübsche Recht Geltung hatte, und wo das dänische galt. In jeder Abteilung lag eine Niederlassung (Vitte) bei der andern; jede hatte ihre eigene Obrigkeit für die, welche zu der Vitte gehörten, nur in Kriminalfällen entschied der königliche Vogt. Dann gingen Boote in großer Anzahl, in einem Jahre sollen es 7500 gewesen sein, auf den Fischfang aus; kamen sie zurück, salzte man die gefangenen Häringe ein; Böttcher waren aus allen Städten in Menge gekommen, die gesalzenen zu verpacken; eine große Anzahl Kaufleute mit ihren Kontoristen, sie zu versenden. Natürlich zogen diese eine Menge Handwerker, Schneider, Schuster an; ein großer Jahrmarkt entstand; Wein, Bier, Fleisch aller Art ward feilgeboten, Kurzwaaren aller Gattungen, auch Nürnberger Spielsachen. Eine besondere Bedeutung hatte der Salzhandel. Ein gutes Stück hansischen Reichtums entsprang aus den schonenschen Fischereien.

Die Zeit des Waffenstillstandes benutzte Waldemar eifrig dazu, die Könige, die durch ihre Zögerung ihm zum Siege verholfen hatten, auf seine Seite zu ziehen. Als Hakon's Verlobte auf der Reise zur Hochzeit in des Königs Gefangenschaft gefallen war, ließ der Bräutigam sich bewegen, zur dänischen Prinzessin Margarete, Waldemar's Tochter, zurückzukehren, und sich mit ihr feierlich zu vermählen (9. April 1663). Dafür zog ihr Bruder das nächste Jahr mit dem Mecklenburger Albrecht über die See und half ihm den schwedischen Thron, der durch die Absetzung des Königs Magnus erledigt war, und auf den er wegen seiner Mutter Ansprüche hatte, gewinnen. Dann suchte er sich mit dem Grafen Adolf und den holsteinischen Grafen zu vereinen, und endlich, nachdem er die Gegner getrennt, schloß er mit den Städten am 22. November 1365 zu Nykjöbing auf Falster einen Vertrag, in dem er ihnen die alten Freiheiten auf den schonenschen Märkten bestätigte.

Doch nicht lange konnte der Friede währen. Ehe ein Jahr verging, liefen schon wieder Klagen ein über grobe Vertragsbrüche von Seiten des dänischen Königs. Da wurden unberechtigte Abgaben von den städtischen Niederlassungen in Schonen gefordert, Güter geraubt, auf Klage und Verhandlung keine entsprechende Genugthuung gegeben. Jetzt aber waren es die Preußen, welche zuerst auf entschiedene Maßregeln drangen; sie trafen zusammen mit den Forderungen des Brügger Kontors. Freilich,

auch von der entgegengesetzten Seite beklagte man sich. Hakon behauptete, die Kaufleute hätten sich neue Statuten gemacht, die mit dem in seinem Lande geltenden Rechte stritten; neue Städte seien in den Bund aufgenommen; er behandele die mecklenburgischen Städte als feindliche, weil die Norweger mit der Stadt Kampen in Krieg kämen. Zuletzt hatten die Klagen zur Folge, daß am 19. November 1367 unter den Städten die Kölner Konföderation zustande kam. Es wurde zunächst eine Verabredung eines gemeinschaftlichen Kriegszuges für den nächsten Frühling beschlossen. Bei dieser Gelegenheit zeigte aber die Hansa zum ersten Male, daß sie eine Macht geworden, die daran denken konnte, ihre Interessen mit starker Hand aufrecht zu erhalten; denn die Vereinigung schloß mit einer Hinweisung für längere Dauer: „Drei Jahre soll diese Verbindung mit allen Artikeln und Punkten feststehen, nachdem wir gemeinsam uns mit den Königen ausgesöhnt haben."

Als Waldemar sich am 2. Februar 1368 in einer Versammlung der Städte beschwerte, und drohte, beim Kaiser und beim Papst Klagen erheben zu wollen, so kamen die Städte ihm darin noch zuvor und erließen selbst ein Schreiben nicht nur an den Kaiser und den Papst, sondern auch an die Könige von Polen und England und an 27 weltliche und geistliche Fürsten Nord-Deutschlands, in dem sie klagten über „die Gewaltthaten Waldemars, die mehr nach einem Tyrannen und Piraten, als nach einem Könige aussähen."

Kaum waren die Städte zum Kriege entschlossen, so rüsteten, trotz Waldemars Bemühungen, auch die Fürsten. Der junge König Albrecht von Schweden, die Herzöge von Mecklenburg, auch die Grafen Heinrich und Klaus von Holstein, alle dem dänischen Könige feindlichen Gewalten, auch eine Reihe jütischer Ritter und Knappen, sandten ihm Fehdebriefe zu.

Als der König Waldemar Atterdag vernahm, es sei ausgemacht, am ersten Ostertag, den 9. April 1368, solle jedermann zu Hause fertig, und am 16. Jedermann an der Küste von Seeland sein, verließ er, wie einst sein Vater Christoph, das schwerbedrohte Reich am Gründonnerstag. Er hatte vorher den Marschall Henning von Putbus zum Hauptmann des Reiches erhoben und ihm Vollmacht gegeben, mit den

Städten zu unterhandeln. Am 2. Mai fiel Kopenhagen in die Hände der Gegner. Die Städte siegten zur See, die Fürsten zu Lande; schon im November 1369 wurde der Friede zu Stralsund vereinbart, am 24. Mai 1370 förmlich abgeschlossen. Der dänische Reichsrat mußte dafür stehen, daß Waldemar den Frieden mit seinem großen, königlichen Insiegel bekräftige, ja, falls der König sich nicht dazu verstehe, ihn abzusetzen, und keinen andern Herrn anerkenne, als den die Städte genehmigen würden; auch wenn er stürbe, solle keiner König werden, als mit der Zustimmung der Städte.

Achtes Kapitel.

Der Kampf mit den Vitalienbrüdern.

Vom J. 1375—1418 n. Chr. G.

Am 24. Oktober 1375 war König Waldemar Atterdag von Dänemark gestorben; er hatte bis an sein Ende sich geweigert, auf den Vertrag von Stralsund das große Insiegel zu setzen. Mit ihm ging der Mannesstamm von Swend Estrithson zu Ende, gleich wie wenige Monate vor ihm Abels Geschlecht, welches seit 150 Jahren das Herzogtum Schleswig behauptet hatte, mit Heinrich dem Eisernen erloschen war. Von Waldemars beiden Töchtern war die ältere, Ingeborg, ihrem Vater schon im Tode vorangegangen, aber sie hatte aus ihrer Ehe mit dem Herzog Heinrich von Mecklenburg Erben hinterlassen, unter ihnen einen Sohn Albrecht. Diesem war vom Großvater beim letzten Friedensschluß Aussicht auf die dänische Krone eröffnet worden; und ihn als König anzuerkennen, forderte der Kaiser Karl IV. die dänischen Stände auf. Aber die Dänen nahmen das übel, daß Albert selbst auch ohne weiteres den Titel eines Königs der Dänen und Wenden annahm; sie erkannten ihn nicht an. Waldemar hatte noch eine Tochter Margareta hinterlassen. Diese war vermählt

gewesen mit dem Könige Hakon von Norwegen, dem Sohne des Königs Magnus von Schweden, welcher vor kurzem sein Reich verloren hatte. Margareta, obgleich erst 20 Jahre alt, trat nun gleich als Vormünderin ihres fünfjährigen Sohnes Olaf auf. Sie eilte aus Norwegen nach Dänemark, gewann aller Herzen, und als sie hörte, daß die in Kopenhagen verweilenden Ratssendboten gleich eine Versammlung der wendischen Städte nach Wismar berufen hatten, säumte sie nicht, diese zu beschicken. Auf den 20. Januar 1376 trat die Versammlung zusammen. Der Herzog Albrecht von Mecklenburg hatte schon bei den Städten um das Reich in Dänemark geworben. Da trat Henning von Putbus, der die der Hansa als Pfand für die Erfüllung des Friedens übergebenen Schlösser verwaltet hatte, mit einer Hinweisung auf die Klausel im Friedensvertrage von 1370 hervor, nach welcher der Reichsrat in Dänemark keinen neuen König annehmen solle, ohne die Städte gefragt zu haben, und bat um Vermittelung eines Friedens zwischen Norwegen und den Städten. Die Städte stimmten zu; Hakon ward als König anerkannt, und bewilligte am 14. August 1376 zu Kallundborg auf Seeland den deutschen Kaufleuten alle Freiheiten, die ihnen seine Vorgänger ertheilt hatten. Er fügte noch zwei große Vorrechte hinzu: „1) Vor der Königsbuße sollten alle Schulden eines Uebertreters aus dessen Vermögen bezahlt werden; und 2) mit wehendem Flügger (Flagge) sollten die Schiffe der Hansen in alle norwegischen Häfen einfahren dürfen; nur erst beim Anlegen solle das heimische Zeichen heruntergelassen werden.“ Zugleich bekräftigte er den Stralsunder Frieden durch das bisher noch immer entbehrte große königliche Siegel. (August 1376).

Margareta sollte noch mehr erreichen. Noch war Schweden nicht zur Ruhe gekommen, seitdem der König Magnus, Hakons Vater, im Februar 1364 abgesetzt und an seine Stelle der junge Albrecht, der zweite Sohn des Herzogs von Mecklenburg, feierlichst auf den Thron erhoben war. Es war besonders der ältere Herzog Albrecht von Mecklenburg gewesen, der die Angelegenheiten in Schweden geleitet und das neue Königreich für seinen Sohn erobert hatte. König Magnus und Hakon versuchten 1365 das Verlorne zu retten, aber sie wurden geschlagen, Magnus

selbst gerieth in Gefangenschaft und ward dann 7 Jahre lang in seiner früheren Hauptstadt Stockholm gefangen gehalten. Da erst, 1371, gelang es Hakon, seinem Vater die Freiheit wieder zu erringen. Der Herzog Albrecht, der Vater, starb 1378; der Sohn, seiner festesten Stütze beraubt, vom Adel, dem er seine Krone verdankte, verlassen, unterlag den Schaaren der Königin Margarete, die seit dem Tode ihres Gemahls allein das Regiment in Dänemark und Norwegen geführt hatte. In einer Schlacht bei Falköping in Westgotland, 1389, ward Albrecht gefangen, und das ganze Schweden fiel ihr zu. Nur Stockholm öffnete nicht die Thore. Eine bedeutende Anzahl von Deutschen, unter der Führung von Albrecht von Pechatel, behauptete die Stadt für den König Albrecht. Von der Seeseite wurden ihr Lebensmittel zugeführt. Der alte Herzog von Mecklenburg leitete den Kampf wider Margarete; die Städte Rostock und Wismar sandten Koggen und zahlreiche Handelsschiffe aus. Diese begnügten sich nicht mit dem Transport der Waaren, die sie in den Städten empfingen; bald begannen sie die umliegenden Küsten zu beunruhigen, selbst nach Bergen kamen sie im J. 1392 und brandschatzten die Stadt. Dabei wurde fremdes Eigentum nicht geschont; ja, selbst den Bischof Strengnäs nahmen sie als Gefangenen mit nach Stockholm; sie machten das Meer so unsicher, daß drei Jahre hindurch kein Häringshandel betrieben werden konnte, und bemächtigten sich der Stadt Wisby, um von dort ihren Handel zu erweitern. Die Städte der Ostsee traten mit ihnen in Verbindung; und zuletzt nötigten sie die Königin Margarete, den König Albrecht gegen ein großes Lösegeld freizugeben; dann erst öffneten sie die Thore Stockholms. Die „Semiramis des Nordens", wie Margarete, nachdem ihr Sohn Olaf 1387 gestorben war, genannt ward, brachte die Kalmarische Union 1397 zu Stande, welche die drei skandinavischen Lande vereinigte.

Margareta suchte die Ruhe im Lande zu fördern. Sie hatte, mit ihrem Sohne auf königlichem Throne sitzend, dem Grafen Gerhard und seinen Erben durch Reichung der Fahne die Belehnung mit dem Herzogtum Schleswig zugesagt. Nach dem Tode Heinrich des Eisernen vermittelte sie im Juli 1386 auf einem Städtetage zu Lübeck einen Vertrag zwischen den Grafen von Holstein und der Stadt Lübeck,

daß nur einer der vielen Grafen regierender Herr heißen und Herzog von Schleswig sein solle. Im Jahre 1398 bestätigte sie den Städten, selbst Wismar und Rostock, die früher erworbenen Freiheiten. Sie kam auch nach Hamburg, die Angelegenheiten der Stadt mit dem Grafen und den andern Städten zu ordnen. Denn Hamburg hatte zwar beim zweiten Kriege gegen Waldemar, wie die anderen Städte, seinen Fehdebrief nach Dänemark geschickt; aber es hatte sich nicht entschließen können, seine Schiffe in die Ostsee zu senden, einmal, weil es wohl wußte, welche Hülfe es von den Städten erwarten könnte, wenn die Dänen die Elbe besetzen würden; dann auch, weil ihre Lehnspflicht gegen den König, die der Kaiser selbst anerkannt hatte, es zurückhielt. Hamburg ward dennoch den andern Städten gleich behandelt, wie die Schonenfahrer-Gesellschaft beweist, die um 1395 sich hier findet, um gemeinschaftlich Handlung und Fischfang auf der Ostsee zu treiben.

Die Königin vereinigte sich auch im J. 1399 mit den Städten auf einer Versammlung der hanseatischen Abgeordneten, zu welcher von Hamburg die Bürgermeister Christian Miles und Johann Hoyer deputiert waren, ein Schreiben zu erlassen an den Grafen Kordt von Oldenburg, Kenno tom Broke und an die Städte Gröningen und Dockum, um dieselben ernstlich zu verwarnen, den Vitalienbrüdern keine weitere Hilfe zu leisten noch irgend einige Hegung zu gestatten. Vitalier wurden kurzweg diejenigen genannt, welche Lebensmittel (Victualien) ins belagerte Stockholm zu bringen, sich zum Geschäft gemacht hatten. Diese Art Krieg zu führen, hatte etwas verlockendes, und gar viele, die es getrieben, mochten es nicht aufgeben, als der Friede geschlossen war. Wenn auch ihre früheren Herren und Obrigkeiten sie nicht mehr in ihren Diensten haben wollten, sie fühlten sich frei, ihre eigenen Führer sich zu wählen; ihre Arbeit war ja ganz einträglich. Freilich die Hansestädte erklärten sich schon 1377 gegen sie; sie rüsteten „Friedenskoggen" aus, ihnen ihr Treiben zu wehren. Aber sie selbst achteten sich nicht für gemeine Seeräuber; nein, gleich den alten Normannen, hielten sie sich für ein Volk auf der See, das keinen Wohnort auf dem Lande begehrte, sondern sich nährte von dem, was die See ihnen brachte. Machten doch die Städte selbst auf einer Tagfahrt zu Wismar, auf der Hamburg durch die Ratmänner Christian Miles (Ridder)

und Hinrich Ibing vertreten war, im J. 1382 so gut mit ihnen einen „Seefrieden auf ein Jahr", wie sie mit den Grafen und Städten in Oldesloe einen Landfrieden abgeschlossen hatten. Sie nannten sich „Likendeeler", weil sie die Beute zu gleichen Teilen unter sich vergaben. In Rostock und Wismar fanden sie zuerst Abnehmer ihrer Waren, bald aber auch an vielen anderen Plätzen; auf Gotland, bei Wisby, hatten sie ihre Hauptniederlage. Aber als diese Stadt durch den kühnen Überfall des Hochmeisters vom deutschen Orden, Konrad von Jungingen, erobert war, wandten sie sich weiter gegen Westen, in die Nordsee, und ein neues, weites Gebiet eröffnete sich ihrer Thätigkeit. Als Hauptführer werden genannt: Godeke Michael (Michelsen) Wigbold, Klaus Scheld, Wichmann, Klaus Stortebeker. Die ganze Küste der Nordsee von Schleswig bis Holland war noch im Besitz der Friesen. Dies kräftige, freiheitsliebende Volk war, wenn auch zum Christentum bekehrt, doch, wie in heidnischer Zeit, in noch vielen kleinen Territorien Herrschern unterworfen, die sich stets bekriegten. Der Herzog Albrecht von Holland benutzte die inneren Kämpfe und Parteiungen der Friesen, sie seiner eigenen Herrschaft zu unterwerfen. Er besiegte auch einen der mächtigeren unter diesen, Witzold tom Brake, und nahm diesem schon das Versprechen ab, keinen Vitalier in seinen Schutz zu nehmen, da er ganz offen mit den Vitaliern gemeinschaftliche Sache machte. Witzolds Nachfolger, Keno tom Brake, konnte aber die tapferen Seehelden so wenig entbehren, wie der Propst von Emden, Hisko, der Graf Otto von Delmenhorst, Kurt von Oldenburg und andere. So erschollen Klagen nicht nur von dem Herzog von Holland, sondern von allen Seiten über die Unsicherheit auf dem Meere, denn die Vitalier waren schon vorgedrungen bis in die hispanische See (so wurde das Meer zwischen Flandern und England genannt). Der Rat zu Kampen beschwerte sich über den hamburgischen Rat, daß auch er der Seeräuberei Vorschub leiste, da ein Bürger ihrer Stadt 16 Faß Bier, die er in dem Schiffe von Lubbert Overdik verschickt, durch Seeräuber verloren hatte. Hamburg behauptete aber dagegen, das Bier sei vorher schon ausgetrunken, oder vielleicht, um das Schiff zu retten, ins Meer gegossen; das Schiff aber sei geborgen und verkauft, und habe, dem Stadtrechte gemäß, die Stadt ein

Dritteil der Kaufsumme bekommen für gehabte Unkosten, ein Dritteil die, welche die Arbeit der Bergung gehabt, und das letzte Dritteil habe Lubbert erhalten und die Kaufleute, die an der Ladung Anteil gehabt. Die Stadt aber habe, sobald sie erfahren, daß Godke Michel mit seinen Leuten auf der See sei, Schiffe ausgesandt, die, sobald sie gehört, daß Lubbert auf seinem Schiffe als Gefangener in die Jade gebracht sei, alle Segel aufgespannt und so mit vieler Mühe den Vitaliern das Schiff abgenommen hätten. Auf dem nächsten Hansatage ließ der Herzog von Holland den Städten das freie Geleit aufkündigen, wenn sie den Friesen, seinen Feinden, nicht jede Unterstützung versagten. Ein anderes Mal kam wieder eine Bitte des Kaufmanns von Brügge, doch den Friesland nahe liegenden Städten, namentlich Bremen, den Ankauf des geraubten Gutes zu untersagen, da die Vitalier, die Witzold tom Brake noch immer unterhalte, fortführen, Schiffe, die aus England oder Norwegen kämen, wegzunehmen, die Waren zu verkaufen und nur für einen guten Preis den Schiffern ihre Fahrzeuge zurückzugeben. Die Vitalier selbst sagten, sie seien Gottes Freunde, aber aller Welt Feinde, nur nicht der Hamburger und Bremer, da diese in ihren Flüssen sie frei ein- und ausgehen ließen. Wollten andere Städte das auch thun, würden sie die See gerne räumen und ebenso das Rauben aufgeben. Die Englandsfahrer in Hamburg beklagten sich, und der Herzog von Burgund behauptete, er könne dieser Räuber nicht mächtig werden, ohne den Beistand der Hansa. Auf dem Hansatage in Lübeck beschloß man infolgedessen eine große Flotte wider diese Seeräuber auszurüsten, und im Frühjahr 1401 fuhren die Ratmänner, Nikolaus Schoke und Hinrich Yeneveld von Hamburg aus nach der holländischen Küste; sie brachten 73 Vitalier gefangen zurück, von denen 30 enthauptet wurden. Im nächsten Jahre gelang es, einen der Hauptanführer, Klaus Stortebeker, nebst seinen Gesellen bei Helgoland zu fangen. Bei ihrer Ankunft in Hamburg wollte der Jubel nicht enden; die Freude war um so viel größer, je höher die Angst vor diesem Manne gestiegen war. Die dichtende Sage vergrößerte das Bild dieses Helden ins Ungeheuerliche. Nach gemachtem Prozeß wurde Stortebeker mit den anderen 80 auf dem Grasbrook durch den Scharfrichter Rosenfeld hingerichtet, sein Kopf, wie die seiner Gefährten auf

Pfähle gesteckt und zur schreckenden Warnung für die Schiffer am Wasser aufgestellt. Diejenigen Vitalier, welche bei Helgoland entkommen waren, hatten sich teils nach der norwegischen, teils nach der holländischen Küste gewandt. Als die Hamburger hörten, daß Godke Michels (Michaelsen) und seine Genossen in der Oster-Ems waren, sandten sie ihre Schiffe dahin, und gar bald berichteten die Führer: „Gott half! Wir fanden sie, siegten! 80 blieben tot, die andern waren fast alle ins Wasser geworfen. Die übrig gebliebenen flohen aufs Land. Aber auch von diesen sind viele gefangen, und 30 sogleich aufgeknüpft!" Die Ratsherren segelten weiter und kamen nach Emden; Propst Hisko (Hysken) unterwarf sich ohne weiteres; ebenso andere kleine Herren. Ende Mai konnten die Schiffe wieder nach Hamburg zurückkehren und den anderen Städten berichten, daß an 200 Vitalier hingerichtet, viele sonst getötet, gefangen oder in die Flucht geschlagen seien; fünf Schlösser seien zerstört, andere ihnen übergeben. Keno von dem Brake, Falkmer Brodersen seien als Geiseln nach Bremen gebracht und warteten des Urteilsspruches des Herzogs von Geldern. — Zugleich mit dieser Flotte war eine andere in die Weser gegangen unter Hinrich Jenevelt und Hinrich von Bergen; drei Schiffe hatte die Englandsfahrer-Gesellschaft ausgerüstet, eins von diesen führte als Schiffshauptmann Simon von Utrecht, der später in den Rat kam; ein zweites, genannt „de bunte ko", Herman von Nienkerken; ein drittes Werner von Ueltzen. Dieser letztere bekam, nach der Stadtrechnung, als Belohnung, weil er Godke Michels gefangen genommen hatte, 24 ℔; die Stadt hatte aus der Ladung der von Godke Michels genommenen Schiffe bekommen für 1143 ℔ Wachs 69½ ℔ 7 ß 2 ₰, für Tuch 61 ℔ 6½ ß, für Baumwolle 17½ ℔ 2 ß. — Der Rat von Gent vermittelte nun einen Vertrag zwischen dem Herzog von Holland und Hamburg, nach welchem unsere Stadt zwar bedeutende Privilegien erhielt, aber keinen Ersatz für die Kosten, die der Krieg verursacht hatte. So sah der Rat sich genötigt, einen außerordentlichen Schoß von den Bürgern zu fordern. Das war aber nur der Anfang vom Ende. Keno entschuldigte sich, daß wieder nur die Not ihn gezwungen habe, die Vitalier zu Hilfe zu rufen, und versprach, keine Vitalier mehr in Friesland zu dulden; da bekam er seine Freiheit. Doch bald kamen nun Beschwerden an die Hansa

vom Grafen Wilhelm von Holland über die Westfriesen, daß Enno von Norden, Hayko von Vollradt, Hylt von Osterhusen sich nicht ergeben wollten. Ja, der Herzog von Burgund erklärte, daß er sich nach Frankreich wenden müsse, um Hilfe gegen die Vitalier zu bekommen, wenn die Städte ihm nicht hülfen, da die Vitalier seinen Handel nach England störten. Da wandten sich die Städte lieber direkt nach England an König Heinrich IV., und sandten als Deputierte nach dem Haag den Bürgermeister Meinhard Burtehude und den Protonotar Dietrich Colsfeld. Sie erhielten nun von England die Zusicherung, sie sollten den Schaden der Stadt, den sie auf 2000 Nobles berechnet hatten, zur Hälfte gleich ersetzt erhalten und noch 500 dazu, sobald sie den Verlust besser nachgewiesen hätten; wegen der letzten 500 solle ihnen Recht werden gegen diejenigen, welche ihnen, nach ihrer Behauptung, den Schaden verursacht hätten. Die Städte aber beschlossen, Hamburg solle mit 3 Schiffen und 221 wehrhaften Männern den Friesen zu Hilfe kommen. Keno tom Brake gelang es, viele der friesischen Häuptlinge, im J. 1413 selbst Hisko, den Priester zu Emden, den die Feinde, obgleich auch er sich mit den Vitaliern verbunden gehabt, wegen seines Amtes geschont hatten, zu unterwerfen, ja, den Titel eines Herrn von Ostfriesland anzunehmen. Die Städte wurden mehrfach genötigt, einzugreifen. Keno starb nach vier Jahren, sein Sohn Udo folgte ihm. Welchen Anteil Hamburg an diesen Begebenheiten im Einzelnen genommen, bezeugt uns ein Schreiben, das Lübeck, als Vorort, im J. 1433 an die preußischen Städte gerichtet hat, um sie aufzufordern, dem zuzustimmen, daß ein Pfundzoll beschlossen werde, damit die Unkosten, welche aus der Bekämpfung der friesischen Seeräuber erwachsen waren, ihnen ersetzt würden. „Denn unsere Freunde in Hamburg haben," schreiben sie, „als sie den großen Schaden gesehen, welchen die immer wachsende große Partei der bösen Feinde allen, die zur See waren, gebracht, mit großer Macht und jederzeit nach unserm Rate sich in Friesland gewehret und mit der Hülfe Gottes Emden gewonnen, Stadt und Schloß; dabei haben sie ihre Leute verloren, doch von den Gegnern blieben auch tot wohl bei 600 Mann, und darunter zwei der mächtigsten Hauptleute. Nun sind sie fortgereist nach Edembordh, sonst genannt Sybetisburg, einem mächtigen Schlosse, durch

welches der Kaufmann und die zur See reisenden seit langen Jahren gröblich beschädigt sind. Und sie sind diesem Schlosse nahe gekommen, so daß, so Gott will, der Kaufmann, die Schiffsherren und alle frommen Seeleute sich des freuen und nach dieser Zeit von den bösen Leuten unbeschädigt bleiben werden. Das hat unseren Freunden in Hamburg außer Mühe, Arbeit, Verlust an Leuten und Mittel, groß Geld und Gut gekostet, und kostet noch heutiges Tages groß Gut, wodurch die von Hamburg in große Last, Borg und Schulden sich gesetzet haben, und ihre gute Stadt in ewiges Verderben bringen müssen, wenn ihr von den Städten, auf deren Trost und Hülfe sie rechnen konnten, keine Hülfe und tröstlicher Ersatz zu teil wird." Der Brief hatte noch die Nachschrift: „Liebe Freunde, als dieser Brief fertig war, schrieben uns unsere Freunde von Hamburg, daß sie mit Gottes Hülfe Sybetisborg genommen hätten. Das sei Gott gelobet!"

In Hamburg verbreitete diese Nachricht eine ungemeine Freude. Zum ersten Mal finden wir in der Kämmerei-Rechnung der Stadt unter den Ausgaben: „Zwei Pfund fürs Singen einer Dankmesse im Dom für den Sieg unserer Herren und Freunde in Friesland zu unserm Heil und Frieden", und dann wiederum: „9 ℔ 14 ß 4 ₰ für eine Seelenmesse für die in Friesland Getöteten und Ertrunkenen, und für eine Dankmesse für den Triumph, den wir dort gehabt haben."

Der Hansatag in Lübeck entsprach dem Antrag des Vororts, und Hamburg empfing aus dem flandrischen Pfundzoll 1000 ℔, und die nächsten 4 Jahre brachten Hamburg an Pfundzoll 4589 ℔ 7 ß 4 ₰ ein. Die Summe scheint der augenblicklichen Not geholfen zu haben, da sie den Ausgaben für die Rüstung gleich kam. Aber der Besitz von Emden und Leerort brachte Hamburg keinen Gewinn, sondern erforderte beständig neuen Zuschuß, so daß Hamburg am 10. April 1453 die Orte an den Häuptling Ulrich von Norden für 10,000 ℔ verpfänden mußte. Freilich ließ es sich noch im J. 1482 sein Wiederkaufsrecht vom Kaiser Friedrich, der den Häuptling Ulrich zum Grafen von Ostfriesland gemacht hatte, bestätigen, allein die aufrüherischen Bürger machten ihm dafür so viel zu schaffen, daß er 1493 darin willigte, daß Hamburg auf alle Ansprüche

an Emden und Leerort für weitere 10,000 ℔ verzichtete und an Ulrichs Söhne Edzard und Uke übertrug.

Die Geldnot der Stadt, von der in dem Schreiben der lübeckschen Bürgermeister die Rede ist, erklärt sich gar leicht daraus, daß Hamburg in jener Zeit noch im Verhältnis gegen jetzt eine sehr kleine Stadt war, deren Einwohnerzahl wohl noch zu hoch auf 20,000 berechnet wird, nicht minder aber auch aus den verwickelten Verhältnissen, in denen sie während dieser Bekämpfung der Vitalier gegen andere Staaten stand.

Vor allen kommen hier die Flamländer in Betracht. Die Klagen der deutschen Kaufleute über Brügge, das sich als Stapelplatz immer noch zu behaupten wußte, waren seit 1331 immer größer geworden, bald über neue Einrichtungen im Handel, bald über das Fahrwasser im Zwin, bald über verweigertes Recht, so daß endlich auf dem Hansatage im J. 1358 der Beschluß gefaßt ward, daß alle deutschen Kaufleute aus Brügge nach Dortrecht ziehen, und keine Waren aus Deutschland nach Flandern, Mecheln, Antwerpen gesandt werden sollten, bis sich Flandern dazu verstünde, den Schaden zu ersetzen und die alten Privilegien zu achten. Zu der Deputation, die nach Flandern gesandt wurde, gehörten die hamburgischen Ratmänner Johannes Miles und Johann Kyl. Der Statthalter in den Grafschaften Holland, Seeland, Hennegau und Friesland, der Pfalzgraf Wilhelm von Baden, erbot sich mit der größten Freundlichkeit zu allen nur möglichen Erleichterungen und Privilegien; auch Graf Ludwig von Flandern war zu neuen Privilegien bereit; doch Brügge, Gent, Ypern erboten sich erst 1360 zu einem Schadenersatz, machten aber dabei noch so viele Bedingungen, daß zwanzig Jahre darüber vergingen, bis sich endlich die Städte herbeiließen, vier Bürgermeister zu entsenden, um der Sache ein Ende zu machen; aus Hamburg wurde Ludolf Holdenstede abgeordnet. Am 23. Juni 1381 gingen sie zu Schiff, am 23. August waren sie in Sluys. Die Aelterleute aus Brügge waren ihnen schon bis hierher entgegengekommen; feierlich wurden sie in die Stadt geführt. Die Verhandlungen begannen, da — kam die Nachricht von dem großen Aufstande in der Stadt Gent. „Die Weißmützen", die demokratischen Zünfte, „Hammer und Beil", wie sie auch genannt wurden, erhoben sich gegen die Regierung des Grafen, der einen Kanal zu Gunsten

der von Brügge ausführen ließ. Sie behielten die Oberhand, nach der „Mordnacht von Brügge", die sie veranlaßten; im Januar 1382, wurde der Sohn eines Brauers, Jakob von Artevelde, zum Oberhaupt der Stadt gemacht. Als unsere Bürgermeister mit diesem die Unterhandlungen fortsetzen wollten, wurde ihnen vom Grafen Ludwig von Flandern der Aufenthalt in seinem Lande verboten. Der flandrische Adel verband sich mit dem französischen Hofe, und der König Karl VI. unterwarf den Artevelde und legte den wenigen deutschen Kaufleuten, die noch in Brügge ausgehalten hatten, eine Kontribution von 15,000 Fl. auf, mit der Drohung, wenn sie nicht zahlten, sie ins Gefängnis zu werfen und nahm zum Unterpfande gleich zwölf hanseatische Schiffe.

Jahre lang zogen sich die Unterhandlungen hin, da der Herzog Albrecht von Holland, den Stapel in Dortrecht zu behalten, alle Anstrengungen machte; die Hansestädte sahen sich 1388 gezwungen, allem Verkehr mit Flandern zu entsagen; kein Hanse durfte Flandern näher kommen als bis an die Maas; keiner nach Mecheln, Antwerpen, Brügge Güter führen oder auf anderem Wege zukommen lassen; keiner flandrische Tuche kaufen; aus Schonen sollten keine Häringe nach Flandern verkauft werden u. dgl. m. Dieser Ernst nötigte endlich den Herzog Philip von Burgund im J. 1392, Deputierte auf den Hansatag nach Lübeck zu senden, und sich den harten Bedingungen der Hansa zu fügen. Die alten Privilegien wurden zeitgemäß erneuert, die Kette, die den Hafen von Sluys sperrte, wurde den hansischen Schiffen des Nachts wie des Tags geöffnet und die Hälfte der Entschädigungssumme sogleich ausbezahlt. Als das geschehen war gingen als Deputierte die Ratsherren Hoyer von Hamburg und Westhof von Lübeck nach Amsterdam, nahmen dort die andere Hälfte der Entschädigungssumme in Empfang, und führten den größten Teil der bis dahin in Dortrecht residierenden Deutschen, 150 an der Zahl, in einem stattlichen Zuge nach Brügge. Die Brügger Kaufleute kamen ihnen in großen Zügen entgegen, führten sie ins Karmeliter-Kloster, und dort, im großen Saal, bei geöffneten Thüren, mußten die Stadtverordneten vor den Deputierten der Hansa Abbitte thun.

Die Handelsstädte im Westen von Deutschland, die nicht zum deutschen Reiche gehörten, hatten nur Ein Interesse, einen freien Handel auf der

Ostsee, namentlich nach Schonen zu haben; darum beschwerten sie sich, daß so oft ihre Schiffe von den wendischen, die es in dieser Beziehung den Dänen gleich thaten, aufgefangen und ihre Waren weggenommen wurden. Der Herzog Philipp von Burgund hatte dabei aber noch weitergehende Gedanken; er begnügte sich nicht mit seinen Erbländern; schon hatte er Brabant, Hennegau, Mecheln, Amsterdam, Limburg an sich gezogen, nun warf er seine Augen auf Holland und Seeland, und die Erbstreitigkeiten des Herzogs von Geldern suchte er für sich auszubeuten; brachte auch die Interessen der Engländer und Schotten in der Hansa zur Sprache und trieb die Hamburger dadurch, sich lieber direkt an England zu wenden. Die Deputierten der Hansa, die bei ihm waren, die Ratsherrn Hinrich Hoyer aus Hamburg und Hinrich Vorrath aus Danzig hatten so schon einen schweren Stand. Es kam aber dazu, daß wie im Westen von Deutschland der Herzog von Burgund, im Osten der Hochmeister des deutschen Ordens, Paul von Rusdorf den deutschen Handelsstädten seinen Schutz gewährte, um sie seiner Oberherrschaft zu unterwerfen, und dabei die Interessen der Hansa nicht beachtete. Diese aber war schon lange bestrebt gewesen, den Schiffen aus der Nordsee die Fahrt in die Ostsee zu verschließen. Der römische Kaiser Sigismund konnte deshalb die Gefahr nicht verkennen, welche von beiden Seiten der Einheit und Sicherheit Deutschlands drohte. Aber wenn ihn sonst schon die kirchlichen, wie die politischen Angelegenheiten des Reiches so in Anspruch nahmen, daß er seine eigene Markgrafschaft Brandenburg zu seinem Schmerze vernachlässigen mußte, so ward seine Stellung zum dänischen Könige so schwierig, daß er auf der wichtigen Kirchenversammlung zu Konstanz 1418 sich genötigt sah, selbst über Lübeck die Acht und Oberacht auszusprechen.

Neuntes Kapitel.

Die inneren Kämpfe der Hansa.

Vom J. 1418—1473 n. Chr. G.

Der dänische König Erich der Pommer war im Jahre 1412 seiner Mutter Margareta in der Herrschaft über die nordischen Reiche gefolgt. Er wollte auch das Herzogtum Schleswig mit der dänischen Krone verbinden und sammelte zu diesem Zweck heimlich ein großes Heer. Allein die holsteinischen Grafen lagen auch nicht still. Schon hatten sie sich der Hilfe der Vitalier versichert, da fuhr der alte Bischof Graf Heinrich, als Vormund der jungen Herzöge Adolf und Gerhard, nach Hamburg, den Beistand dieser Stadt zu gewinnen. Der Rat zögerte lange; er berief sich auf seine kaiserlichen Privilegien und die Verträge mit den Grafen; umsonst wandte sich der Rat des Herzogs, Heinrich Brockdorf, an die Bürger, sie zu Geldbeiträgen zu bestimmen; ja, der alte gelähmte Graf Heinrich selbst redete von seinem Krankenwagen herab auf der Trostbrücke den Ratmännern und den Bürgern zu, den Schleswigern zu Hilfe zu kommen; es sei hohe Zeit, sagte er, und es sei doch besser, bei Gottorp die Feinde zu schlagen, als vor Hamburg sich zu verteidigen. Er gewann die Bürger; sie trieben den Rat, nachzugeben; doch verbriefte man sich, daß Hamburg nur freiwillig sich bereit erklärt habe, und diese Erklärung seinen wohlerworbenen Privilegien, Gerechtsamen und

Freiheiten nicht im geringsten schädlich sein solle. Als dies geschehen war, kam die Botschaft, daß der König Schleswig schon genommen habe. Der kranke Graf fuhr, froh, daß er den Absagebrief Hamburgs habe, zurück nach Rendsburg; er meinte, nun müsse das Schloß noch gehalten, ja, Schleswig wieder genommen werden. Und er behielt recht. Als bald darauf 600 Hamburger Schützen vor Schleswig eintrafen und erzählten, daß der Herzog von Braunschweig Lüneburg und der Graf von Hoya mit ihren Reisigen auch auf dem Wege seien, die Schiffe schon gerüstet würden, da verließen die Dänen die Stadt. Die Holsteiner zogen nach Flensburg, plünderten, sengten und brannten, wohin sie kamen, drangen in Jütland hinein, bis — Gesandte aus Lübeck eintrafen und einen Waffenstillstand zuwege brachten. Die Holsteiner hatten das Übergewicht auf dem Lande, aber die Dänen auf der See. Der Friede folgte deshalb aber noch nicht.

Die Stellung der drei Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck gegen Dänemark war eine ganz verschiedene. Das macht das Verständnis dieser Zeit so schwierig. Bremen liegt an der Nordsee; darum neigte es immer zu Dänemark hin; es suchte sich den Handel nach Norwegen frei zu erhalten, und ward deshalb sogar zu Zeiten aus der Hansa ausgeschlossen. Hamburg hatte zwar dasselbe Interesse, wie Bremen, aber seine Stellung unter dem Herzog von Schauenburg ließ es nicht zu, daß es die dänische Herrschaft in Schleswig-Holstein billigte, und konnte also nicht leicht mit Dänemark in Friede bleiben; Lübeck, als kaiserliche Reichsstadt und Haupt der Hansa, mußte entschieden gegen die Herrschaft der Dänen in der Ostsee auftreten und das Ansehn des Kaisers im nördlichen Deutschland vertreten. Aus dieser Ursache trat Lübeck auch eben so entschieden gegen die Herzöge von Sachsen-Lauenburg auf, die im eigenen Interesse mit den Dänen befreundet waren. Der Herzog Erich III. von Lauenburg hatte das Schloß und das Städtchen Bergedorf 1370 an die Stadt Lübeck verpfändet gehabt, aber beim Aussterben der Herzöge benutzte sein Nachfolger in der Regierung, Erich IV., den Krieg und wußte durch listige Berückung des Schloßhauptmannes Otto von Ritzerau sich in den Wiederbesitz der Veste und der Stadt zu setzen. Da zogen der lübecksche Bürgermeister Jordan Pleskow und der hamburgische Ratsherr Heinrich Hoyer

mit 800 Reisigen und 3000 Mann hinaus gegen Bergedorf. Sie nahmen das Städchen und beschossen das Schloß vier Tage hintereinander. Am fünften Tage trugen sie eine große Menge Stroh und Feuertonnen zusammen; streuten Büchsenpulver darauf, und zwangen die Belagerten durch den Rauch und das Feuer, auf Gnade oder Ungnade sich zu ergeben. Am 19. Juli zogen die Sieger ein und steckten die Fähnlein der Städte auf den Turm. Nun ging es gegen die Ripenburg, und auch diese Burg, wie Cuddewörde, mußte sich ergeben. Am 24. August erschienen die Abgeordneten der Städte, und der Herzog Erich von Lauenburg mit seinem Bruder vor dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg, dem Herzoge Wilhelm von Lüneburg, dem Herzoge Casimir von Stettin, dem Herzoge von Mecklenburg und dem Wenden-Herzog Balthasar zu Perleberg, und es wurde in einem Vertrage festgestellt, daß die Städte Lübeck und Hamburg zu ewigen Zeiten behalten sollten Bergedorf und die Ripenburg mit Zubehör und dem Zolle bei Eßlingen, die sie in offener Fehde redlich gewonnen hätten. Die Herzöge von Sachsen und ihre Erben sollten dagegen keine Ansprüche auf dieselben haben.

Als der Streit um Schleswig nun nicht enden wollte, sandte der Kaiser Sigismund den Herzog Rumpold von Schlesien zum Vermittler nach Lübeck. Dieser entbot beide Parteien vor ein Gericht, das nicht einmal aus lauter Deutschen bestand, und der römische Kaiser Sigismund entschied auf den Ausspruch dieses Gerichtes, zu Ofen in Ungarn, am 15. Juni 1425, daß ganz Süd-Jütland mit Dänisch Wold, Alsen und den friesischen Harden dem Könige und dem Reiche Dänemark gehöre, und daß den Grafen Heinrich Adolf und Gerhard an dem Herzogtum kein Recht zustehe. Der Herzog protestierte dagegen beim Papste Martin V. Dieser forderte Lübeck, Wismar und Lüneburg auf zu gütlicher Vermittelung; aber, ob auch diese Städte das Urteil des Gerichts für ungültig erklärten, trat der Kaiser doch 1425 der Entscheidung bei.

Der König Erich von Dänemark war in solcher Geldverlegenheit, daß er sich verführen lassen konnte zu der so ungerechten, wie grundverderblichen Maßregel zu schreiten, eine Verschlechterung der Münze vorzunehmen; er ließ das Silbergeld um drei Vierteile schlechter prägen, als das bisherige, und wollte durch einen Zwangskurs bei Verlust des

Vermögens jeden Unterthan nötigen, die Münze anzunehmen. Gerade damals erfüllte eine Angst das Land, da der Häring, der bis dahin jedes Jahr in großen Zügen nach Schonen zog, seinen Weg nach der Nordsee genommen, an die flamländische Küste. Das alles hinderte aber den König Erich nicht, den Entschluß zu fassen, mit den Waffen in der Hand, den Rechtsspruch, den er auf das Herzogtum Schleswig erlangt, zur Geltung zu bringen; er bot alles auf, ein großes Heer zu Lande und zu Wasser auszurüsten. Doch der junge Herzog Heinrich von Schleswig fand Beistand bei den Städten. Lübeck, Hamburg, Rostock, Stralsund, Wismar und Lüneburg beschlossen den Krieg; die sächsischen Städte, die zur Hansa gehörten, traten nacheinander den wendischen bei. Auf diese Nachricht gab der König plötzlich die Belagerung Schleswigs auf und zog aus dem Lande. Der jüngere der herzoglichen Brüder, Gerhard, hatte den Oberbefehl der Flotte übernommen. Er wandte sich nach Flensburg, das Herzog Heinrich gleichzeitig von der Landseite belagerte. Auf den Tag vor dem Himmelfahrtsfeste 1427 hatte Graf Heinrich den Sturm auf die Stadt angesetzt. Der Führer der hamburgischen Truppen, der Ratsherr Johann Cletze, gab am Abend vor dem Kampfe seinen Leuten eine Tonne Bier zum besten. Diese erhitzten sich, schossen fröhlichen Mutes Feuerpfeile in die Stadt, und jubelten, als diese zündeten. Der Herzog Heinrich erwacht, will ungestüm an die Mauer, die keiner vor ihm ersteigen sollte. Schon erklimmt er die Leiter; da ruft sein getreuer Ritter Heinrich von Alefeld ihm zu: „Herr, was macht ihr? Nicht so nahe, man trifft euch und damit uns alle!" Das hört ein Däne, der ergreift seinen Spieß, trifft den Herzog, und dieser wird tötlich verwundet und zerquetscht in sein Zelt getragen. Sein Tod machte einen solchen erschreckenden Eindruck, daß die städtischen Hauptleute eiligst aufbrachen und mit Schiffen und Leuten in die Heimat fuhren. Der Ratsherr Cletze ward, als er nach Hause kam, des Hochverrats angeklagt und am 16. Januar 1427 enthauptet. Seine Witwe Ghese Cletze erhielt der Nachwelt ihren Namen dadurch, daß sie in ihrem Testamente für jeden Armen in St. Elisabeth (Ilsaben-Hause, oder wie man es auch nannte, im Kleinen heiligen Geist Hospital), eine jährliche kleine Einnahme aussetzte. Im folgenden Jahre machte der König Erich ohne sein Verdienst noch eine schöne Beute. Die Ham-

burger hatten eine sehr stattliche Flotte, deren Ausrüstung 4000 Pfund Kosten verursachte, unter dem Bürgermeister Heinrich Hoyer und den Ratsherren Heinrich Papendorf und Johann Voss in den Sund gesandt, um vereinigt mit den anderen hansischen Schiffen unter dem lübeckschen Bürgermeister Tidemann Steen die Handelsschiffe zu beschützen. Von Preußen her kam eine Flotte, reich beladen mit Flachs, Werg, Talg, Honig und Leder, um nach England zu gehen. Als die hamburgische Flotte am 21. Juli in den Nordsund segelte, lag da die königlich dänische Flotte von 33 Schiffen, die zwar auch sehr stattlich aussahen, aber neben den großen hamburgischen wie Kapellen gegen Kirchen erschienen. Die Hamburger fuhren mit günstigem Winde kühn auf sie zu, aber im engen sundigen Fahrwasser gerieten sie auf den Grund, konnten auch nicht, wie die dänischen, sich wenden; die Dänen wurden mit ihnen handgemein; die Mannschaft wurde zum größten Teil getötet; Bürgermeister Hoyer und Voss gerieten in Gefangenschaft; sie wurden erst im J. 1432 für 7954 ℔ 11 ß ausgelöst. Die Lübecker waren anfangs glücklich gewesen; sie gewannen sogar die königliche Admiralitätsflagge mit dem Wappen des Reiches und den Greifswalder Greifen, die diese später in ihrer Marienkirche aufhängen konnten. Allein im entscheidenden Augenblick sah Tilemann Steen ein dänisches Schiff gerade auf das seine zukommen, er wich aus; die andern Schiffe machten es ihm nach; eine Verwirrung trat ein; Steen befahl den Rückzug, um die preußischen Schiffe zu decken; doch dies mißlang; und drei Stunden später lief von der andern Seite in den Sund die biskajische Flotte mit den Produkten aus Spanien und Frankreich; 46 Schiffe fielen in die Hände der Dänen. Bürgermeister Steen mußte die Schuld tragen; er wurde erst nach drei Jahren auf die Fürbitte des Kaisers und des Rates von Braunschweig aus dem Hausarrest auf dem Turm befreiet.

Die Hamburger ließen sich durch diesen Verlust nicht irre machen; sie rüsteten schon im folgenden Jahre (1428) für den Herzog Gerhard eine stattliche Flotte, für die sie nach der Kämmerei-Rechnung 16192 Pfund ausgaben, 260 Schiffe, aus, und überraschten so mit der der Flotte des Herzogs den König in Kopenhagen. Erich aber ließ seine Schiffe nicht ausfahren, sondern befestigte Kopenhagen immer mehr und blieb ruhig,

so daß sich die Feinde zuletzt unverrichteter Sache zurückzogen. Der Kaiser hatte nämlich einen Gesandten nach Lübeck geschickt, mit dem Auftrage, die Lübecker, wie die Herzöge, mit Zwang, wenn nicht mit Güte, zu bewegen, mit den Dänen Frieden zu schließen. Das war freilich eine schwere Aufgabe, da Erich nicht zum Nachgeben zu bringen war. Jahre lang dauerte es; aber endlich erhoben sich die eigenen Unterthanen gegen den König; Erich der Pommer verlor alle drei Reiche. Am 10. April 1440 wurde Christoph zum König über Dänemark erhoben, und am 30. April erteilte er mit ausgestreckter Fahne, wie sich das gehörte, zu Kolding dem Herzog Adolf das Herzogtum Schleswig zu einem rechten Erblehn.

Inzwischen war die Rückkehr der hamburgischen Flotte aus der Ostsee der Anlaß geworden zu einem Streite mit Dithmarschen.

An der Mündung der Elbe, im Lande Hadeln lag das Schloß Ritzebüttel, das von dem Herzoge von Sachsen-Lauenburg den Edlen von Lappe zu Lehen gegeben war. Schon im Jahre 1342 hatten die Edlen Woldemar und Johann von Lappe in Groden bei dem Schlosse Ritzebüttel eine Kirche bauen lassen; allein dreißig Jahre später waren die Besitzer, wir wissen nicht aus welcher Ursache, in der Lage gewesen, dies Kirchspiel, wie das durch die sogenannte Wetterung getrennte Altenwalde gegen ein Darlehn von 240 ℔ den Hamburgern zu verpfänden. Es ist wohl nicht unwahrscheinlich, daß der „Alte Wald" verschwunden und die Gegend eine Sandwüste geworden ist, weil auch diese Edlen sich nicht mit dem Ihrigen begnügt, sondern die Umgegend durch ihre Raubzüge unsicher gemacht haben, da im Jahre 1394 die Herren Wolder und Alverich von Lappe die Hamburger veranlaßten, die Friesen im benachbarten Lande Wursten zu Hilfe zu rufen. Diese kamen, 800 wehrhafte Männer, und zwangen die Lappen gegen einen Ersatz von 2000 ℔ das Schloß Ritzebüttel und Stickenbüttel, Steinmarne (Döse), Dunen, und Norder- und Süderwisch an die Stadt Hamburg abzutreten.

Als nun im Jahre 1430 die hamburgischen Schiffe aus der Ostsee zurückkamen und einige derselben durch einen Sturmwind an die dithmarsche Küste getrieben wurden, wurden sie von dem dithmarschen Landvogt Radlof Kerstens überfallen; es wurden einige von der Mannschaft getötet, mehrere verwundet; der Proviant, wie die Kriegsrüstung wurden für gute

Beute erklärt. Man suchte die Sache auszugleichen. Der Erzbischof von Bremen und die Städte Lübeck und Lüneburg verhandelten mit Deputierten des Senats und der Dithmarsen; umsonst. Im folgenden Jahre noch kamen die Dithmarsen nach der Insel Neuwerk, brannten die Vorburg des Leuchtturmes Neuwerk ab und nahmen das Vieh und was sie sonst fanden mit. Es war gerade der erste hamburgische Ratmann noch Amtmann in Ritzebüttel Ludolf Wulhagen. Da aber die Flanderfahrer mit ihrer Flotte zurückerwartet wurden, oder weil die Schiffe auslaufen wollten, bekam der Hauptmann Martin Schwartekop den Auftrag, mit 600 Mann die Schiffe zu begleiten. Doch, als diese in Dithmarschen zu landen versuchten, wurden sie zurückgeschlagen; und dabei verlor der Ratsherr Martin Schwartekop sein Leben. Doch der Landvogt selbst machte es bald seinen Landsleuten zu arg, so daß sie wider ihn aufstanden, und er in einem Gefechte 1434 unterlag.

Im März 1402 hatten schon 10 Kirchspiele im Lande Hadeln den Rat zu Hamburg zu ihrem Grafen und Amtmann angenommen.

Der Herzog von Sachsen, Engern und Westfalen verpfändete im J. 1407 das Schloß Otterndorf und das Land Hadeln unter zeitweiliger Ausnahme des Zehnten von Altenbruch, gegen 1150 ℳ der Stadt Hamburg. Im J. 1456 entstand aber dort ein Streit über die Unterhaltung der Osterschleuse im Kirchspiel Otterndorf zwischen der Stadt und den Kirchspielsangehörigen, und der Herzog Adolf von Schleswig-Holstein mußte die Hadeler erst zum Gehorsam zurückführen, denn die Pfandbriefe waren im J. 1414, 1437 und 1445 erneuert. Erst 1481 löste Herzog Johann IV. das Land für 3480 Pfund (4350 ℳ) wieder ein.

Bei allen diesen Kriegen, welche die Hansestädte, als Glieder des großen Bundes, mit den auswärtigen Mächten, die nicht zum Bunde gehörten, führten, hat es ihnen zugleich an Streitigkeiten im Innern nicht gefehlt. Die Städte hatten sich durch die Handwerker gebildet. Die Handwerker zogen die Bewohner der Umgegend auf den Markt, der besonders zu den Zeiten des Gottesdienstes bei der Kirche gehalten wurde, weshalb das Wort Messe ja für den Gottesdienst und den Markt gebraucht wurde. Die Aeltermänner der Gewerke genossen das größte Ansehn unter den Bürgern und nahmen Teil an der Regierung. Mit der Zeit wurden

die Handwerker aber immer mehr von den Handelsleuten abhängig, erst im Privatleben, dann in öffentlicher Stellung. Die Kaufleute bestimmten den Preis der Ware; sie brachten Waren auf den Markt, welche der Handwerker zu produzieren allein das Recht zu haben glaubte, und zwangen ihn dadurch, seine Ware wohlfeiler zu lassen und verdarben ihm den Preis; sie vermehrten seine Arbeit, indem sie ihm seine Einnahme verminderten. Dabei sah sich der Handwerker durch das größere Ansehen, das der Kaufmann gewonnen, zurückgesetzt; er war vom Kaufmann überflügelt. Es liegt auf der Hand, daß da Mißgunst, Neid, Eifersucht leicht entstehen mußten. Dazu kamen die steigenden Abgaben, welche die Kriege erforderten, die doch vornehmlich um des Kaufmanns willen geführt wurden, so konnte das Gefühl, daß er Unrecht leide, beim Handwerker nicht ausbleiben. Schon lange war dabei auch die Sitte aufgekommen, daß die jungen Handwerker, um sich in ihrer Arbeit zu vervollkommnen, auf die Wanderschaft gehen mußten, ehe sie das Meisterrecht erwerben konnten. Dadurch bildeten sie sich aber nicht nur in ihrem Handwerk aus, sie lernten auch den Unterschied des Lebens in den verschiedenen Orten kennen, und unterhielten eine Verbindung der Handwerker und ihrer Ämter in den Städten unter verschiedenen Herrschaften. Dies ward von der größten Bedeutung im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, als die Unzufriedenheit des Handwerkerstandes mit der bestehenden Regierung sich in Widersetzlichkeit kund zu thun begann. Zuerst zeigte es sich in denjenigen Städten, in denen sich ein gewisser Adel der Geschlechter in einzelnen Familien geltend zu machen suchte. In Nürnberg erhoben sich zuerst die Handwerker und vertrieben die patrizischen Geschlechter aus der Stadt. In Köln am Rhein erregten die Wollenweber (Tuchbereiter) einen solchen Aufruhr im J. 1370, daß Handwerker sich der Regierung bemächtigten; als sie freilich bald überwunden waren, wurden 33 von ihnen enthauptet. In Wismar verloren bei einem Aufstande der Innungen ein Ratmann und ein Bürgermeister das Leben; die Aufständischen setzten 60 Männer ein, um die Verfassung neu zu ordnen. Auch in Anklam drangen die Fischer in die Ratsstube und schlugen alle, die im Rate saßen, tot. In Bremen rotteten sich 1366 die Handwerker zusammen, jagten viele aus dem Rate aus der Stadt, töteten andere, setzten einen neuen Rat ein und —

forderten sogar ihre Genossen in den anderen Städten auf, ihrem Beispiele zu folgen. Aehnliches geschah in Braunschweig. Als sich hier der neue Rat den Anordnungen der Hansa nicht fügen wollte, schloß diese die Stadt aus dem Bunde aus, verbot allen Verkehr mit ihr und untersagte ihren Kaufleuten, die Märkte zu besuchen. Erst nach fünf Jahren, unter den demütigendsten Bedingungen wurde das „ausgehansete" Braunschweig in den Bund wieder aufgenommen. Und doch genügte dieses Beispiel nicht, daß nicht bei ähnlichen Veranlassungen die Hansa noch öfter ebenso einschreiten mußte.

Für Hamburg nahmen insbesondere die Vorgänge in Lübeck eine gefährliche Wendung. In diesem Hauptorte der Hansa waren es herrschende Geschlechter, welche das Gemeinwesen leiteten. Die höchsten Würden zu bekleiden war ein Ehrenamt, das, weil es nicht besoldet ward, nur den Reichen anvertraut werden konnte. Dadurch hatte sich allmählig ein bestimmter Kreis von Familien gebildet, die Zirkelgesellschaft, wie man ihn nannte, aus denen die Mitglieder des Rates erwählt wurden. Die Glieder dieser Gesellschaft legten sich eine Art „Adel" bei, sonderten sich von den andern Bürgern ab, erregten dadurch natürlich bei diesen Neid und Mißgunst, besonders in den kaufmännischen Kreisen. Die Kaufleute thaten sich nach den Plätzen, wohin sie handelten, in Lübeck, wie in Hamburg, in gewisse Kreise zusammen. Es gab eine „Schonenfahrer"-, „Flander"-, „Bergen"-, „Osterfahrer"-Gesellschaft, deren Glieder auch oft große Reichtümer besaßen, und nicht einsehen konnten, weshalb sie bei der Regierung zurückgesetzt werden sollten. Da nun die Reichsten zu den Kosten des Staates am meisten beizutragen hatten, bei dem beständigen Kriegführen die Ausgaben aber immer höher stiegen, so hielten sie sich für berechtigt, zu fragen, wo denn das Geld bliebe, das sie aufbringen mußten. Sie traten deshalb mit den Gewandschneidern und Krämern zusammen, wählten 60 Personen aus ihrer Mitte, und forderten den Rat auf, diesen Sechszigern den ganzen Staatshaushalt der letzten 60 Jahre vorzulegen. Der Rat empfand nun freilich dies Zeichen des Mißtrauens sehr übel, mußte aber nachgeben. Da traten die 60 Männer, nachdem sie die Prüfung beendet hatten, im Februar 1407 vor den Rat, lasen ihm hundert Beschwerde-Artikel vor, und übergaben ihm zwei Rollen mit Reform-Vorschlägen. Der Rat

weigerte sich, in die Forderung einzugehen; die große Familie war empört über diese Frechheit, erklärte es für eine Verkleinerung der obrigkeitlichen Gewalt, weissagte den Untergang der Stadt, die Verkürzung der Privilegien, welche die Vorfahren mit großer Mühe errungen hätten. Die Bürger aber forderten die „Küre", die freie Wahl der Ratsherren. Doch die Ratsherren, welche vor wenigen Jahren erst vom Kaiser Karl IV. angeredet waren als „die Räte des heiligen römischen Reiches", konnten sich nicht entschließen, „andern Leuten" neben sich Platz machen zu lassen. Etliche der Herren verließen bei den entstehenden Unruhen die Stadt und gingen nach Mölln. Nun wählten die Sechsziger zwölf „Gemächtigte", und diese wandten sich mit der Forderung an den Senat, ihnen Kenntnis zu geben von allen Privilegien und allen Briefen, die eingingen. Sie wollten den Rat bevormunden, das Gemeingut bewachen. Als derselbe darauf erklärte, daß die Herren, die in der Stadt geblieben waren, für sich allein keine Beschlüsse fassen, am wenigsten etwas von der Stadt und des Rates Herrlichkeit vergeben könnten, sandten die Sechsziger zwei Deputierte mit dem Bürgermeister Westhof und drei anderen Ratsherren nach Mölln, um mit den ausgewichenen Kollegen sich zu besprechen. Das Ergebnis war, daß, die nachgesandt waren, mit denen, die sie schon in Mölln fanden, nach Lauenburg reisten. Als nun auch die letzten sechs Herren, die in Lübeck zurückgeblieben waren, sich weigerten, die Regierung fortzuführen, da — forderten die Bürger einen kaiserlichen Notar auf, zwei Männer zu erkiesen, die mit Beistimmung der Bürger 10 Ratsherren wählen sollten. So kam in Lübeck am 6. Mai 1408 ein neuer Rat, bestehend aus Kaufleuten und Handwerkern, zustande.

In Hamburg war der Rat klüger gewesen. Als im Jahre 1376 die Aemter insgesamt ihn zwingen wollten, den Schoß zur Hälfte herabzusetzen, und die Bürger Hein Klingsporn, Lütke von der Heyde, Tiedecke Sassen und den Böttcher Bremer zu Sprechern erwählt hatten, stellte der Rat ihnen durch seine Deputierten, die Ratsherren Hinrich Krowel und Vicke von Gheldersen, vor, daß dies nicht der verfassungsmäßige Weg sei. Er berief aber zu einer Versammlung in das Refektorium des Marien-Magdalenen-Klosters die Aeltermänner der Zünfte und 24 Vertreter des Kaufmannsstandes, erklärte diesen, wes-

halb er des halben Schosses nicht entraten könne, willigte indes ein, daß sie, wenn sie Mißtrauen hätten, 6—8 Personen erwählen könnten, die Rechnungen der letzten 26 Jahre nachzusehen, da im J. 1350 durch die Ratsherren Hinrich von Bergen und Hermann Bischof eine genauere Buchführung eingeführt sei. Das war freilich nicht allen genug, namentlich der Knochenhauer Titcke Bickelstedt erklärte, er wolle ein für allemal haben, daß der halbe Schoß abgethan werde, ehe er noch etwas äße und tränke, und sollte er deshalb auch auf dem Rade sitzen! Doch der Rat berief auf den 7. März in die Katharinen-Kirche eine größere Versammlung von Kaufleuten, Krämern und solchen Zünften, die dem Handel näher standen, den Böttchern, Kerzengießern, Heringswäschern; und in dieser Versammlung brachte er es dahin, daß 1175 Bürger sich eidlich durch ihre Unterschrift verpflichteten, sie wollten nimmermehr Aufruhr, Eid und Gelübde wider den Rat machen. Unter diesen waren 84 Englandsfahrer, 35 Flanderfahrer, 126, die nach Amsterdam handelten, 540 Aelterleute. In Folge dieser Versammlung brachte auch jedes Amt seine Statuten zu Papier, und es wurden die Satzungen von 20 Aemtern bald darauf durch den Ratssekretär von Gotynck in die „Rollen" eingetragen.

Wußte der Senat so durch Anerkennung der Rechte der Aemter die Ruhe zwischen den Bürgern zu erhalten, so gab es doch viele Punkte, wo es ihm schwer ward, das Volk zu befriedigen. Der eine von diesen war die Stellung der Stadt zu dem holsteinischen Grafen. Der Rat suchte, so viel er konnte, sich zu diesem zu halten; er mußte es aber immer wieder erfahren, daß die Stimmung in der Stadt im allgemeinen für die Gegner desselben Partei nahm, zumal wenn der Graf gegen die Dithmarschen kämpfte und von Hamburg große Beiträge zu den Kriegskosten forderte. Ein anderer Punkt war die Aufnahme, welche der alte Rat von Lübeck bei dem Rat in Hamburg fand; da im Grunde des Herzens doch das hamburgische Volk mit dem in den anderen aufrührerischen Städten sympathisierte, so bedurfte es nur eines zufälligen Anstoßes, der dieser Empfindung einen sehr bitteren Ausdruck verschaffte. Der Rat hatte bei den Unruhen im J. 1405 den Bürgern versprechen müssen, daß ein Bürger nicht ohne Erkenntnis des ordentlichen Gerichtes ins Gefängnis gesetzt werden dürfe. Nun erhob im J. 1410 der Herzog Johann III. von Sachsen-

Lauenburg eine Klage, daß er von einem Bürger unserer Stadt bei seiner letzten Anwesenheit in Hamburg gröblich geschmähet und verächtlich behandelt sei, und forderte Genugthuung. Der Rat entbot den Angeklagten vor sich, legte ihm den Brief vor, und ließ ihn, obgleich Heine Brandt, so hieß der Angeklagte, sich erbot, für seine Person bis zu ausgemachter Sache Bürgschaft zu leisten, unter dem Geleite von acht Ratsherren auf den Turm (den Winserbaum) führen. Das erregte einen gewaltigen Aufstand. Heine Brandt war ein angesehener Kaufmann, der schon Johann's Vater, dem Herzog Erich, der stets in Geldverlegenheit war, oftmals geholfen hatte, und nun dem Sohne, der vielleicht in gleicher Not zu ihm seine Zuflucht genommen hatte, nicht eben freundlich begegnet war. Allein nach der Ursache der Verhaftung ward nicht gefragt; die Bürger kamen auf dem Schifferhause, an der Ecke des Neß, zusammen, gingen zum vorsitzenden Bürgermeister Christian Miles, forderten, daß er den Rat zusammenrufe, und setzten durch, daß Brandt durch die acht Ratsherren, die ihn in den Turm gebracht, wieder aus demselben herausgeholt und ins Schifferhaus hinbegleitet werden mußte. Am andern Morgen versammelten sie sich wieder auf dem Schifferhause, erwählten eine Commission von 60 Männern zu ihren Sprechern in dieser Sache, und ließen sich den Briefwechsel Brandt's vorlegen, nebst den Akten des Herzogs, und erklärten die Sache für — unerheblich. Eine Deputation des Rats mußte zum Herzog gehen, und die Sache wurde beigelegt. Daß Brandt durch seine Gefangennahme nicht an Ansehn verloren hat, sehen wir daraus, daß er nicht nur im Nikolai-Kirchenkollegium blieb, sondern auch später in geschäftlicher Verbindung mit dem König Heinrich von England stand, ja, auf den Tag von Nyköping mitgesandt wurde. Die Sechziger aber vereinigten sich mit dem Rat und brachten den ersten Rezeß vom 10. August 1410, (d. h. den ersten Rat und Bürgerschluß über die Verfassung der Stadt) zustande. Nach diesem sollte die höchste Gewalt (die Souveränität) bei dem Rat und den Bürgern gemeinschaftlich sein. Über Krieg und Frieden, und Dinge, die die Freiheit der Stadt betreffen, heißt es, kann nur Rat und Bürgerschaft entscheiden, ebenso kann nur Rat und Bürgerschaft außerordentliche Steuern auflegen. Jedoch die vollziehende Gewalt ist allein bei dem Rate; ihm ist der Schutz der Bürger, ihm die äußerliche Gewalt übertragen. Dabei wurde

in dem Rezeß wiederholt, daß der Rat immer erst ein Urteil vorausgehen lassen wolle, ehe ein Bürger in Arrest gesetzt werde, wenn von keinem Kriminalverbrechen die Rede sei, das nicht zu verbürgen wäre. Auch wurde die Nichtaufnahme der aus Lübeck geflüchteten Mitglieder des Rats und ihrer Anhänger, und ein gutes Vernehmen mit dem neuen lübeckschen Rat beschlossen.

Die Bürger in Hamburg waren also den Hansestädten, in denen die Aufrührerischen die Oberhand bekamen, wohlgesinnt; der Rat mußte ihnen folgen und am Ende des Jahres zwei seiner Glieder nach Lübeck zum Hansatage senden. Ihres Bleibens daselbst war aber nicht lange, denn der lübeckische Bürgermeister Pleskow hatte sich an die deutschen Höfe gewandt und es durchgesetzt, daß der neue Rat in Lübeck in die Acht gethan wurde. Die Abgeordneten der Hansestädte gingen infolgedessen erst nach Wismar, dann nach Lüneburg. Hier hörten sie, daß der Ratsherr Johann Beckerholt in Hamburg, der früher zu den Gegnern gehört hatte, sich an einem Bürger Erich von Zeven thätlich vergriffen habe und durch gerichtliches Urteil aus der Stadt verwiesen sei. Die hanseatischen Abgeordneten sandten deshalb den Abgeordneten von Danzig, Albrecht Gotorp, und den von Stralsund, Klaus Vaget, nach Hamburg, aus Furcht, daß da ähnliches wie in Lübeck geschehen möchte, und ließen fragen, ob Hamburg beim Bunde bleiben wolle oder nicht. Als sie aber eine bejahende Antwort erhielten, wählten sie Hamburg an Lübecks Stelle zum Haupt der Hansa. Lübeck freilich wollte diesen Beschluß nicht anerkennen, und verweigerte die Auslieferung der Akten und der Bücher des Bundes. Köln drang aber aus Eifersucht auf einen neuen Hansatag in Lüneburg und setzte dort um Martini 1412 die Verhansung Lübecks durch, d. h. daß Lübeck aus der Hansa ausgeschlossen sein solle. Aber Bürgermeister Pleskow war mit dem Ratsherrn Reiner von Kalven (der auch mit zuerst aus Lübeck weggegangen war) nach Konstanz gereist, wo eben Kaiser Sigismund die Kirchenversammlung hielt, und wußte beim Kaiser durch 4000 Mark lötigen Goldes die Achtserklärung des neuen Rates zu bewirken, da dieser nach dem Tode des Königs Ruprecht durch den Papst Johann XXIII. die Ungültigkeit der früheren Achterklärung von 1410 erlangt hatte. Doch die Abgeordneten des neuen Rates, die auch nach Konstanz gekommen waren, boten dem Sigismund wieder ein Anlehen von 5000 Gulden,

falls er die Vollziehung der Acht aufschieben wolle. Der Kaiser versprach, bis zum 23. April 1416 zu warten; und die lübeckschen Abgeordneten wußten das Gold vom dänischen König Erich dem Pommer, der gerade wegen ähnlicher Angelegenheiten mit Geld auf die Kirchenversammlung gekommen war, sogleich vorgestreckt zu erhalten. — Allein dieser Streich rief einen Aufruhr in Lübeck zu Gunsten des alten Rates hervor; der Kaiser mußte ein Schiedsgericht zwischen dem alten und neuen Rat einsetzen; er wählte dazu den Bürgermeister Johann Lüneburg und den Ratmann Heinrich von Bergen aus Hamburg. Der Spruch fiel am 15. Juni 1416 zu Gunsten des alten Rates aus. Am andern Tage zogen die Glieder desselben feierlich in die Stadt ein. Am Mühlenthor wurden sie von der kaiserlichen Kommission und dem neuen Rate empfangen, in die Marienkirche geführt, die Messe zu hören, dann aufs Rathaus geleitet. Hier verlas der hamburgische Bürgermeister Johann Lüneburg den Ausspruch des kaiserlichen Gerichtes, und setzte den alten Rat wieder ein.

Um Johannis 1418 hielt Lübeck einen Hansatag; 47 Boten erschienen aus allen Dritteln der Hansa. Man vereinigte sich zur Ehre Gottes und zur Erhaltung des Friedens zu einem Bunde auf zwölf Jahre gegen alle und jeden, ausgenommen den Kaiser, um sich gegen die Vitalier und gegen das Zusammenrotten der Bürger gegen die Obrigkeit zu sichern.

Als die Ursache der mannigfachen Streitigkeiten der Hansestädte im Innern, untereinander, und mit den benachbarten Staaten, tritt uns gar oft England entgegen mit seiner sonderbaren Stellung zur Hansa. Wir haben die deutsche Hansa in England zuerst entstehen sehen. Die Engländer erkannten den Nutzen dieser Verbindung der Kaufleute so gut, daß sie schon im J. 1329 das wunderliche Verlangen stellten, die Hansen sollten sie in ihren Bund aufnehmen, um ihnen dadurch den Mitgenuß der hansischen Freiheiten im Auslande zu verschaffen. Die Drohung Philipps von Burgund, sich an England zu wenden, wenn die Hansen nicht die Nordsee von den Vitaliern befreien könnten, bewog die Städte, lieber gleich sich selbst an den König von England zu wenden. Die Preußen hatten das größte Interesse daran, den englischen Schiffen den freien Verkehr in der Ostsee zu verschaffen. Der Hochmeister des deutschen Ordens betrachtete

sich schon als das Haupt der Hansa, und nur sein Streit mit den preußischen Ständen machte es ihm noch unmöglich, in der englischen Frage den Lübeckern mit dem erforderlichen Nachdruck entgegenzutreten. Lübeck, als Haupt der Hansa, sollte sein Ansehn durch den englischen Handel verlieren.

Eine besondere Veranlassung zum Streite gab England im J. 1449. Die Engländer brachten eine große Handelsflotte von 180 Schiffen auf, die aus dem biskayischen Meere kam. Die nach Holland bestimmten Schiffe ließen sie frei weiter fahren; die nach der Ostsee, Lübeck, Preußen gehenden führten sie nach England. Die Lübecker, empört, nahmen nun auch die englischen Schiffe in Beschlag, die aus den preußischen Häfen kamen. Die Befehdungen dauerten fort, bis endlich 1465 die Engländer, wie die Preußen, Gesandte nach Hamburg schickten, um mit Köln, Danzig und Hamburg zunächst einen Vertrag zustande zu bringen. Die Sache war aber sehr schwierig. Lübeck, Bremen, Rostock, Wismar drangen auf Schadenersatz; für 70 Schiffe allein forderten sie 200 Lst. Die Engländer wollten aber von Schadenersatz nichts hören, da (es war die Zeit des Kampfes der weißen und roten Rose) der Schade nicht unter der gegenwärtigen Regierung entstanden sei. Der königliche Geheimrat in London hatte im Gegenteil die deutschen Kaufleute zur Zahlung von 13520 Lst. verurteilt wegen Streitigkeiten, welche die Engländer mit den Dänen auf Island 1464 gehabt, und hatte deshalb den deutschen Kaufleuten die Privilegien des Stalhofes genommen. Als die Verhandlungen sich in die Länge zogen, beschloß der Hansatag in Lübeck 1469, den Handel mit England ganz aufzugeben, den deutschen Kaufleuten zu gebieten, England aufs schnellste zu verlassen, und alle englischen Schiffe und Waren, wo sie sich fänden, wegzunehmen. Nun segelten Hamburger und Bremer Schiffe sogleich nach England und verheerten die Küsten bis 40 Meilen ins Land hinein. Die Engländer rüsteten sich auch; aber im Mai 1470 wendete sich die Königin Margareta an den Hansatag zu Lübeck und bat die Hansa um Hilfe, weil ihr Gemahl, der König Heinrich VI., der von dem damals herrschenden Eduard IV. im Tower gefangen gehalten wurde, sich 40 Jahre hindurch als Freund der Städte gezeigt habe, — da beschloß die Hansa, sogleich eine Flotte auszurüsten. Kaum vernahm das Eduard IV., so ergriff er die Flucht; denn die Hanseaten waren, wie der

französische Geschichtschreiber jener Zeit, Philip de Comines, sagt, als tüchtige Kämpfer von den Engländern gefürchtet. Eduard suchte Hilfe bei seinem Schwager Karl von Burgund; er fand sie, und zog am 4. Mai triumphierend in London ein. Die weiße Rose, das Haus York, kam wieder zur Herrschaft, und durch des Herzogs von Burgund Vermittelung kam am 1. Juli 1473 der wichtige Friede zu Utrecht zwischen den Hanseaten, Briten und Holländern, Seeländern, Friesen und den Gesandten vom Könige von Frankreich zustande. Von Hamburg waren abgeordnet der Bürgermeister Dr. Heinrich Murmester und der Ratsherr Henning Bühring mit dem Sekretarius Rodtydeke. Drei Schiffe wurden dazu ausgerüstet, die Deputierten hinzuführen, eins für die Hamburger, eins für die Lübecker und das dritte, kleinere, für die Reise nach Frankreich. So waren die Ausgaben im Ganzen 1883 ℔ 18 ß 4 ₰. Doch fanden sich später noch viel mehr, so daß Hamburg nach dem Friedensschluß 2723 ℔ 16 ß ersetzt bekam. Durch diesen Frieden erhielt die Hansa aber auch die Bestätigung aller ihrer Privilegien, die völlige Abtretung des Stalhofes in London, und die ähnlichen Kontore in Boston und Lynn in England als Eigentum; außerdem zum Ersatz für erlittenen Schaden 15000 Lst. und die Befreiung von verschiedenen Abgaben und manchen den Handel erschwerenden Hindernissen.

Zehntes Kapitel.

Hamburg als kaiserlich freie Reichsstadt.

Vom J. 1473—1524 n. Chr. G.

Schon im Jahre 1431 war Hamburg, wie weit früher schon Lübeck, in die Reichsmatrikel aufgenommen; aber erst im J. 1473 wurde es, gleich den anderen freien Städten, aufgefordert, den Reichstag in Augsburg zu beschicken. Diese beiden Daten geben uns ein Bild der damaligen Zeit. Wir stehen in der Übergangsperiode aus dem Mittelalter in die Neuzeit. Das funfzehnte Jahrhundert ist erfüllt von vergeblichen Bestrebungen, sich aus den herrschenden Verwirrungen herauszureißen im Staate, wie in der Kirche. Der Kaiser Maximilian hat 1495 auf dem Reichstag durch Errichtung des Reichskammergerichts einen dauernden Landfrieden herzustellen, die Macht der weltlichen Fürsten zu erhöhen, die Obrigkeiten an sich zu ziehen gesucht. Alles umsonst. Selbst bei den Gliedern der Reichsgewalten hatte die kaiserliche Macht an Bedeutung verloren. In dem mittelalterlichen Kampfe aller gegen alle hatten die Staaten, wie die Individuen das verloren, was damals als das notwendigste erschien — das Geld! Der Kirche ging es nicht besser. Papst Gregor VII. wollte die Sonne sein, von der alle weltlichen Kronen ihren Glanz empfingen, und er mußte zuletzt bei den Normannen in Süd-Italien Schutz für sich selber suchen. Im Jahre 1099 war in Jerusalem ein christliches Königtum errichtet; im J. 1529 aber belagerten die Türken Wien. Tausendfache Mißbräuche und

Irrlehren in der Kirche flossen zunächst aus der Notwendigkeit, dem Geldmangel abzuhelfen; so wurde der Ablaßhandel zuletzt mit dem greulichsten Eifer getrieben, um die Türken von Deutschland fernhalten zu können. Wir haben für diese Behauptung das Zeugnis eines Mannes aus jener Zeit, welcher nicht nur, als Geistlicher, Dekan des hamburgischen Domkapitels war, sondern auch, als Staatsmann, in vielen politischen Unterhandlungen seine Menschenkenntnis dargethan hat, der gelehrte Geschichtsschreiber, Doctor Albert Krantz. „Der Papst Leo II., schreibt er in seiner Metropolis, setzte fest, daß die Erzbischöfe für die Annahme des Palliums nichts bezahlen sollten; möchte das doch heute der Fall sein; aber die Zeiten sind anders geworden!" „Über die Maßen stieg zu Bonifacius IX. Zeit (1390—1404) die Begierde der Kurie nach Geld aus den Provinzen; auf damals unerhörte Weise wurden Indulgenzen und Aemter verliehen; die päpstlichen Beamten, die das Geld verlangten, rühmten sich auf eine bedauerliche Art; die Sache war damals neu; jetzt ist sie festgewurzelt. Aber vergebens ist das Seufzen!" — „Für das Erzepiskopat, sagt Krantz wieder an einer anderen Stelle der Metropolis, „fing man an, unendliche Summen zu zahlen, 4, 5, 6, 8000 Goldgulden. Das war die Antizipation von dem, was zu unserer Zeit geschieht; allein Annaten kannte man damals noch nicht!" „Der römische Kaiser Friedrich III. verdient großes Lob, daß er der Kirche den Frieden wiedergegeben hat, aber noch ein größeres würde ihm zukommen, wenn er auch das bewirkt hätte, daß die Länder nicht um ihr Geld betrogen würden, und wenn der heilige Vater selbst mit dem Gelde, das er zusammengescharrt, die christliche Kirche zu verherrlichen wüßte, statt seine Nepoten zu Ehren zu bringen." „Haben die Kirchenfürsten," schreibt er an einer anderen Stelle der Wandalia, „die Herrschaft über die Länder und kaiserliche Provinzen bekommen, sagten selbst die Kaiser, nur daß sie ihre Nepoten erheben und unter die Fürsten setzen? Sind ihnen dazu die Abgaben überlassen, damit sie mit denselben Luxus treiben, übermütig werden, oder sich mästen?" Dann fragt er wieder in seiner Saxonia: „Was kann heutzutage nicht durch Dispensationen vom römischen Stuhle erlangt werden? Alles überwindet das Gold!" — „Ja, Gold gilt mehr als Vernunft, ruft er in seinem Buche „von der Messe" aus, und die Lehre der Kirche! Die Goldgier macht blind und taub!"

Aus diesen verwirrten Zuständen, in welche die allgemeine Geldnot die Staaten gebracht, hat unser Hamburg seinen Vorteil gezogen. Das arme Hamburg, für das Lübeck noch erst vor kurzem ein gutes Wort bei den Schwesterstädten eingelegt hatte, um es vor dem Verderben zu bewahren, das hob sich durch die Staaten, mit denen es in Berührung kam, während das reiche Lübeck, das an Einwohnerzahl damals unsere Stadt wohl mehr als viermal übertraf, von seiner Höhe herabsank.

Wir haben schon erzählt, daß der Herzog Adolf VIII., der letzte Schauenburger in der Herrschaft über Holstein, auch als Herzog von Schleswig die Bestätigung aller seiner Rechte und Freiheiten vom römischen König Albrecht II. am 15. August 1439 erhalten hatte. Dieselbe Bestätigung erteilte ihm am 30. April 1440 der König Christoph von Dänemark. Als dieser nun am 6. Juni 1448 plötzlich gestorben war, boten die Dänen dem greisen Schauenburger Adolf VIII. ihre Krone an. Er aber lehnte sie ab und empfahl ihnen seinen Neffen Christian von Oldenburg, dessen Dynastie die Krone trägt bis auf den heutigen Tag. Nach dem Tode Adolfs, am 4. Dezember 1459, trat ein Landtag in Holstein zusammen. Prälaten, Stifte und Städte kamen überein, sie wollten den König Christian als Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein anerkennen und proklamieren.

Diese Wahl hatte aber viele Verhandlungen mit den Verwandten des Königs erfordert, die ihren Ansprüchen entsagen mußten; so bekamen die jüngeren Geschwister desselben, die Grafen Moriz und Gerhard, für das Drittel am Erbe in Oldenburg jeder 40,000 rheinische Gulden, Graf Otto's Sohn 43,000 Gulden u. a. m. Christian verpflichtete sich außerdem, alle Schulden Herzog Adolfs zu bezahlen und die verpfändeten Güter einzulösen; dazu hatte er vielen einflußreichen Männern bedeutende Einnahmen oder einzelne Güter verpfändet. Es war schwer für den König, allen übernommenen Verpflichtungen gerecht zu werden. Da mußten die Städte helfen. Flensburg kam vorläufig in den Gewahrsam von Lübeck und Hamburg, um diesen Städten überliefert zu werden, wenn die Ritterschaft, die eine Forderung von 141,000 ℔ gemacht, im nächsten Jahre nicht bezahlt wäre. Nun mußten die Elbmarschen von Christian mit Gewalt unterworfen werden; als dies geschehen war, und dazu

das Hollische Recht, das in den Marschen galt, ihnen genommen worden, und sie unter die Gerichtsbarkeit des Amtmanns von Steinburg gestellt waren, mußte der König, um die Kosten zu decken, den Hamburgern, welche 1000 Bewaffnete zu Schiff zu Hilfe geschickt hatten, am 11. November 1465 das Amt Steinburg für 10,000 ℳ lübsch. (8000 fl) verpfänden; und sie behielten dasselbe, bis im J. 1484 die Königin Dorethea es für 14,648 fl 16 ß (18,311 ℳ) einlöste.

Hamburg hatte, wie auch Lübeck, seine Gesandten auf den Landtag gehen lassen, auf welchem die künftige Regierung von Holstein besprochen werden sollte; die Deputierten wurden aber nicht aufs Rathaus gelassen, an der Besprechung teilzunehmen. Doch der König, dem an dem guten Vernehmen mit der Stadt gar viel gelegen war, kam selbst in der Oktave des Heiligen Dreikönigstages nach Hamburg. Der Rat ging ihm mit 40 deputierten Bürgern entgegen und führte ihn in die Stadt. Am folgenden Mittwoch ritt er in Begleitung von fünf seiner Räte aufs Rathaus. Der Bischof von Lübeck, der auch die Unterhandlungen in Holstein geleitet hatte, hielt den Vortrag und zeigte das Verlangen des Königs an, daß ihm E. E. Rat und die Bürgerschaft der Stadt Hamburg die Huldigung leiste, nachdem er zum Herrn der Lande Holstein und Stormarn von allen Prälaten, von der sämmtlichen Ritterschaft und von den übrigen Städten wäre angenommen, und er von diesen die Huldigung empfangen hätte. Der König sei dagegen erbötig, ihnen alle ihre erlangten Freiheiten und Gerechtigkeiten zu confirmieren. Der Rat aber und die 40 Bürger weigerten sich, im Namen der Stadt Hamburg auf das Begehren einzugehen; weil sie weder dem Herzog Adolf noch einem seiner Vorgänger jemals Huldigung geleistet hätten. Sie erklärten sich aber bereit, den König für einen Herrn der Lande Holstein und Stormarn, wie er von den holsteinischen Landständen wäre dazu erkoren worden, anzuerkennen und zu ehren; sie wollten sich zu ihm und zu niemand anders als einem Herrn der Lande Holstein und Stormarn halten. Sie erklärten das, nicht von wegen Unterthänigkeit, sondern nur zu des Königs Versicherung; auf eben die Weise, wie sie des Königs Oheim, Herzog Adolf seligen Andenkens angenommen und sich zu ihm gehalten hätten. Gegenfalls solle der König der Stadt alle ihre wohlerlangten Freiheiten und habenden Gerechtigkeiten bekräftigen, und ihnen erlauben, in Dänemark, Schleswig

und Holstein Korn und andere nötige Waren zu kaufen und nach Hamburg zu führen. Mit dieser Antwort war der König nicht zufrieden; er verlangte, weil ihm die Landstände von Holstein eidlich gehuldigt hätten, solle Hamburg, als ein Mitglied des Fürstentums, desgleichen auch thun. Allein der Rat und die Bürger antworteten: „Was die Stände gethan hätten, ginge sie nichts an; dieselben hätten ihre Rechte und Freiheiten nicht so sauer, wie die Stadt Hamburg, erworben. Es wären ihnen ihre Rechte und Freiheiten von den römischen Kaisern und Königen bestätigt worden, und diese könnten der Stadt nicht genommen werden. Ueberdies hätte man dergleichen Huldigung niemals von ihnen verlangt. Es fände sich auch keine einzige Spur in den alten Geschichtsschreibern, daß Hamburg eine erbunterthänige Stadt der Grafen von Holstein gewesen wäre. Das wäre auch aus der Kapitulation, welche die Stände des Herzogtums am Sonntage Invocavit 1460 mit dem Könige errichtet, zu ersehen, wo die Stadt Hamburg nicht mit benannt sei, da doch die übrigen in den Herzogtümern befindlichen Städte alle wären genannt worden. Am anderen Tage kam der König wieder auf das Rathaus; allda erwartete ihn E. E. Rat und die 40 verordneten Bürger; der Bürgermeister Detlef Bremer redete den König folgendermaßen an: „Wir nehmen Ew. Majestät für einen Herrn der Lande Schleswig, Holstein und Stormarn an, wie ihn die Prälaten, die Ritterschaft und die Einwohner der Lande Schleswig, Holstein und Stormarn angenommen haben; wir wollen auch uns zu Ew. Majestät halten, wie wir uns zu Herzog Adolf stets gehalten haben, und thun, was uns gebührlich ist zu thun; wir wollen auch nach Ew. Majestät Tode diejenigen, die die Prälaten, die Ritterschaft und die Einwohner gemeldeter Lande mit Wissen und Einwilligung des Rates zu Hamburg zu Landesherren erwählen werden, annehmen und zu ihnen halten, und bitten Ew. Majestät, auch uns anzunehmen, und der Stadt Freiheiten und Gerechtigkeiten, redliche Gewohnheiten und Handfesten zu bestätigen; die Stadt mit neuen Freiheiten im Herzogtum Schleswig begnadigen und versorgen, und ihre Bürger bei gleichen Rechten schützen und handhaben." Darauf antwortete der König: „Ich nehme euch und eure Bürger auf und an, will euch eure Freiheiten und Gerechtigkeiten bestätigen, verbitten und verteidigen, als ein frommer Fürst seinen Unterthanen von Rechts

wegen thun soll.“ Darauf gab der König den Ratmännern und den Bürgern die rechte Hand, und schied von ihnen auf dem Rathause.

Der Rat hat am Mittag dem Könige eine stattliche Mahlzeit bereitet und verehrte ihm ein herrliches Silbergeschenk. Der Besuch des Königs verursachte der Stadt an Kosten 898 ℔ 9 ß.

Auch in den folgenden Jahren wiederholte der König die Versicherung, die Vorrechte und Freiheiten der Städte bei ihrem Werte zu erhalten, erteilte auch den hamburgischen Kaufleuten das Privilegium, Korn, Vieh und allerlei Waren und Güter im dänischen Reich zu kaufen; dann im Jahre 1464 den Befehl, daß Niemand keinerlei Korn noch Wein oder Bier die Elbe herab vor Hamburg vorbei schiffen dürfe oder fahren, sondern nach Gebrauch daselbst verhandeln müsse. Hamburg nahm aber auch die Partei des Königs, als dieser mit seinem Bruder, dem Grafen Gerhard von Oldenburg, in Zwistigkeiten geriet, und leistete ihm, als es zum Ausbruch der Feindseligkeiten kam, nebst Lübeck, thätige Hilfe. Ja, eben diese Befehdungen vermochten den König, als er im J. 1470 nach Schweden mußte, um seine Herrschaft dort zu behaupten, mit den Städten, wie mit den Bischöfen von Schleswig und Lübeck, ein engeres Bündnis zu schließen, und den Hamburgern die Zerstörung der Stadt Husum zu versprechen.

Es hatten nämlich die Dänen mit den Holländern einen Plan gemacht, diesen einen Weg nach Norwegen, mit Umgehung der Fahrt durch den Sund, zu eröffnen. Sie verliehen dem Orte Husum in Schleswig städtische Rechte und einen Hafen, damit die Waren aus Holland zu Wasser nach Husum und von dort zu Lande nach Flensburg gebracht werden könnten. Als nun Gerhard mit einer stattlichen Flotte nach Nordstrand ging, dies zu hindern, kehrte der König Christian eiligst aus Schweden zurück; ihm kam der hamburgische Bürgermeister Murmester, der die Unterhandlungen mit ihm besonders geleitet hatte, mit einer großen Anzahl Schiffe und einem Heere zu Hilfe, und so ward Husum zur Übergabe gezwungen. Doch als der König darauf seinen Einzug halten wollte, kamen ihm die Einwohner in langem Zuge, voran das heilige Sakrament, flehend um Schonung, entgegen, der Amtmann Peter von Ahlefeld an der Spitze, und erboten sich, 30,000 ℳ und jährlich eine Summe von 200 ℳ zu bezahlen. Der König versprach ihnen zwar Schonung, erklärte aber die Häuser der Stadt als verwirktes

Gut, und verfügte dann darüber zu gunsten von getreuen Rittern und Bischöfen; Hamburg mußte den Treubruch des Königs, der ihm die Zerstörung der Stadt versprochen hatte, verschmerzen.

Christian, der die schwedische Krone in dieser Zeit verlor, trat am 8. Januar 1474 eine pomphafte Pilgerfahrt nach Rom an, die aber sehr weltliche Zwecke hatte. Als er am 16. Februar zu Kaiser Friedrich in Rotenburg an der Tauber kam, erhob dieser die Grafschaften Holstein und Stormarn und das ihnen incorporierte Land Dithmarschen zu Einem Herzogtum, und belehnte mit eigener Hand Christian mit demselben. Das Herzogtum Schleswig war damit unter die unmittelbaren Stände des deutschen Reiches aufgenommen, und hatte somit Holstein mit den Schauenburgern nichts mehr gemein. Hamburg war ja schon 1473 als eine freie Stadt auf den Reichstag zu Augsburg zum Mitwoch vor Mitfasten 1474 berufen, und erhielt nun auch aus Köln am 24. September vom Kaiser Friedrich III. das Privilegium, goldene Münzen auf Grad, Gewicht und Wert, „wie das die von Lübeck zu thun pflegen," schlagen zu lassen.

Die Dithmarschen aber erhoben sich gegen die Belehnung des Königs Christian mit ihrem Lande, und behaupteten, daß sie niemals unter dem Kaiser unmittelbar gestanden hätten, also auch vom Kaiser nicht dem Könige Christian unterworfen werden könnten. Seit Menschengedenken, sagten sie, gehörten sie zu dem Erzstifte Bremen, und aus dem Grunde richteten sie einen Protest an den heiligen Stuhl. Sie hofften auf den Beistand von Lübeck und den Grafen, die früher ihnen geholfen. Der Kaiser aber forderte alle Fürsten, Grafen und Städte auf, allen Verkehr mit Lübeck abzubrechen, wenn es den Dithmarschen Hilfe leiste. Friedrich fürchtete die Verbindung, in die der König mit dem Kurfürsten von Brandenburg, Albrecht Achilles, dessen Nichte, die Königin Dorothea, seine Gemahlin war, und mit dem Herzoge Karl von Burgund getreten war; alle drei erstrebten ja die Ausdehnung ihrer fürstlichen Gewalt durch Niederwerfung der Städte. Der Burgunder hatte zu diesem Zweck gerade jetzt einen Streit benutzt, in den das Domkapitel von Köln mit seinem Erzbischofe geraten war, und hatte dabei die Stadt Neuß am Rhein besetzt. Der Kaiser rief das Reichsheer auf, um der Stadt zu Hilfe zu kommen. Lübeck beeilte sich, um seine Reichsunterthänigkeit zu zeigen, und dem Kaiser zu gefallen, 600 rot und

weiß gekleidete Reiter zu diesem Heer stoßen zu lassen; Hamburg dagegen sandte keine Truppen. Als der Kaiser, darüber erzürnt, den Hamburgern seinen Unwillen kundthat, entschuldigten sie sich, der König Christian habe ihnen gestattet, sich mit Gelde abzukaufen, und sie hätten ihm dafür 1200 ℔ oder 1000 rheinische Gulden zum Geschenk gemacht, weil sie angenommen hätten, daß er beim Kaiser, wie der König ihnen gesagt, ihnen diese Erlaubnis ausgewirkt habe. War es ein Wunder, daß die Hamburger Mißtrauen hegten gegen den König, Angst vor Karl dem Kühnen, der sämmtliche Gauen von Friesland sich schon unterworfen hatte, und Furcht vor dem Grafen Gerhard von Oldenburg, der sich diesen angeschlossen?

Die kriegskundigen Ratmänner in Hamburg wußten sehr gut, wie wenig durch die bisherigen Mauern und Wälle ihre Stadt jetzt, nach Erfindung des Schießpulvers, geschützt war. Bereits 1441 war eine Pulvermühle bei der Obermühle errichtet worden; 1447 ward eine Bombengießerei in der Steinstraße erbaut. 1466 erhielt die Stadt aber aus dem Testamente von Simon von Utrecht 80 Talente, um den Brook zu befestigen, der damals zur Stadt gezogen ward. Nun berief man auswärtige Meister; im Jahre 1475 begann man, einen einfachen Wall mit einem Graben vom Hammerbrook bis zur Alster zu ziehen. Doch bald auch ward das nicht hinreichend geachtet; aus Stendal, aus Göttingen berief man Sachverständige; im J. 1483 sandte man einen Baumeister nach Lübeck, das dort erbaute Holstenthor zu besichtigen und das Steinthor hier dem nachzubilden. Das Spitalerthor mußte man freilich nach kleineren Verhältnissen aufführen, weil die Kosten zu groß wurden. Auch hinter den beiden Klöstern und dem Mönkedamm, längs der kleinen Alster wurde auf dem Vorlande ein Wall aufgeworfen (der spätere Altewall), an dessen nördlichem Ende ein Turm, 60 Fuß im Durchmesser, errichtet wurde. — Doch im J. 1481 scheint man die Arbeit eingestellt zu haben; der König Christian I. starb am 22. Mai, und der Herzog Karl von Burgund war ja schon 1477 totgeblieben.

Als nun Christian's I. Sohn, Johann I., mit seinem Bruder Friedrich, dem Herzog von Schleswig, nach Deutschland kommen wollte, sich huldigen zu lassen, sandte Hamburg ihm nach Schleswig eine Deputation entgegen. Der Bürgermeister Langenbeck mit den Ratmännern

Paridom Lütken und Henning Bühring und dem Sekretarius Meßwert, um mit demselben das Nötige zu besprechen. Die Deputierten erlangten aber die Erfüllung ihrer Wünsche nicht. Der König hielt mit dem Herzoge und einem Gefolge von 600 Pferden am 5. November 1482 seinen Einzug in Hamburg; zwar dauerten die Besprechungen bis zum Martini-Tage, und doch mußte der König sich begnügen, daß der Rat und die Bürger ihn nur als Landesfürsten so annahmen, wie sie schon dem Könige Christian die Zusage gegeben hatten. Die Hamburger ließen sich aber in demselben Jahre, auch vom Kaiser ihre alten Privilegien, wie das der Stapelgerechtigkeit, in vier schriftlichen Urkunden bestätigen, und scheuten sich nicht, für die Bestätigung 1440 ℔ in 1200 rheinischen Gulden, wie für die Ausfertigung 340 ℔ zu zahlen.

Auch der Herzog Maximilian, der seinem Vater Karl dem Kühnen in Burgund gefolgt war, hatte sich den Städten wohlwollend gezeigt und ihnen 1481 ihre Privilegien bestätigt; allein ihm selbst machten die flandrischen Kommunen viele Unruhen, die eifrig die Sonderinteressen der Städte verfochten. Bei dem steigenden Verkehr von Brügge hatte man dieser Stadt gestatten müssen, weil es ihr für den Stapel an Raum gebrach, Waren nach Antwerpen, Bergen op Zoom und anderen Städten zu senden. Diese alle, wie Deventer, Utrecht, hoben sich sehr, da sie anfingen, direkten Handel zu treiben, während sie sich weigerten an Brügge den Zoll zu bezahlen; vor allen blühete Antwerpen auf, das viel bequemer für den Handel lag, besonders als die Wasserstraße nach Brügge durch die Versandung des Hafens t'Zwin sehr gelitten hatte. Brügge selbst sah sich im J. 1470 gezwungen, auf einem Hansatage den Antrag zu machen, ihm das Kontor, das Regiment, die Papiere und die Rechnungen wieder abzunehmen, da es nicht imstande sei, die Ordnung unter den Deutschen und ihre Privilegien aufrecht zu erhalten; die Hansa nahm aber damals das Gesuch nicht an. Jede Stadt bot den fremden Kaufleuten neue, besondere Erleichterungen; Antwerpen hatte den hanseatischen Kaufleuten selbst ein eigenes Haus zu ihrer Bequemlichkeit gebaut. Maximilian und Maria verwandten sich 1487 für Brügge; sie bekamen aber zur Antwort: Die Unterthanen des Herzogs hätten selbst nicht die Vorschriften beachtet; Brabanter, Holländer, Seeländer kämen häufig nach Hamburg und anderen Städten der Hansa, und brächten die Waren,

die sie hier erhandelt, mit nach Hause. Die Seeräuberei nähme wieder überhand; unter dem Vorwande, daß die Friesen mit den Holländern im Kriege lebten, würden auch hamburgische Schiffe genommen. Auch die Engländer thäten dasselbe unter dem Vorwande, daß die Hanseaten es mit den Dänen hielten.

Zu leugnen war dies nicht; die flamländischen Städte sagten sich immer mehr von den hansischen los. Brügge verlor seinen Handel noch mehr. Die Herzogin Maria starb; Maximilian hatte wichtigere Dinge, die ihn in Anspruch nahmen, schon ehe er 1493 Kaiser ward. Hamburg aber wußte auch diese Zeit der Verwirrung zu seinem Vorteil zu benutzen. Seine Kaufleute trieben einen direkten Handel nach Norwegen und nach Island. Zwar wurde darüber von dem deutschen Kaufmann zu Bergen, auf dem Hansatage zu Lübeck 1482 Klage geführt, denn Bergen war schon lange der Stapelplatz in Norwegen, und es war das Verbot oft wiederholt, unmittelbar gegen Island zu fahren; aber diese Fahrt war zu gewinnbringend, als daß sie aufgegeben wurde.

In Island war vor etlichen zwanzig Jahren (1455) eine Greuelthat vorgefallen. Die Hansen hatten dort den Bischof Thorlev, seine beiden Kapläne und zwei Domherren ums Leben gebracht. Als nun auch in Hamburg eine Hungersnot gerade als Folge der zu starken Ausfuhr des Korns nach Island, ausgeschrieen ward, wurde mit der Erinnerung an jene Tage gedroht. Die Veranlassung war diese: Schon im vierzehnten Jahrhundert hatten die Päpste sich veranlaßt gesehen, verschiedene Konzilien-Beschlüsse zu bestätigen, durch welche Hospitäler-, Kranken-, Armen-Häuser und andere kirchliche Anstalten unter die Leitung von Nicht-Geistlichen gestellt wurden. In Hamburg waren schon am 29. November 1296 die Statuten des Siechenhauses in St. Georg vom Kapitel und vom Rat und der Bürgerschaft festgestellt; ebenso ward auch im J. 1307 eine Krankenanstalt im Kloster Harvestehude der Leitung von zwei nichtgeistlichen Männern, die der Rat erwählen sollte, übergeben. Dies Kloster war den Hamburgern immer besonders lieb geblieben, denn die Cistercienserinnen, für die es bestimmt war, beschäftigten sich mit der Erziehung der Töchter; die Vornehmen vertrauten ihnen gerne ihre Kinder an; das Kloster wurde reich beschenkt; aber es geriet nach und nach durch den Reichtum in ein weltliches Wesen

und Treiben. Als der so gelehrte, wie fromme Kardinal Nikolaus Cusanus, ein Deutscher aus dem Orte Cus an der Mosel, in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts nach Deutschland kam, erschrack er über die Unordnungen, die er in verschiedenen Stiftungen fand, und erklärte bei der Reformation der Kirche, wie des Staates, die er beabsichtigte, besonders eine Reformation der Cistercienser-Klöster für notwendig. Auf seine Anordnung forderte der Bischof Heinrich von Münster, der damals die Administration der Bremer Kirche führte, den Rat der Stadt Hamburg auf, zwei seiner Glieder zu deputieren, um mit dem hamburgischen Domherrn Johann Dane und einigen Prälaten eine Visitation des Klosters Harvestehude vorzunehmen. Der Rat hatte nichts dawider; die Kommissarien, einige Aebte und andere Deputierte begaben sich am frühen Morgen hinaus; ein roher, tumultuierender Haufe begleitete sie, aus Angst, es könne Unrecht geschehen. Die Ansprache des Geistlichen wurde überschrieen, wenngleich die Ratsherren vorstellten, daß ohne des Rates und der Bürger Genehmigung keine Aenderung gemacht werden solle. Als die Ratsherren in die Stadt zurückkehrten, die Prälaten aber noch im Kloster zurückgeblieben waren, kamen am andern Morgen die Bürger in großer Anzahl aufs Rathaus und erklärten, daß sie die Visitation eines hamburgischen Klosters durch die bremischen Kommissarien nicht gestatten wollten; nur der Abt von Reinfelde, dem ältesten Cistercienser-Kloster in Holstein, sei zu einer solchen Visitation befugt. Die Tumultuanten verlangten, daß die geistlichen Abgeordneten sich noch vor Mittag entfernen sollten; sie sollen sogar hinzugefügt haben, denselben, wenn sie ihren Zorn noch weiter reizten, die Hälse brechen zu wollen, da sie nicht weniger Mut hätten, als jene hansischen Kaufleute zu Bergen, welche den dortigen Bischof tot geschlagen. Der Abt von Reinfelde, Hildebrand, erkannte nun zwar die Befugnisse der erzbischöflichen Kirche, das Kloster zu visitieren, eben so gut an, wie der Rat das gethan; dennoch überhäuften die aufgeregten Männer in der Brauergesellschaft den Rat mit Vorwürfen über seine Nachgiebigkeit. Der Münzmeister, Hans Schröder, wollte den Rat verteidigen, desto lauter wurden aber die Gegner, ja, ein Brauer, Heinrich von Lohe, (auch wohl Heinrich Hurleke wegen seines unruhigen Wesens genannt), konnte nicht aufhören, dem Rate nach-

zusagen, er habe 300 Ochsen und viele Schweine über die Elbe bringen lassen, alles Getreide nach Island verfahren, und sei allein Schuld an der teuren Zeit! Zuletzt hieß der Rat ihn nach dem Winserbaum bringen. Da versammelten sich Lohe's Freunde auf dem Hopfenmarkt um ihn zu befreien, zogen, da sie den Bürgermeister Huge nicht in seinem Hause fanden, nach dem Fischmarkt, nötigten den Bürgermeister Clas von Swaren, mit ihnen nach dem Winserturm zu gehen, und den von Lohe aus der Haft zu erlösen. Den alten Bürgermeister Johann Meiger wollten sie auch mithaben, allein seine kranken Füße litten das nicht. Herr von Swaren mußte aber den Hurleke aus dem Thurm nach Hause führen, ihm dreimal die Hand geben und ihm gute Nacht wünschen. Eine unruhige Nacht folgte; aber am Freitage nach dem Himmelfahrtstage 1483, an dem dies geschehen war, versammelte sich die Bürgerschaft in der Nikolai-Kirche. Der Rat trat vor dieselbe hin. Von Lohe las eine Reihe Artikel vor, welche die einzelnen Forderungen der Bürger angaben, wie z. B., daß die Ausschiffung des Getreides, der Handel nach Island verboten werde; und forderte nach jedem einzelnen von der Versammlung eine bejahende Antwort. Der vortragende Bürgermeister erwiderte nur, als von Lohe geendet: Da die präsidierenden Bürgermeister (Langenbeck und Bühring) nicht in Hamburg wären, möchten sie sich gedulden, bis die Gesandten aus Lübeck zurück kämen, und ihm die Artikel schriftlich übergeben. Das mußten sich die Petenten gefallen lassen.

Langenbeck war sehr beliebt; obgleich erst 1478 in den Rat gewählt, hatte er schon 1481 die höchste Würde empfangen. Bei seiner Rückkehr ward er von vielen gebeten, auf keinen Fall der Bürgerschaft die Entscheidung persönlich zu übergeben, da er von vielen beneidet und befeindet würde; er aber gab zur Antwort: er vertraue Gott, dem Herrn, daß keine Gefahr sei, wenn er, wie es ihm gebühre, die Bursprake verlese! Er that es, und alles blieb ruhig. — Die Bursprake bezeichnete zwei Sammlungen von den notwendigsten polizeilichen Verordnungen, die der Gegenwart angepaßt, auf Petri, wie am Thomas-Tage, auf dem Rathause verlesen wurden, um sie im Gedächtnis der Bürger zu erhalten, da sie noch nicht durch den Druck verbreitet werden konnten. Freilich war das nicht genügend, das zeigten die Rezesse. Rezesse waren Rat- und Bürgerschlüsse, die als Grund und Richt-

schnur des Stadtregiments dienen sollten; sie aber waren mit polizeilichen Anordnungen vermengt, die sich oft wiederholten. Das Ergebnis der so eben erzählten Streitsache, der dritte Rezeß, der am Pfingstabend 1483 verkündigt wurde, damit Friede und Freundschaft zwischen dem Rat und den Bürgern erhalten bleibe, enthielt wenig Neues; forderte aber von jedem, der nach diesen Tagen Bürger werden wolle, einen vorgeschriebenen Bürgereid. Bürgermeister Langenbeck unternahm es darauf mit dem lübeckschen Syndikus Matthias Packebusch und Doktor Albert Krantz, der, damals noch als Professor in Rostock, bei den Verhandlungen der Hansa mit dem Herzog von Mecklenburg und anderen Regierungen als Diplomat sich einen Namen erworben hatte, das Stadtbuch zu verbessern, so daß es im J. 1497 gesetzlich eingeführt werden konnte.

Doch die Stadt Emden gab den Gegnern von Langenbeck Anlaß zu den boshaftesten Verleumdungen. Bei den Unruhen im J. 1483 hatten die aufrührerischen Bürger unter anderm verlangt, der Rat solle die Accise auch in Friesland abstellen, oder die Grafen daselbst aus dem Lande jagen. Der Rat aber hatte Sorge genug, sich diese Stadt zu erhalten, weil sie zu wenig einbrachte, und auf der anderen Seite zuerst der Graf Ulrich und nach seinem Tode die Gräfin Theda und ihre Söhne Edzard und Uke auf alle Weise sich bemühten, die verpfändeten Orte wieder auszulösen. Nach langen Verhandlungen gelang es durch Vermittlung des Rates von Gröningen, einen Vergleich zustande zu bringen, daß für die Schlösser Emden und Leerort und die Stadt Emden in 10 Jahren an Hamburg 10,000 ℔ lübsch bezahlt werden sollten. Als das in Hamburg bekannt wurde, entstand eine gewaltige Unruhe. Es schien vielen empörend, daß für eine solche Summe ein solches Recht aufgegeben werden solle. Die Deputierten, welche den Vertrag geschlossen hatten, waren Bürgermeister Langenbeck und die Ratmänner Hinrich Salzborch und Carsten von der Hoya gewesen. Es erschollen dennoch sogar Stimmen, daß die Stadt verraten, der Bürgermeister bestochen sei. Langenbeck kam selbst in Lebensgefahr; er sollte dafür büßen! Die Sache wurde so ernst, daß Langenbeck ein Schreiben des Rates von Gröningen beibringen mußte, um zu beweisen, daß der Rat von Hamburg in dieser Sache nicht mehr habe auswirken können. In der Pfingstwoche 1493 verzichtete die Stadt für weitere

10,000 ℔ die sie von den Grafen Edzard und Uke erhielten, auf alle Ansprüche an Emden und Leerort.

Langenbeck sollte sich noch viele Verdienste um die Stadt erwerben. Als der Herzog Friedrich 1490 mündig geworden war, hatte er sich mit seinem Bruder Christian, dem Könige von Dänemark, über das väterliche Erbteil verglichen. Die Regierung von Schleswig-Holstein sollte eine gemeinschaftliche bleiben, ebenso die Ansprüche an Dithmarschen und Hamburg dieselben. Doch ward es schwer, die Dithmarsen zur Anerkennung dieser Regierung zu bringen. Da gab die kleine Insel Helgoland Veranlassung zum Ausbruch von Streitigkeiten. Sie war lange von den Regierungen nicht beachtet, hatte jetzt aber eine Bedeutung gewonnen durch den schon erwähnten Zug der Häringe in die Nordsee. Bremer, wie Stader und Hamburger hatten auf dem Eilande gleich Faktoreien angelegt. Das glaubte der Herzog Friedrich nicht dulden zu müssen, da die Insel zu Schleswig gehöre; er sandte 1493 seine Leute hin, und befahl, die Niederlassungen der Bremer zu zerstören, da sie sich einer von ihm geforderten Abgabe nicht fügen wollten. Die Hansa beschloß, ein Schiff auszurüsten, um ihre Rechte zu wahren; Langenbeck ging aber mit Erich von Tzeven und Johann Reyneke, dem Sekretär, nach Kiel, und erlangte ein Moratorium. Albert Krantz bekam darauf den Auftrag, die Sache gründlich zu untersuchen, und er brachte einen Vertrag zustande, durch den Hamburg für 4800 ℔ (4000 rheinische Gulden) das Recht des freien Fischfanges auf Helgoland und die Erneuerung aller früheren Privilegien in Schleswig erlangte.

Inzwischen hatte das Bremer Kapitel seinen Dekan, Johann Rode, den Sohn eines Ratsherrn, zum Erzbischof erwählt, zum erstenmal einen Nicht-Adligen, (1497). Das empörte den Herzog Magnus von Sachsen-Lauenburg; er verband sich mit dem Grafen von Oldenburg, und fiel ein ins Land Hadeln. Aber der Erzbischof suchte Hilfe; die Städte Bremen, Stade, Buxtehude, Hamburg sandten ihre Truppen; ja, auch der Herzog Heinrich von Braunschweig, denn der Erzbischof war klug und machte dessen Bruder Christoffer, mit Einwilligung des Kapitels, zu seinem Coadjutor durch die Aussicht, einst sein Nachfolger zu werden. So konnte der Erzbischof sich der Hoffnung des Sieges hingeben. Doch plötzlich entstand ein Zwiespalt unter seinen Kampfgenossen, als der König von Dänemark

mitten im Winter mit einem Heer über die See nach Holstein kam. Die Dithmarschen hatten 1493 einen Bund mit Lübeck gegen seine Herrschaft gemacht, und Hamburg, Lüneburg, wie selbst Danzig, waren demselben beigetreten. Dazu kam noch, daß die Dithmarschen mit den Hamburgern auf dem Zuge nach Helgoland in Streit geraten waren. Die gefürchtete „große Garde", welche Herzog Magnus dem Erzbischof zu Hilfe gerufen hatte, war in Hadeln noch nicht einmal angelangt; es war diese große oder wie sie auch genannt wurde, „schwarze", oder „sächsische" Garde, eine starke Schar von Landsknechten, die jedem Landesherrn, der sie in Sold nahm, diente. Als nun bei des Königs Erscheinen in Deutschland diese Garde, auf die der Erzbischof vertraut hatte, sich zurückzog, nahm der Herzog Friedrich von Schleswig sie eiligst in seinen Sold, 3000 Mann, unter Führung des Thomas Sleinitz (Junker Slentz), und sandte sie über die Elbe nach Hanerau, in der Nähe von Dithmarschen. Ein stattliches Heer, wohl 20,000 Mann (die Sage vergrößerte es auf 40,000) zog nun am Morgen des 11. Februar 1500 über die Grenze. Dicker Nebel bedeckte das ganze Land. Man kam bis an die „Dusenddüwelwarf" (bei Hemmingstedt). So nannte man die Stelle auf der einzigen Verbindungsstraße zwischen Meldorf und Heide, die der Bauer Wulf Isebrand ausgesucht hatte, den Dänen den Untergang zu bereiten. Hier auf einem engen, von breiten Gräben eingeschlossenen Wege hatte er in Einer Nacht vom Sonntag auf Montag durch die Leute aus drei Kirchspielen eine Schanze aufwerfen lassen. Umgehen konnte der Feind die Schanze nicht, aber der durch den Regen erweichte Marschboden hemmte auch jede Bewegung. Nun war es mittags 1 Uhr, als plötzlich aus der Schanze ein Kanonendonner erscholl. Der Junker Slentz befahl, die Geschütze aufzufahren, die Linie zu bilden. Doch sie konnten nicht; es drangen 3—400 langbärtige Männer hervor, eine Jungfrau mit einem Krucifix führte sie; die Männer warfen bald Brustharnisch, Eisenhut, Schild fort; schwangen sich mit ihren Sprungstöcken über die breiten Gräben, und warfen die schwerfälligen Krieger, die mit ihren im lehmigen Boden festgewurzelten Füßen sich nicht bewegen konnten, in die tiefen Gräben. Zweimal schaffte sich die Garde Luft. Aber als dann die Flut eintrat, wurden die Seeschleusen geöffnet, und der Sturmwind trieb das Wasser in den Gräben übers Land. Die Hälfte des

Heeres fand den Tod, die Blüte des holsteinischen Adels; die Fürsten entkamen kaum mit wenigen Begleitern. Der Dannebrog, unter dem die Dänen seit den Zeiten Waldemars II. zu fechten pflegten, fiel in die Hände der Dithmarschen.

Hamburg hatte schon im J. 1497 bei der drohenden Gefahr die Befestigung der Stadt wieder aufgenommen und den Wall gegen Nordwesten, den Küterwall bei der jetzigen Admiralitätsstraße, verlängert, und das Schaarthor erbaut. Die Abgeordneten der Städte tagten gerade in der Stadt, als die Siegesbotschaft von Hemmingstedt kam. Die Herzöge baten bald darauf die Städte Lübeck, Hamburg und Lüneburg um Vermittelung. Es kam auch am 15. Mai 1500 ein Vertrag zustande; allein die Dithmarschen zögerten nicht nur lange mit der Versiegelung desselben, sondern thaten auch noch in den folgenden Jahren ihre feindselige Stimmung gegen Hamburg mehrmals kund, während Herzog Friedrich den Frieden zu erhalten sich bestrebte.

Inzwischen hatte die Niederlage des Königs in Norwegen und Schweden eine große Bewegung hervorgerufen. In letzterem Lande wurde der Urheber der Unruhen, Sten Sture, sogar vom Reichsrat zum Reichsverweser ernannt, und das geschah durch die Unterstützung, die er bei Lübeck und den wendischen Städten fand. Hamburg aber nahm an dem Kampfe in der Ostsee keinen Teil, höchstens unterstützte es die Städte durch Geldbeiträge. Das war Langenbecks weise Politik, Hamburg die Fahrt nach Bergen offen zu erhalten bei der Unsicherheit der Ostsee und der folgenden Sperre des Sundes, die Güter von Holland und Brabant nach Hamburg zu ziehen, und Danzig, Livland und Preußen die Hand zu Geschäften zu bieten.

Nach dem Tode des Königs Johann von Dänemark (1513) bestieg aber sein Sohn Christian II. den dänischen Thron. Er beleidigte seinen Oheim, den Herzog Friedrich, gar bald; denn, da er vermählt war mit der spanischen Infantin Isabella (Elisabeth), ließ er sich von seinem Schwager, dem Kaiser Karl V., seine Rechte an Holstein, Schauenburg und Delmenhorst bestätigen. Doch in seinem hochfahrenden Sinn erbitterte Christian, wie in seinen anderen Reichen, auch in Schleswig die Gemüter aller gegen sich, so, daß eine Empörung entstand, und am 24. April 1523 Friedrich als alleiniger Landesherr in Schleswig-Holstein anerkannt wurde.

Als dieser seinen Sohn Christian nach Hamburg sandte, um die Stadt zum Beistand aufzurufen, sandte sie 300 Mann, um mit ihm nach Jütland zu ziehen, und einen bedeutenden Beitrag zu den Kriegskosten. Der König Christian floh indeß, als er hörte, daß Friedrich mit einem Heere kam, gleich auf einem Schiffe zu seinem kaiserlichen Schwager nach Gent und nahm seine Gemahlin, seinen Sohn, seine Kleinodien und wichtigsten Papiere mit. So ward Friedrich des Reiches in Dänemark allenthalben mächtig und konnte sich am 7. August 1524 in Kopenhagen als König krönen lassen. Als die Hamburger ihm ihre Glückwünsche durch den Bürgermeister Hinrich Salzborg, den Ratmann Gerhard von Holte (von Hutlem) und den Sekretär Sommerfeld brachten, nahm der König Friedrich dies so hoch auf, daß er den Herrn Salzborg zum Ritter schlug. Der Kaiser Karl V. hatte zwar die Reichsacht ausgesprochen über jeden, der während des Reichskrieges etwas Feindliches gegen Christian unternehmen wolle, und von ihm und dem Papste, wie vom Könige von England waren Abgeordnete in Hamburg, um die Wiedereinsetzung des Königs zu besprechen, allein zu einem festen Schluß konnten diese nicht kommen und das Wort des Kaisers war zu schwach. Vergebens suchte Christian auch mit Hilfe seines Schwiegervaters, des Kurfürsten von Brandenburg, und anderer Fürsten eine Armee zusammenzubringen, und ins Land Hadeln einzufallen. Er hatte, um die Soldaten zu löhnen, schlechtes Geld schlagen lassen, viereckige Klippen, die nicht den Wert hatten, den sie angaben, da verließen ihn die Truppen. Von den Schiffen, die ihn über die Elbe bringen sollten, eroberten die Hamburger vier, eine Gallione, die eigens zu diesem Kriege ausgerüstet war, ein englisches Schiff („von Berthun"), ein holländisches („der fliegende Geist") und eine Jacht („die englische Katze"), und in derselben eine Kartaune, eine eherne Schlange, sowie eine große eiserne dänische Schlange, die in Kopenhagen verfertigt war, und eine Menge eherner und eiserner Bomben. Nicht glücklicher war Christians getreuer Ritter Sören (Severin) Norby. Im heimlichen Bunde mit den Danzigern suchte er den feindlichen Schiffen in der Ostsee zu schaden; trat aber auch mit dem Grafen Edzard in Ostfriesland in Verbindung und sandte ihm vier Schiffe, zwei Schnecken und eine Jacht zu Hilfe. Die Anführer der Schiffe waren Klaus (Nikolaus, Niels) Kniphof und Klaus Rode. Kniphof war aus

einer ansehnlichen bürgerlichen Familie, der Sohn eines Bürgermeisters von Kopenhagen, dessen Witwe den Bürgermeister in Malmö geheiratet hatte. Er war in den Seedienst getreten auf Zureden des königlichen Kanzlers Lambert Anderson, und hatte als Führer eines Schiffes sich so ausgezeichnet, daß er der Schrecken der Seefahrer geworden war. Bald war er bei Bergen in Norwegen, bald an der Küste von Flandern, bald in Schottland. Der König Christian und die Königin Elisabeth machten ihn am 25. August 1525 zum Obersten und Statthalter zur See. Als er nun in der Nordsee erschien, sandten die Hamburger vier Schiffe aus unter dem Admiral Parseval, Dithmar Koel, dem späteren Bürgermeister, Klaus Hesse und Dirk von Minden. Am 3. Oktober trafen sie den Feind auf der Ems bei dem Schlosse Gretsyl unter den Augen des Grafen Edzard. Kniphof auf seiner großen Galeone, einem Dreimaster mit grobem Geschütz, rief: „Wir wollen es wagen!" und ging auf die Schiffe los; aber Dithmar Koel brachte ihn mit 161 anderen Gefangenen am 25. Oktober nach Hamburg. Als er beim Eichholz ans Land stieg, empfing ihn die höhnende Menge mit Schreien und Pfeifen, begleitete ihn aufs Rathaus und brachte ihn auch bis an den Winserbaum. Als er öffentlich vor Gericht gestellt und der Seeräuberei angeklagt ward, erklärte er ruhig, er habe nur seinem Herrn gedient und mit des Kaisers Willen den Feinden widerstanden, und legte seine Papiere mit der Unterschrift und dem Siegel des Königs vor. In seiner jugendlich schönen Gestalt erweckte er allgemeine Teilnahme. Die Richter selbst schwankten. Aber von Lübeck und den anderen Städten drang man auf die Vollziehung der Todesstrafe. Die Statthalterin der Niederlande selbst behauptete, die Schiffe seien ohne ihre Erlaubnis und gegen ihren Willen ausgegangen; „der Bube habe keinen Brief von ihr, sie sei es zufrieden, daß ihm Recht geschehe!" Das Urteil ward gesprochen. Kniphofs letzten schweren Gang hat uns Stephan Kempe, der Pastor an St. Catharinen, in einem langen Gedicht geschildert, von welchem die sechs letzten Verse lauten:

Des druttygen Dages Octobris, vro Morgen an den Dach,
De Rychter syck em benalede (nahte) tor Stede, dar her lach.
Syne Hende em streckede tho.
Syn Herte was also vro,
He trat gans wyllych dale tor Stede des Dodes tho.

Vrysch gynck he dorch de Straten, so vnuorsageden Herten,
Men sach noch yenych Teken des Dodes bytter Schmerten.
Idt yamerde so mennygen Man,
De dar merkede enen an
De Gedult, Tucht vnde Sede des yungen Capitan.

Vor sunte Katrynen Kerken quam he myt groter Scar.
Dat Sacramente Christi wort em gebrocht aldar.
„Vor my dyn Blot vtgotest,
Sy gnedych, o Jhesu Cryst!"
Sprack Knyphof apenbare myt Hertens Frede und Ryst (Ruhe).

De Dot syck em benalede. Der Stede quam he noger,
Men sach dar Gades Gane. De Dult en konde nycht hoger.
Vorlatynge (Vergebung) he dar bat
Alle syner Myssedat.
Dat strenge Swert des Rechtes yn Dult entfangen hat.

Den Doth heft he vorwunnen dorch Starckheydt Gades Gnaden,
Dat Recht heft ene gedrungen, doch heft he nycht vorlaren.
Dat Swert syn Lenent nam,
Syn Sele by Gade quam,
Olt vyf vnd twyntych Yaren, eyn yunger sconer Man.

Hamborch, du Gade danke! Van em ys dy de Segen.
Vnrecht kan he nycht lyden: dyt heft ock nummer Degen (Gedeihen).
Gy Serouer alle gar,
Scuwet Gades Torne var,
De dar myt Ernste wyl reken yuwe Sunde by enem Har.

Elftes Kapitel.

Hamburgs kirchliche Entwickelung seit der Verlegung des erzbischöflichen Stuhles nach Bremen.

Vom J. 1225—1525 n. Chr. G.

Die Verlegung des erzbischöflichen Sitzes von Hamburg nach Bremen hatte ihren Grund in den politischen wie in den kirchlichen Verhältnissen des dreizehnten Jahrhunderts. Durch das maßlose Streben der Päpste nach Macht und Herrschaft war auch das Ansehn der Kaiser gestiegen, die ihnen widerstanden. Unter dem Kaiser Friedrich II. schwärmte der große Dichter Dante für eine Universal-Monarchie. Dem päpstlichen Ansehn schadete nichts so sehr, als das vierzigjährige Schisma, das auf das siebzigjährige Exil der Päpste in Avignon folgte. Durch die Bannstrahlen, die von Rom und von Avignon her sich kreuzten, traten in dem Volke und bei den Gebildeten Fragen hervor, die niemand früher gewagt hätte, wie nicht nur die ganz unabweisliche, welcher Papst, der in Rom oder der in Avignon, der rechte sei; sondern auch die, ob die Priesterweihe des Gegenpapstes anzuerkennen sei; ob das von einem Priester, der zur Gegenpartei gehöre, geweihete Sakrament kräftig, ob die Messe bei einem solchen zu hören gestattet sei; ja, es wurden Stimmen laut, ob es

denn wirklich nur Einen Papst geben dürfe. Wilhelm von Occam, der Scholastiker, der von gar vielen als der größte Philosoph geachtet wurde, gab die Einheit der Kirche ganz auf; und der feurige Republikaner Marsilius von Padua erklärte das Papsttum für abgeschafft. — Mit den Päpsten verloren auch die Erzbischöfe ihr Ansehn; die Domkapitel, die unter ihnen standen, machten selbst immer mehr ihre Rechte und Ansprüche geltend. Wir haben schon gehört, wie der Erzbischof Hartwich I. dem hamburgischen Domkapitel seine Rechte übertragen hat; aber das war dem Kapitel nicht einmal genug, daß er das gethan; es ließ sich seine Berechtigung dazu erst vom Papst Honorius III. im J. 1223 bestätigen. Das Kapitel suchte beim Papst seinen Rückhalt, wenn der Erzbischof ihm entgegentrat; dagegen ertheilte der Papst Innocenz IV. gegen die Einsprache des Erzbischofes dem Kapitel in Hamburg die Erlaubnis, ganz wider das damalige Herkommen, seinen Kanonikus Helprad, einen Nicht-Adligen, zum Propsten zu erwählen. Ebenso gab auch Papst Honorius IV. dem Kapitel Recht, als der Erzbischof Gieselbrecht den vom Kapitel ohne seine Genehmigung zum Propst erwählten Albrecht von Holstein im J. 1285 nicht anerkennen wollte. Dieser Erzbischof Gieselbrecht erlaubte sich besonders gerne Übergriffe, obgleich 1266 der vom Papst Klemens IV. nach Hamburg gesandte Kardinal-Legat Guido, der die Streitigkeiten in der Kirche schlichten sollte, nicht nur die alten Rechte des hamburgischen Kapitels bestätigt, sondern auch durch manche neue Zugeständnisse noch vermehrt hatte. Als Gieselbrechts Nachfolger, Heinrich von Goltorn, schon nach 4 Monaten gestorben war, wählten Gieselbrechts Freunde seinen Neffen den Bremer Scholastikus, Grafen Bernhard von Welpe, die Gegner aber den Grafen Florentius von Brunckhorst; beide wandten sich nach Avignon, um den Papst entscheiden zu lassen; doch sie starben beide, ehe die Entscheidung kam, da gab der Papst Klemens V. selbst der Kirche einen Erzbischof, einen Verwandten der Schauenburger, den Erzbischof von Lund, Johannes Fursat (auch Brand und Grand genannt). Dieser achtete nun aber die Statuten gar nicht, glaubte herrschen zu können, wie er wollte, forderte z. B. den Zehnten aller Einkünfte der Geistlichen, wegen der Not der Kirche; endlich berief er das hamburgische Kapitel nach Stade und drohte

mit dem Bann, als er keinen Gehorsam fand. Damals sangen die Bremer:

„Hoc est Hamburgensium semper rebellare,
Qui sedi Bremensium semper vult aequare.“
(Hamburgs Art ist stets zu rebellieren,
Bremens Bischof nicht zu respektieren.)

Das Kapitel suchte aber nicht nur gegen die Erzbischöfe seine Rechte zu wahren, sondern eben so sehr gegen den Staat; den Bürgern gegenüber wollte es, um der herrschenden Sittenlosigkeit Einhalt zu thun, die bischöfliche Gewalt ausüben, und obgleich es nicht leugnen konnte, daß die Geistlichen selbst, auch nach den strengen Verboten des Papstes Gregor VII., nicht aufhörten, gegen das sechste Gebot zu sündigen, so übte es doch gegen die Laien das geistliche Strafrecht so stark aus, daß im J. 1335 die Bürger empört, sich an den Geistlichen vergriffen. Da drohte es mit dem Bann. Der Bischof Burchard suchte die Sache zu vergleichen, und erließ nach einer Visitation der Kirche ein sehr strenges Mandat an das Kapitel; aber in dem Vergleich, den er mit dem Rat zu Stande brachte, fühlten sich die Bürger durch einige dreißig Punkte desselben in ihren Rechten so benachteiligt, daß ein Aufruhr entstand. Da wich im J. 1337 das Kapitel aus der Stadt und that Rat und Bürgerschaft in den Bann. Der Rat wandte sich an den Papst Klemens VI. nach Avignon; aber erst im J. 1349 erhielt er eine Entscheidung, die für ihn nicht günstig war; er mußte den Prozeß gegen das Kapitel fortsetzen bis zum Jahre 1354, wenngleich die Kosten noch in jedem der beiden letzten Jahre 3000 fl betrugen. Die Laien fühlten sich indeß nicht verlassen; für ihre geistlichen Bedürfnisse sorgten die Bettelmönche, die nicht unter dem Kapitel standen. Dieses selbst empfand wohl am schmerzlichsten den Verlust; es verlor nicht nur in seiner Einnahme die Opfergaben von den Pfarrkirchen, die allein in fünf Jahren auf 1250 ℔ berechnet wurden, sondern auch alle anderen Einnahmen, die es aus den Kirchen zog, und erlitt dabei gerade in diesen Jahren die größten Verluste durch die Raubzüge der Herren von Bülow und von Hummelsbüttel in die Kapitels-Dörfer, Verluste, die auf 2253 ℔ 12 ß geschätzt wurden. Die Domherren waren deshalb herzlich froh, als endlich am 8. August 1350 ein Vergleich

zwischen ihnen und dem Staate zustande kam, durch den sie wieder in die Stadt zurückkehren konnten, da der Bann aufgehoben ward.

Für den vom Erzbischof Bezelin ums J. 1037 aus Backsteinen gegründeten Dom hatte der Erzbischof Gerhard II. ums Jahr 1248 einen neuen gegründet. Gerade in dieser Zeit ward der Spitzbogenstil, der sich in der Normandie, im nördlichen Frankreich, beim Bau der Kirchen so wunderbar ausbildete, auch in Deutschland bekannt, und fand bei dem Aufschwung der Hansestädte eine solche Verbreitung, daß in dem fernen Wisby, auf Gotland, die Ruinen der in diesem Stil vollendeten Gebäude noch jetzt die Bewunderung der Kenner erregen. Die Marienkirche in Lübeck war eine der ersten in unseren Gegenden, welche in dem entwickelten, jetzt sogenannten gotischen Stil erbaut ist; sie ist aber erst im J. 1276 vollendet. Der Dom, der in Hamburg im J. 1242 zu bauen begonnen wurde, ward in dem früheren sogenannten romanischen Stil angelegt, aber da er erst am 18. Juni 1329 vom Erzbischof Burchard geweiht wurde, konnte er sich dem Einfluß der in den Bauhütten herrschend werdenden Gotik nicht entziehen. Und diesen Einfluß kann man auch in dem Ausbau der anderen früher in Hamburg errichteten Kirchen nicht verkennen. Der Bürgermeister Heinrich von Barge erhielt bei einer Gesandtschaft nach Avignon vom Papst Innocenz VI. einen Ablaßbrief zum Besten des Baues der Jakobi-Kirche; 1352 wurde der Turm der St. Petri-Kirche geweiht; vom J. 1353 an durch die folgenden Jahrhunderte findet sich in den Stadtrechnungen eine Ausgabe für die Wächter auf Marien- und St. Nikolai-Turm, doch auch eine Hinweisung, daß die Türme in jener Zeit schon errichtet waren.

Die Anmaßungen des Kapitels waren den Bürgern aber um so widerlicher, weil die Bürgerschaft sich in ihren bürgerlichen Rechten von den Domherren verletzt fühlte. Das Brauwesen war früh für die Stadt eine ergiebige Nahrungsquelle gewesen; schon im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ward das Hamburger Bier berühmt und aller Orten hin, land- und seewärts ausgeführt. Hamburg war noch keine Handelsstadt von einiger Bedeutung, sagt Büsch, als schon die Bierbrauerei als Hauptgewerbe der Stadt geblühet hat. Die ehemaligen Brauhäuser lagen in den Hauptstraßen an der Wasserseite, wie in der Reichenstraße, der neuen Burg,

Brauerstraße; sie hatten lange Hausdielen von der Hausthür bis zur Hinterthür für die Waren, und über diesen Hausfluren wieder Stockwerke, die Bodenraum für Korn und Malz boten. Die Zahl der Brauereien war im J. 1376: 500 (allein für Amsterdam brauten 215 Brauer) und wuchs auf 720. Das Braugewerbe stand aber unter strenger Aufsicht. Es durfte nur in den Brauhäusern gebraut werden, aber auch dort durfte nur, wer eine Erlaubnis (Orlof) dazu vom Rat erhalten, brauen, und erst wenn er eine Probe geliefert hatte, und diese gebilligt war, das Bier versenden. Für die Erlaubnis mußte eine Abgabe erstattet werden; der Ertrag dieser Abgaben wurde unter diejenigen Brauereien, die keinen Orlof nahmen, verteilt, und brachte den einzelnen Besitzern von Brauhäusern eine beträchtliche Einnahme. Reiche Bürger kauften deshalb zwei oder mehrere Brauhäuser und setzten vom Amt anerkannte Braumeister ein, oder vermieteten und verwerteten dieselben sonst, das Orlofgeld war ihnen ja sicher. Die Domherren erwarben sich nun diese Einnahmen, indem sie, da sie das Bürgerrecht nicht hatten, und also nicht berechtigt waren, Erben zu kaufen, Bürger gewannen, welche Brauhäuser auf ihren Namen schreiben ließen. Auf ähnliche Weise wußten die Domherren sich auch sonst den Erwerb der Bürger zu verschaffen, ohne die Abgaben an den Staat zu entrichten, zu welchen hamburgische Bürger verpflichtet waren. Der Verdruß hierüber trieb die Laien aber desto mehr an, das Betragen der Geistlichen zu richten. Schon im J. 1184 seufzt Arnold von Lübeck in seiner Chronik, daß das Leben der Geistlichen verachtet sei, und deshalb auch ihre Lehre; man sehe bei ihnen wohl die äußere Form der Frömmigkeit, aber die Norm der Gerechtigkeit erkenne man bei ihnen nicht. — Nun hatten die Juraten (d. h. die Bürger aus dem Kirchspiel, die unter Genehmigung des Kirchherrn und des Rates den Eid geleistet, daß sie die Baulichkeiten der Kirche treu wahrnehmen und die Baukasse gewissenhaft führen wollten), durch einen Synodalbeschluß das Recht erhalten, bei der Einsetzung des Kirchherrn (Rectors, Plebanus Pfarrer) gefragt zu werden; sie aber dehnten ihre Befugnisse sehr gerne aus. So verlangten ums Jahr 1345 die Juraten, Vorsteher und alle Pfarrkinder von St. Nikolai die Absetzung ihres Plebanen, Namens Dietrich Lator weil er, wie sie behaupteten, mit dem frühern Vice-Rektor Lambertus ein Kleinod, ein heiliges Kreuz, heimlich

weggenommen und für 10 ℔ verkauft; ferner hätte er einige Gewänder, welche die Gattin des Diederich Slawen der Kirche für die Baukasse geschenkt, unter dem Vorwande, daß die Frau sie ihm vermacht habe, den Juraten vorenthalten. Auch habe er im J. 1344 einem Laien, Namens Nikolaus Salvator, in der Beichte eine Mark abgefordert, und als dieser vier Schilling geboten, ihm die Absolution verweigert.

Solche Klagen erklären es uns, daß in jedem Vergleiche des Staates mit dem Kapitel sich die Bedingung findet, daß das Kapitel die Pfarren mit tüchtigen Pastoren besetzen solle, welche ihrer Gemeinde durch ihr Leben vorleuchten. Die angeführte Klageschrift bietet uns zugleich ein Zeugnis, wie sich auch im kirchlichen Leben der erwachende Kunstsinn in jener Zeit offenbarte. Nicht nur ein kostbares Kreuz, auch Gewänder, welche weiblicher Kunstfleiß zum Gebrauch in der Kirche verfertigt, waren Geschenke; aber Geschenke, die noch dem Zweifel Raum ließen, ob sie den Geistlichen oder der Kirche, dem Heiligtum selbst, gemacht wären.

Denn die Liebe zur Kirche suchte den Gottesdienst damals immer mehr auszuschmücken. Davon geben uns noch diejenigen Kapellen Zeugnisse, welche die hanseatischen Kaufleute in der Ferne bei ihren Faktoreien zu ihrer Andacht weihten, in London die Allerheiligen Kirche, in Brügge die Klosterkirche der Franziskaner, in Schonen St. Hellward mit ihren Glasmalereien. Ja, auch die Amtsrolle der Weberzunft zeigt uns, daß das Verfertigen von Bildern für Altäre nichts ungewöhnliches war. Ebenso wurde der Gesang gepflegt, und die Musik nahm neue Formen an. Besonders geschah dies durch den Marienkultus und die Verehrung der Heiligen. Maria erschien als die Himmelskönigin, die auf die Erde sich herabneige, um ihrem Sohne Herzen zu gewinnen; die Heiligen wurden angerufen, als die nun schon im Himmel betenden, deren Fürbitte gewisse Erhörung fänden. Zu den Stätten ihrer neuen Geburt, so nannte man die Orte, wo die Märtyrer den Tod gefunden hatten, wallfahrtete man, pilgerte man im heiligen Zuge, wobei man immer neue Lieder sang; Bittgesänge, Leisen, wie man sie nannte; und das am liebsten in neuen Dönen, Versmaßen, die neue Melodieen erforderten. Abwechselnd erscholl dazwischen ein Kyrie eleison! (Herr, erbarme dich mein!) mit der Angabe der gegenwärtigen Not, für die man Hilfe erflehte. Diese Andachten

außer den gewöhnlichen Gottesdiensten brachten auch eine mehr gekünstelte Musik in die Messe. Dazu boten die Sequenzen Veranlassung. Dies waren feierliche, einfache, sich wiederholende, nicht endenwollende, modulierte Töne, unter denen der Priester nach dem Graduale die Stufen des Lektors bestieg, das Evangelium vorzulesen. Der Abt Notker Balbulus im Kloster St. Gallen legte den Sequenzen Worte (Hymnen) unter, die dem einfach ernsten Gregorianischen Gesange Abwechselung boten. Die Marien-Verehrung, wie das Anrufen der Heiligen hoben auch die anderen Künste, Skulptur, Architektur; am Ende dieser Periode traten Künstler hervor, wie Correggio, Rafael, Lucas Cranach, Albrecht Dürer, Peter Vischer, Erwin von Steinbach.

Selbst die Schauspielkunst sollte durch die Kirche wieder mehr Beachtung finden. Schon zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts (1398) bekam in Frankreich durch den König Karl IV. eine Passions-Brüderschaft einen Freiheitsbrief, die Leidensgeschichte des Herrn dramatisch darzustellen. In Hamburg kamen im Jahre 1466 das Kapitel und der Rat überein, „die Herzen der Menschen zur Innigkeit zu reizen, und um der Seelen Seligkeit willen das Leiden unseres Heilandes zu spielen.“ Sie erließen eine öffentliche Aufforderung an alle frommen Bürger und Einwohner in allen vier Kirchspielen, zu den Kosten beizutragen, da die Aufführung nach dem gewöhnlichen Gottesdienst um 12 Uhr, in der Charwoche, am Sonntag, Montag und Dienstag stattfinden solle. Die Kollekte brachte in diesem Jahre 36 ℔ 16 ß 6 ₰; die Stadt gab 85 ℔ 4 ß 6 ₰; für eine Mahlzeit der Schauspieler 1 ℔ 12 ß; für Tuch zum Gewand des Heilandes 2 ℔ 2 ß, für Schneiderlohn 13 ß. — Auch den Kindern suchte man die Kirche lieb zu machen, indem man nicht nur am 6. December, am Tage des heiligen Nikolaus, wie dieser Heilige es gethan haben soll, sie mit Geschenken überraschte, sondern sie auch einen Kinderbischof wählen ließ, der in der Weihnachtszeit den heiligen Nikolaus spielte. — Aber der Kunstgenuß täuschte insofern, als man sich gewöhnte, die äußere Übung der Frömmigkeit für den Weg zur Seligkeit zu halten. Dies erkannte schon Albert Krantz. „Das Öffnen des Mundes ist eitel,“ schreibt er, „wenn der Psalm des Herzens fehlt!“ Und nun weist er hin auf die Eitelkeit, die sich verbirgt in das härene Gewand des Bettelmönches, wie in das Cilicium (den peinigenden Gurt) der Geisselbrüder (Flagellanten). Die steigende Hoffart und

Selbstgefälligkeit der Geistlichen beim Gottesdienst ist ihm ein furchtbares Ärgernis. Er warnt vor Überschätzung der Verdienste der Märtyrer, durch welche man sie zu Idolen macht, und nicht minder vor den vielen Legenden, durch welche der katholische Glaube nicht genährt, sondern der Aberglaube gemehrt wird. Gewaltigen Anstoß nahm der brave Krantz daran, daß die Stadt Wilsnack in der Priegnitz zum Wallfahrtsort für Hunderttausende geworden war, weil dort drei Hostien mit einem angeblichen Blutzeichen zur Schau standen, von welchen man sagte, daß sie bei dem Brande der Stadt im J. 1382 auf dem Altare der brennenden Kirche unversehrt geblieben wären. „Viele große Schriften," sagt Krantz, „von angesehenen Männern sind über dieses Wunder zum Vorschein gekommen; hätte man der Habsucht wehren können, so wäre der Thorheit bald ein Ende gemacht. Aber ein Volk, dessen Andacht einmal vom Aberglauben entzündet ist, wird nicht leicht zur Wahrheit zurückgeführt". Ähnliche Erzählungen führten Pilgerscharen nach Bergedorf, Quickborn, sogar nach St. Jago de Compostella in Spanien. Im J. 1506 ging das Schiff des Kapitän Paul von Borstel, welches mit Wallfahrern gefüllt war, als es heimkehrte, noch auf der Elbe unter, und zwei Jahre darauf verunglückte schon bei der Ausfahrt dahin ein großes Schiff von 20 Last voll Wallfahrer. „Die Galle regt sich," schreibt Krantz, als er auf die Geschichte von dem berüchtigten Kohlstrauch in Eppendorf zu sprechen kommt, der durch die Unterlegung einer geweiheten Hostie die Gestalt eines Kruzifixes erhalten haben soll, und im J. 1482 in einem silbernen Sakramentshäuschen ausgestellt wurde. Und dieser Kohlstrauch wurde später dem Kaiser Rudolf II. vom österreichischen Gesandten als Geschenk nach Wien gesandt.

Wie zum krassesten Aberglauben, so führte die immer zunehmende Lust an Kunstgenüssen in der Kirche auch zum Unglauben. Die Liebe zur Kreatur ließ die einfache Wahrheit der göttlichen Offenbarung nicht mehr erkennen.

Schon hatte im vierzehnten Jahrhundert die wissenschaftliche Bildung einen Aufschwung genommen, als der Kaiser Karl IV. mit Genehmigung des Papstes Klemens VI. die erste deutsche Universität in Prag mit denselben Rechten und Freiheiten ausstattete, welche die Universitäten Paris und Bologna genossen. Die Anstalt bekam das Recht, Bakkalaureen

Magister und Doktoren in den vier Fakultäten, der Theologie, Rechtswissenschaft, der Medizin und der schönen Künste, zu ernennen. Hamburg zeigte den regsten Anteil an der rasch aufblühenden Akademie. In den dreißig Jahren von 1377—1404 haben 40 Hamburger das Bakkalaureat in der medizinischen, ungefähr eben so viele in der theologischen und der philosophischen Fakultät bekommen. Juristen aus Hamburg finden wir wohl unter den Studenten in Prag, aber zum Promovieren gingen sie lieber nach Bologna, Perugia, Padua und Paris. Wilhelm Horberg war der erste Hamburger, der sich den theologischen Doktorgrad in Prag erwarb. Er ward später vom Papst Innocenz VII. sehr geehrt, und als päpstlicher Nuntius nach Bremen und Verden gesandt. Die Unruhen, welche auf der Prager Universität das Auftreten von Hufs und Hieronymus veranlaßten, konnten auf Hamburg nicht ohne Einfluß bleiben. Das hamburgische Domkapitel hatte schon gegen Wiclef sich erklärt, als die erste Nachricht von seinem Auftreten in England und dem Beifalle, den er am Hofe fand, durch den englischen Gesandten in Brüssel hierhergekommen war. Die Domherren hatten die 99 vom Papste verdammten Sätze des Ketzers verworfen, und aus dem Grunde sich dem Vorhaben des Mag. Johannes Fritze widersetzt, wenngleich dieser eine bedeutende Summe aussetzte zur Dotation eines Doktor oder Bakkalauren der Theologie, um Vorlesungen in seinem Geiste für die Geistlichen zu halten. Allein nach zehn Jahren gestattete das Kapitel dieses doch, errichtete im J. 1430 die Stelle eines Lector secundarius, und übertrug dieses Amt gewöhnlich einem, der in Prag promoviert war. Auch der als Humanist sich auszeichnende Rektor zu St. Petri, Hinrich Wendt, war in Prag Doktor der Theologie geworden, wie Rasseburg, der Pastor von St. Jakobi. Dagegen studierten die hamburgischen Theologen, welche dem geistlichen Orden angehörten, in Erfurt und Köln. Der wissenschaftliche Eifer der Pastoren that sich kund in den Sammlungen von Büchern, die wir in den Hauptkirchen fanden; bei Petri ward 1407, Katharinen 1439, Jakobi 1400, Nikolai 1472, eine Bibliothek gegründet. Die Dombibliothek enthielt schon im J. 1450 an 100 Bände Handschriften, eine Zahl, die erst ihre Bedeutung erhält, wenn man hört, daß es als ein kaiserliches Geschenk hervorgehoben ward, als Karl IV. 116 Bände zur Gründung der Prager Bibliothek überwies.

Die Dominikaner in Hamburg hatten ihre eigene Klosterbibliothek, und der Bürgermeister Hinrich Murmester stiftete 1479 durch Schenkung einer Reihe juristischer Bücher die Ratsbibliothek, zugleich mit einem Anbau ans Rathaus an der Trostbrücke für dieselbe. Aber die Bevorzugung der theologischen Richtung that sich auch bei der Stiftung von Stipendien für Studierende kund. Der Dekan Johann Bennin, der auch die Horen der heil. Jungfrau Maria in der St. Katharinen Kirche stiftete, setzte 15 ℔ für einen armen Studenten aus; der Presbyter Joachim Langwedel an St. Katharinen ein Legat an drei Magister, welche ihre Studien der Theologie und der Jurisprudenz fortzusetzen wünschten. Der D. Meyger, der Ordensgeneral der Dominikaner, that ein gleiches für zwei in Köln studierende Theologen; der Ratssekretär Luder von Hadeln, und der Rat selbst bestimmte aber ein Stipendium für einen in Rostock studierenden Theologen, als dort im Gegensatz zu Prag eine theologische Fakultät errichtet ward.

In Folge der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken im J. 1453 gewann die sogenannte klassische Bildung durch die nähere Bekanntschaft mit dem Altertum, besonders der Griechen, einen kräftigen Aufschwung und weite Verbreitung. Die heidnische Sinnesart entsprach den Neigungen des natürlichen Menschen zu sehr, um nicht Beifall zu finden. Die vollendete Form, in welcher die aus ihr entspringenden Gedanken in Worten, wie in bildlichen Darstellungen einen Ausdruck fanden, reizten das ästhetische Gefühl der Gebildeten zur Freude am Besitz, zur Sammlung von Kunstdenkmälern, wie zur Nachahmung derselben. Es schmeichelte der Eitelkeit der Großen in der Welt, wie der höchsten geistlichen Würdenträger, durch eine klassische Bildung zu glänzen. Diese hatte sich in kühnem Fluge erhoben, und die Gelehrten und Geistreichen in allen Ständen, die päpstliche Kirche selbst, sich unterthan gemacht. Der Hof der Mediceer in Florenz galt als Vorbild; der Papst Leo X., der dem mediceischen Geschlechte entstammte, nannte in kirchlichen Erlassen die Jungfrau Maria Juno, und Jupiter den Gott der Christen. Daneben verspottete der gelehrte Heinrich Bebel die kirchlichen Dogmen in einer Sammlung von Schwänken und Anekdoten aus dem Volksleben in einer Schrift, der er den Namen gab: „Venus“! In einer anderen, die er nannte „Facetiae“, stellte er mit Wollust die Schönheit der Schwarzwälder Mädchen in ihren

Vorzügen vor den Städterinnen dar. Der sittliche Ernst des Christentums schien den Humanisten, welche sich zur Aufgabe gestellt dachten, die alte Kreatur im Menschen zu ehren, zu enge Schranken zu ziehen. In zügellosem Witz rühmt Konrad Celtes seine „Amores", Willibald Pickheimer sein „Podagra", Ulrich von Hutten die „Floja". Eine Unzahl von Volksschriften erschien, die mit belustigendem Spott die kirchlichen Einrichtungen, vor allem aber die Geistlichen, die Würdenträger der Kirche und der Klöster lächerlich machten, Satiren, Schmähgedichte, Karrikaturen, nicht nur in lateinischer, sondern auch in deutscher, in plattdeutscher Sprache.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst, welcher die Holzschneidekunst bald folgte, rief eine allgemeinere Bildung des Volkes hervor. Bis dahin hatte man wenig Sinn für die Pflege des Elementarunterrichts. Die niederen Geistlichen übten die Kinder, an der Messe sich zu erbauen, die Gebete auswendig zu lernen, am Singen teilzunehmen, die christlichen Wahrheiten zu verstehen. Die Stifts- und die Klosterschulen hatten die Aufgabe, die für den Kirchendienst bestimmten jungen Leute vorzubereiten. Die für das bürgerliche Leben notwendigen Kenntnisse lernte man in seinem Berufe. In den Faktoreien, wie auf den Kontoren der Kaufleute, in der Stadt gewöhnlich, wurde nur ein Plattdeutsch gesprochen, welches dem damaligen holländischen sehr ähnlich war; so wurde auch mit den Friesen, wie mit den Norddeutschen in dieser Sprache die Korrespondenz geführt. Sonst war das Lateinische, wie die Kirchensprache, so die Weltsprache, das Gemeingut aller höheren Stände. Nicht nur in den diplomatischen Verhandlungen verschiedener Nationen, sondern auch im Handelsverkehr bediente man sich seiner. Die Kämmereirechnungen der Stadt Hamburg, die uns vom J. 1320—1562 fast vollständig erhalten sind, die Bürgerbücher von 1278—1596, die libri dominorum molendinorum, welche die Jahre 1420—1566 umfassen, wie auch viele alte Kontrakte und Testamente von Privaten, sind in lateinischer Sprache verfaßt. Gewiß ist nicht häufig ein Kaufmann in den Rat gewählt worden, der nicht des Lateinischen kundig war. Wenn nun die Kaufleute in der Fremde sich eine umfassende Bildung angeeignet hatten, mißfiel ihnen oft bei der Heimkehr der dürftige Unterricht, den sie früher genossen hatten, und sie

verlangten außer den gewöhnlichen Kirchenschulen auch lateinische Schulen. Die Bürger der Neustadt forderten vom Erzbischof Giselbert, als dieser mit dem Kapitel in Streit geraten war, die Erlaubnis, eine eigene Schule in der Neustadt zu gründen. Doch der Scholastikus bestand auf seinem Recht, allein die Erlaubnis zur Stiftung einer Schule geben zu dürfen, und das Kapitel schützte ihn. Da wandte sich der Ratsherr Johann von Lüneburg und einige im Kirchspiel eingepfarrte Bürger an den Papst Martin IV., der erst in dem nämlichen Jahr den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, und sie erlangten am 7. Juli 1281 von diesem eine Bulle, in der er den Bürgern der Neustadt in Hamburg eine grammatische Schule für ihre Kinder zu halten, kraft seiner apostolischen Gewalt, gestattete, weil ihnen dieses vom Erzbischof von Bremen erlaubt sei. Doch der Scholastikus Johannes von Hamme hintertrieb die Anlegung der Schule, bis der Erzbischof sich 1289 mit dem Kapitel versöhnte, und ihm die Besetzung des Lehramtes an dieser Schule, wie am Marianum, überließ. Der Streit der Bürger mit dem Scholastikus erneuerte sich immer wieder. Der letztere wollte das Schulgeld erhöhen, das wollten die Bürger nicht, diese wollten bessere Schreibeschulen haben. Obwohl auch der Rat viele Kosten daran wandte, durch den Advokaten Dietrich Arndes es in Rom selbst zur Anerkennung zu bringen, daß die Schreibschulen nicht unter dem Scholastikus ständen, da die Schreibekunst nur zu den mechanischen Künsten gehöre, der Scholastikus aber nur die wissenschaftlichen Fächer zu beaufsichtigen habe; der Scholastikus gewann dennoch seinen Prozeß immer von neuem. Dadurch wurden die Bürger oft so aufgeregt, daß sie z. B. unter dem Scholastikus Duker im J. 1473 die Rektoren und die Schüler aus der Schule vertrieben, und die Schulutensilien auf die Straße warfen, und im Rezeß von 1483 darauf drangen, der Rat solle es mit dem Schulgeld auf den alten Fuß bringen, und im J. 1499 ihre Beschwerden gegen das Kapitel wiederholten. So unrecht, wie die Bürger es thaten, kann man aber doch dem Scholastikus nicht geben, da sie ihm kein höheres Schulgeld geben wollten; der letzte Scholastikus Bantschow, über den sie sich so heftig beschwerten, dagegen die Anstalt zuletzt als zwei Schulen hinterließ, von denen die deutsche den Schreibmeister zum Lehrer hatte, die andere aber einem Priester, der Magister war, und vier Collaboratoren, übergeben war, und in der der

spätere Superintendent Westphal sich in der Grammatik, Rhetorik, Dialektik, und seinen Stil in prosaischer, und gebundener Rede ausgebildet hat. Als Domherr hatte er ja die Pflicht, die Kinder zu erziehen, daß sie nicht nur lernten, was das Christentum ist und von den Christen fordert, sondern früh auch sich gewöhnten, der Kirche zu dienen. Der Scholastikus hatte als Scholarch die Anordnungen zu treffen, daß die Kinder regelmäßig durch ihren Gesang zur Erbauung der Gemeinde beitrugen. Wie die Kirche überhaupt keine Lehranstalt ist, so sollte auch die Kirche nicht durch die Predigt allein die Gemeinde erbauen, sondern durch ihr ganzes Wirken. In den ersten Christengemeinden finden wir schon das Amt der Almosenpfleger, und die wahre Kirche vergaß es nie, wie die Bibel (Hebr. 13, 16), die Christen aufzufordern, durch die Opfer der Liebe ihre Dankbarkeit gegen Gott zu beweisen. Daran erinnern uns in den ältesten Stadterbebüchern, wie im Stadtrechte vom J. 1270 die Ausdrücke: „Gade geven", „dare dei causa", „pro Deo", die Bezeichnungen der Armenwohnungen mit „Gotteshöfe", oder der Almosen mit „Gottespfennige". Zum Andenken lieber Dahingeschiedener stiftete man „Memorien"; die älteste, die uns bekannt ist, ist die vom Propsten Helprad im J. 1228 gestiftete, eine, am Jahrestage seines Todes wiederkehrende, Messe, bei der des Heimgegangenen und seines Lebenslaufes gedacht ward, und Spenden an bestimmte Arme gegeben wurden; bei anderen wurden mit der Messe Familienzusammenkünfte verbunden. Ähnliche Memorien feierten Standesangehörige, Kaufmannsgilden, Zünfte, zur Erinnerung an frühere Genossen. Wurden durch solche Erinnerungstage die Herren und Meister zusammengeführt, um sich fürs ganze irdische Leben enger zu verbinden, so folgten ihrem Beispiele die Untergeordneten, auch sie bildeten Brüderschaften, die Brüderschaft der Brauerknechte, der Böttcherknechte, der Schiffsbauer, wie der „Kanere" (Bootsleute für die Kähne), der Reitenden- wie der Hausdiener. Wie an anderen Orten ward in Hamburg die bedeutendste die, welche am weitesten sich verbreitete, die „Kalandsbrüderschaft", die sich immer am ersten Tage jedes Monats versammelte (deshalb der Name, da Calendae, im Lateinischen, die ersten Monatstage heißen). Sie waren ursprünglich streng kirchlich. Jedes Mitglied mußte sich verpflichten, täglich 5 Paternoster und 2 Ave Maria für die Verstorbenen zu beten. Am ersten Tage jeden Monats wurde im Dome, in der Krypte (der Ka-

pelle unter dem Hauptaltar) vom Dekan die Messe gelesen. Zu der Mahlzeit, welche darauf im Refektorium (im Speisesaal des Klosters) gehalten wurde, mußte jeder Teilnehmende ein Opfer bringen, auch eins, das den Armen ausgeteilt wurde. Doch der weltliche Sinn machte diese Kalandsbrüderschaft sehr beliebt, aber auch sehr ausschweifend, so daß Bugenhagen bei der Reformation vor allem darauf drang, daß diese aufgehoben ward. Jede Brüderschaft hatte für ihre Messen einen bestimmten Altar ihrem Schutzheiligen geweiht, bei dem sich die Brüder aus der Fremde zusammenfinden konnten. Wie reichere Familien, schmückten die größeren Zünfte ihren Altar, mit der Kapelle, in der sich derselbe befand, durch Gemälde, Schnitzwerke, gemalte Fenster, Kronen, Gestühle, durch die Stiftung einer ewigen Lampe, oder dergleichen. Da die Zahl der Altäre stieg, vermehrte sich die Zahl der Messen so, daß der Pfarrer, der eigentlich nur eine Messe am Tage lesen durfte, mit seinem Amte nicht allen dienen konnte. Es mußte deshalb für ihn ein Vikar gewählt werden, d. h. ein anderer Priester, für dessen Honorierung zuerst ein Kapital dem Kapitel verliehen werden mußte, und der von den Patronen, d. h. den von den Stiftern bestimmten Verwaltern, nur mit Genehmigung des Kapitels angestellt werden durfte. Auf dieselbe Weise wurden Vikare angenommen, um Messen für andere Liebeszwecke zu lesen; so stiftete Heinrich Hoep eine Messe für solche, die früh Morgens an die Arbeit müssen oder eine Reise antreten wollten. Ottger von Oldenburg verließ 1248 beim Rate 14 ℔ sterl., um den Kranken im Hospital zum Heiligen Geist des Nachts ein brennendes Licht zu verschaffen. In diesem Hospital wurde im J. 1316 ein Gasthaus für ärmere Fremdlinge errichtet. Einige Brüderschaften hatte die Liebe gegründet, um der Not auf andere Art abzuhelfen, wie 1385, um für die Armen Särge zu bereiten, besonders für arme, fremde Schüler, die hier verstarben. Für die Armen ward auch der Begräbnisplatz bei der St. Gertrud-Kapelle angelegt.

Der Wert der Buchdruckerkunst wurde zuerst von denen anerkannt, die schon früher das Wort Gottes durch Abschriften, neue Übersetzungen und Auslegungen fürs Volk zu verbreiten suchten. Insbesondere geschah dies durch die Brüder des gemeinsamen Lebens. Schon im J. 1476 legten diese eine Buchdruckerei in Rostock an. Fast gleichzeitig hatte Lukas

Brandis die erste Druckerei in Lübeck gegründet. Im J. 1494 freuete sich ein geborner Hamburger, Stephan Arndes, aus einer angesehenen Familie, der schon in Perugia 1481 als Buchdrucker genannt war, in Lübeck eine Bibel „mit ehernen Lettern drucken und seliglich" vollenden zu können. Im J. 1480 erschien eine Bibel in niedersächsischer Sprache; der ungenannte Verfasser schreibt in der Vorrede: „Die hochgelehrten Meister der Schulen sollen die lateinische Übersetzung des Hieronymus lesen und gebrauchen; aber die ungelehrten und einfältigen Menschen, geistliche und weltliche, besonders die Kinder an Geist sollen das gegenwärtige Buch der Bibel recht nach dem Text des Lateinischen ins Deutsche übersetzt haben, um sich damit am heiligen Tage zu wappnen gegen die Geschosse und Pfeile des Feindes aus der Hölle. Dazu hat ein Liebhaber der Seligkeit aller Menschen nicht auf Lob der Menschen, zeitlich Gut und irdischen Lohn gesehen, sondern durch christliche Liebe, im tiefsten Herzen bewegt, diese Übersetzung, die vor manchen Jahren gemacht ist, mit großer Kost, Mühe und Arbeit, mit Hilfe und Rat vieler Hochgelehrten zu Köln gedruckt."

So hatte der Herr sein Wort doch noch in seinem Volke erhalten. Das erklärt uns, wie die Predigt des reinen Evangeliums so schnell Anklang finden konnte, was auch so trefflich ein anderes Lied bezeugt, das nicht von Stephan Kempe, aber auch auf Klaus Kniphof gemacht ist:

Hamborch, so grote wunderdadt
Hefft Godt bi di bewiset.
Em sy loff sünder vnderlath,
Billick dat men en priset.
Nim an syn wordt,
He wert sofort
Grötter gnade di ertögen.
Sü up de Schrifft!
Wo dat nablifft,
He werd di plage toſögen.

O Here Godt, unse Vader du bist,
Wi bidden allentsamen,
Ok in den namen Jesu Christ,
Din Wordt lath to vns kamen.
Den hilligen Geist
Doch aldermeist
In eer herte willest senden.
De da vor syn
Der gemeinheit din,
Dinen thorn willest von vns wenden.

Zwölftes Kapitel.

Der Anfang der Reformation der Kirche.

Vom J. 1517—1529 n. Chr. G.

Wenn auch in allen christlichen Ländern von allen ernster Gesinnten eine gänzliche Umgestaltung der Kirche als ein Bedürfnis gefühlt wurde, so konnte die Reformation nicht durch den Papst oder eine Kirchenversammlung, nicht durch einen weltlichen Herrn oder eine Staatsumwälzung, auch nicht durch die Wissenschaft, Gelehrsamkeit oder Kunst herbeigeführt werden, sondern allein durch die Predigt des lautern Evangeliums von Jesu Christo, durch das Wort Gottes.

Noch einmal hatte die römische Kirche in ihrer Verblendung gesucht, durch Entfaltung ihrer weltlichen Macht und Herrlichkeit das Christenvolk zur Erkenntnis ihrer Wahrheit zurückzuführen. Im Jahre 1516 erschien in Hamburg der päpstliche Protonotarius Johannes Angelus Arcimboldus als apostolischer Kommissar, einen Ablaß zu verkündigen, um zu Ehren des Apostelfürsten einen großen Dom in Rom zu erbauen. Er machte den Domherrn, den Scholastikus Heinrich Bantschow zu einem päpstlichen Akoluthen und Protonotar, um durch recht reichlichen Verkauf der Ablaßbriefe die Peterskirche herrlich vollenden zu helfen. Aber schon vor seiner Ankunft erzählte man sich, daß das eingehende Geld besonders zur Ausstattung der Ehe der Schwester des Papstes Leo X. mit dem

Grafen Cibo dienen solle. Der Papst hatte 1516 drei Kommissare nach Deutschland gesandt; in den Norden Arcimboldus, in den Süden den Franziskaner-General Forli, für Mitteldeutschland den Erzbischof Albrecht von Mainz, den Markgrafen von Brandenburg. Er erreichte seinen Zweck, viel Geld aus Deutschland zu ziehen, doch hatte der Handel einen Erfolg, den er nicht erwartete. Der Erzbischof Albrecht, obgleich ein Freund des Erasmus, hatte einen Unterkommissar, einen Dominikaner, Johann Tetzel, den der Papst zum Inquisitor machte, und der mit besonderer Unverschämtheit in Jüterbock, an der sächsischen Grenze, seinen Handel betrieb. Als nun Leute mit einem Ablaßzettel, den sie von Tetzel hatten, in den Beichtstuhl von Dr. Martin Luther im benachbarten Wittenberg kamen, erschrak dieser. Als ein Augustiner-Mönch saß er Beichte, aber als ein Professor der Universität hatte er schon längere Zeit den gefährlichen Irrtum kennen gelernt, der dem Ablaßhandel zu Grunde lag. Er war gerade Rektor der Universität; da er nun als solcher zur Feier des Allerheiligen-Festes am 31. Oktober 1517 zu einer öffentlichen Disputation einladen wollte, schlug er ans schwarze Brett, das in Wittenberg am Eingang der Schloßkirche hing, 95 Theses (Streitsätze), um diese gegen Jeden, der ihnen widersprechen wollte, zu verteidigen. In diesen Sätzen ging er von der Notwendigkeit aus, daß das ganze Leben eines Christen eine Bußübung sein müsse, um durch die Abtötung des Fleisches eine Sinnesänderung hervorzubringen. Denn die Buße sagte er, sei nicht die Genugthuung selbst, nicht das Mittel, durch welches die gethane Sünde wieder gut gemacht werden könne; der Ablaß könne auch nicht von der Strafe der Sünde, dem Fegfeuer, erlösen; die wahre Buße sei die Pein, die aus dem Bewußtsein der Sünde entstehe. Der wahre Schatz der Kirche sei das Evangelium von der Gnade Gottes in Jesu Christo. Der wahre Christ habe ohne Ablaß vom Priester Anteil an allen Gütern Christi durch Gottes Gnade.

Diese Behauptungen machten ein gewaltiges Aufsehen; die Thesen liefen in 14 Tagen durch ganz Deutschland. Auch nach Hamburg kamen sie. Als der alte Dr. Krantz (er starb bald darauf, am 7. Dezember 1517) sie gelesen hatte, seufzte er: „O Bruder, geh' in deine Zelle und sprich: Herr, erbarme dich meiner!" Bedeutungsvoll für uns ist die Aufnahme, die Luthers Auftreten bei dem Manne fand, der später die Umgestaltung

der hamburgischen Kirche am meisten förderte, bei Johannes Bugenhagen.

„Pomeranus" ward dieser genannt nach der Sitte der Gelehrten in jener Zeit, ihren Namen lateinisch zu formen, — weil er in Pommern geboren war, am 24. Juni 1485. Er war Rektor der Schule in Belbuck, als er am Tage des Schutzheiligen des Klosters eine Rede über den Apostel Paulus hielt, in welcher er den Apostel als Lehrer und Vorbild der Gerechtigkeit darstellte; aber von der Gerechtigkeit des Glaubens durch Christi Tod wußte er damals nichts. „Trachte darnach, sagte er, daß du heilig wirst, und Christus wird dir nach Seiner Gnade dies dein Streben als Heiligkeit anrechnen; wie der heilige Hieronymus sagt, daß der schon ein gut Teil Christentum hat, der im Herzen den Wunsch hat, ein Christ zu werden!" Auf den Titel dieser Rede schrieb Bugenhagen später: „Es ist zu sehen, wie gerne ich damals habe schon ein Christ sein wollen, aber es war noch die Zeit des Irrtums!" Wohl hörte Bugenhagen gewiß gar bald von Luthers Thesen, war es doch der junge Sohn seines Herzogs Bugislav von Pommern, Barnim, der als Student Luther nach Leipzig auf die Disputation mit Dr. Eck begleitete; allein er selbst schrieb: „Wir sind im Papsttum solche Grobiane gewesen, daß wirs (das Evangelium) nicht verstanden haben, ja, so gottlos, daß wirs nicht haben verstehen wollen!" Erst 1520 öffneten sich ihm die Augen. Eines Tages gab ihm ein geistlicher Bruder beim Mittagsmahl Luthers neue Schrift: „Von der babylonischen Gefangenschaft." Bugenhagen blätterte darin, las hier, las da, endlich rief er laut: „Seit Christus gelebt hat, haben viele Ketzer die Kirche angegriffen und hart angefochten, aber ein verderblicherer, als dieser, ist niemals aufgestanden!" Allein er konnte doch von der Schrift nicht fortfinden; er besprach sie mit seinen Freunden; der Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium ward ihm nun erst klar; er sah ein, daß der Mensch nicht durch des Gesetzes Werke selig werden könne, sondern allein durch den Glauben an Christum. Das trieb ihn, sich an Luther selbst mit der Bitte zu wenden, ihm den rechten Weg zu zeigen. Luther sandte ihm sogleich als Antwort seine Schrift: „Von der Freiheit des Christenmenschen." Als Bugenhagen diese mit seinen Genossen las, rief er einmal über das andere:

„Was soll ich sagen? Die ganze Welt ist entweder blind gewesen oder mit cimbrischer Finsternis umgeben! Dieser Mann allein hat die Wahrheit erkannt!" Und der Rektor der Schule von Belbuck, der schon die Pommersche Geschichte nach den Quellen herausgegeben hatte, ging nach Wittenberg, und setzte sich in seinem sechs und dreißigsten Lebensjahr unter die Studenten zu Luthers Füßen!

Luther selbst schrieb später: „Alle Welt hatte über den Ablaßhandel geklagt, sonderlich über die Art und Weise, wie Tetzel den Handel trieb; weil aber alle Bischöfe stille schwiegen, und niemand dem Ketzer die Schellen anbinden wollte, — denn der Ketzermeister hatte alle Leute mit dem Feuer in Furcht gesetzt, — so wird der Luther nun als ein Doktor gerühmt, da doch einmal Einer war, der d'rein griff!"

Bugenhagen aber schrieb bald von Wittenberg aus an seine alten Schüler in Belbuck, und bat sie, „doch vor allem die heilige Schrift zu lesen, und gewiß zu sein, daß der himmlische Vater, wie Christus gesagt hat, den heiligen Geist denen geben werde, die ihn darum bitten". Und er hatte später die Freude, daß aus dem Kreise dieser Jünger die Reformatoren in den Hauptstädten des nördlichen Deutschlands hervortraten: Ketelhut und Kürcke in Stralsund, Andreas Knoph und Joachim Möller in Danzig, Paul von Rhoda in Stettin, Hermann Bonnus in Lübeck und Johannes Aepinus in Hamburg.

„Die Hamburger begehren Gottes Wort," schrieb Luther im Dezember 1522 an Wenzel Linck; „sie haben den Offizial des Erzbischofs von Bremen, Wilhelm Delbrügge mit den Seinen, die es ihnen wehren wollten, fortgetrieben."

Schon im J. 1521 hatte der Rektor von St. Katharinen, Mag. Ordo Stenmel (Steinmeel, gewöhnlich Stemmel genannt) angefangen, das wilde, unzüchtige Leben der Geistlichen zu strafen, und auf der Kanzel, sowie als Lector secundarius in den Vorlesungen im Lectorio das lautere Evangelium, soviel der Herr ihm schon Verstand gab, zu verkündigen. Die Juraten von St. Nikolai waren dadurch ermutigt, stärker gegen den Scholastikus Bantschow wegen Vernachlässigung der Schule und ob seines schlechten Lebenswandels aufzutreten, und sich mit den Juraten der anderen Kirchen zu vereinen, um die Schule in ihre Hände zu be-

kommen. Es muß sich wohl schon damals die reine Lehre in der Stille immer weiter verbreitet haben, denn aus einem Briefe an Spalatin vom 14. Juli 1523 erfahren wir, daß der in Frankreich geborne Theologe Franz von Avignon an Spalatin schreibt, er sei von Hamburg aus gebeten, einige französische Traktate zu schreiben, die man dort elegant drucken und zu Schiff in Frankreich einführen könne. Der Rat forderte Bantschow auf den 10. Juli 1522 aufs Rathaus, sich mit den Juraten auseinander zu setzen. Allein diese bestanden auf ihr Recht, und als der Scholastikus ihnen gewillfahrt hatte, und den Magister Andreas Kempe auf Michaelis entließ, da führten sie am 26. September einen neuen Lehrer ein, gaben ihm den Chorstock und die Rute in die Hand und versprachen ihm, ihn zu schützen, wenn der Scholastikus gegen sie auch den Rat, auswärtige Potentaten, ja, den Papst zu Hilfe rufe. Im November äußerte der Mag. Hans von Sprecklesen in Gegenwart eines Domherrn ganz laut, daß es dem Kapitel mit der Kirche ebenso gehen solle, wie dem Scholastikus mit der Schule. „Das Kapitel möge wohl die Kirche haben, aber das Kirchspiel solle die Pensionen einnehmen! Sie wollten nicht achten den Bann des Papstes oder des Kaisers. Martin Luther sei auch im Bann, wie der Herzog der Geldern und der Friesen!" — Denn am 1. September 1522 hatten die Geschwornen von allen Kirchen mit den erbgesessenen Bürgern der Kirchspiele und den Älterleuten der Gewerke, unter Vollbort des Rates, den Beschluß gefaßt: Das Kapitel solle nur mit Zustimmung der Kirchspielsherren und Geschwornen, gelehrte, fromme, tugendsame Kirchpfarrer, die gefällig und geschickt wären, das Wort Gottes zu predigen und den Gottesdienst zu halten, einsetzen; dagegen einen erwählten absetzen, wenn er ungeschickt würde oder sonst den Kirchspielsherren und Geschworenen nicht behage. Einen aber, der diesen gefiele, dürften sie nicht abrufen.

Zwei Männer werden uns genannt, die das Evangelium zuerst angenommen hatten, als sich noch kein Bürger dazu bekannt, Detlef Schuldorf und ein Goldschmidt Dirik Ostorp. Diese hatten einen Mönch Johann Widenbrügge ins Haus genommen und auch in anderen Orten die Leute in göttlicher Schrift belehren lassen, ehe Stephan Kempe, von dem wir oben ein Lied angeführt haben, zur Osterzeit

1523 aus Rostock hierher gesandt war, um in der Marien-Magdalenen-Klosterkirche zu predigen. Kempe war von dem rostockischen Reformator Joachim Schlüter auf den rechten Weg geführt. Er zog durch seine Predigten eine solche Menge an, daß, als seine Zeit zu Ende ging, 60 Bürger sich an den Guardian des Klosters, Joachim Ellerhof, wandten, um ihn länger hier zu behalten. Da dieser sich entschuldigte, weil der Pater Minister in Rostock, ihn zum Pfingstfest zurückverlangt hatte, da bekam er zur Antwort: „Der Pater Minister erhält euch euer Kloster nicht, sondern ihr kommt mit euren Beuteln zu uns, euch Fleisch und Brot zu holen. Darum sagen wir euch im Ernste: Wenn ihr uns den Mann lasset, so sollen eure Beutel ganz gefüllt sein, doch wenn ihr ihn wegschicket, so sollen sie leer zurückkommen." Nach langen Verhandlungen ist Stephan Kempe hier geblieben und hat die Lehre des heiligen Evangeliums gepredigt. Da hat er oft von dem Unwillen des Pater Minister Funke leiden müssen; auch die Pfarrer, die sahen, daß alle, Arme und Reiche, in die Marien-Magdalenen-Kirche zur Predigt liefen, ärgerten sich, und schalten ihn von der Kanzel Ketzer und Aufrührer. Ja, der gelehrte Pfarrer Henning Kissenbrügge zu St. Nikolai behauptete laut: „Die schwarzen Mönche seien Doktoren aber die, welche zu den weißen gingen, seien Toren!" und drohte, seinen Abschied zu nehmen, wenn das nicht aufhöre. Die Kirchgeschwornen, welche solche Drohung schon öfter gehört, gingen diesmal darauf ein, wählten, auf Joachim Wegedorns Vorschlag, zum Pastor Johannes Bugenhagen, und sandten diesem im Namen der Gemeinde ein Berufungsschreiben. Bugenhagen hatte wohl Freudigkeit, dies anzunehmen. War er auch Stadtpfarrer in Wittenberg, und hatte er auch als Professor der Theologie viele Zuhörer, so war doch sein Einkommen nicht hinreichend, ihn zu erhalten, nachdem er die Schwester seines Kaplans, Georg Rörer, geheiratet hatte. Allein Melanchthon war durchaus dagegen, daß in den damaligen gefährlichen Tagen einer der besten und beherztesten Männer entlassen werde, und die Gemeinde wollte ihn in diesem Augenblick am wenigsten entbehren, indem er im Begriff stand, Luthers neue Messordnung einzuführen. Während Bugenhagen sich noch besann, kam ein Bote zu ihm vom hamburgischen Rat und meldete ihm, er dürfe nicht kommen, da nicht die ganze Stadt in seine Berufung

gewilligt habe, und aus anderen weltlichen Ursachen. Bugenhagen glaubte der Obrigkeit Gehorsam beweisen zu müssen, war aber doch überzeugt, daß er ein rechtmäßiger Pastor zu St. Nikolai sei, da die christliche Gemeinde ihn erwählt habe, und als er nun hörte, daß in Hamburg Prediger und Mönche seien, die Gottes Gnade lästerten und für Ketzerei ausschrieen, gab er ein Sendschreiben in Druck: „An die ehrenreiche Stadt Hamburg". „Von des Christen Glauben und rechten guten Werken". In diesem zeigte er, was für Prediger eine christliche Gemeinde haben müsse. Diesem Sendschreiben fügte er einen Brief bei an den Dominikanermönch August Gentelin. Dieser Gentelin stand bei den Katholiken in solcher Achtung, daß noch 1530 der Erzbischof von Bremen, der Herzog Christoph von Braunschweig, welcher im J. 1516 dem Erzbischof Rode gefolgt war, diesen Mönch mit auf den Reichstag nach Augsburg genommen hat. Er hatte sich aber gerühmt, daß er öffentlich gegen Bugenhagen auftreten und beweisen wolle, daß das hier gedruckte niedersächsische Neue Testament (nach Luthers Übersetzung) „een Swins Testament" sei. Bugenhagen aber machte ihm klar, daß das Wort Gottes die einzige Quelle der geoffenbarten Wahrheit sei, aus der ein jeder schöpfen könne und dürfe, was zum ewigen Leben dient.

Kissenbrügge's Entlassung war noch nicht angenommen, aber man hatte einem Magister Sendenhorst die Geschäfte übertragen, und als Kissenbrügge wiederholt seine Entlassung einreichte, beschlossen die erbgesessenen Bürger des Kirchspiels am 11. Januar 1526, er solle nun nicht länger ihr Kirchherr sein. Das zeigten sie der ganzen erbgesessenen Bürgerschaft an, und es wurde von dieser beschlossen, daß hinfort Geschworne und Erbgesessene eines jeden Kirchspiels das Recht haben sollten, einen Kirchherrn zu wählen, damit das Evangelium der Wahrheit in der ganzen Stadt einträchtig gepredigt werde, und daß das Kapitel und der Rat nichts dagegen unternehmen sollten; der Rat vielmehr abermals gebeten sein solle, den Kirchspielen ihre Gewohnheiten und Gerechtsame nicht zu verkürzen, da die Bürgerschaft entschlossen sei, dieselben mit Leib und Blut zu verfechten.

Inzwischen war Stemmel gestorben. An seine Stelle war Jochim Vischbeck gekommen, der früher in Krempe schon begonnen hatte, das

reine Evangelium zu predigen. Er fing auch hier an, mit allem Eifer für dasselbe zu zeugen; aber da er bald nachließ, abfiel, Ärgernis gab, und entlassen werden mußte, verschrieben die Kathariniten einen Prädikanten aus Magdeburg, der dort entlassen war, weil er den Gottesdienst zu reformieren angefangen hatte, Johann Zegenhagen. Dieser kam gegen Ostern (1. April 1526). Indeß gerade in dieser Zeit, am 23. März, hatte der Kaiser Karl V. von Sevilla aus eine Mahnung an die deutschen Fürsten und Stände ergehen lassen, bei dem alten Glauben zu bleiben, und darauf zu sehen, daß die ketzerische Lehre, welche die Ursache aller Unruhe sei, auch bei den Nachbarn wieder vertilgt werde. Ein Reichstag stand bevor, keiner konnte sagen, ob der Abschied nach demselben für die neue Lehre günstig ausfallen werde. Der Rat geriet in eine Lage, die dadurch noch schwieriger wurde, daß die Bürger in Hamburg damals außerdem sehr aufgeregt waren durch die vielen Ausgaben, die sie bezahlen sollten, wegen der neuen Umwallung der Stadt und wegen eines Kanalbaues nach Lübeck wie durch das Domkapitel, von dem sie Ersatz verlangten für den Schaden, den der Bann der Stadt verursacht hatte, und für die Pensionen, welche es mit Unrecht den vier Kirchspielen vorenthalten haben sollte. Der Rat bat deshalb die anderen wendischen Städte, Gesandte nach Bergedorf zu senden, um sich zu beraten „in der Sache, oder, wie andere sagen, um der Sekte der Lutheraner willen, und wegen anderer Angelegenheiten". Von hier fuhren Gerhard von Holten, Heinrich von Salzborch, Johann Wetken und Joachim Sonnenfeld dahin. Wir wissen nicht, ob in Folge dieser Besprechung, aber der Rat verwies darauf dem Zegenhagen die Stadt, als die Zeit, für die er berufen war, zu Ende ging. Da versammelten sich am 14. April Geschworne und vollmächtige Bürger aus allen Kirchspielen und entsandten 22 Abgeordnete an den Rat, um denselben nach dem Grunde dieses Verbotes zu fragen. Der Bürgermeister Hohusen erwiderte, Zegenhagen sei ein weggelaufener Mönch, habe sich nirgends zurechtweisen lassen, sei zuletzt noch aus Magdeburg ausgewiesen. Er predige immer nach seinem Kopfe eine Lehre, die der Stadt Verderben bringe. Indeß die Bürger setzten ihren Willen durch, und brachten die Antwort zurück, Ein Ehrbarer Rat könne die Wahrheit wohl hören und erlaube es, Zegenhagen predigen

zu lassen. Doch dieser begnügte sich nun nicht damit, das Wort von der Kanzel zu verkündigen, sondern fing an, in christlicher Weise zu absolvieren und das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt auszuteilen; da erhielt er am 4. Mai vom Rat seine Entlassung, unter dem Befehl, der Stadt binnen drei Tagen den Rücken zu kehren. Hierauf versammelten sich am nächsten Sonntag, am 6. Mai, 400 Bürger im Lektorium des Marien-Magdalenen-Klosters nach Kempe's Predigt, um über das Vorgehen des Rates sich zu besprechen. Die von ihnen entsandten Abgeordneten, je einer aus jedem Kirchspiel, begaben sich zu Bürgermeister Hohusen, und begehrten, daß derselbe den Rat am nächsten Tage zusammenberufe, weil einige Bürger mit demselben zu sprechen hätten. Hohusen willigte ein, wiewohl ungern, weil am nächsten Tage die Prozessionen der Himmelfahrtswoche begannen. Montags, am 7. Mai, um 7 Uhr Morgens, kamen auf dem gemeinen Saal gegen 4000 Menschen zusammen und deputierten 40 Bürger, je 10 aus jedem Kirchspiel, zu den Verhandlungen. Diese gingen vor den Rat und fragten durch ihren Wortführer Joachim Wegedorn, warum Zegenhagen die Stadt meiden solle, da er doch nicht nach dem Rezeß und dem Artikel 10 überwiesen worden sei. Der Rat erwiderte, die Entlassung sei darum geschehen, weil Zegenhagen ein verlaufener Mönch sei, ein Schmiedeknecht, der aus allen Landen verjagt, und besonders aus Magdeburg, wo er Zwist und Aufruhr verursacht habe, hier neue Lehren einführe, — und wies dabei auch auf das kaiserliche Mandat und den Schaden hin, der dem Kaufmanne dadurch entstehen könne. Es fielen Reden und Gegenreden, bis zuletzt der Rat zugestand, daß Zegenhagen predigen dürfe an St. Katharinen oder anderswo, nach dem Gefallen der Bürger. Die Abgeordneten brachten diese Antwort zurück, und die Versammlung löste sich auf.

Von der Sorge, in die ihn das Edikt des Kaisers aus Sevilla versetzt hatte, ward der Rat befreit. Der Reichstag zu Speier gestattete im J. 1526 bis zur Entscheidung eines allgemeinen National-Konzils allen Ständen, so zu leben, zu regieren und sich zu verhalten, wie sie es gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten, sich getrauten. Der Rat erließ darnach 6 Artikel, welche die Bürgerschaft genehmigte, um dem Streite der Geistlichen unter einander vorzubeugen: 1) Daß sie das lautere Gottes-

Evangelium mit Auslegung der Schrift der heiligen Apostel und anderer bewährter Schriften gutmütig, sanftmütig und christlich, nach der Lehre der bewährten und von der christlichen Kirche angenommenen Bücher lehren und predigen sollen, so daß jeder männiglich daraus gebessert und nicht geärgert werden könne.

2) Kein Prediger solle den andern auf der Kanzel und sonst vor der Gemeinde weder insgemein, noch insbesondere verachten, schelten, verketzern oder lästern. So aber einer den andern mit Wahrheit zu beschuldigen oder ihn zu belehren hätte, so brauche er in dem Falle Matth. 18, 15 und Luc. 17, 3, und bedeute einer den andern unter sich oder in Gegenwart etlicher der heil. Schrift verständigen Männer, damit vor der Gemeinde diesfalls nichts anderes, als was zu ihrer Seelen Seligkeit erfordert wird, möchte gepredigt werden.

3) Sie sollen nichts, wodurch der gemeine Mann verwirrt oder ihm auch nicht nötig oder fruchtbar zu wissen ist, von disputierlichen Sachen auf dem Predigtstuhl hervorbringen.

4) Ein jeder Prediger stelle vor sich (verkünde) eine rechte und christliche Lehre, welche zur Beförderung der Seelen Seligkeit, zur Erhaltung des gebührenden Gehorsams gegen die Obrigkeit, und zu Friede und Ruhe unter den Christenleuten dienlich sein mag, nach Pauli Lehre Röm. 13 u. a., also, daß er durch sein Predigen Gottes Ehre und Gebot fördern und unter dem Volke Liebe und christliche Eintracht stiften möge.

5) Wenn es Gelegenheit giebt, von den Übertretungen der Menschen in allen Ständen zu reden, daß sie dann ohne Verachtung der Stände im allgemeinen strafen, was wider Gottes Wort ist, und den gemeinen Mann mit Sanftmut ermahnen, sich nicht mit Gewalt gegen die Zeremonien der Kirche, die Heiligenbilder und Kirchendienste zuzunötigen, sondern sich stille und sanftmütig zu halten, bis es Gott dem Herrn gefallen möge, diesem Thun sein Maaß zu geben.

6) Würde sich ein Prediger gebrauchen lassen, Haß und Widerwillen zu erwecken, der soll zu keinem Predigtamt gestattet, sondern aus der Stadt gewiesen werden.

Als nun im Sommer Heinrich Sendenhorst aus Angst vor der herrschenden Pest nach Wedel floh, forderten die Geschwornen von St. Ni-

kolai Zegenhagen auf, zu ihnen zu kommen. Am 22. September entboten sie dann alle erbgesessenen Bürger dieses Kirchspiels, und teilten ihnen durch Joachim von der Vechte mit, da sie nach dem Willen des Kirchspielsherrn berufen seien, weil die Kirche bisher keinen Kirchherrn habe, daß sie (die Geschwornen) mit ihnen über die Wahl eines Kirchherrn, der das Wort Gottes lauter und rein verkündige, reden sollten; so wünschten sie, daß sie, die Bürger, ihnen diejenigen vorschlagen möchten, welche sie für geeignet fänden. Die Bürger antworteten, die Geschwornen seien ihre Ältesten, und würden schon darüber nachgedacht haben, wer dazu geeignet sein würde. Die Geschwornen entgegneten, sie hätten gedacht an Bruder Stephan Kempe, daß diese Wahl aber dem Kloster Marien-Magdalenen sehr nachteilig sein würde, ferner an Johann Güstrow, den Kaplan von St. Katharinen, daß dies aber im Katharinen-Kirchspiel Unwillen erregen würde, und an „unseren Prädikanten" Johann Zegenhagen. Da wählten sie in Eintracht den letzteren zum Kirchherrn; damit aber die Kirchgeschwornen nicht sagen könnten, er sei von den Bürgern gewählt (also nicht von der Kirche), so begehrten sie, daß ihre Ältesten zuerst wählen sollten; die Geschwornen sträubten sich, wählten aber dann Mann für Mann Johann Zegenhagen. Dann ließen sie Zegenhagen rufen, und verkündeten ihm, er sei von ihnen und allen erbgesessenen Bürgern des Kirchspiels mit Willen des Kirchspielsherrn zum Kirchherrn erwählt. Zegenhagen erwiderte, er sei weder Doktor noch Magister, und zu dem Amte, zu dem sie ihn gewählt hätten, nicht so geschickt, wie sie vielleicht meinten, und es wäre deshalb wohl besser, wenn man einen andern wähle; sie möchten ferner bedenken, daß er bisher nicht mit einem Amte beschwert, sondern berufen gewesen sei, ungehindert durch das, was dem Evangelium entgegen, dieses zu fördern in voller Freiheit des Thuns und Lassens. Nähme er aber trotzdem das Amt an, sei die Wedeme (das Pastorenhaus) ein leeres Haus und enthalte keinen Vorrat; er, der bisher kein Haus gehalten habe, könne nicht ohne Weiteres dort einziehen; wollten die Bürger, nachdem er das Amt angenommen, die Hand von ihm ziehen, und es ihm überlassen, wie er sich und seine Kapläne ernähre, so sei ihm das unleidlich. Als die Geschwornen den Kirchspielsherren solches mitteilten, verweigerten diese ihre Zustimmung,

und Bürgermeister von Holte verbot die Einführung des Zegenhagen als Kirchherrn. Am 29. September zogen die Geschwornen und einige Bürger auf das Rathaus, und Jochim Wegedorn, als Wortführer, begehrte den Grund des Verbots zu wissen. Dietrich Hohusen antwortete, daß die Wahl ohne Willen und Vollbort der Kirchspielsherren geschehen sei, und daß der Erwählte gegen die Vereinbarung von Rat und Bürgerschaft die Zeremonien größtenteils nicht halten wolle. Nach längerem Hin- und Herreden entschied der Rat, man wolle es den Bürgern zu Gefallen geschehen lassen, daß Zegenhagen bis Ostern Kirchherr sei, und sich nach den erwähnten 5 Artikeln richte; zur Fastenzeit sollten Geschworne und Bürger die Kirchspielsherren einladen und mit ihnen beraten, ob man Zegenhagen länger behalten oder einen anderen Kirchherrn wählen wolle; da aber diesmal Zegenhagen nicht in Gegenwart der Kirchspielsherren erwählt sei, so wolle man gestatten, daß die Bürger allein, doch unter den vereinbarten Bedingungen, ihn einführen sollten.

Als nun aber Zegenhagen, nachdem er das Amt übernommen hatte, anfing, die päpstlichen Geistlichen wegen ihrer Lügenpredigten und ihres schändlichen Lebens hart anzutasten, so blieben die Vikare zu Weihnachten alle weg aus dem Chore. Aber Zegenhagen richtete sich mit seinen Kaplänen, Küstern, Schulmeistern und ihren Gesellen und Schulkindern im Feste so ein, daß die Leute sagten: Können so wenige Personen den Gottesdienst so herstellen, wozu sind denn so viele Pfaffen nütze? Und Zegenhagen fand sich getrieben, daß er die Vikare u. a. nicht wieder ins Chor ließ; denn, sagte er, könnten sie nicht Gott zu Ehren die Geburt Christi feiern, sollten sie auch nicht ihrem Leibe zu Gute Vigilien und Seelenmessen singen. Von nun an fielen viele Zeremonien weg, und das Sakrament wurde nach Christi Einsetzung ausgeteilt.

Aber gerade am Tage nach diesem Weihnachtsfeste hatte der gelehrte Domprediger Nikolaus Bustorp, der einzige, der eine Predigt zu machen verstand, Behauptungen auf die Kanzel gebracht, welche wider Gottes Wort stritten. Als Stefan Kempe von Bustorps Predigt hörte, besprach er sich mit Zegenhagen und Mag. Joh Fritze, der aus Lübeck zum Pastor an der St. Jakobi Kirche gewählt war, und die drei Pastoren sandten drei Kapläne hin und ließen Bustorp fragen, ob

er die 6 Sätze gepredigt habe, die sie als seine Behauptungen auf der Kanzel vernommen hätten. Bustorp bat sich Bedenkzeit aus, und antwortete Zegenhagen in einem Schreiben auf eine freundliche Weise sehr ausführlich. Er leugnet nicht, daß Christus das Sakrament unter der Gestalt des Brotes und Weines eingesetzt habe, aber nur für die zwölf Jünger; nicht habe er es so den 12 Jüngern oder seiner Mutter gegeben, den Jüngern in Emmahus gab er nur das Brod. Aber nicht auch seinen Leib? Nun wo Fleisch ist, da ist auch Blut; der ganze Christus. Zum zweiten sagte er: Christus hat die Sünde der Welt getragen an seinem Leibe auf dem Holz. Aber er hat 7 Sakramente uns verliehen, das der Taufe, damit die Erbsünde zum Leben des Geistes getilgt werde; das des Altars zur Nahrung des Geistes; das der Buße wider die wirkliche Sünde u. s. w. Der Herr hat seine Gebote und Verbote hinzugethan, ohne deren Erfüllung, nach dem Zeugnis des Evangeliums, kein Mensch selig wird. So du zu vernünftigen Jahren gekommen bist und sündigst vorsätzlich, aus Mutwillen und Bosheit, also daß du wirkliche und tötliche Sünde begehest, meinest du, daß der Herr für solche Sünden gelitten, und wolltest du sie ihm aufladen? Auf keine Weise, du mußt selbst für solche Übertretung des göttlichen Gebotes genugthun. — Die übrigen Artikel, sagt Bustorp, sind von keiner Wichtigkeit. Es hat die Kirche Hieronymi Übersetzung der heiligen Schrift angenommen, daran haben wir genug; es wäre nicht nötig gewesen, eine andere zu drucken; der ist blinder als ein Maulwurf, der nicht siehet, wie viel Mängel in dem Buche sind, das sie das Neue Testament nennen; es sind mehr denn 100, 100 und aber 100 Fehler darin. Meint ihr nun, daß ich nicht lutherisch sei? Ja, ich bins, so oft Luther gut schreibt; er hat unterschiedliche Werke geschrieben, namentlich über die Gebote, über das Vater Unser, welche ich sehr lieb habe; er hat auch ein klein Buch geschrieben von der Zubereitung zum heiligen Sakrament, welches lehret, daß ein jeder Christ, wenn er hinzutritt, denken solle: „Ich gehe im Glauben hinzu, gieb, Herr, daß ich Vergebung der Sünde und deine Gnade erlange!“ Ich glaube und weiß, daß ich niemals zum Altar gehe, daß ich nicht hiedurch an Luther gedenke, welcher wenn er in seinen Schranken geblieben wäre, wahrlich, er wäre der größte Doktor in ganz Deutschland gewesen.

Für den schon 1525 gestorbenen gelehrten Lector primarius Engelin war der Professor aus Rostock, Dr. Berthold Moller, den Ulrich von Hutten wegen seiner humanistischen Bildung in einem Gedichte besungen hatte, hierher gerufen. Er war ein Hamburger von Geburt, ein Schüler von Doktor Albert Krantz, und hat später die Schriften dieses Gelehrten herausgegeben; aber er war, als Arcimboldus hier den Ablaß predigte, sein Unterkommissar geworden, und hatte beim Fortschritt der Reformation in Rostock als Professor sich nicht halten können. Darum wohl nahm er jetzt die Stelle, die Krantz früher bekleidet hatte, an, obgleich er sie früher ausgeschlagen hatte. Er hoffte den neuen Predigern widerstehen zu können. Darum lud er bald nach seiner Herkunft seinen früheren Schüler Stefan Kempe zu sich ein, und fragte ihn freundlich in Gegenwart seines Bruders, des Ratsherrn Johannes Moller, und des Mag. Johann von dem Meere, was er denn predige. Kempe antwortete, er predige Gottes Wort, wenn Moller etwas höre, woran er Anstoß nehme, wäre er bereit zu ihm zu kommen, sich zu verteidigen. Doktor Moller entließ ihn freundlich, konnte aber doch nicht unterlassen, bald darauf auf der Kanzel gegen ihn loszugehen, als Kempe von der Austeilung des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt gepredigt hatte. Auch die Evangelischen blieben nicht immer in ihren Schranken. Zegenhagens Kaplan Oldendorp hielt eines Dienstages die Predigt über das Evangelium, als bei einem der vielen Altäre die Glocke bei der stillen Messe erscholl; seine Zuhörer blickten sich unwillkürlich darnach um, er aber rief: „Hierher! Was kehrt ihr euch um? Dort steht ein Teufel und kriegt den andern bei den Haaren!" Oldendorp ward darüber verklagt und mußte von Zegenhagen entlassen werden. Er ging aber nach Magdeburg und war der erste, der dort, als Pfarrer zu St. Magnus, die Zeremonien abschaffte. Bustorp ward von den Pastoren mehrmals aufgefordert zu einer Disputation, aber er war selbst nicht erschienen; er entschuldigte sich damit, daß er nicht fähig sei, zu disputieren. Da ließ der Rat zuletzt Bustorp und die Pastoren vor Pfingsten aufs Rathaus kommen, sich mit einander zu besprechen, und ermahnte, als dies geschehen war, den ersteren, die Artikel zu widerrufen, da selbst Dr. Moller in der Hauptfrage gegen ihn gezeugt hatte, daß es

von ihm unrecht gewesen, zu sagen, daß Christus nur die Erbsünde gesühnt habe.

Gegen Michaelis 1527 kamen zwei Ratsherren und sechs Bürger nach Marien-Magdalenen Kloster und machten Stefan Kempe den Antrag, sich der Katharinen-Kirche anzunehmen. Er entschloß sich, legte die Mönchskappe ab, und ward Pastor. Aber nun hörte er am Gründonnerstage des nächsten Jahres, daß ein Predigermönch Rensborch predige, es sei sehr gefährlich, ja, verdammlich, das Sakrament in beiderlei Gestalt zu empfangen, da trat er am Charfreitag um der Kommunikanten wegen dagegen auf. Rensborch antwortete auf der Kanzel am Sonnabend. Kempe sandte vergebens einige Freunde zu ihm ins Johannis-Kloster und ließ ihn fragen, ob er bei den Behauptungen bestehe, die sie ihm schriftlich vorlegten. Er blieb bei seiner Behauptung, wollte aber nicht hier mit ihm disputieren, sondern in Paris, Loewen oder Kölln, und erklärte das auch auf der Kanzel; ja, als ihm darauf das Predigen verboten ward, bis er sich verantwortet habe, beklagte er sich bei jedermann, daß ihm Gewalt angethan werde. Dies veranlaßte, daß sich am Donnerstage vor Misericordias Domini 48 namhafte Bürger im Johannis-Kloster versammelten, sich zu besprechen, damit die Päpstlichen die Oberhand behielten. Die furchtbare Aufregung im Volke, die in Süddeutschland die Bauernkriege hervorgerufen, zeigte sich in den Reichshandelsstädten bei vielen Ernstergesinnten. Es kam ihnen die Frage zum Bewußtsein, was aus der Menge werden sollte, wenn nun der Papst und auch das Domkapitel kein Ansehn mehr hätte. Männer, wie der ausgezeichnete Bürgermeister Salzborg, nahmen teil an den Besprechungen der Johannisleute. Man erzählt, wie der eben Genannte Äußerungen gemacht, wie: „Men moste de zigania uthroden!" oder: „Man möste etliker Börgerköppe an de Muren lopen laten!" wie er der Gemeinde gesagt: „Ju Heren lathet yur Prediger nich eher, bit dat davor veer edder fief hundert up dem ruggen liggen!" Kann das auch der Fall gewesen sein; so unsinniges Zeug, wie von ihm gefabelt wird, wie wenn er seinem Bruder, dem Oberalten von St. Nikolai, den Befehl habe geben lassen, die Stränge an den Glocken auf den Türmen aufzubinden, damit beim Ausbruch des Aufruhrs am 23. April, nicht Sturm geläutet werden könne; oder, daß die

reitenden Diener das sich sammelnde Volk niederreiten sollten, zeigt, wie groß die Aufregung der Gemüter auch bei den Evangelischen war. Die größte Zahl der Liberalen, um einen neueren Ausdruck zu gebrauchen, war auf Seiten der Evangelischen; die Reichen, Angesehenen neigten mehr der Erhaltung des Alten zu. In Hamburg wohnten die Vornehmsten im St. Petri Kirchspiel; diese konnten, wie eine alte Chronik sagt: „die reine Lehre nicht annehmen"; ihr Kirchherr war Friedrich Henning, der noch mit Dr. Moller nach Rostock ging, aber freilich dort sich zur Wahrheit bekehrte und zehn Jahre später Superintendent in Lüneburg wurde. Als die Evangelischen von der Zusammenkunft auf Johannis-Kloster hörten, kamen sie am Montag nach Jubilate auf dem rothen Zollen und auf dem Eimbeckschen Hause zusammen, und wollten wissen, wie sie mit dem Rate daran wären. Der Rat entschuldigte sich, daß er nichts von den Verhandlungen wisse; die Evangelischen aber legten ihm etliche Artikel vor, welche die Geistlichen gepredigt, die aber sie als gegen die heilige Schrift streitende erklärten. Da wurden auf den folgenden Dienstag nach Jubilate 1528 alle Prediger samt dem ganzen Rat und alle erbgesessenen Bürger auf das Rathaus, den rothen Zollen und das Eimbecksche Haus geladen. Um 7 Uhr Morgens erschienen im Rathause auf der einen Seite des versammelten Rates D. Barthold Moller, D. Heinrich Wendt, Rensborch, Fabian von Lübeck, und die drei Magister Friedrich Heinrich Schröder, Matthaeus, der an der Kapelle unter dem Chor des Doms, stand, und Jost Sigfrid, der am Heiligen Geist Priester war; auf der anderen Seite Zegenhagen, Fritze und Kempe und der Prädikant in Maria-Magdalenen, Lünßmann. Als der Bürgermeister Dieterich Hohusen die Disputation mit der Verlesung der Streitpunkte eröffnet hatte, erklärte D. Moller sich bereit, sich vor Einem Hohen Rate wie vor allen Obrigkeiten der Erde zu verantworten, doch könne er das Urteil anderer (also der Bürger) nicht gelten lassen, und bat sich eine Abschrift der Sätze aus. Der Bürgermeister wollte schon nachgeben, da er doch nicht Richter in der Sache sein könne; allein die Bürgerschaft murrte, sie wolle auch nicht, daß er richte, er solle aber das Wort Gottes richten lassen, und berief sich auf die 5 Artikel vom J. 1526. Als nun D. Moller sich auf die Kirche und den heiligen Geist berief, wurde ihm entgegnet,

mit diesen Worten werde vieles verdeckt; es komme nicht darauf an, was die Kirche, sondern was die Schrift lehre. Darum nur die Schrift wollen wir hören! D. Wendt wurde abgewiesen, weil er für die Ohrenbeichte der einzelnen Sünden keinen Grund in der Schrift nachweisen konnte; Rensborch wollte nur lateinisch disputieren, da die Kirche ihm verbiete, mit Laien sich einzulassen; als Zegenhagen ihm das, mit Erlaubnis des Bürgermeisters, zugab, behauptete er, der Obrigkeit müsse er nach Röm. 13 gehorchen, und der Kaiser, wie der Rat, habe die Abschaffung der üblichen Zeremonien untersagt. Zegenhagen erwiderte aber, daß die Obrigkeit nichts fordern dürfe, was gegen Gottes Wort sei. Fabian von Lübeck wurde zurückgewiesen mit seiner Behauptung, daß man durch gute Werke selig werden könne. Dem Vullgrefe wurde nachgewiesen, daß das Verlangen der Ehelosigkeit der Geistlichen gegen die Schrift sei; Matthaeus wollte sich nur auf die Kirche berufen. Schröder und Siffrid aber behaupteten, die Lehren, die ihnen vorgeworfen seien, nie so vorgetragen zu haben.

Als die Disputation um 4½ Uhr Nachmittags beendet war, erklärte sich die Bürgerschaft mit dem Rate einverstanden, daß die Domprediger nicht nach Gottes Wort gepredigt hätten, doch in der Stadt bleiben dürften, wenn sie ihren Irrtum widerrufen wollten. Nur zwei Ausnahmen machte man, Rensborch und Vathouwer, die die Veranlassung zum Streite gewesen waren; der letztere, ein Vikar aus der Mainzer Diözese, war bei der Disputation nicht zugegen, hatte aber die Bürger zum Widerstande gereizt. Allein diejenigen Bürger, welche, weil sie nicht zu den erbgesessenen gehörten, nicht auf das rote Haus gelassen waren, aber auf dem Eimbeckschen Hause auf den Ausgang warteten, waren mit diesem Schluß nicht zufrieden, sondern riefen: Wollte der Rat nicht mit den überwundenen Pfaffen ein Ende machen, so wollten sie aufs Rathaus kommen und damit ein Ende machen; sie dächten darum nicht alle Tage zusammenzukommen. Da sandte der Rat die Herren Bremer, Albert Westede, Johann Wetken und Johann Rodenburg mit acht Bürgern und Herrn Stefan Kempe, das Volk zu beruhigen; aber ein großes Geschrei erhob sich über die überwundenen Pfaffen; zuletzt wurde ausgemacht, fünf sollten am anderen Tage bei Sonnenschein aus der Stadt gebracht werden, außer

Rensborch und Vathouwer, und der Kirchherr unter der Kluft (Matthäus); D. Moller und Fabian sollten widerrufen und fortpredigen; D. Wendt, Hinrich Schröder und Jost Sifrid sollten auch widerrufen, aber nicht predigen. Danach geleiteten je zwei Bürger, durch Kempe's Zureden beruhigt, die Geistlichen nach Hause, um sie gegen die Wut des Volkes zu schützen. Am anderen Tage verließen die fünf Prediger die Stadt. Ihnen folgten nach und nach mehrere der übrigen, so D. Wendt, der sich nach Lübeck begab, D. Moller ging nach Rostock, wo er noch seine Dechantenstelle hatte; Magister Friedrich und Schröder, weil sie sich besannen und doch nicht widerrufen wollten; allein Fabian ward ihnen nachgeschickt, da er bis Pfingsten fortpredigte, ohne zu widerrufen.

Zunächst mußte nun Anstalt gemacht werden, die kirchliche Obergewalt, die beim Kapitel gewesen war, umzuordnen. Schon war am 16. August 1527 für das Nikolai-Kirchspiel eine Gottesdienstordnung entworfen, welche sich nicht nur auf die Fürsorge für Arme und Kranke beschränkte, sondern auch auf die Verhältnisse der Pfarrgeistlichen und der Schule erstreckte. Die Wahlen der Geistlichen und Kirchenbeamten waren den Herren und wahlberechtigten Bürgern des Kirchspiels übergeben. Zu Vorstehern des Gotteskastens waren zwölf biedere Bürger erwählt. Diese Gotteskastenordnung, die nach Bugenhagens Vorschlag besonders durch Joachim Moller ins Leben gerufen war, wurde am 18. Dezember 1527 vom Rate und den Bürgern bestätigt, und den übrigen Kirchspielen zur Nachahmung empfohlen. Ihr Zweck war, die Bestellung der Kirchen- und Schulämter dem Kapitel aus den Händen zu nehmen, damit nur solche Männer zu dem Amte der Kirchherren, Prediger, Schulmeister, Küster und Organisten kämen, die mit Worten und Werken aus dem rechten Grunde des heiligen Evangeliums lehren.

Als nun jetzt das Kapitel aufgehoben war, machte der Rat den Bürgern den Vorschlag, er wolle die Sache so behandeln, daß es ihnen nicht mißbehagen solle, sie sollten nur ihm und den Kirchgeschwornen allein die Sache befohlen sein lassen. Da erklärten die Bürger: Was der Rat thue, das soll wohlgethan heißen. So erteilte die Bürgerschaft mit Vollbort des Rates am 26. Juni 1528 den zwölf Vorstehern der Armen mit

Zuziehung von 24 Bürgern aus jeglichem Kirchspiel die Vollmacht, mit dem Rate die kirchlichen Angelegenheiten zu Gottes Ehre und der Stadt Besten zu Ende zu führen.

Zunächst wurde die Verwaltung der geistlichen Güter, des Hospitals zum heiligen Geiste, des Ilsaben-Hauses, des Marien-Magdalenen-Klosters, wie die Verwaltung des fünften Gotteskastens den drei Oberalten in jedem Kirchspiel übergeben und ihnen, wie die Aufsicht über die Kleinodien der Kirche, so auch die Sorge für die Mönche und Nonnen, welche nicht im Kloster bleiben wollten, überlassen. Man merkte aber bald, wie schwierig es sei, eine neue Ordnung einzuführen, und schon am 6. Juli wandte sich der Rat an den Kurfürsten von Sachsen mit der Bitte, Johannes Bugenhagen Urlaub zu geben, ihm zu helfen. Luther selbst unterstützte ihr Gesuch; dennoch dauerte es bis zum 9. Oktober, ehe Bugenhagen nach Hamburg kam, da er durch die Reformation der Kirche in Braunschweig in Anspruch genommen war. In Begleitung des Herzogs von Lüneburg zog er ein. Man hatte ihm die „Doktorei", die durch den Abzug des Lector primarius, Dr. Moller, frei geworden war, zur Wohnung bereitet. Die Ratsherren Otto Bremer und Johann Wetken, in Begleitung von drei Bürgern, begrüßten ihn; sie hatten ihre Frauen mitgebracht, da auch Bugenhagens Gattin mitkam. Am andern Morgen erschienen die Bürgermeister Hohusen, Gerdt von Holte und Johann Hulpe, und überbrachten ihm ein Ehrengeschenk von Seiten der Stadt, ein Ohm Wein, zwei Tonnen Bier und einen fetten Ochsen, der 8 ℔ 8 ß gekostet hatte. Gleich am ersten Sonntage bestieg Bugenhagen die Kanzel; er legte einfach das Evangelium aus, um die evangelische Wahrheit klar darzustellen, zum Frieden und zum Gehorsam gegen die Obrigkeit zu ermahnen, der Obrigkeit aber ans Herz zu legen, dahin zu streben, die Freundschaft zwischen beiden Teilen zu fördern. Auch predigte er fast an jedem Morgen, besprach sich dann mit dem Rat, den Bürgern und der Geistlichkeit, hütete sich aber, in weltliche Händel sich zu mischen.

Sehr bald erschien eine Verordnung des Rates über den Verkauf des Fleisches an den Fest- und Feiertagen, ein Verbot der Vigilien und Seelenmessen. Das Weihen des Wassers und Salzes, der Lichter und der

Palmen für die kirchlichen Handlungen hörte auf. Bugenhagen nahm aber bei den Veränderungen des Gottesdienstes auf das Herkommen in Hamburg Rücksicht. So behielt er die Feier des Caecilien-Tages am 22. November bei, weil der Rat ein Gelübde gethan, jährlich an die wunderbare Rettung bei der Sturmflut an diesem Tage im J. 1412 zu denken. Auch gab er es zu, wie große Bedenken er selbst auch noch hatte, daß die Kinder bei der Taufe nicht untergetaucht, sondern nur mit Wasser von dem Haupt bis zu den Füßen den entblößten Rücken hinab begossen würden.

Bugenhagen schrieb nicht lange nach seiner Herkunft, er habe anfangs zwar Ursache gehabt, zweifelhaft an dem Erfolge zu sein, doch schien ihm jetzt schon seine Arbeit nicht umsonst. Viele aus dem Volke fingen an, das Evangelium zu lieben, auch an Werktagen die Predigt zu hören. Die Franziskaner hätten schon das Evangelium angenommen; auch die Dominikaner schienen nicht sehr zu widerstreben; die blauen Schwestern hätten allesamt ihr Ordenskleid abgelegt und kämen in gewöhnlicher Kleidung zur Predigt. Doch wegen der Händel des Rates und der Bürgerschaft werde er mehr Mühe haben, als in Braunschweig, und er müsse deshalb bitten, ihm den Urlaub zu verlängern.

Denn freilich nach Vertreibung der Domherren war das Freiheitsgefühl der Menge noch lebendiger, aber auch die Angst vor der Wiederkehr des Kapitels größer geworden. Denn der Propst Joachim Klitzing und der Dechant Mag. Klemens Grothe waren sogleich nach Speier gegangen, und hatten eine Klageschrift gegen die Stadt durch das Reichskammergericht dem Kaiser übergeben. In dieser hatten sie sich beschwert, daß der Rat und die Bürger gegen das gemeine Recht und die von früheren Kaisern gegebenen Privilegien und des gegenwärtigen Magistrats Religions-Edikte und Mandate, besonders gegen den Reichstagsabschied von Speier, aus eigener Gewalt dem Kapitel die Kirchspielskirchen genommen, spoliieret, die Pfarrherren und andere fromme Prediger verjagt, aufrührerische Prediger in ihre Stelle gesetzt, den Priestern Messe zu halten verboten, neue deutsche Messen eingeführt hätten; den Dekan hätten sie durch zwei Verordnete des Rates und 40 Bürger gezwungen, Urkunden, Schriften, Bücher, auch das Verzeichnis der Zinsen, Renten und Einnahmen ihnen zu übergeben;

sie hätten alle Kleinodien der Kirche zu sich genommen, dagegen große Schatzungen vom Kapitel, wie von den Priestern gefordert, und ihnen angekündigt, daß wenn sie die übrigen Dokumente, Siegel und Briefe bis Weihnachten nicht ausgeliefert hätten, ihnen auch aus der Stadt ihre Zinsen und Hebungen nicht zukommen würden. — Bei den Gerüchten, die über den Erfolg dieser Klage beim Kaiser verbreitet wurden, konnte sich das Volk in die Besonnenheit des Rates nicht immer finden, ward unruhig und trieb zur Eile. So nahm man dem Rat im August die Kapelle zum heiligen Geist mit Gewalt, weil er sie, trotz seines Versprechens, am 26. Juli nicht abgetreten hatte; ja, im Dezember drang der Pöbel in die Kirchen, zerstörte viele Altäre in den Nebenkapellen, im Dom auch den, der mitten in der Kirche stand. Der Kaiser Karl V. übersandte auch wirklich am 16. Januar 1529 den Ausspruch des speierschen Gerichtshofes. Es solle die Stadt den Klägern, bei Strafe von 500 Mark lötigen Goldes, die entwendeten Kirchspielskirchen und die denselben und dem Stifte zugehörigen Briefe, Siegel, Instrumente, Freiheiten, Handfesten, Gerechtigkeiten, Bücher und Register, wiederum zustellen und ausliefern; sie solle auch der Priesterschaft in Hebung ihrer Zinsen, erkauften Renten, Zehnten und anderen Gefällen nicht hinderlich sein, auch derselben keine Schatzung auflegen. Überdies solle sie binnen 45 Tagen vor dem kaiserlichen Kammergericht erscheinen, und ihres Thuns Rede und Antwort geben. Da beeilte sich die Kommission, die am 29. Juni 1528 aus dem Rat und den Bürgern zusammengesetzt war, und der Rat verglich sich mit den 12 Gotteskasten-Verwaltern und 24 Bürgern aus jedem Kirchspiel am 16. Februar über die Kirchenordnung, die am 29. Februar durch Rat und Bürgerschaft bestätigt wurde, so daß sie dem Stadt-Rechte gleich gelten sollte.

Dieser s. g. lange Rezeß besteht aus nicht weniger als 132 Artikeln, welche im buntesten Gemisch die wichtigsten und bedeutendsten Streitfragen nach der Zeit, in der sie angenommen waren, entschieden. Sie zeigen den guten Geist, der doch in Hamburg herrschte, der den Frieden erhalten und das Recht jedes einzelnen, wie der Gesamtheit schützen wollte. Welches Vertrauen die Bürger beseelte, geht daraus hervor, daß im 50. Artikel die Bugenhagensche Kirchenordnung gesetzliche Gültigkeit bekam, welche noch gar nicht fertig war. Dennoch enthält dieser Rezeß die Grundzüge

der späteren Verfassung: Der Rat ist die ordentliche Obrigkeit, ihm und der Stadt schwören die Bürger; ihm ist die richterliche (Art. 2, 11, 15), wie die vollziehende Gewalt übertragen. Dem Rat wie auch den verordneten Bürgern der vier Kirchspiele wird auferlegt, zu bequemer Zeit das Stadtbuch, die Prozeß-Ordnung und die Buhrsprache zu revidieren. Der Rat will diese zu keiner Zeit verändern, es sei denn mit Vollbort der Bürger. Der Rat allein darf keinen Krieg erklären, ohne mit Willen der gemeinen Bürger. Neue Auflagen können nur von Rat und Bürgern zusammen gemacht werden. Der Rat will sich befleißigen, nach Vorschrift des Stadtbuches seine Mitglieder zu wählen, keine Pfaffen sollen das Syndikats- und Sekretariats-Amt bekleiden. Die Mitglieder des Rats sind schoßfrei (Art. 42). Der Rat will einen guten, gelehrten Physikus halten. Die Amtsgerechtigkeit soll keinem Amtsgenossen verweigert werden (Art. 36). Wer Bürger werden will, der soll geloben, daß er sich hier zur Stelle setzen will (Art. 112).

„Es gab," schrieb Bugenhagen später, „in dieser Zeit gar viel zu handeln in zeitlichen und weltlichen Dingen, wie in kirchlichen Angelegenheiten, und es wurde zu Zeiten hart darüber gestritten. Harte Worte sind auch gefallen, auch oft Zusammenrottierungen und Aufruhr entstanden, aber dennoch hat Gott es durch fromme Leute also gefügt, daß alles vertragen und vergeben ist, daß man nur trachtete, was rätlich und friedlich ist für das Beste dieser guten Stadt." — „Die Kirchenordnung war, wie Bugenhagen am 8. März 1529 an Luther schrieb, vom Senat den Bürgern übergeben, um zu sehen, ob noch etwas Unpassendes darin stände, und sollte später herausgegeben werden. Die unvermeidliche Notwendigkeit hält mich noch hier."

Am meisten Arbeit machte ihm die Schule. Zuerst ward es ihm schwer, die Vorsteher der Kirchenschulen dazu zu bringen, ihre lateinischen Schulen aufzugeben, um die gelehrte Schule zur Ehre der Stadt und zum besseren Unterricht in derselben vervollkommnen zu können. Für diese hatte er einen größeren Raum gefunden, das Johannis-Kloster. Und es gelang auch den Ratsherren Peter von Spreckelsen und Dithmar Koel, die schwarzen Mönche, die Dominikaner, welche nicht in die Welt zurückkehren wollten, zu überreden, zu den grauen ins Marien-Magdalenen-Kloster zu gehen.

Es waren nur fünf oder sechs, die andern ließen sich durch Gottes Wort belehren, mit einiger Unterstützung sich selbst zu ernähren. Der Prior, Johann Rendsborg, wich nur der Gewalt, als er den Schlüssel herausgeben sollte, und ging dann klagend nach Speyer. Erst am 23. Mai waren alle Schwierigkeiten gehoben und alles nach Bugenhagens Vorschrift geordnet. „Da ist am Feste Trinitatis," schreibt Bugenhagen, „herrlich gedankt durch Jesum Christ, also, daß alle Jahre am Sonntage Trinitatis deß gedacht werden soll." Am 24. Mai weihete Bugenhagen im früheren Refektorium des Klosters das Johanneum zu einer gelehrten Schule, und gab ihm ein paar tüchtige Lehrer, Mag. Gottfred Hermelates Theophilus (Freitag) als Rektor, Mag. Matthaeus Delius als Konrektor. Es ist Schweiß vergossen, schrieb Bugenhagen an Luther, aber Gott sei Dank, nicht vergebens. Das Volk kehrt zur Eintracht zurück. Es ist der Herr Christus, der sein Werk vollführt hat.

Und doch hatte er noch eine Arbeit. Am Donnerstag vor Pfingsten war ein Verbot erlassen, die Messen ferner lateinisch zu singen. Als aber die römischen Pfaffen im Dom sich dem nicht fügen wollten, da traten der Bürgermeister Salzborg, die Ratmänner Rodenburg, Wetken und Koel und sechs Bürger noch einmal am 6. Juni in Bugenhagens Behausung mit Dr. Kissenbrügge und Mag. Johann Galefstorp zusammen, die Sache zu erörtern. Bugenhagen stellte den Gegnern vor, daß nicht die Abstellung aller Messen und Gottesdienste gemeint sei, sondern nur die von den Tagen der Heiligen, die Vigilien, die Seelenmessen, und diejenigen, bei denen keine Kommunikanten sich fänden. Dr. Kissenbrügge berief sich darauf, daß die hamburgische Kirche vom Kaiser gestiftet sei, kaiserliche Privilegien habe; der Kaiser deshalb allein Anordnungen machen könne; die Kirche sei älter als die Stadt. Darum hätte er die Hilfe des Reichs angerufen, und die Sache liege noch in Speyer; Bugenhagen und die anderen Herren möchten das doch bedenken und sie nicht zwingen, Änderungen zu machen, ehe ein Konzil oder kaiserliche Majestät etwas anderes beschlösse. Der Bürgermeister von Salzborg, von dem wir nicht wissen, wie er in Bezug auf die Wahrheit des Evangeliums zur römischen Kirche stand, konnte gegen diese kirchenpolitische Demonstration

nichts einwenden. Es mußte zugestanden werden, daß fürs erste im Dome die lateinische Messe fortdauern möge.

Die Hamburger hätten Bugenhagen noch gerne länger gehalten; sie baten auch zum zweitenmal den Kurfürsten um Verlängerung des Urlaubs; aber Bugenhagen selbst bat Luther, auf seine Zurückrufung zu bestehen, da seine Gegenwart in Wittenberg ihm notwendiger schien. Am 9. Juni 1529 trat er seine Heimreise an. Drei Oberalten gaben ihm das Geleite bis in sein Haus, Joachim Wullenweber von St. Katharinen, der bei der Abtretung der Verwaltung des Kirchenvermögens an den Staat, besonders bei den Verhandlungen wegen der St. Gertrud-Kapelle sehr thätig gewesen war, Klaus von Rodenburg von St. Petri, und Diterich Bödeker von St. Jakobi. Der zuletztgenannte war früher Dominikanermönch gewesen, aber weil er eine Nonne aus dem Kloster Reinbeck geheiratet hatte, vom Erzbischof in den Bann gethan. Von der Stadt erhielt Bugenhagen beim Abschied noch ein Ehrengeschenk von 100 rheinischen Gulden, und seine Frau 15 Gulden.

Dreizehntes Kapitel.

Der Kampf der Kirche mit dem Staate.

Vom J. 1529—1555 n. Chr. G.

Am Sonntage vor Petri und Pauli 1529 wurde von allen Kanzeln verlesen, daß Rat und Bürgerschaft sich vereinigt hätten, die unnützen Festtage abzuschaffen und die Apostel-Tage auf die nächsten Sonntage zu verlegen. Dieser Beschluß traf nicht den Dom, der noch unter dem Kapitel stand. Als nun am folgenden Sonntage eine Menge, namentlich ältere Leute, in die Dom-Kirche gingen, um die alte lateinische Messe zu hören, wurden sie von losem Gesindel verhöhnt und beunruhigt, so daß der Rat am 15. August es nötig fand, die Kirche gänzlich zu sperren. Da erfolgte aber ein Poenal-Mandat aus Speyer, das die Stadt aufforderte, sich innerhalb 15 Tagen beim Kammergericht über die Beschwerden des Domkapitels zu verantworten, bei 500 Mark lötigen Goldes Strafe, wenn es nicht geschähe. Infolgedessen sah sich der Rat genötigt, am 8. Dezember den Dom wieder zu öffnen.

Um die Reformation durchzuführen, war vor allen Dingen, wie Bugenhagen in der Kirchenordnung selbst ausgesprochen hat, ein Mann notwendig, dem man die ganze Sache der Kirche und Schule unterordnen könnte, ein Superintendent. (Bugenhagen gebrauchte den lateinischen

Ausdruck „Superattendent" für den griechischen „Bischof"; weil dieser den Nebenbegriff weltlichen Herrschens bekommen hatte.) „Aber," fährt Bugenhagen fort, „solche Männer sind theuer und schwer zu finden." Und das sollten die Hamburger erfahren. Man wandte sich zuerst an Tilemann Rolf, aber vergebens; dann richtete man den Blick auf Urbanus Rhegius, den der Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg vom Reichstage zu Augsburg mitbrachte; der war aber zum Superintendenten des Herzogtums bestimmt. Erst spät kam man auf Aepin, der für Hamburg so bedeutend ward.

Dieser war in der Mark Brandenburg geboren im Jahre 1499. Den Namen Aepinus hat er nach der Weise jener Zeit erst durch Melanchthon erhalten als die griechische Üebersetzung seines Geschlechtsnamens Höck (Hoch). Als Mönch lebte er im Kloster Belbuck, von dem wir schon gehört, bis dieses von dem Fürsten Joachim von Brandenburg als Sitz der Ketzerei aufgehoben ward, floh dann nach Wittenberg zu seinem theuren Lehrer Bugenhagen, und ward dort mit den Theologen befreundet. Doch eine Stellung fand sich nicht für ihn. Als er heimkehrte, wurde er im Vaterlande ins Gefängnis geworfen; er ging dann nach Pommern, nach Greifswald, endlich öffnete sich ihm in der Hansastadt Stralsund das Amt eines Rektors der Schule. Christian Ketelhold hatte sich schon den Namen des Sundischen Apostels erworben; Johann Kürcke war als Superintendent angestellt, Johannes Knypstro war auch dazu gekommen, lauter Bekannte aus Belbuck. Die Vorsteher der stralsundischen Bürgerschaft, die Achtundvierziger, wünschten von der Herrschaft des Schweriner Bischofs und seines Kapitels durch das Evangelium befreit zu werden, deshalb erhielt Aepin gleich bei seiner Anstellung als Rektor, im J. 1525, den Auftrag, eine Kirchenordnung zu entwerfen. Er that es und lieferte, wie Richter, der gelehrte Herausgeber der älteren Kirchenordnungen sagt, die erste lutherische Kirchenverfassung, die uns in kurzen Sätzen ein Bild giebt einer in allen Teilen geordneten Kirche, indem sie 1) den Gottesdienst, 2) die Schule, 3) die Armenordnung bespricht. Doch als der Herzog Heinrich von Mecklenburg gegen Stralsund Klage in Speyer erhob, mußte auch Aepin seine Stelle verlassen. Er irrte eine Zeitlang amtlos umher, und schrieb unter dem Namen Jo-

hannes Krützenberch mehrere kleine Schriften, bis man von Wittenberg aus ihn nach Hamburg wies, wo Bugenhagen mit Arbeit überladen sei. Als er im April 1529 hierherkam, hatte Bugenhagen gerade von dem Herzog Friedrich von Holstein eine Einladung nach Flensburg erhalten, um mit Melchior Hoffmann zu disputieren. Dieser war ein merkwürdiger Schwärmer, aus Schwaben gebürtig, der auf seiner Wanderschaft als Kürschner nach Livland gekommen war und dort „durch den heiligen Geist sich getrieben fühlte", die Welt zu bekehren. Er hatte die Wahrheit des Evangeliums erkannt, und als er auf seiner Wanderschaft nach Wittenberg kam, nahm er Luther so für sich ein, daß er von ihm eine Empfehlung an die Gemeinde erhielt, die er sich in Dorpat gebildet hatte. Doch in seiner feurigen Liebe zum Herrn fing er dort bald an, in seinen Predigten aufzufordern, alle Bilder zu zerstören, die Klöster zu stürmen, und nötigte dadurch Luther, sich öffentlich gegen ihn zu erklären. „Da ich der Schrift klar nachfolgte, seufzte Hoffmann, mußte ich ein Sünder sein!" Er wurde ausgewiesen, und erst in Kiel fand er durch den Herzog Friedrich Aufnahme, und bildete dort eine Gemeinde. Allein Carlstadts Auftreten regte ihn wieder von neuem auf; er stimmte ein in die Irrlehre, daß das Brod im heiligen Abendmahl nur allein ein Zeichen sei, und der Leib Christi nur durch den Glauben empfangen werde. Er fing an so mächtig zu schwärmen, daß Luther selbst den Herzog Friedrich von Schleswig bat, der „Steigegeisterei" ein Ende zu machen. So war die Aufforderung vom Herzog an Bugenhagen gekommen. Dieser folgte derselben und nahm mit sich nach Kiel den Rektor Theophilus und Aepin, um mit Hoffmann zu disputieren. Wie vor Zeiten ein päpstlicher Legat wurde er empfangen. Im Franziskanerkloster sollte die Versammlung stattfinden. Eine große Anzahl von Teilnehmern war dort versammelt, Geistliche, Gelehrte, Adlige, an 400 Personen; Prinz Christian war Präses. Bugenhagen übernahm die Einleitung. Auf der einen Seite vor ihm standen die Pastoren Stefan Kempe, Nicolaus Boje aus Wesselburen, Hermann Tast aus Husum; auf der andern Hoffmann mit drei Anhängern. Doch auch nach langer Debatte gab Hoffmann nicht zu, daß Christus beim heiligen Abendmahl wesentlich im Brote gegenwärtig

ist, und — er ward des Landes verwiesen. Er ging nach dem Süden, schloß sich den Schwarmgeistern an und endete sein Leben in einem Kerker. Jakob Hegge, sein Kampfgenosse, ließ sich durch Gottes Wort überwinden, ging mit nach Hamburg und widerrief in der Petri-Kirche nach einer Predigt von Bugenhagen vor Kempe und Mag. Theophilus seine Irrtümer.

Das Pastorat von St. Petri war vakant, da Johann Boldeman, der es vor Jahresfrist übernommen hatte, seiner Gesundheit wegen weggezogen war, so konnte Aepin am 17. Oktober dasselbe schon übernehmen.

Allein durch den langen Rezeß war die Ruhe und Ordnung in Hamburg noch keineswegs hergestellt. Die Augen der Bürger waren nun einmal auf die Klöster gerichtet, und das wichtigste schien ihnen, jetzt diese zu zerstören. Sie stimmten darin dem Herzog Friedrich von Schleswig bei; darum beredeten sie die Nonnen im Kloster Reinbeck, in Abwesenheit des Propsten, Dr. Reventlov, das Kloster an den Herzog zu verkaufen, und zeigten ihre Freude darüber, als dieses gelungen war, dadurch, daß sie bei der Übergabe Tische und Bänke, ja, Thüren und Fenster zerschlugen.

Mit dem Kloster Harvestehude dachte man es ebenso zu machen. Durch die Bürgerschaft war ja schon beschlossen, dieses Kloster aufzuheben. Die Bürger konnten die Zeit nicht abwarten, daß der Beschluß ausgeführt ward. Und doch war dieses nicht so leicht. Der Dompropst war der Patron der Kirche in Eppendorf; die Räte des Grafen von Schauenburg in Pinneberg mischten sich darein, und der Prozeß mit dem Kapitel schwebte auch noch immer; da sandte der Rat den Sekretär Röver zum Könige, als dem Herzog von Holstein; auch Boten an die Aebtissin von Ütersen, um wegen des Klosters zu unterhandeln. Infolgedessen zog am 10. Februar 1530 die vom Rat und den Bürgern niedergesetzte Kommission von drei Ratsherren und drei Bürgern hinaus, mit den Jungfrauen die Sache zu besprechen, ob sie in die Welt zurückkehren, oder eine Wohnung im Johannis-Kloster annehmen wollten. Das Volk, das von diesen Verhältnissen keine Ahnung hatte, hörte davon, schöpfte Verdacht, und fürchtete, daß die Katholiken heimlich Pläne geschmiedet hätten; denn Bürgermeister „Stolt" (Salzborg), dessen katholische Gesinnung allgemein

bekannt war, stand an der Spitze der Kommission, und der damalige Graf von Schauenburg-Pinneberg war auch ein Gegner der Reformation. Eine große Menge folgte den Herren hinaus, sie wollten sehen, was da vorging, aber sie wurden nicht in den Klosterhof eingelassen. Das Warten machte sie ungeduldig und heftig; als die Herren ihre Unterhandlungen geendet, und die Jungfrauen mit sich in die Stadt genommen hatten, stürzte der Pöbel hinein und zerstörte die Gebäude. Von den 24 Jungfrauen, die im Kloster gewesen waren, traten alsbald vier in die Ehe; die übrigen wurden gut versorgt. Alle erhielten ihr Eigentum zurück. Die Güter des Klosters blieben unter einer eigenen Verwaltung; die Kleinodien, Ornamente, Ornate der Geistlichen u. dgl. wurden im J. 1532 für mehr als 2562 ℔ verkauft. Nach dem Tode der Äbtissin Caecilie von Oldessen ward 1544 eine Jungfrau Domina aus der Mitte der Konventualinnen gewählt, und ihr Anteil an der Verwaltung, sowie die Aufsicht über die Konventualinnen gegeben. Die Johanniskirche wurde erhalten und erhielt einen eigenen Prediger, der zweimal in der Woche für die Konventualinnen insbesondere das Evangelium verkündigen, die Seelsorge übernehmen und die Sakramente verwalten sollte. Zu diesem Amte wurde 1548 Dirk Frese aus Stade berufen, ein guter Prediger, der großen Zulauf hatte; aber er ward schon 1551 Pastor an St. Nikolai und nannte sich Theodorich Georgii oder Theodorich Jarius in seinen Schriften. Die Pfarre in Eppendorf konnte erst nach dem Tode des Grafen von Pinneberg 1546 besetzt werden und erhielt zum Pastor Johannes Sina, der aus Krempe kam.

Die Unzufriedenheit und Unruhe in der hamburgischen Bevölkerung war aber noch im Steigen. Ein Mißwachs des Korns im vorherigen Jahre, Verwüstungen durch Sturmfluten, dazu ansteckende Krankheiten hatten eine große Teuerung hervorgerufen; die Mißhelligkeiten in Dänemark, die den König Christian II. ins Gefängnis brachten, machten die Fortsetzung der Befestigung unserer Stadt ratsam. Man zog einen hohen Wall nebst Graben zwischen dem Scharthor und Niederbaum, verwandelte die Scharkapelle in ein Büchsenhaus. Das alles erforderte Abgaben. Nun wurde um Michaelis 1530 auch in Lübeck die Forderung einer Reformation laut; das bewegte die Hamburger, den Rat zu treiben, mit der Wahl

eines Superintendenten zu eilen. Er berief darauf den Magister Bonnus, der in Lübeck das Evangelium kräftig predigte; dieser aber konnte Lübeck nicht verlassen. Da verlangten die Bürger einen hiesigen, wenn kein anderer zu finden sei; endlich wählte der Rat am Pfingstabend 1531 den Pastor an St. Petri, Aepinus, zum Superintendenten. Als der Bürgermeister Hohusen in der Garvekammer der Petri-Kirche diesem das Amt übertrug, mit dem zugleich die Stelle eines Lector primarius am Dom verbunden sein sollte, um ihm ein Honorar zu verschaffen, legte Aepinus sogleich einen Protest ein. Indeß neun Bürger, die mit dem Bürgermeister gekommen waren, versprachen ihm im Namen der Stadt, ihn bei allen Belästigungen von Seiten des Domkapitels zu vertreten und für ihn die Verantwortlichkeit zu übernehmen. Eine Ordination durch einen Geistlichen wurde für die Domherrenstelle damals noch nicht notwendig gehalten, war doch Aepin auch beim Antritt des Pastorats nicht ordiniert worden. Wohl aber hielt der Rat die Beglaubigung seiner Rechtgläubigkeit und Gelehrsamkeit für wichtig, da er selbst dafür keine Verantwortlichkeit übernehmen konnte. Er wandte sich deshalb nach Wittenberg. Die Wittenberger Universität hatte zwar das Recht, Doktoren der Theologie zu ernennen, sie hatte dieses Recht bei ihrer Gründung vom Papst empfangen, aber schon 1523 hatte Carlstadt, als Dekan der dortigen theologischen Fakultät mit Berufung auf Matth. 23, 8, es für unchristlich erklärt, sich „Meister" nennen zu lassen. Luther hatte sich freilich gegen Carlstadt wider solche Auffassung dieses Wortes Christi ausgesprochen, der Herr habe ja nur sagen wollen, daß niemand sich selbst rühmend sich für einen Meister, so wenig wie für einen „Vater", erklären soll; aber die Fakultät hatte doch seit der Zeit noch nicht wieder von jenem Rechte Gebrauch gemacht, da Einstimmigkeit bei ihr für einen Beschluß gefordert wird. Bei der Bitte um ein Zeugnis für Aepin von Seiten Hamburgs wandte sich die Universität an ihren Landesherrn, und Johann der Beständige verlieh ihr nicht nur das Recht, sondern verlangte auch, daß die beiden Professoren der Theologie, die noch keine Doktoren waren, zu gleicher Zeit mit Aepin zu dieser Würde erhoben würden, Bugenhagen und Cruziger.

Der Kurfürst kam selbst nach Wittenberg zu diesem feierlichen Akt der Ernennung der ersten Doktoren der Theologie in der evangelischen

Kirche, und ehrte dieselben am 18. Juni 1531 durch ein solennes Mahl auf seinem Schlosse. Als Aepin bei seiner Abreise von Wittenberg der Fürbitte Luthers sich mit seiner Kirche empfahl, sprach dieser: „Die Sache ist unsers Herrn und Gottes, lasset uns alle mit unserem Gebet und Vater Unser uns zusammenhalten, so wird der Sache wohl Rat!"

Inzwischen hatten in Hamburg die Unruhen fortgedauert. Der Oberalte Joachim Wullenweber, der Bugenhagen so große Teilnahme bewiesen, hatte besonders gegen die Johannisleute agitiert; er hatte 1528 zu den Bürgern gehört, die es am Ende des August durchgesetzt, daß die Zahl der Mitglieder des Rates erweitert wurde, so daß bei der Umsetzung auf Petri 1529 drei Ratsherren mehr, und der Bürgermeister aus den von ihnen gewählten Ratsherren, erkoren wurden; natürlich „Männer, die dem göttlichen Worte gemäß lehrten und dem Rezeß nicht widerstreben würden". Der Bürgermeister Salzborg war verdächtigt worden; hatte man ihn doch, als er nach Lübeck deputiert war, am ersten Sonntage nach Trinitatis 1530 an einer Prozession teilnehmen sehen; und war er es, der den Ratsherrn Gert von Hutlem als Schloßherrn in Bergedorf, wie man sagte, stärkte, der Einführung der Reformation in dieser Stadt Hindernisse in den Weg zu legen. Er wurde genötigt, aus dem Rate auszutreten. Dagegen wurde 1532 Joachim Wullenweber Ratsherr. Dieser hatte einen jüngeren Bruder Jürgen Wullenweber in Lübeck, welcher nach demselben Ziele zu streben begann. Er gehörte zu den 64 Ausschußbürgern, welche am 7. April 1530 gewählt wurden, den Beschwerden der Bürger, denen unter andern auch die Predigt des Evangeliums zu hören verboten war, abzuhelfen. Sie beriefen sich auf ein altes Privilegium von Heinrich dem Löwen und verlangten, den aus 17 Personen bestehenden Rat zu vergrößern und mit 24 vollzählig zu machen, und es gelang Jürgen Wullenweber zu Anfang des Jahres 1533, zum Ratsherrn und vier Wochen später zum Bürgermeister erwählt zu werden. Er fand einen Gefährten, der sich eng an ihn schloß, Marx Meyer, von dem wir zuerst hören, als er noch Grobschmidt war in Hamburg vor dem Millernthor, und 1531 die eisernen Röhren zur neuen Wasserkunst verfertigte; aber in demselben Sommer ging er als Spion nach Friesland, auf die Flotte und zeichnete sich durch seinen Mut und seine Tapferkeit so aus, daß

er vom König von Dänemark hoch geschätzt wurde. Als Christian II. sich unterworfen hatte, ward er als Hauptmann von Lübeck gedungen. „Ein herrlicher, wohlgeschickter Mann", hatte er schon einen solchen Namen, daß die Witwe des Lübecker Bürgermeisters, Ritter Gottschalk Lunte (Lenthe), am 15. Juni 1533 ihm die Hand zum ehelichen Bunde reichte. Er zog aber auch am Hochzeitstage in Lübeck ein in voller Rüstung, auf stolzem Roß; vier Wagen mit Frauen und Jungfrauen begleiteten ihn; in seinem Gefolge ritten Oberalter Cord Goldener, Cord Meinke, Jochim Twestreng, Asmus Koppe und andere in Hamburg bekannte Persönlichkeiten. In Lübeck war von Wullenweber schon, um die Ostsee zu behaupten, der Krieg gegen die Holländer beschlossen; Markus Meyer sollte mit einer Flotte von 11 Schiffen nach dem englischen Kanal fahren; weil er in Kopenhagen anfuhr, ging Wullenweber selbst mit ihm, um den jungen König Christian III. für seine Partei zu gewinnen, da der König Friedrich am 3. April gestorben war. Meyer war vorsichtig genug, zuerst nach England zu gehen, um vom Könige Heinrich VIII. Kaperei-Briefe gegen die Holländer zu erbitten. Der Admiral der lübeckschen Flotte, der Ratsherr Johann Sengstack, hatte dies aber versäumt, und eins seiner Schiffe hatte eine spanische Bark mit englischem Laken gekapert; darum ergriff man, als dies in London bekannt wurde, Markus Meyer wenige Tage, nachdem er gelandet war, und setzte ihn in den Tower. Doch der deutsche Kaufmann auf dem Stalhof verwandte sich für ihn. Und der König Heinrich VIII. gestattete ihm nicht nur Zugang, sondern fand ein solches Gefallen an dem deutschen Kriegsmann, daß er ihn am 8. November zum Ritter schlug, und mit einer schweren goldenen Halskette, im Werte von 81 Kronen, begnadigte. Er hoffte durch ihn Hilfe in Deutschland zu finden gegen die römische Kurie und den Kaiser Karl V.

Dieser Ausgang erfreuete Wullenweber um so mehr, als er selbst in Kopenhagen seinen Zweck nicht erreichte, indem die Vereinigung des Königs von Dänemark mit den Niederländern zustande kam. Nun veranlaßte Wullenweber eine Zusammenkunft der wendischen Städte in Hamburg zum 2. März 1534. Er selbst zog in unsere Stadt ein nach der Weise der Fürsten bei den Reichsversammlungen, in blendender Rüstung,

hoch zu Roß, begleitet von 60 gewappneten Rittern, mit blasenden Trompetern voran. Ihm war eine Wohnung bereitet im Hause des kaiserlichen Gesandten, Georg von Tzeven (dem späteren englischen Hause in der Gröningerstraße). Der hamburgische Bürgermeister Hohusen hatte aber den Vorsitz, und als dieser den Gegenstand der Beratung, den Frieden zwischen Lübeck und den Niederlanden zu vermitteln, angab, erhoben sich von allen Seiten die Stimmen gegen Lübeck; man verlangte die Ostsee, wie alle Gewässer, sollten jedem zum Seeverkehr freistehen. Wullenweber mußte, ohne etwas auszurichten, nach Lübeck zurückkehren. Indes sein Mut war nicht gebrochen; als seine Gegner ihr Haupt erhoben, entsetzte er sieben Glieder des alten Rates, und trat er in Verbindung mit dem Verwandten des Königs Christian II., dem Herzog von Oldenburg. Marx Meyer ging nach Hamburg, und erlangte durch seine Freunde, daß der Rat sich zu einer Beihilfe zum Kriege von 1000 ₰ entschloß, freilich nur mit der Bedingung, das Geld nicht gegen der Stadt Landesfürsten noch dessen Erbländer zu verwenden. Es war ja die s. g. Grafenfehde gegen den hochmütigen holsteinischen Adel, um Christian II. von Dänemark willen unternommen. Markus Meyer aber nahm Trittau, verbrannte Reinbeck, besetzte Eutin, belagerte Segeberg, nötigte dadurch den Herzog Christian von Holstein gegen Lübeck mit bewaffneter Hand zu ziehen. Marx Meyer hatte aber auch den Herzog Albrecht von Mecklenburg, den Schwager des gefangenen König Christian II. in Bewegung zu setzen gesucht, und dadurch diesem König die Freiheit verschafft. Allein, das half ihm freilich in Dänemark nichts; der Reichsmarschall Melchior von Rantzau erklärte sich, um nicht die Union mit den Herzogtümern zu verlieren, ebenso wie der dänische Adel und die Geistlichkeit, für den Herzog Christian III. Der dänische Feldherr Graf Johann von Rantzau ging mit der Flotte nach Lübeck, sperrte die Trave, und siegte bei Schlutup; Wullenweber mußte im August 1536 sein Regiment aufgeben. Der Friede zu Stockelsdorf am 18. November, bei dem der hamburgische Bürgermeister von Spreckelsen die Unterhandlungen leitete, brachte dem Kriege ein Ende. Durch Vermittelung der Hansa wurde die alte Verfassung hergestellt; der abgesetzte Bürgermeister Brömse mit den noch lebenden früheren Genossen wurden wieder

in ihre Herrlichkeit eingesetzt. Wullenweber erhielt nach dem Abgang des Gerhard von Hutlem noch die Amtmannschaft in Bergedorf; allein der unglückliche Mann konnte sich nicht zur Ruhe begeben; er versuchte später für den König von England im Lande Hadeln ein Kriegsheer zu sammeln. Dabei geriet er in Gefangenschaft des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel; ihm wurde in Rotenburg ein Prozeß wegen Hochverrats gemacht, und er ward am 24. September 1537 enthauptet. In diesem Prozeß trat seine Verbindung mit den Wiedertäufern in Münster hervor; und wie sein Bruder Joachim ihm die Geheimnisse des hamburgischen Staates verraten hatte; um dieser Ursache willen war dieser schon im November 1536 in Hamburg aus dem Rate verwiesen; er starb 1558. Marx Meyer ward später in Kopenhagen enthauptet, weil er die Festung Warborg an den König von England, Heinrich VIII. verraten hatte.

Die politischen Verhältnisse, von denen oben die Rede gewesen ist, hatten es wünschenswert gemacht, daß Hamburg im J. 1534 eine Deputation nach England sandte, um sich des Beistandes des Königs Heinrich VIII. zu sichern. Am 12. Juni gingen zu dem Ende der Bürgermeister Albert Westede und der Ratsherr Heinrich Hesterberch in See; am 3. Juli konnten sie dem Staatssekretär Cromwell ihre Beglaubigungsschreiben übergeben. Sie hatten einen schweren Stand, konnten auch ihren Zweck nicht erreichen, da der König darauf bestand, der Rat solle sich verpflichten, niemals ohne seine Zustimmung einen Frieden oder ein Bündnis mit irgend einem anderen Staate zu schließen. Das wäre ein Verrat gegen den Kaiser gewesen. Der König hatte aber die Gesandtschaft gerne angenommen, weil er den Dr. Lee (Leigh, Legius) nach Hamburg gesandt hatte, nicht nur um Fürsprache bei dem zu erwartenden Konzil und um Hilfe gegen die Beleidigungen und Angriffe des Papstes, sondern auch um einen Theologen, ihm Beistand zu leisten in seiner Ehesache, zu bitten. Der Rat sandte den Superintendenten. Aepin machte die Reise aber zu Lande mit dem Dr. Barnes (Berndes), den er schon in Wittenberg als Luthers Freund kennen gelernt hatte, wo er unter dem Namen Dr. Antonius als Flüchtling sich aufhielt. Der Papst Julius II. hatte dem Könige Heinrich VIII. vor dem, daß dieser seine Ehe mit Katharina, der Witwe seines

Bruders, eingegangen war, Dispens erteilt; es lag auf der Hand, daß kein Papst diese Ehe für ungültig erklären konnte, weil sie gegen das göttliche Gebot 3. Mos. 20, 21 ist, welches die Ehe mit des Bruders Weibe buchstäblich verbietet. Der König aber, von einer heftigen Neigung gegen Anna Boleyn entbrannt, verlangte dieses vom Papste Klemens. Als das Kardinal-Kollegium wegen des Streites, in dem sich der Kaiser mit dem Papste befand, die Entscheidung aufschob, weil Katharina die Schwester von Karl V. war, da gab Cromwell, der auf seinen vielen Reisen antipapistische Ansichten gewonnen hatte, dem Könige den Rat, eine Reformation der Kirche vorzunehmen, wie in Spanien der König dies gethan, und sich an die Spitze der Geistlichkeit in seinem Lande zu stellen. Der König Heinrich folgte ihm; berief die Geistlichkeit von England, legte ihr die Frage wegen der Ehescheidung vor, erhielt aber zur Antwort, der Papst habe kein Recht, ein göttliches Gebot aufzuheben. Bald darauf kam auch die Entscheidung aus Rom, welche die erste Ehe für eine rechtmäßige erklärte. Das hatte den König begierig gemacht, die Ansichten deutscher Theologen zu erfahren. Aepin konnte die Ehescheidung nicht billigen; doch muß er dem Könige gefallen haben, da dieser bei der Entlassung der anderen Gesandten am 24. August, noch um Urlaub für Aepin bat, und ihn ungern entließ, als der Rat seine Rückkehr am 3. November für notwendig erklärte. Stimmte doch Aepin mit Thomas Cranmer so gut überein, den der König zum Primas der Kirche von England erhob; denn Cranmer war auf seinen Reisen in Deutschland mit vielen lutherischen Theologen bekannt, der Schwiegersohn von Andreas Osiander geworden. Dr. Barner, der mit Aepin nach England kam, ward des Königs Kanzler, und im J. 1535 wieder nach Wittenberg gesandt, um den Eintritt Englands in den Schmalkaldischen Bund einzuleiten. Während Aepins Anwesenheit wurden die Franziskaner Mönche aus England vertrieben, am 3. November die Suprematsakte erlassen, welche die Unabhängigkeit der englischen Kirche von Rom feststellte; der Klerus von Canterbury ward ersucht, eine Übersetzung der Bibel ins Englische zu veranstalten. Der Bischof Gardiner ließ auch in Hamburg seine Verteidigung der in England eingeführten Neuerungen drucken; wie Aepin selbst noch nach dem Tode Heinrich VIII. den

Anteil, den er an der englischen Kirche nahm, öffentlich kundthat. Vieles, was die anglikanische Kirche von der reformierten unterscheidet, was die Unwissenden oft für katholisch halten, kann man von dem Einfluß der Lutheraner bei der Reformation herleiten.

Die Zurückberufung Aepins aus England ward im Dezember 1534 notwendig durch die Ausbreitung, welche die Umtriebe der Wiedertäufer im nördlichen Deutschland nahmen. Auch in Hamburg hatte man ihre Wirkungen lange gespürt. In dem peinlichen Verhör, das Jürgen Wullenweber im Kerker ausgestanden, war er auch gefragt worden, „ob nicht sein Bruder Joachim, wie Cordt Goldenstein und Andreas von Herstein mit den Wiedertäufern Verhandlungen gepflogen hätten, da er selber mit diesen in Verbindung gestanden zu haben bekannt hatte."

Erst im Anfange des Jahres 1534 waren Johann Matthys und Jan (Backelsen), von Leiden nach Münster, in Westfalen, zu Bernard Knipperdolling als feurige Apostel der Wiedertäufer gekommen; aber schon am 27. Februar fühlten sie sich getrieben, in einer Versammlung auf offenem Markte, nach heißen Gebeten und mächtigen Ansprachen aufzufordern, alle Ungläubigen, die sich nicht bekehren und taufen lassen wollten, auszurotten. Die Kindertaufe achteten sie für nichts, denn Buße und Glaube müsse der Geistestaufe vorhergehen; wer diese aber empfangen habe, sagten sie, sei rein von aller Sünde und könne nicht mehr sündigen. Die in Wahrheit Getauften, lebten wie die Kinder Gottes in Liebe und Freude; sie bedürften keines Gesetzes, keiner Obrigkeit, keiner ehelichen Schranken. — Jetzt sei, meinten sie, des Papstes Herrschaft aus, jetzt die Wiederkunft Christi nahe; darum sei es jetzt der Gläubigen Pflicht, die Auserwählten Gottes zu sammeln, die Gemeinde Christi zu gründen, und mit Gewalt alle, die sich widersetzen, zu vernichten.

Der schwärmerische Fanatismus vergaß, daß Johannes, der Jünger, den der Herr lieb hatte, geschrieben hat: So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns (1. Joh. 1, 8); ihr Wahnglaube ließ es zu keiner wahren Buße kommen, entfesselte die sinnlichen Lüste, die fleischlichen Begierden, reizte zur grausamsten Wollust, und brachte das gräßlichste Elend in die Orte, wo er herrschte. Die gesteigerte Sinnlichkeit entflammte die Verirrten zu einer solchen Energie

des tierischen Mutes, daß die Fürsten, die protestantischen selbst, die der Stadt Münster am nächsten waren, dem Bischof die Macht nicht zu geben vermochten, den Greueln ein Ende zu machen, daß im folgenden Jahre der König Ferdinand auch das Reich auf dem Reichstage zu Worms zu Hilfe rief.

Im Februar 1535 kam Aepinus nach Hamburg zurück; schon am 13. April desselben Jahres ward, der Wiedertäufer wegen, die erste evangelische Synode Niedersachsens in Hamburg gehalten. Die wendischen Städte hatten ihre Abgeordneten geschickt: Lübeck: Bonnus, Lüneburg: Heinrich Radbrock, Rostock: Heinrich Techens, Stralsund: Johannes Knipstroh, und Bremen: Johannes Timannus Amstelodamus. Die Geistlichen rieten den Obrigkeiten nicht nur zu einem Strafmandat, wie der Reichstag zu Speyer 1529 in ähnlichem Falle gethan, sondern, um in den Städten die Einheit und Reinheit der Lehre bei einreißenden Irrtümern zu erhalten, keinen zum Predigen auf die Kanzel zu lassen, der nicht nach den Hauptartikeln der augsburgischen Konfession und ihrer Apologie geprüft worden, und durch mündliche Zusage und seine Unterschrift versprochen habe, nichts, als was der Form der gesunden Lehre gemäß sei, öffentlich oder privatim lehren zu wollen; es sei denn, daß er vorher mit dem Superintendenten und seinen Kollegen es besprochen habe. Ferner heißt es: Wer in einer Stadt nicht angenommen sei, den solle man auch in der anderen nicht dulden. Die Privatbeichte soll beibehalten, und niemand zum heiligen Abendmahl zugelassen werden, der nicht vorher geprüft ist. Bei der Kindertaufe soll Luthers Taufform zum Grunde gelegt; der Katechismus einfach und deutlich für die Erwachsenen, wie für die Kinder vorgetragen werden. Die Ehestreitigkeiten gehören vor das bürgerliche Gericht. Die Exkommunikation darf nicht ausgesprochen werden, als bis sie von den Predigern insgesamt angenommen wird.

Die Obrigkeiten der sechs Städte vereinigten sich über diese Vorschläge. Die Geistlichen verkündigten sie in einem gleichlautenden Mandat am Sonntag Trinitatis 1535 von der Kanzel.

Vergebens hatte der Rat sich indessen bemüht, den Erzbischof Christian von Bremen wegen des Doms zu beruhigen; dieser hörte nicht auf, mit Gewaltmaßregeln zu drohen, wie der Kaiser auf dem Reichstage zu Augsburg gethan, seitdem das Reichskammergericht das

Urteil gefällt; endlich entschloß sich der Rat und wandte sich an den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen. Diese hatten schon seit 1531 mit anderen evangelischen Ständen den Schmalkaldischen Bund geschlossen zur Aufrechthaltung der reinen evangelischen Lehre. Um Hamburgs Aufnahme in diesen Bund zu beraten, sandte die Stadt den Ratsherrn Jochim Moller und den Mag. Jochim Sommerfeld nach Schmalkalden, sich am 29. Juni 1534 mit dem Kurfürsten von Sachsen, dem Herzog Ernst zu Lüneburg und den von Bremen Verordneten zu bereden. Sie wurden mit ihnen über die Bedingungen eins. Am 10. Januar 1536 legte darauf der Bürgermeister Paul Grote der Bürgerschaft die Frage vor, ob man den Pfaffen ihren Willen lassen wolle und sie wieder in ihre Herrschaft setzen, oder ob man in den evangelischen Bund treten und bei Gottes Wort bleiben wolle. Zu einem von beiden müsse man sich entschließen, da der Bann des Kaisers drohe. Und es antwortete der Oberalte Peter Hesterberg, daß alle Bürger in allen Kirchspielen bei dem Worte Gottes lebendig oder tot bleiben, daß sie Leib, Blut, Weib und Kind und alles, was sie in der Welt hätten, wagen und daran setzen wollten, und E. E. Rat bäten, daß er seine erste Sorge sein ließe, daß diese Stadt in den evangelischen Bund käme. Am 25. Januar kam dann der Herzog Ernst von Lüneburg mit den Gesandten von Braunschweig und Bremen hierher, und schloß am 29. den Vertrag ab, zur „Entschüttung unbilliger Gewalt über uns und unsere Unterthanen aber in Gegenwehrsweise". Hamburg verpflichtete sich für die Zwecke des Bundes zu einer jährlichen Beisteuer von 8000 Gulden (12000 ℔ lübsch), und nahm sogleich den regsten Anteil an den Verhandlungen der Bundesgenossen. Schon am 5. Februar zog Aepinus mit den beiden Ratssekretären Hinrich von dem Broke und Mag. Hermann Röver nach Schmalkalden; die wichtige Frage kam zur Erwägung, ob die Evangelischen gehalten wären, auf dem vom Papste Paul III. zum 23. Mai nach Mantua berufenen allgemeinen Konzil zu erscheinen. Man kam darin überein, man wolle nicht darauf bestehen, daß das Konzil, wie der Kaiser das freilich auf dem letzten Reichstage verlangt hatte, in Deutschland gehalten werde. Auf den Wunsch des Kurfürsten von Sachsen wurden die von Luther aufgesetzten Artikel zur Bestätigung der

Augsburgischen Konfession auf diesem Reichstage als Richtschnur des Glaubens anerkannt. Melanchthon wollte zum Schluß noch den Zusatz haben, „daß dem Papste, so er das Evangelium wolle zulassen, die Superiorität, die er menschlichen Rechten nach über die Bischöfe habe, zu lassen sei.“ Der Kurfürst Johann Friedrich hielt das freilich für ein Gott-Versuchen; dennoch erachtete Aepin das um des Friedens willen für zulässig, indessen er nahm seine Unterschrift hernach wieder zurück, da er ja nicht in seinem, sondern im Namen der hamburgischen Kirche unterschrieben habe, und er doch den anderen Pastoren in Hamburg seine Privat-Überzeugung nicht aufdringen wollte. Er erklärte sich aber, in Bezug auf die Zeremonien sei dem Konzil Gehorsam zu leisten, da diese ja Adiaphora (Mitteldinge) seien, auf die es nicht ankomme. In Bezug auf die Verurteilung Hamburgs durchs Reichskammergericht bedauerten die Theologen freilich, der Stadt nicht helfen zu können, da sie sich einmal in den Prozeß eingelassen hätte; auch die Frage, ob das Reichskammergericht als oberster Gerichtshof zu rekusieren sei, wurde vertagt, weil der Religionsfriede von 1532 bestimmt habe, daß bis zum allgemeinen Konzil mit allen Händeln in Sachen des Glaubens solle Anstand genommen werden.

In Bezug auf diesen letzten Beschluß wurde jedoch in der nächsten Bundesversammlung, die am 17. März in Braunschweig gehalten und von 7 Fürsten und 6 Ständen besucht wurde, offen anerkannt, Hamburgs Beispiel beweise, daß das Reichskammergericht gezeigt habe, es lasse in Religionssachen den protestierenden Ständen keine Justiz angedeihen, und die Entschuldigung des Vizekanzlers Matthias Held, daß die Angeklagten die Religion niemals vorgewandt hätten, ward in dem Ausspruch zurückgewiesen, dem Gerichte hätte es gebührt, die Sache ruhen zu lassen.

Kaum war der Herzog Christian von Holstein am 4. Juli 1534 zum Könige von Dänemark erwählt, so schloß er sich an die Stände des Schmalkaldischen Bundes an. Durch ihre Vermittelung machte er mit dem wiedereingesetzten Rat zu Lübeck am 2. Februar 1536 Frieden. Durch die von Hamburg am 3. Mai 1537 abgesandten Bürgermeister Rodenburg und Sekretär Hermann Röver wurde wenigstens ein Waffenstillstand zwischen Dänemark und den Niederlanden, die unter der Statthalterschaft der Königin Maria von Ungarn standen, vermittelt, und durch

Barnesius die Beziehungen zwischen England und den Niederlanden geordnet, um sich gegen den Kaiser zu stärken. So konnte auch der König von Dänemark an dieser Versammlung teilnehmen.

Am 20. Juli zogen Bürgermeister Rodenburg und Vinzent Moller nach Kopenhagen, um der Krönung des Königs am Sonntage, den 12. August, beizuwohnen. Christian hatte dazu Dr. Bugenhagen aus Wittenberg kommen lassen, ihm die Krone aufs Haupt zu setzen und das Schwert in die Hand zu geben, wie er Luther am 17. April 1537 gebeten hatte, die Kirchenordnung, welche seine Prädikanten gemacht, zu begutachten.

Bei der Rückkehr vom Schmalkaldener Bundestage, der im März 1538 in Braunschweig gehalten war, wollte der König Christian die Huldigung der Stadt Hamburg empfangen; er ging aber erst nach Lauenburg zu seinem Schwiegervater, dem Herzog von Lauenburg, denn der Huldigung gingen wieder, wie in den früheren Jahren, viele Verhandlungen vorher. Endlich, am 1. Mai, hielt der König zu Pferde im vollen Glanze seinen Einzug, die Königin Dorothea ihm zur Seite mit dem Herrn von Rantzau; ihnen folgten die beiden Bürgermeister Westede und Rodenburg mit einem Gefolge von 400 Reitern, voran 12 Trompeter. Am anderen Tage ging er in die Katharinen-Kirche, die Predigt von Stefan Kempe zu hören, dabei wurde ein Te Deum gesungen. Am 4. Mai empfing er auf dem Rathause vom Rat und 80 Bürgern auf frühere Weise die Huldigung. Die Festlichkeiten dauerten bis zum 9. Mai und waren sehr großartig, aber auch sehr erheiternd. Der Hopfenmarkt z. B. war zu einer Reitbahn eingerichtet; man hatte dazu das Steinpflaster aufgebrochen, damit der König und sein Gefolge sich in den Mußestunden mit ihren Pferden tummeln, auch zuletzt ein großes Turnier halten könnten; auf dem Eimbeckschen Hause wurde ein großes Bankett gegeben, das bis 1 Uhr Nachts währte, und bei dem es sehr munter zuging; in der Aufregung stieß zuletzt der König der Königin „de Flege" (den Kopfputz) vom Haupte, so daß sie in den Haaren tanzen mußte, worin ihr demnach alle Jungfrauen folgten. Die Kosten der Huldigung betrugen für die Stadt 5600 Tal., ungerechnet die Ehrengeschenke für den König, die Königin, ihre Schwester, die Oberhofmeisterin, die Hoffräulein u. a. m.

Der König aber war sehr gnädig und fügte zu den alten Privilegien noch eins, welches das Strandrecht für hamburgische Schiffe in Dänemark betraf.

Hamburg konnte sich aber trotz seines Beitritts zum Schmalkaldischen Bunde nicht gegen jeden feindlichen Überfall gesichert halten. Der Pfalzgraf Friedrich, ein Schwager vom König Christian II., verband sich mit dem Grafen Christoph von Oldenburg und mit dem Grafen Heinrich von Braunschweig, dem katholisch gesinnten, gegen den Hamburg schon früher einmal von der Stadt Goslar aufgefordert war, sein Kontingent Truppen zu stellen. Sie hatten die schwarze Garde, die Landsknechte unter Christoph Wrisberg, in Dienst genommen, und waren ins Amt Ritzebüttel eingefallen. Wurden diese Feinde nun auch glücklich zurückgetrieben, so gebot doch die Vorsicht, nicht nur durch Ausrüstnng von Kriegsschiffen die Elbe zu schützen, sondern auch die Stadt mehr zu befestigen. Im J. 1531 hatte man den Baumwall, zwischen dem Scharthor und dem Niederbaum, aufzuwerfen, am Ende desselben eine mit Schießscharten versehene Mauer zu ziehen und auf der Wehr, die den Stadtgraben gegen die Elbe abschloß, ein Blockhaus zu erbauen begonnen, das Scharthor wurde um 4 Fuß verlängert, die dortige Brücke mit Seitenmauern versehen, um den Graben bestreichen zu können. Die Scharkapelle war 1531 schon zur Aufbewahrung der kleinen Schiffsgeschütze eingerichtet. Der Wall zwischen dem Schar- und Millernthor wurde 1547 um 60 Fuß verbreitert und mit der gewonnenen Erde der Wall erhöht. Um diesen Wall mit dem Neuenwall zu verbinden, wurde das Millernthor hinausgerückt und umgebaut; das Gewölbe wurde sehr lang und im Winkel gebrochen, dadurch sehr dunkel, so daß es im Volke das Düsternthor hieß. Das Thor hatte die vergoldeten Inschriften, welche 1673, beim Abbruch des Thors, für das neue schöne Gewölbe des Deichthors benutzt wurden: Libertatem, quam peperere majores, digne studeat servare posteritas, an der inneren, und an der äußeren Seite: Da pacem Domine in diebus nostris. Neben dem Millernthor erbaute man ein großes Rondeel mit einem zurückgezogenen Flügel, um den Graben vor dem Rondeel bestreichen zu können. Von diesem Rondeel (dem Bohnsplatz) bis zum Reesendamm wurde 1547 ein Wall aufge-

geworfen, der spätere Voglerswall, und außerhalb der Obermühle das Dammthor mit breitem bis an die Alster reichenden Graben erbaut. Ähnlich wurde auch nach den anderen Seiten hin für die Befestigung der Stadt gesorgt.

Während der Unruhen, die der Herzog Heinrich von Braunschweig anstiftete, faßte der Kaiser den Entschluß, da die Hoffnung, ein allgemeines Konzil zustande zu bringen, verschwand, zunächst einen Stillstand des Streites der Katholiken mit den Protestanten herbeizuführen, und von beiden Teilen der Stände friedfertige und verständige Männer in gleicher Anzahl zusammentreten zu lassen, um sich freundlich, christlich und der heiligen Schrift gemäß über alle streitigen Punkte zu besprechen. Nachdem von katholischer Seite 11 Gelehrte zu Mitgliedern ernannt waren, überließ man es den Protestanten, eine gleiche Anzahl zu wählen. Der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen beriefen deshalb zum 31. März 1540 eine Zusammenkunft der Stände und Theologen nach Schmalkalden. Von Hamburg wurde Bürgermeister Rodenburg und Ratsherr Joachim Moller mit dem Sekretär Ritzenberg dazu deputiert. Die Verhandlungen zogen sich durch die Einreden des päpstlichen Legaten lange hin. Zuletzt kam man überein, daß das Religionsgespräch in Nürnberg gehalten werden sollte. Zu den „frommen, verständigen, freundlichen, ehrbaren, nicht eigensinnigen, hartnäckigen, zänkischen Personen", die ausgewählt wurden, gehörte auch Aepinus. Der Kaiser machte überraschende Zugeständnisse; er sistierte sogar das gerichtliche Verfahren beim Reichskammergericht gegen die, welche sich zur Augsburgischen Konfession bekannten. Ihm war damals sicherlich eine friedliche Vermittelung sehr erwünscht, denn ihm war es um eine Türkensteuer zu thun, welche die Protestanten bewilligen sollten, und welche freilich bei der drohenden Gefahr im Reiche notwendig war. Es wurde dieselbe auch 1544 bewilligt, und erforderte von Hamburg einen Beitrag von 11,117 Pf. 11 Sch. Als nun aber auch das Religionsgespräch in Nürnberg am 13. März 1546 zu keiner Einigung führte, erließ Karl V. am 17. Juni ein Reskript an die Reichsstädte, in welchem er sie beschuldigte, die Vergleichung und Einigung in der Religion nur zu einem Deckmantel und zur Beschönigung ihres unbilligen Vornehmens anzuwenden, und erklärte,

daß er jetzt entschlossen sei, „des Reiches ungehorsame, ungetreue, widerspenstige Berauber und Zerstörer gemeinen Friedens" zu gebührlichem Gehorsam anzuhalten. Allein auch in Hamburg hatte man schon von einem Bündnisse, das der Kaiser mit dem Papste geschlossen, und von den Rüstungen gehört, die er vorgenmmen hatte. Deshalb zögerte der Rat auch nicht, dem Abmahnungsschreiben beizutreten, welches der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen am 4. Juli an den Kaiser sandten. Die Bürgerschaft stimmte dem Rate bei und bewilligte sogleich den geforderten Schoß, eine sechsfache, größere doppelte Auflage (56,270 Pf.). Der Ratsherr Reders und Mag. Alexander Spieß wurden als Kriegskommissare abgeordnet; Reiter und Fußvolk wurde angeworben; denn schon zog von Münster her der Oberst Christoph von Wriesberg über Minden gegen Bremen, verband sich mit Herzog Erich von Braunschweig und belagerte Bremen von Mariae Lichtmeß bis Pfingsten. Man rüstete in Hamburg deshalb auch sieben kleinere Kriegsschiffe, jedes für 50 Mann und 20 Stück Geschütze, und sandte sie nach der Weser. Der Kaiser aber trug schon am 27. April 1547 bei Mühlberg den Sieg davon, nahm Wittenberg ein und bekam den Kurfürsten von Sachsen, wie den Landgrafen zu Gefangenen. Auch hamburgische Mannschaft hatte unter dem Befehl des Bürgermeisters Rehder an dieser unglücklichen Schlacht teilgenommen. Zwei Fähnlein Fußvolk unter Jakob Hinsch und Jakob von Nürnberg, sowie eine Fahne Reuter, unter dem Rittmeister Caspar Tobing von Lüneburg, sandte die Stadt auch zu dem Grafen Albrecht von Mansfeld; sie nahmen aber an dem Siege desselben bei Drakenborch am 23. Mai 1547 über den Herzog Erich von Braunschweig keinen Teil, denn ehe sie hinkamen, überfiel sie Christoph von Wrisberg und nahm ihnen die Kriegskasse weg mit 14,556 ℳ. Aber die Evangelischen triumphierten dennoch:

Wir han das Feld, — Wrisberg das Geld!
Wir han das Land, — Er hat die Schand!

Indes, die Kosten, die der Krieg verursachte, waren doch sehr bedeutend; die Stadt hatte von den holsteinischen Adligen viel Geld aufnehmen müssen, einmal 52,960 ℳ und dann wieder 87,714 ℳ. Wohl hatte der Rat noch gar große Geldstrafen, nach dem Vorgange der süd-

deutschen Städte zu fürchten, da wünschte er vor allem die Ansichten der Geistlichen über diese Kriege zu erfahren, ehe er an die Bürgerschaft ging. Er wandte sich an den Superintendenten. Aepin setzte in seinen Antworten auseinander: Die Protestanten könnten jetzt wohl Frieden schließen, weil aber die Notwehr (nämlich die bisherige Kriegführung der Schmalkaldischen Bundesgenossen) kein Aufruhr, sondern eine notwendige Defensive gewesen sei, so müsse man sich vorsehen, daß der Gemeinde kein Strafgeld auferlegt werde. Es sei nichts dienlicher, als daß königliche Majestät (von Dänemark) als Bundesfürst, für uns beim Kaiser Frieden und Sicherheit suche; — doch müsse vorgesehen werden, 1) daß wir bei unserer Lehre und Zeremonien bleiben, 2) daß uns nicht zugemutet werde, unsere Nächsten in Religionssachen trostlos zu lassen, oder gar helfen müßten, sie zu unterdrücken; und daß wir zur guten christlichen Reformation der Kirche freie Macht behielten; drum ist nötig, daß wir alles, was unser ist, lieber verlieren, und in richtigem Bekenntnis der Wahrheit bleiben, als daß wir um dieses zeitlichen Gewinnes willen etwas beginnen, was gegen unser Gewissen und unserer Seelen Seligkeit sein könnte." Der Rat wandte sich an den König von Dänemark, der sich am Kampfe nicht beteiligt hatte, erlangte aber den Frieden vom Kaiser nur unter der Bedingung fußfälliger Abbitte, williger Unterwerfung unter die Anordnung des Kaisers, und der Zahlung einer namhaften Geldstrafe. Der Herzog Adolf von Holstein, wie der König selbst, redete dem Rate zu, auf dies Anerbieten einzugehen. Der Rat suchte Beistand beim Ministerium. Dieses zeigte seine Ansicht schon auf dem Titel seines Memoriales durch das Motto Matth. 10: „Wer sin Levend erhalen will, de werd es verlesen. Wer aberst sin Levend verlust, de werd ed finden!" und: „So jemand to mi kümt vnd hatet nicht sinen Vader, Moder, Fründ, Kind, Broder, Süster, ock dato sin eigend Levend, de kann nich min Jünger sin!" Die Schrift selbst führte aus, daß kaiserliche Majestät die Schuld dieses Krieges uns aufbürden wolle; ferner, daß aber durch die Bedingung, die der König gestellt, der Weg zur Einführung aller päpstlichen Mißbräuche geöffnet werde. Die kaiserliche Sühnschrift sei sehr ambigue gestellt; ohne vorhergehende Explikation könne Rat und Gemeine einen Fußfall nicht leisten. Daß die Bundesgenossen kaiserliche Majestät

sollten beleidigt haben dadurch, daß sie sich vereinigt haben, bei der wahren Religion zu bleiben, können wir bei uns nicht ermessen. — Nach dieser Antwort ließ sich der Rat wieder in Unterhandlungen mit dem dänischen König ein, doch am 20. Mai erhielt er von diesem und zugleich von den Herzögen Johann und Adolf ein sehr dringendes Schreiben, welche ihn fürchten ließ, daß er, wenn er sich den Vorschlägen des Kaisers nicht fügte, auch die Fürsprache Dänemarks verliere. Obgleich der Rat auch durch die Mitteilung dieser Schreiben das Ministerium zu anderer Überzeugung nicht zu bringen vermochte, verstand er sich endlich zu dem herben Schritt; er nahm den kaiserlichen Vorschlag an. Allein nun wollte keiner aus seiner Mitte den Fußfall thun! Zuletzt wurde einer der jüngsten Ratsherren, Gerd Niebur, durch die Aussicht, die ihm gemacht wurde, Amtmann in Ritzebüttel zu werden, bei seinen beschränkten Vermögensverhältnissen gewonnen. Der Syndikus Franz Pfeil war auch erst vor kurzem in den Rat getreten, bisher war er Kanzler des Bischofs von Naumburg, Nikolaus von Amsdorf gewesen, und der Sekretär bei dieser peinlichen Ambassade war Mag. Martin Goebel. Dem Kaiser soll diese Deputation nicht recht gewesen sein, da er einen Bürgermeister erwartet hatte; allein er ließ sie am 15. Juli in feierlicher Audienz in Nürnberg vor sich und erteilte der Stadt den Sühnebrief, nachdem sie 80,590 ℔ (60,000 Gulden) als Strafe zu zahlen versprochen hatte. Das Geld mochte den Kaiser gelockt haben, denn schon am 30. Juli erließ er ein überaus freundliches Schreiben an die Stadt, in welchem er bat, gegen seine Quittung 37,437 Gulden 37 Kreuzer an den Kurfürsten Johann von Brandenburg zu zahlen, als Abschlag von der um Michaelis zu erlegenden Summe des Strafgeldes.

Dem Kaiser Karl V. war es vor allem darum zu thun, in Deutschland eine Reformation einzuführen, wie es in Spanien geschehen war, so daß der König an der Spitze der Kirche zu stehen kam. Da erinnerte ihn der zum Bischof von Naumburg ernannte Julius von Pflug an die Schrift, über die sich beim Nürnberger Gespräch die Theologen geeinigt hatten. Der Kaiser ging darauf ein, und gab ihnen diese Schrift zurück, um sie in Gemeinschaft mit Michael Helding, dem Mainzer Suffragan-Bischof, und dem brandenburgischen Theologen Joachim Agricola zu

besprechen. Das Resultat ihrer Prüfung legte der Kaiser auf dem Reichstag zu Augsburg am 15. Mai 1548 vor, als Vorschlag zu einer Vereinigung der beiden Parteien bis zur Entscheidung des Streites durch ein allgemeines Konzil. Das Interim, so wurde diese Schrift genannt, nahm der Reichskanzler (der Kurfürst, Erzbischof von Mainz) an, ohne weitere Verhandlungen zu beantragen. So schien die Sache abgemacht, das Interim als Reichsgesetz festgestellt. Allein noch nicht drei Tage waren vergangen, als schon ein Protest gegen diese Vorlage vom Kurfürsten Moritz von Sachsen, und ein anderer, welcher dem Kaiser das Recht absprachen, ohne Genehmigung des Papstes Entscheidungen in Glaubenssachen zu geben, von Katholiken erhoben wurde. Der Kaiser aber blieb fest bei seinem Beschluß und sandte, mit der Forderung, das Gesetz in 50 Tagen einzuführen, das Interim an alle Stände, also auch nach Hamburg.

Hier aber geriet das Volk, wenngleich Aepin selbst über dessen Gleichgültigkeit in kirchlichen Dingen noch im letzten Jahre in einer Schrift: „Über das Begräbnis der gottlosen Leute", laute Klage geführt hatte, dennoch alsbald in eine gewaltige Unruhe. Im Januar des folgenden Jahres erklärte der Rat, und die Bürgerschaft gab dazu in einem Rezess ihre Zustimmung, daß er, als christliche Obrigkeit, wenn auch der kaiserlichen Majestät, als der höchsten, alle gehörige Ehre und Referenz, sowie in weltlichen Sachen aller schuldige Gehorsam geleistet werden solle, für sich selber bei der reinen Lehre des Evangeliums und den Zeremonien unserer wahren christlichen Religion, wie man sie jetzt in dieser Stadt friedlich hält, mit Gottes Gnade beständig zu verharren gedenke, und dagegen an dem Interim keinen Teil zu nehmen, auch nach Vermögen daran zu sein, daß die Bürger, sowie ihre Kinder bei Gottes Wort beständig verbleiben, und alle Mandate und Schriften, das Interim betreffend, den Bürgern mitzuteilen. Die Bürger versprachen darauf, auch bei der angenommenen Religion zu bleiben, E. E. Rat folgsam zu sein, auch alle Gefahren, Lasten und Beschwerden gern im Fall der Not mit Leib und Gut austragen zu helfen. — In diesem Rezeß verlangten die Bürger auch noch die Zusage, daß eine beständige, christliche Ordnung der Kirche abgeschlossen und vollzogen, die Verhandlungen mit dem Dom-

kapitel gefördert und die loskommenden Lehne in Gemäßheit der Kirchenordnung des Herrn Dr. Aepin zur Erleichterung der Kirche benutzt werden sollen.

Das kaiserliche Schreiben vom 30. Mai empfing der Rat erst am 25. Juni 1548 und teilte es sogleich, wie dem Könige von Dänemark, so dem Superintendenten Aepin mit. Dieser aber entwickelte alsobald eine überraschende Thätigkeit. Der Bischof von Seeland hatte das Interim noch gar nicht einmal gesehen, als er schon von Aepin aufgefordert wurde, in Gemeinschaft mit ihm sich gegen dasselbe zu verwahren. Der braunschweigische Superintendent antwortete ihm schon am 11. Juli, wie bereits am 4. Juli ihm Melanchthon die hamburgische Kirche als Muster der Standhaftigkeit dargestellt, und geschrieben habe, daß sie, wie die zu Lübeck und Lüneburg, keine Änderung zu gestatten gedächte. Da der Superintendent Bonnus in Lübeck am 12. Februar gestorben war, hatte Aepin sich schon an die dortigen Pastoren Friemersheim und Wilhelm Antoni gewandt und durch sie den dortigen Rat getrieben, ehe er selbst noch das kaiserliche Schreiben empfangen hatte, einen Hansatag der wendischen Städte zum 1. August zu berufen, um eine gemeinsame Erklärung wider das Interim dem Kaiser zukommen zu lassen. Stralsund, Rostock und Wismar konnten sich freilich nicht dazu verstehen, aber außer den genannten Städten sandten auch Braunschweig, Hannover und Hildesheim ihre Theologen an einen verborgenen Ort, Möln, sich zu besprechen. Sie übertrugen die Beantwortung dem Aepin, um das Interim Punkt für Punkt zu widerlegen. Dieser vollendete die Schrift mit Hilfe seiner Kollegen in demselben Monat, und ließ sie drucken. Melanchthon erklärte die Antwort Aepins für besser, als die seine, und Luther forderte ihn auf, sie ins Hochdeutsche zu übersetzen. Der Rat geriet dadurch freilich in unangenehme Verlegenheit. Er hatte schon mit der Beantwortung des ersten kaiserlichen Schreibens gezögert, und die Nichtbeachtung des vom Kaiser gesetzten Termins nur mit dem zu späten Empfange des Schreibens zu entschuldigen versucht, und schon am 27. Juli kam ein Mahnschreiben vom Kaiser mit dem Verbot, irgend eine Schrift, die sich auf das Interim beziehe, drucken zu lassen. Aepins Schrift brachte ein zweites kaiserliches Schreiben aus Speyer, ein drittes aus Brüssel, end-

lich am 5. Februar eine sehr ernste Aufforderung, der vom Kaiser gegebenen Ordnung wegen des Druckes nachzukommen. Da hielt es der Rat für notwendig, eine große Deputation nach Frankfurt zu senden, um sich zu entschuldigen, die Geistlichen hätten ohne Vorwissen des Rats den Druck unternommen. Bürgermeister von Spreckelsen, die Ratmänner Dithmer Koel und Mag. Niebur gingen hin mit dem Sekretär Spiess; aber bald mußten sie die erschreckende Botschaft nach Hause schicken, es sei Grund, zu vermuten, daß die Unterdrückung der Stadt eine beschlossene Sache sei. Auf dem Reichstag zu Augsburg war schon über Magdeburg und Bremen die Reichsacht ausgesprochen; vergebens hatten Lübeck, Lüneburg und Hamburg im Namen der Hansestädte sich für sie verwandt, und große Summen als Strafgeld geboten. Von Hamburg waren in dieser Angelegenheit der Ratmann Hieronymus Bissenbeker und Syndikus Dr. Joh. Struben nach Brüssel gesandt. Gegen Magdeburg zog schon am 22. September der Herzog Heinrich von Braunschweig; die Herzöge Georg und Moritz von Sachsen kamen dazu, auch der Markgraf Albrecht von Brandenburg und der kaiserliche Kommissar Lazarus von Schwend. Jetzt bekam auch Hamburg vom Kaiser den Befehl, mit dem niedersächsischen Kreise, die Acht an Bremen zu vollziehen. Die wendischen Städten berieten sich aber noch in Lübeck, als schon Graf Volrat von Mansfeld und der Herzog von Mecklenburg mit ihren Truppen gegen Verden und Bremen heranzogen. Doch plötzlich machte der Kurfürst Moritz mit der Stadt Magdeburg Frieden. Der Kaiser hatte ihm das Versprechen, den Landgrafen Philip von Hessen, seinen Schwiegervater, loszugeben, nicht gehalten; darum hatte Moritz mit dem Könige von Frankreich sich heimlich verbunden, und zog nun mit seinem Heer gegen den Kaiser. Er bekam diesen in der Ehrenberger Klause in Gefangenschaft und nötigte ihn zum Passauer Vertrag im August 1552.

Damit schien Hamburg von der Gefahr befreit; aber der Kurfürst Moritz hatte sich mit zwei Heerführern verbunden, die beide nur darauf bedacht waren, für sich selbst zu sorgen. Der Markgraf Albrecht von Kulmbach-Brandenburg und der Graf Volrat von Mansfeld waren allerdings eingegangen in das von Moritz mit den Franzosen gegen den Kaiser geschlossene Bündnis. Der Graf von Mansfeld war nach Ham-

burg gekommen, hatte die Stadt gezwungen, 5 Fähnlein Fußvolk unter dem Oberst Kurt Penningh, und 300 Reuter zu stellen; so mußten diese gegen den Kaiser ziehen und sich mit den französischen Lilien als Feldzeichen schmücken! Mansfeld ging selbst aufs Rathaus und errang von dem Rat Kontributionen, deren Betrag in der Stadtrechnung mit 17,233 Tal. 3 Sch. verzeichnet steht. Dabei zog er ins Alteland, besetzte Wilhelmsburg, und brandschatzte und plünderte überall umher. Und weil die Hamburger früher den Herzog Heinrich von Braunschweig aus seinem Lande vertrieben hatten, kam dieser im J. 1554 nach Bergedorf, nahm am 28. April die Stadt und brandschatzte die umliegende Gegend. Da wurde der Syndikus Tratziger mit dem Bürgermeister Hackmann und Ratmann Lorenz Niebur nach Bergedorf gesandt, und es gelang ihnen, durch Vermittelung des Königs von Dänemark und seines Bruders am 26. Mai einen Vergleich zustande zu bringen. Aber die Stadt mußte nicht nur 12,000 Thaler bezahlen, sondern wurde auch in langwierige Subjektions-Verhandlungen mit den Herzögen Johann und Adolf von Holstein verwickelt wegen der Oberherrlichkeits-Ansprüche Holsteins auf die Stadt Hamburg.

Während dessen hatte das Kapitel den ihm günstigen Umstand, daß der Kaiser gegen die Protestanten zu Felde zog, benutzt, seine Klage bei dem Kammergericht zu Speyer wieder zu erneuern. Tratziger wurde deshalb auch nach Brüssel gesandt, um die Niedersetzung einer Kommission und die Vertagung der gerichtlichen Verhandlung zu beschaffen. Er erreichte seinen Zweck, aber erst nach vielen Reisen und Verhandlungen, auf denen er recht die Regel als richtig erkennen lernte:

Da pecuniam summis.
So ward wol recht wat krum is.

Außer den Reisekosten für Tratziger (1587 Pf. 14 Sch.) zahlte die Stadt für gemachte Geschenke noch 1788 Pf. 36 Sch.

Am 25. September 1555 kam es endlich nach langen Verhandlungen zum Reichsabschiede von dem für die protestantische Kirche entscheidenden Religionsfrieden von Augsburg. Er enthielt aber auch, was die Protestanten wünschten, abschließende Festsetzungen vom höchsten Wert. Was Luther in dem ersten Moment seines Auftretens, bei dem Kollo-

quium in Leipzig, in Anspruch genommen hatte, Unabhängigkeit in den Glaubensentscheidungen, wie des Papstes, so auch der Konzilien, das war nun durchgesetzt. Die Feindseligkeiten des Kammergerichts waren nicht allein beseitigt, sondern dieser Gerichtshof hatte durch den Anteil, der den Protestanten daran zu nehmen gestattet ward, die ständische Verfassung erlangt, welche ursprünglich beabsichtigt gewesen war. Die Kammergerichtsordnung von 1555 ist als ein Reichsgrundgesetz jahrhundertelang anerkannt worden.

Weder die kaiserliche Majestät, noch die Fürsten des Reiches, durften hinfort einen Stand wegen der augsburgischen Konfession oder derselbigen Lehre und Glauben vergewaltigen, oder von der Religion oder den Kirchengebräuchen, so sie aufgerichtet oder aufrichten möchten, drängen und beschweren, auch ihre Habe und Güter nicht in Anspruch nehmen. Die protestantischen Stände sollten aber auch kaiserliche Majestät und andere Stände der alten Religions-Gestalt bei ihrer Religion Habe und Gut unbeschwert lassen.

Vierzehntes Kapitel.

Das Sinken der Kirche unter den Staat.

Vom J. 1555—1564 n. Chr. G.

Während sich die Kirche so in ihrer Kraft erwiesen, hatte sich in ihrem Innern ein Keim der Zwietracht entwickelt, der ihr in ihrer organischen Ausbildung große Hindernisse bereiten sollte.

Nach der neuen Kirchenordnung hatte der Superintendent, auf welchen das Amt eines Lector primarius am Dom übertragen worden, auch den Beruf, für die Fortbildung der Geistlichkeit und die Erhaltung der Einheit in der Lehre zu sorgen. Aepinus war ein gelehrter, aber kein geistreicher Mann; er fand seine Lust nicht darin, etwas neues vorzutragen; er lehrte, wie er selbst sagte, was er von seinen hochverehrten Lehrern gelernt hatte. Doch wurden seine Vorlesungen gerne gehört, so daß der Lector secundarius Freder einige derselben in Druck gab. Im J. 1542 war Aepin in der Erklärung der Psalmen bis zum 16. gekommen. Als er nun die Worte V. 10: „Du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen, und nicht zugeben, daß dein Heiliger verwese," erklärt hatte: „Christus sei für uns in die Hölle hinabgestiegen, um durch seine eigenen Leiden der Höllenpein uns aus der Hölle zu erlösen", äußerte Pastor Gahrtze von St. Petri ihm sein Bedenken, daß er sich auf Luther bezogen habe, denn dieser sage in der Predigt, die er 1533 in Torgau gehalten habe, ausdrücklich, Christus sei als ein siegreicher Held in die Hölle gezogen, habe die Fahne genommen, die Thore aufge-

stoßen und unter den Teufeln rumoret! Aepin gab zu, daß er diese Predigt nicht kenne, wohl aber Luthers Erklärung des 16. Psalms vom Jahre 1520, die er selbst im Betbüchlein habe wieder abdrucken lassen. „In solchen Fällen," setzte Aepin hinzu, „wo die Lehrer uneinig seien, müsse indeß die Freiheit gelten." Damit schien Gahrtze sich zu beruhigen, und nahm bald darauf die Stelle eines Pastors in Spandau an. Unterdeß gab der Sekundarius Freder auch Aepins Auslegung dieses Psalms heraus. Das reizte einen jungen Prediger Tilemann Eppingk, der sich gerne hervorthun wollte, Theses zu einer Disputation drucken zu lassen, in der er diese Auslegung bestritt. Aepin wandte sich an Luther, dieser hatte schon 1533 erfahren, daß Melanchthon über seine Ansicht in Unruhe gekommen war und über dieselbe mit gar vielen Theologen in Briefen verhandelt habe; da er nun auch vom Rat in Hamburg um ein Gutachten gebeten wurde, bat er, den Zwiespalt nur nicht laut werden zu lassen. Indeß hörte in Hamburg der Streit unter den Geistlichen noch nicht auf; Gahrtze vernahm das in Spandau; deshalb reiste er, als er nun zwei Jahre später (1545) einen Ruf an die Jakobi-Kirche in Hamburg bekam, erst nach Wittenberg, sich mit Melanchthon zu besprechen. Von ihm erhielt er ein Schreiben an Aepin, in welchem auch er auseinansetzte, daß ein Streit über diese Lehre weder notwendig noch nützlich sei, weil ja die Theologen selbst sich über dieselben nicht einigen könnten. Aepin gab es gerne zu und schrieb ihm später, daß er sich gefreuet habe, im Verein mit Gahrtze die Beantwortung des kaiserlichen Interims ausarbeiten zu können. Doch gerade dieses Interim sollte die Veranlassung werden, daß auch der Streit über die Höllenfahrt Christi sich wieder entzündete. Der feurige Flacius Illyricus, der gelehrte Kirchenhistoriker aus Wittenberg, kam nach dem Erscheinen der Antwort der drei Städte hierher, die hamburgischen Geistlichen aufzufordern, mit ihm sich gegen Melanchthon zu erklären, der aus Furcht vor dem Kaiser in seiner Beantwortung des Interim gar viele Gebräuche zugestanden habe, die gegen die reine Lehre des göttlichen Wortes seien, unter dem Vorwande, es seien nur Mitteldinge (Adiaphora.) Aepin bekam hierauf von der hamburgischen Geistlichkeit den Auftrag, darüber ein Schreiben an Melanchthon zu erlassen, und setzte in seinem gewohnten ruhigen

Tone auseinander, wie weit man bei der Annahme von Mitteldingen gehen dürfe. Wie wenig er die Angegriffenen durch dies Schreiben reizte, zeigte sich bald. Nach Facius Jllyricus kam auch ein sehr gelehrter Theologe hierher, Johannes Drakonites, der wegen seines Eifers für Luthers Lehre aus Marburg vertrieben war. Als nun gerade damals Tilemann Eppingk wieder Aepins „Jrrlehre" von der Höllenfahrt Christi zur Sprache gebracht hatte, achtete Drakonites das für eine Aufforderung, für Aepin aufzutreten, und den Rat aufzufordern, er möge den Gegner des Superintendenten per brachium saeculare (durch obrigkeitliche Gewalt) zum Schweigen bringen. Der Rat hatte sich schon wieder nach Wittenberg gewandt, und wieder von den dortigen Theologen Melanchthon und Bugenhagen ein Gutachten erhalten, es sei am besten, den Predigern Schweigen zu gebieten, um den Superintendenten in gebührendem Ansehn zu erhalten. Infolgedessen erneuerte der Rat das im J. 1526 erlassene Mandat, welches den Predigern verbietet, einander zu verketzern. Doch die Prediger schwiegen nicht, und ein Anhänger Aepins verstieg sich in seiner Verteidigung seiner Lehre so weit, daß er behauptete, Christus habe in der Unterwelt bis zu seiner Auferstehung am dritten Tage die Pein der Höllenstrafen erlitten. Das war auch dem guten Gahrtze zu stark; er stimmte mit Calvin überein, daß Christus schon am Kreuze für uns die Qualen der Hölle erduldet habe; deshalb ging er zu Aepin und stellte ihm das Gefährliche seiner Lehre vor, und als Aepin ihm zugab, daß das Wahrscheinlichere die Ansicht Gahrtze's sei, wandte dieser sich an Melanchthon. Dieser flehte nun Gahrtze an, des Streites doch öffentlich nicht zu erwähnen; es gäbe ja auch noch andere dunkle Materien in der Schrift, über welche die Theologen sich nicht öffentlich auszusprechen wagten, wenn sie solche gleich unter sich sorgfältig verhandelten. So bat auch Gahrtze den Aepin, die Sache nur unter den Pastoren zu besprechen. Es waren aber bei Gahrtze's Rückkehr nur zwei Pastoren von Aepin anerkannt. Denn als Gahrtze nach Spandau gegangen war, hatte das Petrinische Kirchen-Kollegium seine frühere Wedeme (Pfarrhaus) dem Pastor in St. Georg, Högelcke, dessen Amtswohnung der Einsturz drohte, zur Wohnung eingeräumt. Högelcke, der sich bezeichnend lateinisch Hilarius nannte, benutzte dies, sich beim

Kollegium St. Petri beliebt zu machen; er half aus, hielt am 22. Oktober 1542 als Kaplan in St. Petri seinen ersten Sermon; er gefiel durch seine schönen Kanzelgaben bei seinem leutseligen Wesen, und wurde zum Pastor erwählt, und trotz des Superintendenten Widerspruch vom Kirchspielsherrn Bürgermeister Heinrich vom Broke, Lt., eingeführt. Als Grund, weshalb Aepin ihn nicht als Pastor anerkennen wollte, ward in Gahrtze's Rechtfertigungsschrift, die noch jetzt in den Akten über diesen Streit im hamburgischen Stadt-Archiv aufbewahrt ist, angegeben, Högelcke habe in der Bekämpfung von Aepin's Ansicht, daß der Herr in die Hölle gefahren sei, um dort die Höllenstrafen auch für uns zu erdulden, alles Gewicht auf die Worte des Gekreuzigten: Consummatum est! (Es ist vollbracht!) gelegt, und dadurch den Parteinamen Consummatisten aufgebracht. Wir dürfen aber wohl annehmen, daß Högelcke diesen Angriff auf Aepin zu seinem eigenen Nutzen unternommen, da er später zur rechten Zeit sich zurückzog. Als Aepin nun bald nach Gahrtze's Rückkehr in seinen Vorlesungen im Lektorium zu der Erklärung des 4. Verses des 30. Psalms kam, und seine alte Ansicht von der Höllenfahrt Christi wiederholte, konnte Gahrtze sich nicht mehr beruhigen, zumal sein eigener Kaplan Hackrot auch sich getrieben fühlte, Eppingk auf der Kanzel beizustehen. Gahrtze wandte sich nun an den Rat, und interessant ist es, aus den Akten zu ersehen, mit welcher Ruhe und Ausdauer der Rat sich die Schriften und Gegenschriften, gelehrten Abhandlungen, viele in lateinischer Sprache, geben ließ, um sie zur Beurteilung nach Wittenberg zu schicken. Das Urteil der theologischen Fakultät, von Melanchthon und Bugenhagen unterschrieben, lautete dem früheren fast gleich. Der Rat wiederholte deshalb nur sein Verbot vom Jahre 1526, von dem Streite auf der Kanzel zu reden. Doch Gahrtze konnte schon am 2. Sonntage nach Ostern beim Evangelium vom guten Hirten es nicht lassen, die falsche Auffassung der Höllenfahrt zu erwähnen, und als nun gar mit des Superintendenten Zustimmung die lateinische Übersetzung von Luthers kleinem Katechismus vom Rektor der gelehrten Schule, Conrad Pistorius, herauskam und Aepins Lehre enthielt (1550), konnten sich die Gegner nicht mehr halten. Eppingk erklärte auf der Kanzel diese Lehre für verführerisch und teuflisch; und als ihm vom Rat deshalb die Kanzel

verboten ward, predigte am 16. und 23. Januar auch Gahrtze gegen Aepin und hörte damit nicht auf, bis endlich sein eigenes Kirchen-Kollegium am 26. April ihm wegen seines beständigen Kontradizierens seine Entassung ankündigte; auch sein Kaplan Hackroth, der ihn auf der Kanzel verteidigte, ward seines Amtes entsetzt. Högelcke war klug genug gewesen, zu schweigen. Der arme Gahrtze mußte mit seiner Frau und seinen acht Kindern aus der Stadt und lebte in sorgenvoller Armut, bis er 1553 Superintendent in Neubrandenburg wurde. Er starb in Stargard 1558. Aepin hat seine Anschauungsweise nicht geändert, wie vielen Widerspruch er auch bei seinen Freunden fand. Melanchthons Ängstlichkeit erklärt sich aus der Scheu, der Predigt des Evangeliums durch die Duldung der Strafleiden Christi in der Unterwelt einen starken Beweggrund zu nehmen, die Schwachgläubigen zur Buße zu treiben. Luther hob aus demselben Grunde die Liebe des Heilandes hervor, die auch stark genug ist, über die Hölle zu triumphieren.

Aepin legte noch zweimal ein amtlich gefordertes Zeugnis ab, daß Christus allein durch sein Leiden und Sterben uns gerechtfertigt hat. Das erste Mal, als der Herzog Albrecht von Preußen den Rat in Hamburg, wie die andern evangelische Obrigkeiten zu einem Gutachten unserer Kirche über seines Hofpredigers Osiander Lehre von der Rechtfertigung des Sünders aufforderte. Andreas Osiander hatte schon lange in erster Reihe der Reformatoren unserer Kirche gestanden. Ihm war es aber zuwider geworden, daß auf das vor 1500 Jahren erduldete Leiden Jesu ein größeres Gewicht gelegt, und auf das Werk Christi und das Verdienst, das Er sich dadurch erworben, allein hingewiesen werde, und daß dabei, wie er meinte, vergessen werde Christi Person, mit der wir im Glauben uns verbinden müßten, um in der Gemeinschaft mit ihm seines Verdienstes uns freuen zu können. „Frostiger, als Eis," sagte er, „ist die Lehre, daß wir nur um der Sündenvergebung willen für gerechtfertigt sollen angesehen werden, und nicht um der Gerechtigkeit Christi willen, die durch den Glauben in uns wohnt, indem er in seiner göttlichen Natur sich mit uns vereinigt, und so uns rechtfertigt." — Aepin faßte nun die Antwort des hamburgischen Ministeriums auf Osianders Bekenntnis von dem Mittler Jesu Christo und der Rechtfertigung des Glaubens ab, und reichte dieselbe im Februar 1552 den Senaten von Hamburg und Lüneburg ein.

Melanchthon selbst pries diese Arbeit wegen der darin herrschenden Ruhe, Milde und Klarheit. Aepin wies nach, wie der göttliche Urteilsspruch ausdrücklich nicht als ein leerer, deklarativer Akt, sondern als ein Thun, ein Vollbringen, ein Gerechtmachen bezeichnet werde, welcher als die Mitteilung göttlicher Huld und Gnade, die Einsetzung in die Kindschaft Gottes zu verstehen sei.

Das andere Mal ward Aepin zu einer Erklärung aufgefordert durch den Superintendenten zu Eisleben, Georg Major. Dieser hatte ihn unter die gezählt, welche die Notwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit behaupteten. Allein Aepin fühlte sich, ob er gleich erst 52 Jahre alt war, zu schwach, im Namen des Ministeriums ein Bekenntnis auszuarbeiten, und übertrug die Arbeit dem Senior Joachim Westphal. Doch fügte er selbst als Nachschrift bei, daß er wohl die guten Werke, als die notwendigen und unzertrennlichen Früchte des rechtfertigenden Glaubens ansehe, aber nicht als die notwendige Ursache der Rechtfertigung. „Unsere Kirche bekennt ja, daß der Mensch umsonst, ohne Werke und eigene Gerechtigkeit, allein durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit durch das Verdienst unseres Erlösers Jesu Christi, als durch die hinreichende Ursache gerechtfertigt werde, und daß wir allein durch den Glauben an Christum das Heil und die angebotene Gerechtigkeit annehmen."

Aepins Tüchtigkeit zum Superintendenten zeigte sich aber nicht nur in dem Ansehn, das er sich, trotz seiner vielfach angefochtenen Lehre von der Höllenfahrt Christi, zu erhalten wußte, sondern auch darin, daß ihm die Sorge für die Reinheit der Lehre und die Ausbreitung des Evangeliums ebenso sehr am Herzen lag, wie die für die kirchlichen Institute, und die für die einzelnen Prediger. Nun hatten schon am 3. November 1539 die Kapläne bei den Pastoren eine Bittschrift eingereicht, damit diese ihnen beim Rat behilflich wären, daß ihre pekuniäre Lage verbessert würde. Aepin that dieses und gestand in dem Memorial, welches er beim Rat einreichte, daß auch die Pastoren in einer so beschränkten Lage wären, daß sie sich nach besseren Stellen umsehen müßten. „Die christlichen Güter, die zu dem rechten geistlichen und Kirchenamte verordnet worden, würden von lediggehenden Pfaffen und untüchtigen Leuten in Beschlag genommen; und sie legten darum dem Rat dringend ans Herz, auf reine, gute Reformation und

Ordnung der Kirche Bedacht zu nehmen." Der Rat forderte den Superintendenten und die Pastoren auf, eine Kirchenordnung zu machen. Es ist schon früher erwähnt, daß von ihm im J. 1540 eine Kirchenordnung an Melanchthon nach Frankfurt gesandt und von diesem gebilligt war. Dennoch sollte diese Aepinsche Kirchenordnung anderthalb Jahrhundert hindurch der Gegenstand des Streites zwischen den Behörden werden. Dies erklärt sich aus dem 4. Artikel des Rezesses von 1548. In diesem ward bestimmt, daß eine beständige christliche Ordnung, die man vor Gott und kaiserlicher Majestät verantworten könne, so weit sie der Kirchen Ministerien und Diener, auch christliche Zucht und Zeremonien betreffe, unverzüglich ins Werk zu richten sei; ferner, daß die losfallenden Lehne (freiwerdenden Pfründen) in den Kirchspielkirchen und Kapellen zur Vermehrung und Erhaltung der Kirchenministerien und Diener, auch der Schule St. Johannis, nach des Herrn Dr. Aepins Kirchenordnung benutzt werden sollen. Diese Bestimmung wurde aber getroffen ohne Berücksichtigung (Vorfang) eines jeden Lehnwehre und Gerechtigkeit (Patronatrechts und Gerechtigkeit) und war dadurch von geringem Nutzen. Denn die Lehne (Pfründen) waren aus Privatstiftungen hervorgegangen und deshalb an ihre Stiftungsurkunden gebunden. Die Kirchenverwalter hatten sie gar nicht zu vergeben, konnten also die Vikare nicht mit denselben versorgen; sie hatten nur über die Gelder der Baukasse oder des Gotteskastens zu bestimmen. Dazu kam, daß die Geldverhältnisse sich damals sehr änderten, das Geld im Werte so bedeutend sank, daß die in der Kirchenordnung festgesetzten Gehalte bald nicht genügten.

Dennoch war dies nicht der Grund, weshalb Aepin seine Kirchenordnung nicht annehmen wollte, als sie ihm 1548 nach dem Rat- und Bürgerschluß vom Rat übergeben wurde; sondern weil der Rat dem Entwurfe einen Schlußartikel zugefügt hatte, durch welchen derselbe sich eine Macht über die Kirche zuerkannte, die der Superintendent ihm nicht zugestehen durfte. Gerade in der Zeit, in welcher Aepin seine Kirchenordnung machte, hatte der kursächsische Kanzler Pontanus (Brück) in Folge der Schmalkaldener Artikel, die Einrichtung der Konsistorien in Sachsen durchgesetzt. Luther hatte sich von Anfang an entschieden gegen die Teilnahme der Juristen am Kirchenregiment erklärt, und Melanch-

thon das Schlimmste von ihrer Beteiligung an demselben vorausgesagt; so gab auch Aepin lieber seine Kirchenordnung Preis, als daß er das Mandat des Rates als Gesetz anerkannte. Bezog sich doch die Kirchenordnung, welche der Rezeß von 1549 gefordert hatte, nur auf Einen Teil von Bugenhagens Kirchenordnung. Für die Armenversorgung sorgte die Gotteskastenordnung, und diese ward schon 1550 durch die „Ordnung vom Verhör der armen Lüde in den veer Kerkspeelen, de Elenmosynen empfangen", ergänzt; auch für die Schule ward die neue Schulordnung von dem Superintendenten, den vier Pastoren, vier Senatoren und den erwählten Bürgern angenommen, wenn sie gleich erst nach Aepins Tode eingeführt ist. Ebenso machte Aepin eine neue Kirchenordnung, für Bergedorf, wie für Ritzebüttel. Aber auch in der Stadt wurden in der Ordnung des Gottesdienstes die meisten der Veränderungen getroffen, welche durch die Kirchenordnung nur einen gesetzlichen Ausdruck gewinnen sollten. Noch im Jahre vor seinem Tode versammelte der Superintendent alle Geistlichen auf Marien-Magdalenen Kirchensaal und forderte jeden, der noch etwas wüßte, was in unserer Kirche zu bessern wäre, auf, dies anzuzeigen; dann übergab er diese Artikel, von allen membris ministerii unterschrieben, am 10. Juli 1552 dem Herrn Bürgermeister. — Am 13. Mai 1553 starb er.

Der Rat geriet über die Wiederbesetzung der Superintendentur in Uneinigkeit. Wohl hätte er sich über die Wahl des gelehrten Erasmus Sarcerius, der wegen des Interim in Leipzig seine Superintendentur hatte verlassen müssen und jetzt in Hamburg lebte, geeinigt, wenn dieser nicht wegen seines unserem Volke unverständlichen Dialektes unmöglich gewesen wäre. Der Pastor Högelcke intriguierte sehr, die Stelle zu erhalten, aber er schadete sich selbst dadurch, daß er nach Wittenberg ging, um dort zum Doktor der Theologie ernannt zu werden. Denn die Fakultät verlangte ein Zeugnis aus Hamburg, und dadurch wurde seine Absicht entdeckt. Am nächsten hätte gelegen, den Senior des Ministeriums, Joachim Westphal zu wählen. Er war ein Hamburger von Geburt, auf hiesiger Schule gebildet, und Lehrer an derselben gewesen, nachdem er ausstudiert hatte, bis er Dozent an der Rostocker Universität ward. Die Superintendentur in Leipzig hatte er später ausgeschlagen, um als Pastor

an St. Katharinen seiner Vaterstadt zu dienen; aber er war ohne seine Schuld die Veranlassung zum Ausbruch eines Zwiespalts unter den Evangelischen geworden, der die bösesten Folgen für unsere Kirche gehabt hat.

Luther und Zwingli waren schon im J. 1529 bei dem Gespräch in Marburg, das der Landgraf Philipp von Hessen veranstaltet hatte, auseinandergegangen, ohne sich über ihre Auffassung der Lehre vom heiligen Abendmahl zu verständigen. Der Reformator von Straßburg und Ulm, Martin Butzer (Bucer) war eifrig bemüht, sie wieder zusammenzubringen, und fand endlich im J. 1536 eine Formel, die, nach seiner Meinung, die Lutheraner wie die Schweizer unterschreiben könnten, brachte auch dadurch die „Wittenberger Konkordienformel" zur Anerkennung. Allein gar bald erklärte Zwingli's Nachfolger in Zürich, Bullinger, öffentlich, daß er die Formel wohl unterschrieben habe, aber in der Überzeugung, daß der Leib Christi im heiligen Abendmahl nur vermittelst des Glaubens genossen werde. Da brach Luther los, und erklärte in seinem „Kurzen Bekenntnis vom heiligen Abendmahle" Zwingli, Oekolampad und ihre Jünger in Zürich für Sakramentsfeinde. Bald nach dem Erscheinen dieser Schrift starb Luther am 18. Februar 1546. In der Schweiz suchte inzwischen Johannes Calvin, der Genfer Reformator, dem Luthers Erklärung nicht verständlich, aber Zwingli's Aussprüche über das heilige Abendmahl profan erschienen, die Kirchen der einzelnen Kantone, welche sich unabhängig von einander gebildet hatten, in der Lehre vom Abendmahl zu vereinigen, und glaubte am Ziele zu sein, nachdem auch Bullinger, Zwingli's Nachfolger, im August 1549 den Zürcher Konsensus unterschrieben hatte. Allein, in Deutschland fand Calvin Widerspruch; Melanchthon selbst, auf den er am meisten gehofft, ließ sich schwer durch Bitten und Drohen zur Unterschrift des Konsensus bewegen, und doch nur mit dem Zusatz, „insofern dieser Konsensus mit der Wittenberger Koncordie übereinstimmt." Dennoch triumphierten Calvins Anhänger, und er hatte deren auch viele außerhalb der Schweiz, in Frankreich, Italien, Holland und in England. Auf dieser Insel starb gerade in dieser Zeit, 1547, Heinrich VIII., und der junge König, Eduard VI., eröffnete nicht nur den Lutheranern, sondern allen Evangelischen die schönsten Hoffnungen. Aus der Schweiz, wie aus Italien,

Polen und Frankreich gingen die von den Katholiken verfolgten Anhänger Calvins dorthin; sie fanden Freiheit des Gottesdienstes, ja, Anstellung in den anglikanischen Kirchen. Aber bald zeigte es sich, daß sie doch nicht nur in den Zeremonien, sondern auch in der kirchlichen Lehre mit den Engländern nicht übereinstimmten; sie konnten und wollten sich den Bischöfen nicht unterordnen. Das Freiheitsprinzip in den Schweizer Kantonen bildete in den reformierten Gemeinden den Grundsatz aus, daß jede einzelne Gemeinde frei für sich nach dem Worte Gottes sich gestalten müsse. Der König Eduard, der gern allen Evangelischen willfahren wollte, räumte ihnen zu ihren Gottesdiensten das Augustiner-Kloster in London ein, damit dort jede Gemeinde frei für sich nach ihren Wünschen ihren Gottesdienst halten könne, die sich nicht in die Landeskirche finden konnte. An der Spitze aller dieser fremden Gemeinden stellte er, um die Ordnung zu erhalten, Johannes Lasky. Dieser, aus einer der höchsten adeligen Familien in Polen stammend, hatte die glänzendsten Aussichten in der päpstlichen Kirche aufgegeben, nachdem er durch Zwingli in der Schweiz zur Erkenntnis der Wahrheit gekommen war. Er stand als Superintendent in Ostfriesland, als Cranmer ihn kennen lernte, der ihn dem König Eduard empfahl und ihm von der Gräfin Anna in Ostfriesland einen Urlaub auswirkte, um die Fremdengemeinden in London zu ordnen. Lasky, ein kluger, ausgezeichneter Mann, besuchte erst Bremen und Hamburg, ehe er nach London ging. Am ersteren Ort sprach er den alten lutherischen Pastor Jacobus Praepositus Amstelodamus (gewöhnlich Propst genannt) und kommunizierte bei ihm; in Hamburg fand er bei Aepinus den Senior Westphal, redete mit ihnen über seine neue Stellung, ohne daß Differenzen in der Lehre sich zeigten. Als er sein Amt in London eingenommen hatte, erklärte er den Zürcher Konsensus als Grundbedingung für alle Gemeinden, die im Augustiner-Kloster ihren Gottesdienst halten wollten. Er unterstützte Bullinger's Schrift über das Abendmahl, und führte einen Gottesdienst nach Calvins Grundsätzen ein. In derselben Zeit ließ sein Freund Peter Vermigli, der ausgezeichnete Italiener, der in Oxford Professor der Theologie geworden war, eine Disputation drucken, in der Absicht, „den Irrtum zu widerlegen, dessen Urheber Dr. Martin Luther sei, indem derselbe behauptet habe, daß Christi Leib und Blut nicht in der

Form von Brod und Wein sich befände." Aus dieser Veranlassung gab der Senior Westphal zwei Schriften heraus (1552), „um, wie er schrieb, die hamburgische Kirche zu bewahren vor der ansteckenden Krankheit, von der viele, die sich nicht vorsehen, bei der Berührung, in welche sie durch Handel und Geschäfte mit dem Auslande kommen, ergriffen würden." Die erste, die Aepinus noch auf seinem Sterbebett mit einer Vorrede zu begleiten, gedachte, stellt die Lehre der Sakramentierer vom Abendmahl dar; die andere die rechte Lehre von diesem Sakrament. — Doch — als die erstere gedruckt erschien, war der König Eduard VI. bereits gestorben; schon hatte die blutige Mary, die ihm folgte, die fremden Gemeinden aus dem Lande vertrieben, mit ihnen auch Lasky. Dieser kam mit einem Teil seiner Gemeinde nach Dänemark. Er fand bei dem König Christian eine sehr freundliche Aufnahme, gab aber alsbald sein Missfallen über die kirchlichen Einrichtungen in Dänemark zu erkennen, und verlangte, nach seinen Grundsätzen müßten die Orgeln, Bilder, die Amtstracht der Geistlichen, die Perikopen, sogleich, als Überbleibsel des Katholizismus, abgeschafft, also die ganze eben mit Mühe eingeführte Kirchenordnung in Dänemark umgestürzt werden. Hierauf gebot der König dem Lasky, mit den Seinen das Königreich zu verlassen; war er doch froh, in seinen Landen durch Bugenhagens Kirchenordnung Ruhe in der Kirche bekommen zu haben. Gerade bei der Abfahrt der Vertriebenen traten Herbststürme ein; die armen Flüchtlinge hatten eine schlimme Reise; ihre drei Schiffe wurden von einander verschlagen und kamen in drei verschiedenen Häfen, Rostock, Wismar und Lübeck, ans Land. In allen dreien Städten fanden sie die freundlichste Aufnahme; in Wismar besonders von den Mennoniten, die dort lebten; aber in allen nötigten sie die Obrigkeit, durch die Forderung, die sie machten, ihre Kirchenordnung zur Geltung zu bringen, und die Streitigkeiten, welche sie dadurch erregten, ihnen den ferneren Aufenthalt zu verbieten. Ein anderer Teil der Gemeinde kam zu Anfang März im folgenden Jahre direkt von London nach Hamburg. Einer ihrer Prediger, Mikronius, kam mit zwei Vorstehern, du Four und Jakob Michaelis, zu dem Prätor, der damals die Polizei hatte, dem Ratsherrn Johann Wetken, und forderte ihn auf, ein öffentliches Kolloquium mit der Geistlichkeit

zu veranstalten, um diese von der Schriftwidrigkeit ihrer Kirchenordnung zu überführen. Dieser verwies ihn an den Senior Westphal; von ihm verlangte Mikronius (es war am Sonnabend vor Lätare 1542), er solle, weil sie keine Zeit hätten, in zwei oder drei Tagen eine solche öffentliche Disputation veranstalten. Westphal stellte ihm vor, daß er dies gar nicht vermöge, bat ihn aber, am Montage zu ihm zu kommen, wo er mit ihm vor anderen Geistlichen die Sache verhandeln wolle. Er lud die drei Pastoren und den Rektor des Johanneums zu sich. Am Montage den 5. März erschien auch Mikronius, erklärte aber, auf eine Disputation ließe er sich nicht ein; er fordere dazu eine Sitzung vor den Kirchenvorstehern und Ratsherren, um die Londoner Kirche gegen die Vorwürfe, welche gegen sie erhoben seien, zu rechtfertigen. Nun wandte er sich an den Rat; dieser beschied ihn aber, wenn er disputieren wolle, möge er auf eine Universität gehen. So zogen die Exulanten weiter, den Rhein hinauf, machten aber in allen Städten, wo sie sich niederlassen wollten, dieselbe Erfahrung; denn sie erhoben dieselben unziemlichen Forderungen.

Das Auftreten Lasky's und Vermigli's in England (also vor dem, daß sie vertrieben worden) hatte Westphal veranlaßt, in seiner zweiten Schrift die Deutungen der Abendmahlsworte von den verschiedenen Sakramentierern (Reformierten) zusammen drucken zu lassen, um klarer darzustellen, wie wenig sie, trotz ihrer Unterschrift des Zürcher Konsensus, untereinander in ihren Ansichten übereinstimmten. Calvin war sehr erregt durch einen Brief von Lasky, in welchem dieser sich über die Aufnahme, die er in den Nordseestädten gefunden, bitter beklagte. „Großer Gott, antwortete er ihm, welch eine Barbarei unter einem christlichen Volk, sie übersteigt noch die Wut des Meeres! Je mehr die Freundlichkeit und der Eifer des dänischen Königs früher gepriesen ist, desto schwerer wird es zu ertragen, daß dies sanfte Gemüt durch nichtsnutziges Einblasen zu solcher Wut entflammt ist. Doch ich sehe das ganze Land an der See von einer teuflischen Aufregung ergriffen." „Auch das Sachsenland wütet gegen uns, ohne Maß und Scham. Wahrlich, ein heiteres Schauspiel für die Papisten!" In seiner Leidenschaftlichkeit wollte Calvin mit Einem Schlage Westphal zu nichte machen; er schrieb eine Erklärung, in der Hoffnung, daß alle Schweizer gemeinsam dieselbe gegen ihn erlassen sollten.

Aber sie war so voll Bitterkeit, daß nicht nur die lutheranisierenden Baseler, sondern auch die Zürcher und Berner ihre Unterschrift versagten, und er sich genötigt sah, sie zu mildern, und als Privatschrift drucken zu lassen. In dieser klagte er Westphal an, daß er sich in Sachen gemischt, die ihm ferne gelegen. Westphal antwortete, daß er nur „Feuer!“ gerufen habe, als die Sakramentierer mit ihren Irrtümern von England aus Lärm gemacht, da diese hätten bei uns den Gottesdienst umgestalten, die Kindertaufe für irrig erklären, die Taufe überhaupt nur als ein Siegel der Verheißung für die Gläubigen, das Abendmahl auch nur als Gnadenzeichen hätten gelten lassen wollen. Calvin hatte von Peter Martyr Vermigli erfahren, daß viele sächsische Pastoren derselben Ansicht, wie die Schweizer seien, darum behandelte er Westphal in seiner Erwiderung mit noch größerer Verachtung, und widmete diese „den Dienern Christi in den Kirchen von Sachsen und Norddeutschland, welche die reine Lehre des Evangeliums lehren und bewahren.“ Darauf gaben Westphal und sein Freund Johannes Timann in Bremen eine Sammlung von 27 Gutachten von Ministerien und berühmten Theologen heraus, die alle in der wahren Lehre vom Abendmahl übereinstimmten.

Doch gerade dieser Streit, der mit dem Timann's in Bremen gegen Hardenberg zusammenfiel, gab dem Rat neuen Grund, um am 17. August 1555 nicht Westphal, sondern den Lector secundarius Paul von Eitzen zum Superintendenten zu wählen; Bugenhagen hatte ja bei von Eitzen's Promotion in Wittenberg dessen Übereinstimmung mit der dort verkündeten Lehre bezeugt. Von Eitzen willfahrte denn auch dem Rat und nahm im Namen der auf dem Kirchensaal von Marien-Magdalenen versammelten Geistlichen am 28. April 1556 die neue Kirchenordnung mit dem Schlußmandat an. Er verfaßte aber auch die Antwort des hamburgischen Ministeriums auf Calvin's zweiten Angriff gegen Westphal; so wie er mit Westphal auf den Konvent in Mölln am 23. Juni 1556 ging; und im Namen der wendischen Städte das von ihm geschriebene gemeinsame Bekenntnis von dem hochwürdigen Sakrament des Leibes und Blutes unseres Herrn Jesu Christi wider die Irrtümer und Schwärmereien aller Sakramentierer Zwingli, Oekolampad, Carlstadt, Calvin, Bullinger, Ochinus, Mikronius und ihrer An-

hänger aufstellte, welches seitdem zu den symbolischen Büchern der Hamburgischen Kirche gezählt wurde. Allein die Streitigkeiten unter den Geistlichen hörten nicht auf. Im Jahre 1558 beurlaubte der Rat den Prediger Joachim Magdeburg zu Petri sogleich, weil er gegen Superintendenten sich auf der Kanzel erklärt hatte. Der Pastor Jürgens (Jairius, Dirk von Stade) klagte gegen seinen Kaplan Faustinus, der die Last des Beichtstuhls zu schwer zu tragen fand, da glaubte der Rat, daß sein Amt, als Obrigkeit es fordere, nach dem Exempel Konstantini Magni, alle früheren Streitigkeiten für kassiert, annulliert und für ewige Zeiten abolieret zu erklären. Er erließ als Obrigkeit ein Mandat (einen Machtspruch), daß die Prädikanten nichts lehren sollten, als was der Augsburgischen Konfession, den Schmalkaldischen Artikeln, den Bekenntnissen Lutheri und seinen anderen Schriften, den Bekenntnissen der Stadt wider das Interim, wegen des heiligen Abendmahls, wider Osiander und Major, desgleichen der Epistel über die Mitteldinge gemäß und gleichförmig sei. Am 15. Juli 1560 mußten alle Prediger zum ewigen Gedächtnis als Zeugnis ihrer Überzeugung das unterschreiben, und dabei ward befohlen, daß fortan alle, die in die Gemeinschaft des Ministeriums aufgenommen werden wollten, dasselbe thun sollten.

Von Westphal war mit der Gedanke ausgegangen, alle Protestanten durch Unterschrift der Augsburgischen Konfession zu vereinigen. Der alte Landgraf Philipp von Hessen hatte zu dem Ende auf den 30. Januar 1561 einen Fürstentag nach Naumburg ausgeschrieben. Auf diesem kam aber die Frage auf, welche Konfession, die, welche dem Kaiser Karl V. 1530 übergeben ist, oder die von 1541 oder 1542 die wahre sei; denn Melanchthon hatte zuerst nur die Katholiken im Auge gehabt, auf den Reichstagen zu Frankfurt und Worms aber den 10. Artikel in Rücksicht auf die Reformierten verändert, statt „unter der Gestalt des Brotes und Weines“, gesetzt: „mit dem Brod und Wein“. In Naumburg beschloß man, die ursprüngliche Abfassung zu nehmen, jedoch in der Vorrede zu bemerken, „daß man nicht weichen wolle von den Ausdrücken, in denen 1541 und 1542 einige Artikel etwas stattlicher erklärt sind“. Doch dieser Beschluß erweckte lauten Widerspruch. Hamburg, Lübeck und Lüneburg ließen ihre Geistlichen zusammentreten, und diese beschlossen, ihre Obrig-

keiten zu veranlassen, die Vorrede nicht zu unterschreiben. Die gesammten niedersächsischen Stände erklärten unter Mörlin's Vorsitz, sich in Lüneburg ebenso freimütig gegen alle Korruptelen, die sich unter dem Schein der Augsburgischen Konfession für Wahrheit ausgäben. „Nun wird Wittenberg toben, Heidelberg rasen, Tübingen sauer sehen!" hieß es bei denen, welchen Jena für den Sitz des wahren Luthertums galt. Allein, da man beschlossen hatte, die Naumburger Artikel, um den Streit nicht zu vermehren, nicht in Druck zu geben, erklärte der Superintendent von Eitzen, dem die Verdammung der Andersdenkenden zu stark war, sich entschieden auch gegen den Druck der Lüneburger Artikel, und reichte, da der Druck dennoch erfolgte, am 1. Juni sein Entlassungsgesuch als Superintendent ein. In diesem sagte er, „da eine langjährige Uneinigkeit unter den Predigern, wenn auch nicht in der Lehre, sich gefunden habe, und von Tag zu Tag steige, und da die Artikel, welche der Rat (gegen das Schelten) gegeben, ungeahnt übertreten werden, er aber als die Ursache davon angesehen werde, sei es besser, daß er, der nicht nur zu denen gehört hatte, die für die Annahme des Mandats gestimmt, sondern dasselbe auch auf der Kanzel verteidigt hatte, sein Amt niederlege." Als darauf der Rat sich durch den Herzog Adolf von Holstein am 19. August 1562 an die gesammten niedersächsischen Stände wandte, und sie aufforderte, ein Einsehen zu thun, verlangte die ganze Bürgerschaft am 29. Juli 1564, daß auch Baring, der Prediger, der mit seinem Pastor Kruse (Crispinus) in Streit geraten war, aus der Stadt verwiesen würde, und drohte, widrigenfalls jede Abgabe, auf die der Rat antragen werde, abzuschlagen. Die Folge war, daß der Rat seinen Machtspruch vom Jahre 1560 am 18. Oktober 1564 wiederholte. — Zur Erklärung dieser Vorfälle dient aber wohl, daß der frühere Syndikus Tratziger, der Verfasser der hamburgischen Chronik, der noch im Dienste des Herzogs Adolf von Holstein stand, der von Eitzen für Schleswig gewonnen hatte, auch Baring, sobald dieser weichen mußte, die Superintendentur in Lauenburg anbot.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Streit um die Herrschaft im hamburgischen Staate.

Vom J. 1564—1604 n. Chr. G.

In der Zeit, in der die Herrschaft des Papstes über alle Regenten verloren ging, suchten die Mächte in der Welt in allen Sphären sich zu stärken. Der römische Kaiser nicht nur strebte, seine Stellung zu erhöhen; die Könige von Frankreich, von England trachteten, ihm nachzukommen, wie gleichfalls die nordischen Reiche suchten, ihre Macht zu erweitern; die Fürsten und Herren in den einzelnen Ländern, die Magistrate in den Städten waren von gleichem Geiste beseelt. Der wachsenden Macht der Landesfürsten zu widerstehen, war der Bund, den die Hansestädte bildeten, zu schwach. Die verschiedenen inneren Interessen der dem Bunde angehörenden Städte hatten längst die Einigkeit der Hansa nach außen erschüttert. Die Verbindung mit den wendischen Bundesgliedern verlor für Hamburg und Bremen ihre Bedeutung, je mehr der Zug nach dem Westen zunahm. Seit der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien begann der Welthandel einen anderen Lauf zu nehmen. Der Stapel des orientalischen Handels blieb ferner nicht in Oberitalien. Von Venedig und Genua gingen die Waren nun nicht mehr über Augsburg und Nürnberg nach dem Norden, sondern

über Lissabon und Antwerpen; Amerika ward entdeckt, Spanien blühete auf. Der Herzog von Burgund ward Kaiser. Waren früher mehr Waren den Rhein hinunter gekommen, jetzt wurden mehr noch rheinaufwärts gesandt.

Durch die Niederlande gewann Hamburgs Handel eine ganz andere Bedeutung. Bis dahin war derselbe mit dem Krämergeschäft verbunden gewesen. Für den Platzhandel, für die Erhaltung des Brauwesens, für die Förderung der Schiffahrt trug die Bürgerschaft Sorge; die Pflege des Verkehrs mit dem Auslande überließ sie den kaufmännischen Gesellschaften, die sich für die einzelnen Gegenden bildeten. Erst im J. 1517 schlug der Rat der Bürgerschaft vor, sie möchte aus jeder der drei Gesellschaften, der Schonenfahrer, Bergenfahrer und Flanderfahrer, ein Glied beauftragen, mit den Zollherren alles, was die Notdurft des gemeinen Kaufmannes, seiner Verleger und Diener betreffe, wie in- und außerhalb dieser Stadt sich zeigende Gebrechen, die den Handel angehen, zu besprechen, und Vorschläge in diesem Punkte zu machen. Auf ähnliche Weise waren auch an anderen Orten die Kaufmannsgilden thätig. In Brügge gab es im Anfang des 16. Jahrhunderts sechszehn, deren Glieder sich aber über einen Platz vereinigten, auf dem sie täglich zu bestimmter Zeit zusammenkommen wollten, die Geschäfte abzumachen; die Bequemlichkeit und Zeitersparnis, welche dies bot, trieb auch andere Städte, eine ähnliche Einrichtung zu treffen; man nannte den Platz nach dem in Brügge, welche der Familie van der Beurs gehörte: „die Börse". In Hamburg ward im J. 1558 eine Börse errichtet nach dem Muster der Amsterdamer, die 1531 entstand; in Hamburg also geschah dies früher, als in London (1568), Kopenhagen (1622), Paris (1645). Der „ehrbare Kaufmann" erhielt dazu auf sein Ansuchen vom Rate einen Platz beim alten Hafen, dicht vor dem Rathause, auf dem bis dahin das Niedergericht gehalten worden war. Interessant ist es wohl, über den damaligen Handel die Stimme eines Mannes zu hören, der im J. 1601 aus Westfalen zum Pastor an St. Katharinen hierher berufen war; es ist der berühmte Verfasser des Liedes: „Wie schön leuchtet der Morgenstern", Philipp Nicolai. Dieser schreibt in der Vorrede zu seinem köstlichen Buche: „Theorie vom ewigen Leben": „Mit Verwunderung hört man jetzt, wie die Welt umsegelt wird, und weit ab-

gelegene Königreiche von unseren Kaufleuten zu Wasser hin und wieder besucht werden. Stelle man sich nur vor, wie die Bewohner sächsischer Städte, Hamburger, die vor 80, 70, 60 Jahren nur in die Ostsee, oder nach Frankreich, England, Island ihre Segellation gehalten haben, nun fahren nach Angola, Brasilien, Rio de Plata und nach Alexandrien; daß man nun hier Männer findet, die in Amboina, Bantam, Tornate in Ostindien gewesen sind, und von diesen, wie von benachbarten Orten sprechen."

Die weitere Ausdehnung des Handels förderte die größere Ausbildung der Handlungtreibenden. Die weiteren Reisen machten größere Schiffe notwendig; die Schiffsbaukunst vervollkommnete sich; die Erfindung des Gebrauches des Kompasses kam zu Hilfe; das Seerecht klärte sich auf. Konnte man früher nur durch eigene Boten Briefe nach anderen Orten besorgen, wenn nicht etwa Freunde sie mitnahmen, so fingen die Handelsgesellschaften an, gemeinsame Boten nach ihren Handelsplätzen zu senden. Erst 1580 nahm man die Amsterdamer Boten in Eid, an bestimmten Tagen ihre Reisen zu unternehmen; mit den holländischen Behörden verabredete man eine gewisse Ordnung; die Abgangstage wurden an der Börse bekannt gemacht. Eine ähnliche Briefbeförderung ward eingerichtet 1583 nach Lüneburg, 1586 nach Köln, 1593 nach Emden, nach Dänemark, nach Danzig u. s. w.; 1607 führte man eine allgemeine Botenordnung ein, die mit den Jahren revidiert wurde, doch im J. 1641 erst neun Boten-Kurse enthielt. Durch die Niederländer lernte man den Gebrauch der Wechselbriefe kennen, welcher in Italien aufgekommen war, wodurch man sich die Zahlungen von größeren Summen in der Ferne gar sehr erleichterte. Das erste deutsche Wechselrecht findet sich im hamburgischen Statut vom Jahre 1633.

Durch die engere Verbindung, in die Hamburg mit Holland, wie mit England trat, wurde die zeitweilige Niederlassung von Bürgern dieser Länder in unserer Stadt herbeigeführt, die einen ungemein großen Einfluß auf den Handel, wie auf die Kaufmannschaft selbst ausübte.

Der Handel der deutschen Kaufleute, namentlich der hamburgischen, in London hatte beim Beginn der kurzen Regierung des Königs Eduard VI. eine solche Ausdehnung gewonnen, daß er in einigen Fächern den der Engländer übertraf. Führten doch die Hamburger allein

damals in einem Jahre 44,000 Stück Tuch aus, während die anderen Kaufleute zusammen kaum 1100 Stück für ihren Handel gebrauchten; ja, die Hamburger bestimmten bei ihren großen Geschäften selbst den Kurs des Geldes in London. Das erregte den Neid der Engländer; der spätere Lord Thomas Gresham begann heimlich seine Machinationen, und plötzlich erschien am 24. Februar 1552 ein Dekret des Geheimrates, das die Hansa aller ihrer Privilegien und Vorrechte verlustig erklärte. Eiligst gingen Bürgermeister Hackmann und Ratsherr Niebur als Deputierte nach England; zum Pfingsten wurde ein Hansatag nach Lübeck berufen, doch — der unerwartete Tod des jungen Königs machte der Sorge ein Ende; die blutige Mary bewilligte, sobald sie den Thron bestiegen hatte, der Hansa ihre Privilegien; sie erkannte den Frieden von Utrecht an; der Krieg, den England darauf mit Holland führte, trieb den größten Teil des englischen Tuchgeschäftes nach Hamburg, so daß selbst in Antwerpen eine Faktorei entbehrlich wurde. Doch mit Elisabeth's Thronbesteigung gewann Gresham seinen Einfluß von neuem, und er wußte es durchzusetzen, daß im J. 1567 die Engländer in Besitz eines Hauses in Hamburg kamen, das große Zollprivilegien erhielt und zu einer Faktorei eingerichtet wurde, deren erster Courtmaster Richard Clough wurde (1570). Aus England kamen durch sie Waren im Wert von 2,500,000 ℳ nach Hamburg. Allein die Hamburger eröffneten hier nun auch eine Niederlage von englischen Waren, und fingen an, die englischen Tuche hier zu färben und zuzubereiten, so daß sie den Neid der hierher kommenden Engländer (der merchant adventurers) erregten. Leider aber erweckten sie auch den Neid der anderen Hansestädte. Auf der Tagfahrt in Lübeck 1572 wurde die Klage erhoben, daß die Hamburger den Handel verdürben, und man beschloß einen Antrag an den Kaiser, er möge der Stadt Hamburg den Befehl geben, die Engländer nach Ablauf ihres ersten zehnjährigen Kontraktes aus der Stadt zu weisen. Die Folge davon, daß der Kaiser der Hansa hierin willfahrte, war, daß die englischen Kaufleute nach Emden, Stade, auch Elbing zogen. Die Hamburger vermochten durch große Gesandschaften, die sie abordneten, nicht zu verhindern, daß die Engländer dort Aufnahme fanden. Die Königin Elisabeth hatte schon früher beschränkende Maßregeln gegen den Stalhof in London er-

griffen; als sie aber vernahm, daß der Kaiser im J. 1597 so weit gegangen sei, den englischen Kaufleuten überall in Deutschland den Aufenthalt zu verweigern, befahl sie, den Stalhof zu räumen; sie vertrieb die Deutschen aus London und begann, den Handel zur See zu stören; unter andern ließ sie 60 deutsche Schiffe aufbringen, die mit Korn und Naturalien beladen, nach Lissabon und Cadix bestimmt waren.

Aus den Niederlanden waren schon früher Lutheraner hierher gekommen, welche durch das laute Hervortreten der Calvinisten, die Straßenpredigten, die in Antwerpen gehalten wurden, trotzdem daß Wilhelm von Oranien hier Burggraf war, sich genötigt gesehen hatten, ihr Vaterland zu verlassen. Ihnen ward gestattet, im nordöstlichen Teil der Stadt sich anzubauen, wo durch den Rezeß von 1528 Kaufmannsgüter zu lagern erlaubt worden war; 1540 wurden dort Wandrahmen zur Tuchbereitung angelegt, 1559 und 1561 kamen schon die Straßennamen „Holländischer Brook" und „Holländische Reihe" vor; im J. 1567 suchte ein Niederländer, Hermann Rodenborch, um die Erlaubnis nach, um sich und seine Familie zu erhalten, eine Walkmühle anzulegen, und bekam einen Platz im Brook. Als nun aber im J. 1585 das stolze Antwerpen mit Alexander Tornese hatte kapitulieren müssen, und die Evangelischen nur die Wahl behielten, entweder in vier Jahren katholisch zu werden, oder auszuwandern, kam auch eine Menge reformierter Niederländer hierher, nicht, um hier zu bleiben, sondern zeitweilig hier Geschäfte zu treiben, in der Hoffnung, bald heimkehren zu dürfen. Da sie zwar nicht Bürger werden wollten, aber zusammenhielten, und der Stadt große Vorteile in Aussicht stellten, machte die Stadt einen Kontrakt mit ihnen; sie verpflichteten sich zuerst 1603 zu einer jährlichen Abgabe von 5172 ℔, sowie für die Erhaltung ihrer Armen zu sorgen.

Doch bei allen Vortheilen, welche die Aufnahme der Fremden der Stadt brachte, ward sie ihr doch die Quelle vieler Unzuträglichkeiten. Schon im Rezeß vom Jahre 1570 forderte die Bürgerschaft, der Rat solle sich angelegen sein lassen, mit dem Ministerium Maßregeln zu treffen, daß die Kirche durch die neuen Ankömmlinge nicht mit Korruptelen beschmutzt würde. Bei der Niederlassung der englischen Kaufleute, 1566, hatten die Geistlichen keinen Widerstand erhoben, weil die Petenten in

einer dem Volke fremden Sprache ihren Gottesdienst halten wollten, anders war es bei den Niederländern, die zum großen Teil deutsch sprachen, und von denen viele zu den Reformierten, Mennoniten und anderen Sekten gehörten. Der Rat ward dadurch veranlaßt, eine Synode der wendischen Städte zu berufen. Hamburg wurde durch Westphal und Pastor Cyriacus Simens von St. Jakobi vertreten. Es ward der Beschluß gefaßt, das Mandat vom J. 1535 wider die Widertäufer zu erneuen und alle Vierteljahr von der Kanzel verlesen zu lassen; demzufolge alle Sakramentierer und Anabaptisten der Stadt verwiesen, und diejenigen, die solche beherbergt oder in Dienst genommen hätten, bestraft werden sollten. Mennoniten kennen wir bis 1570 nur einen in Hamburg, mit Namen Hans Quins, außer diesem Francois Noe, welchen der Graf Ernst von Schauenburg in dem Dorfe Altona Land schenkte, damit er und seine Glaubensgenossen sich da anbauen konnten, und der auch Gründer der noch bestehenden Gemeinde dieses Namens geworden ist. Diese Mennoniten gehörten gar nicht zu den Wiedertäufern, gegen die im J. 1535 das Edikt erlassen war. Sie unterschieden sich schon dadurch, daß sie, wenn sie gleich selbst keine Kinder taufen zu dürfen glaubten, doch die getauften anerkannten, und keine Wiedertaufe verlangten. Sie folgten dem frommen Menno Symons, der in der Stille seine Glaubensgenossen sammelte, und als er aus seinem Vaterlande vertrieben war, im J. 1543 beim Grafen von Alefeld auf seinem Gute Fresenburg bei Oldesloe einen Zufluchtsort gefunden hatte. Unter den 130 Niederländern, mit denen im J. 1605 der Kontrakt geschlossen ward, finden sich die unter den Mennoniten noch jetzt vorkommenden Namen Stockmann und de Voss.

Es ist leicht einzusehen, in welche schwierige Lage der Rat durch die Ankunft dieser Niederländer kam. Nicht nur, daß die Bürgerschaft und die Geistlichkeit gegen die Aufnahme der fremden Religionsverwandten waren; der Rat kam auch mit dem Nachbarstaate in Kollision. Hamburg war eine freie deutsche Reichsstadt, aber doch vom Kaiser dem König von Dänemark zu Lehen gegeben, insofern sie unter dem Herzog von Holstein stand. Das Verhältnis zu Holstein war nie klar festgestellt, und trotz der immer sich wiederholenden Vorverhandlungen beim Thronwechsel in Dänemark, dauerte der Prozeß wegen der Subjektionsangelegenheit, der

nach der Kammerrechnung schon 1555 313 und später wieder 596 Pfund gekostet hatte, von Jahr zu Jahr fort, und verursachte, namentlich auch in Bezug auf das Stapelrecht der Stadt, viele Streitigkeiten auf der Elbe. Die Bewohner der Kremper und Wilster Marsch suchten vergebens beim Reichskammergericht von ihrer Verpflichtung, ihre Produkte nur nach Hamburg auf den Markt zu bringen, sich zu befreien. Die Kriegsschiffe, welche Hamburg auf der Elbe kreuzen ließ, um die verbotene Kornabfuhr zu hemmen, bemerkten einmal ein aus der Stör kommendes, nach der Elbmündung segelndes Schiff; da suchten sie es anzuhalten, aber, als die Leute auf dasselbe kamen, fanden sie, daß es ein Schiff war, auf dem der Herzog Adolf I. von Holstein mit seinen Räten sich befand, der nach Antwerpen reisen wollte. Dieser, am ritterlichen Hofe und im Heere Karl V. groß gezogen, erprobte gern die Kraft des Schwertes. Jetzt, im höchsten Grade beleidigt, verlangte er die Bestrafung der Schiffsmannschaft, und als er dies erreicht, bedurfte es noch einer dreimaligen Gesandtschaft des Bürgermeisters Ditmar Koel mit den Ratsherren Niebur und Wetken nach Itzehoe, ehe es der Bestechungskunst des Syndikus Tratziger gelang, ihn durch einen vergoldeten Becher, der mit 2400 Pfund in reinem Golde gefüllt war, zu versöhnen. Der Herzog Adolf belehnte Tratziger dafür (?) mit dem Gute Wandsbeck und machte ihn zu seinem Kanzler im Jahre 1557. Im J. 1564 verkaufte dieser aber Wandsbeck an den königlichen Statthalter Heinrich Ranzow für 7000 Mark (oder wie andere wissen wollen, für 7000 Thaler), und begann wieder die Hoheitsstreitigkeiten über Hamburg. Er befand sich in der Zeit, 1570, in Frankfurt und auf dem Reichstage zu Speyer, als das Gebot des Kaisers an Hamburg erfolgte, weder dem Könige von Dänemark noch dem Herzoge von Holstein zu huldigen, indem er Dänemark und Holstein vertrat; ward aber vom Reichskammergericht, vielleicht durch die hamburgischen Ratsherren Hieronymus und Johann Huge und Johann Niebur, überlistet, zurückgewiesen.

Nicht weniger Sorgen machte dem Rat das Domkapitel, das um Martini 1544, bei der günstigen Lage seines Prozesses in Speyer, neue Hoffnungen gefaßt hatte, zu seinem Rechte zu kommen; denn erst nach vielen Verhandlungen, Reisen und Kosten, gelang es dem Rat, nach-

dem der Religionsfriede zu Augsburg 1555 geschlossen war, den Bremer Vergleich zustande zu bringen. Das Kapitel versprach, alle geistliche Gerichtsbarkeit bis zur endlichen Vergleichung der Religionen ruhen zu lassen, behielt nur die Jurisdiktion in Criminalibus über die dem Kapitel untergebenen Personen, mit Ausnahme des Superintendenten, des Lector secundarius und der Rektoren und Diakonen an den Haupt- und Nebenkirchen. Der Rat sollte die Lekturen besetzen und für die Unterhaltung der Schulen aus den Memoriengeldern 6000 ℔ erhalten. Dafür sollte den Domherren der Genuß ihrer Einkünfte und Pfründen, sowie die 11 Domhöfe mit ihren Freiheiten bleiben. Der Rat bekam später noch die menses papales, d. h. das Recht der Besetzung der in gewissen Monaten freiwerdenden Benefizien (kirchlichen Ämter), welche der Papst sich vorbehalten hatte. Auch wegen der Lehrfreiheit vereinigte man sich dahin, daß die lutherische Kirche als die herrschende Geltung bekam.

Bei aller Klugheit, Umsicht und Arbeit, die der Rat unter den verwickelten Verhältnissen angewandt, konnte er doch nicht dem Mißtrauen der Bürger gegen seine Anordnungen wehren. Die Ausgaben waren zu groß. Selbst die 40 Bürger, welche durch den Rezeß von 1543 dem Rat zu Seite gestellt waren, damit es ihrer Genehmigung bedürfe, um Geld auf Renten zu nehmen, wiesen 1557 darauf hin, wie sich seit 15 Jahren die Ausgaben vermehrt hätten, während 400,000 ℔ gegen schwere Zinsen aufgenommen wären, und die Kirchen selbst große Summen beigetragen hätten. Sie übergaben dem Rat eine Anzahl Postulate, unter anderen eins, daß die durch die Schoßfreiheit begünstigten Herren des Rats, die Syndizi, Offiziere, Physizi und Protonotare keinen Gebrauch von ihrem Vorrecht machen sollten. Sie baten auch um Rechnungsablage über die seit 22 Jahren erhobenen und verwandten Gelder, und klagten über die neuen Handelsverbindungen mit den Fremden (Holländern, Brabantern, Friesen). Wenige Jahre darauf, als der Rat um die Bewilligung eines Grabengeldes anhielt, sprachen sogar die Bürger den Verdacht aus, daß Bestechungen bei den Verhandlungen wegen der Stapelgerechtigkeit vorgefallen seien, und verlangten Rechenschaft von den verwandten Geldern. Es kam so weit, daß der Syndikus Tratziger im J. 1558 um seinen Abschied bat, weil, wie er sagte, durch sehr undienstliche Reden gegen ihn, ohne seine Schuld und wider

Fug und Recht Verdächtigungen in der Stadt ausgebreitet würden. Aber freilich, er trat, wie schon erzählt, in den Dienst des Herzogs Adolf von Holstein, von dem er schon 1552 mit dem Gute Wandsbeck belehnt war, und wußte auch den Besitz eines Domhofes und eines Kanonikats sich zu verschaffen, nachdem er den Streit mit dem Domkapitel geschlichtet hatte; und gerade in der Zeit, als er am Hofe des Kaisers Karl V. gewesen war, im J. 1556, wurde sein früheres Gut, Wandsbeck, den Erben des Bürgermeisters von Salzborch vom Reichskammergericht abgesprochen; Gerüchte, die ihn verdächtigten, sind daher leicht zu erklären. Die Bürger, die keine anderen Vertreter der Bürgerschaft zur Vorbereitung der Rat- und Bürgerschlüsse wünschten, als die im langen Rezeß von 1529 bestimmten, begehrten aber, daß dem Rat nur der Vorschlag über die Verwendung der öffentlichen Gelder an die Bürgerschaft und die Aufsicht über die Verwaltung gelassen, die Verwaltung selbst aber abgenommen würde. Der Rat sträubte sich freilich lange gegen diese Beschränkung seiner Macht, aber vergebens. Im J. 1562 mußte er nachgeben, und am 5. April 1563 wurden acht Kämmereibürger, zwei aus jedem Kirchspiel, gewählt, und dabei ausgemacht, daß keiner der gewählten, bei Strafe der Verweisung aus der Stadt, diese Wahl ablehnen, auch in den nächsten sechs Jahren in den Rat gewählt werden dürfe. Am 19. April übergab der Rat den Kämmereibürgern die Artikel zur Richtschnur ihrer Amtsführung, und am 27. den Schlüssel, das Inventarium und die Kämmerei selbst.

Auch über das Gerichtswesen wurden Klagen geführt. Der Rat, der dasselbe zu ordnen hatte, erkannte freilich selbst die Mängel, die mit der Zeit sich kundgethan hatten. Schon im J. 1558 erbauete er an der rechten Seite des Rathauses, bei der Trostbrücke, eine neue Dingstätte, der alten gegenüber, und führte 1560 eine neue Gerichtsordnung ein. Das Inquisitionsverfahren mit Interrogatorien und Zeugenverhör nach Artikeln wurde angenommen. Es wurden beeidigte Prokuratoren für die Parteien bestellt; durch einen beeidigten Notar sollte fortan ein vollständiges Protokoll geführt, und den Parteien auf Verlangen von demselben Abschriften geliefert werden. Eine Appellation gegen die Urteile des Niedergerichts

an den Rat wurde gestattet. Ferner ward im Jahre 1567 auch eine Obergerichtsordnung festgestellt.

Doch die ersten Kämmereibürger konnten sich in ihr neues Amt nicht finden. Sie waren freilich auch in einem bösen Augenblick in dasselbe eingetreten. Der Krieg mit Dänemark forderte viel Geld; mußte doch die Stadt, um sich wenigstens zehn Häfen im dänischen Reich für ihre Schiffahrt offen zu erhalten, sich allein zu einer Anleihe von 100,000 ℔ verstehen. Daraus ist wohl die Verpachtung des Schlosses Ritzebüttel an den hamburgischen Bürger Balthasar von Meinssen vom 23. März 1564—1577, und der Insel Neuwerk an drei Budjadinger zu erklären. Die Kammerbürger klagten über die Kostbarkeit der vielen Legationen. Aber der Rat wies auf die Notwendigkeit der Gesandten hin, (es war das Postwesen ja noch in der Kindheit), und fragte, ob denn die Ratmänner, die für ihre Ehrenämter kein Honorar erhielten, die nötigen Ehrenkleider beim Erscheinen an den Höfen, und andere Ausgaben auch etwa für den Staat bezahlen sollten. Die Kosten, welche die Ratsherren durch ihre Stellung hatten, waren indessen so bedeutend, daß im Jahre 1575 Peter Rentzel Schulden halber seines Amtes enthoben werden mußte. Die Bürger verlangten, daß jeder Ratsherr, vom ältesten Bürgermeister an, vor der Umsetzung der Ämter am Tage Petri Stuhlfeier, bei Ablegung der Rechnung des letzten Jahres vor der Kammer die Erklärung abgeben solle, daß er wissentlich im vergangenen Jahre nicht gegen den im Jahre 1497 revidierten Ratseid gehandelt habe. Doch der Forderungen und des Geredes wurde so viel, daß der Rat endlich die Bürger aufforderte, ihre Beschwerden zu Papier zu bringen, worüber er sich dann am 29. Mai 1570 im Unions-Rezeß mit ihnen vereinigte. Dieser Rezeß enthielt keine direkte Verfassungsänderung, wohl aber wichtige Bestimmungen in Bezug auf die Verschiedenheit der Konfessionen, die bei den Einwohnern eingetreten war.

Der Senior Westphal war immer bemüht gewesen, die Einigkeit in der lutherischen Kirche zu erhalten, besonders auch bei den krankhaften Bewegungen, in die sie durch das Gespräch der sächsischen Theologen zu Altenburg 1568 mit den Philippisten geraten war, und hatte beharrlich die irrige Lehre des Flacius, daß die Erbsünde zum Wesen des Menschen gehöre, bekämpft. Da forderte der Herzog Christoph von Württemberg

seinen Kanzler Jakob Andreae zu Tübingen auf, um die ärgerliche Spaltung in der lutherischen Kirche beizulegen, eine kurze Erklärung der zwiespaltigen Artikel aufzusetzen. Andreae that es, aber die Hoffnung, durch seine Konkordienformel alle Theologen zu gewinnen, fand schon in Süddeutschland Widerspruch. Allein beim Herzog Julius von Braunschweig erweckte er die lebendigste Teilnahme. Mit seiner Empfehlung und in Begleitung des braunschweigischen Rates von der Lühe kam Jakob Andreae am 31. Oktober 1569 nach Hamburg. Schon am 1. November konnte er seinen Plan, eine Vereinigung der Lutheraner zu stiften, dem Ministerium auseinandersetzen. Freilich, die Mehrzahl der Geistlichen stimmte ihm nicht bei. Es war (wie gewöhnlich) die Furcht, die sie abhielt; sie fürchteten auf diesem Wege immer größeren Zwiespalt hervorzurufen, da die Augsburgische Konfession die christliche Lehre vollständiger enthalte, auch durch die Antithesen deutlicher entwickele. Allein Andreae brachte durch seine Bemühungen den Landgrafen Philipp von Hessen, sowie die Kurfürsten Joachim von Brandenburg und August von Sachsen dahin, einen Konvent von Theologen nach Zerbst zum 1. Mai 1570 zu berufen. Westphal, der für Andreae's Vorschlag gewesen war, ließ Hamburg durch die Pastoren Penshorn und Staphorst vertreten. Doch auch dieser Versuch mißlang; in Zerbst entschied man sich gegen Andreae's Unternehmen, und in derselben Zeit erklärte der Kurfürst August von Sachsen den 1570 in Wittenberg erschienenen Katechismus, der Melanchthon's Lehrbegriff zur Geltung bringen sollte, als übereinstimmend mit dem lutherischen. Wegen dieser Uneinigkeit gewann der Rat in Hamburg die Überzeugung von der Notwendigkeit, einen Theologen zu haben, der ihm bei der Verschiedenheit der Meinungen in seiner Mitte aus der Verlegenheit helfen könne, und er wählte am 29. August 1571 zum Superintendenten den Senior Joachim Westphal.

Westphal ergriff alsobald das Ruder mit starker Hand. Er begann nicht nur sogleich die Vorlesungen im Lektorium für die Geistlichen, und berief sie zu der gesetzmäßig bestimmten jährlichen Synode auf das bevorstehende Osterfest, er wandte sich auch an das Domkapitel, und forderte dasselbe auf, da ja die päpstliche Lehre nicht mehr in demselben herrsche, das

Stift zu reformieren, was das Kapitel, das seine Freiheit liebte, freilich zu einer Beschwerde über ihn an den Rat trieb.

Mit Freuden begrüßte er eine neue Schrift von Andreae, in der dieser, um den Wünschen der Norddeutschen zu entsprechen, nicht nur die zehn streitigen Punkte einfach nach Luther's Katechismus erklärt, sondern auch die entgegenstehenden Einwürfe widerlegt hatte. Sogleich sandte er sie mit einer warmen Empfehlung an die theologische Fakultät in Rostock, und bat sie, einen Konvent zusammenzurufen, um dieselbe zu prüfen. Die Rostocker antworteten ihm, da ihr gelehrter Dr. David Chytraeus gerade vom Kaiser Maximilian nach Wien gerufen sei, das evangelische Kirchenwesen in Österreich zu ordnen, so könnten sie der Einladung zu einem Konvente, um diese Schrift zu besprechen, nicht nachkommen. Allein schon am 16. Januar 1564 starb Westphal, unerwartet, wenn auch nicht unvorbereitet. Er hatte schon länger die Abnahme seiner Kräfte gefühlt. Auf seinem letzten Krankenlager hatte er noch den Rat ersucht, nach seinem Scheiden doch wegen des Notstandes der Kirche die Wiederbesetzung der Superintendentur nicht zu verschieben. Als dann sein Ende nahete, sagte er: „Ich werde wohl schwach für dieses Leben, aber fürs andere, fürs ewige Leben gewinne ich Kraft, weil dahin mein Lauf gerichtet ist. Welt, lebe wohl! lebe wohl, lebe wohl! Christus ist mein Leben, und sterben mein Gewinn!"

Doch im Rate war die Uneinigkeit groß; erst am 24. August 1564 kam es zur Wahl; der bisherige Pastor an St. Jakobi, Cyriakus Simens, ward Superintendent.

Andreae war dem Rate des braunschweigischen Superintendenten, des berühmten Chemnitz, gefolgt, und hatte seine Vorschläge in eine neue Form gebracht, damit sie von Laien, wie von Geistlichen unterschrieben werden könnte, und der Herzog Julius hatte diese Schrift „die schwäbische Konkordie", wie er sie nannte, nach Lübeck gesandt und den Städten dringend empfohlen; allein, als endlich nach vielen Vorbesprechungen am 11. Juli 1575 in Mölln eine Zusammenkunft von Deputierten des Rates und der Geistlichkeit der Städte gehalten wurde, erklärten die Abgeordneten des hamburgischen Rats von vorne herein (es waren Lt. Nikolaus Vogeler und Lt. Johann Schulte), daß sie

eine neue Konfession nicht wollten aufkommen lassen, weil die schwäbische Kirche in ihren Zeremonien zu sehr von der niedersächsischen abweiche. Der Superintendent Simens und Pastor Penshorn mußten dem beistimmen. Inzwischen hatte der Kurfürst August von Sachsen seinen Sinn geändert, und die philippistischen Theologen, die er bis dahin hervorgehoben, abgesetzt, verfolgt, dagegen mit Andreae sich verbunden. Er veranlaßte am 28. Mai 1576 den Konvent von Torgau, auf dem sich die Theologen Andreae, Chemnitz, Chytraeus mit Muskulus und Körner, Theologen aus Frankfurt an der Oder, über das „Torgauische Buch" vereinigten. Chemnitz übernahm es, die norddeutschen Kirchen zu gewinnen; er kam mit Empfehlungen vom Kurfürsten von Sachsen und dem Herzog Julius auch nach Hamburg. Aber hier fand er einen unerwarteten Widerstand. Unter den philippistischen Theologen, die der Kurfürst August aus Wittenberg vertrieben hatte, war auch der Professor Heinrich Möller, ein Bruder des hiesigen Bürgermeisters Eberhard Möller. Dieser war nach Hamburg gekommen und hatte schon durch sein Schicksal große Teilnahme, durch seine Bildung und Gelehrsamkeit gar viele Anhänger im Senat gefunden. Dann war der Superintendent Cyriakus Simens am 13. Mai 1576 schon gestorben, und der neue Senior Penshorn, wie der flazianisch gesinnte Pastor Staphorst, ein heftiger Gegner des Torgauischen Buches. Die Prediger hatten am 7. Juni 1577 eine Disputation vor dem Rate und den Oberalten, welche von morgens 8 bis 5 Uhr nachmittags dauerte, und dahin führte, daß Pastor Staphorst und der Prediger Corthum mit einem Handschlage geloben mußten, beim Vortrage der bestrittenen Lehre des Flacius nach den festgestellten Formeln sich richten zu wollen; der Prediger Fredeland von St. Petri, der darauf nicht einging, aber nach den Niederlanden ging. Chemnitz bekam erst im Dezember die Zustimmung aller Städte. Nun berief der Kurfürst von Sachsen die Theologen Andreae, Chemnitz und Selnecker nach dem Kloster Bergen bei Magdeburg, und diese vereinigten sich mit den beiden brandenburgischen Theologen Muskulus und Kornerus über das „Bergische Buch". Chytraeus hatte sich schon zurückgezogen, weil er mit seinen Einwendungen kein Gehör fand; aber auch der Kurfürst von

Brandenburg ersuchte bald darauf die wendischen Städte, zu einem Konvente unter Chemnitz Vorsitz nach Ülzen Deputierte zu schicken, um die starken Ausdrücke wider die philippistischen Lehren zu mildern und den Ausdruck „unverändert" vor der „Augsburgischen Konfession" wegzulassen. Hamburg sandte die Pastoren Staphorst und Tegener; aber auch diese Zusammenkunft verursachte neue Besprechungen, bis man auf einem Konvente in Jüterbogk endlich im Juli 1579 ausmachte, es sollte eine Vorrede dem Konkordienbuche vorgedruckt werden, in der ausgesprochen werde, daß die Veränderungen der Konfession in den Ausgaben 1540 und 1542, wie die Schriften Melanchthon's, nützlich, und nicht zu verdammen oder zurückzuweisen seien, sofern sie mit der in dem Konkordienbuche ausgedrückten Norm übereinstimmten. Diese Vorrede gelangte erst am 29. März nach Hamburg, da der Kurfürst von Sachsen erst im Dezember die Unterschriften der Geistlichen aus allen lutherischen Kirchen Deutschlands, welche beitreten wollten, zusammengebracht hatte, dennoch konnte am Jubelfeste der Augsburgischen Konfession 1580 die „Konkordia" gedruckt ausgehen Da ließ der Kurfürst August auf Antrieb des Kurfürsten Ludwig IV. von der Pfalz durch die Theologen Chemnitz, Selnecker und Kirchner auch die „Apologie der Konkordienformel" ausarbeiten. Diese Apologie kam im Januar 1582 nach Hamburg, und wurde angenommen, sodaß im J. 1583 das Konkordienbuch, als auch für unsere Stadt gültig, gedruckt werden konnte.

Hier hatte die lutherische Partei die Oberhand bekommen. Die bürgerlichen Kirchenvorsteher, die Gotteskastenverwalter, die Diakonen und Subdiakonen, bildeten ja den Stamm der Bürgerschaft; sie hatten seit Simens Tode (1574) auf die Wiederbesetzung der Superintendentur gedrungen, aber der Rat, der das Ansehn eines neuen Superintendenten fürchtete, sträubte sich; er sagte, der Senior verwalte in der Vakanz-Zeit die Geschäfte des Superintendenten, die Wahl eines neuen sei nicht notwendig. Doch am 17. August 1580 ward er zur Wahl getrieben; David Penshorn ward (der letzte) Superintendent. Nun konnte Penshorn den Gegnern entgegentreten und auf der Synode der Seestädte am 31. Mai 1581 zu Mölln, der Apologie auch zur Anerkennung verhelfen. Der Pastor an St. Katharinen, Stammichius (Stamcke) stand ihm tapfer

zur Seite, besonders auch, indem er den Pastor in Kiel, Coronäus (Kröge) bekämpfte, als dieser Paul von Eitzen verteidigte, welcher als Generalsuperintendent von Holstein in zwei Fürstentümern (in dem Plöner Anteil unter Johann dem Jüngeren drang er nicht durch) die Annahme der Eintrachtsformel gehindert hatte.

Doch die Anhänger Luthers hatten noch einen schweren Kampf in Hamburg selbst. Der Kurfürst von Brandenburg machte den Kurfürsten August von Sachsen auf die vielen Änderungen aufmerksam, welche mit Luthers Bibel vorgenommen waren. Da Luther bis zu seinem Tode unermüdlich gewesen war in der Verbesserung seiner Übersetzung, so hatte der erste Korrektor des Druckes, der Prediger Rörer (Rorarius, Bugenhagens Schwiegervater) keinen Anstand genommen, auch die Verbesserungen, die Luther, nachdem die letzte Ausgabe von 1545 vollendet war, gemacht, in die nächste Ausgabe, die 1546 schon notwendig ward, aufzunehmen. Diese fanden sich nur im Briefe an die Römer und in den vier ersten Kapiteln vom ersten Korintherbrief, und wurden von Rörer in der Nachschrifft getreu angegeben. Dennoch wurde dieser, weil er zu den Philippisten sich hielt, verdächtigt und verfolgt. Der Kurfürst von Sachsen gab deshalb einem jungen Theologen, Elias Hutterus, den Auftrag, ein großes Bibelwerk herauszugeben, in dem der Original-Text von Luthers Übersetzung neben dem hebräischen, griechischen und lateinischen kolonnenweise gedruckt wäre, eine Polyglotten-Bibel (eine Bibel in vielen Sprachen) nannte man sie. Allein der Kurfürst vermochte die Kosten des Druckes so wenig selbst zu übernehmen, wie der Magdeburger, Rostocker und Lübecker Rat; da fand er im Jahre 1585 Beistand in Hamburg. Der Professor Heinrich Möller erbot sich zur Korrektur des hebräischen, die Pastoren Mag. Hennecken zu St. Jakobi, Mag. Joachim Wermer zu St. Petri und der Prediger dieser Kirche, Mag. David Wolder, versprachen ihre Hilfe; mehrere reiche Niederländer, Lutheraner, die aus Antwerpen hierhergekommen waren, vor allen Berthold Busch, sorgten für das Geld. Allein, das Werk geriet mit der Zeit ins Stocken. Nicht nur folgte am 21. November 1589 der Professor Möller seinem im Jahre vorher heimgegangenen Bruder im Tode nach, sondern in der Nacht vom 16. auf den 17. Juli

1589 traf ein Blitzstrahl den schönen Turm von St. Nikolai-Kirche, der Hamburgs Stolz war, und warf ihn nieder. Glücklicherweise wurde das Mauerwerk des Turmes und die Kirche selbst gerettet, so daß schon am darauf folgenden Sonntag ein Dankgottesdienst auch in dieser Kirche gehalten werden konnte. Allein in dem Dankgebete, das der Rat bei dieser Gelegenheit vorgeschrieben hatte, fanden sich die Worte: „Du wollest uns vor falscher Lehre und Gotteslästerung der Papisten, Wiedertäufer, Calvinisten und anderer Teufelslügner gnädiglich bewahren.“ Der Pastor von St. Petri, Wermer, erlaubte sich, statt „Calvinisten“ „Sektierer“ zu sagen. Als er aber, darüber verklagt, sich schon vor dem Ministerium gerechtfertigt zu haben dachte, sprach der Bürgermeister Wetken: „Daß man Calvinum sollte auf den Thron setzen, ist man nicht geneigt; wir wollen ihn dem Teufel befohlen und zugeschickt haben!“ Wermer ward abgesetzt; er ist später in Bremen zu den Reformierten übergetreten, und starb 1599 als Pastor in Gröningen. Von der begonnenen Polyglotten-Bibel war 1587 nur der erste Teil erschienen. Aber der Prediger David Wolder hatte eine solche Freude an der Herausgabe der Bibel gefunden, daß er im J. 1596 zwei Bibeln herauszugeben sich freute; die erste, in der er die Bibel griechisch, lateinisch und deutsch neben einander drucken ließ, sollte als Ergänzung der Polyglotten-Bibel dienen; er konnte sie durch die Mittel, welche die beiden Niederländer Johannes und Cornelius von Mejer ihm verschafften, herstellen. Die andere war eine Ausgabe, in der er den ächten Text der letzten Luther-Bibel von 1545 in niedersächsischer Sprache wieder herstellen wollte. Diese Bibel widmete er den Bürgermeistern und Ratmännern der sechs wendischen Städte, und erhielt dafür vom Rate zu Hamburg 50 Rthlr. = 105 ℳ 12 ß. Das größere Werk brachte ihm aber viel Verdruß, denn als Wermers Nachfolger hatte er zum Pastor erhalten Mag. Johann Schellhammer, der früher in Quedlinburg, wie später in Goslar sein Amt niedergelegt hatte, weil er Melanchthons corpus doctrinae nicht unterschreiben wollte. Er hatte Wolder schon vor der Herausgabe des Buches vor den reformierten Übersetzungen ernstlich gewarnt; als er trotzdem in demselben die Übersetzung des reformierten Theologen Theodor Beza gefunden hatte, konnte er fortan nicht aufhören, ihm wehe zu thun. Indeß Schellhammer selbst

geriet in Anklage. Der Professor Christoph Pezel in Wittenberg, der damals als eifrigster Philippist viele Unruhe erregte; erzählte in Bremen, er habe im J. 1586 in Hamburg den Superintendenten auf der Kanzel die Reformierten als Sektierer darstellen hören, so daß der König Friedrich II. von Dänemark, der dabei gewesen sei, geäußert habe, einem solchen Prädikanten würde er in seinem Lande die Kanzel verbieten. Da verklagte der Bremer Senat Schellhammer bei dem Hamburger Rat, weil er auf der Kanzel die Bremer Calvinisten genannt, da sie doch keine Calvinisten seien, wenn sie auch in der Lehre vom Abendmahl, vor allem in dem Artikel von der Allgegenwart des Leibes Christi, von den Hamburgern abwichen. Nicht lange darauf kam der hamburgische Rat in noch größere Verlegenheit durch die reformierten Niederländer, die hierher kamen. In Stade hatte sich eine wallonische Gemeinde gebildet; diese berief im J. 1589 den Prediger Bollius; derselbe nahm sich seiner Glaubensgenossen auch in Hamburg sehr an, und bildete hier eine Gemeinde, die bald 1000 Seelen umfaßte, ein Konsistorium von Ältesten und Diakonen wählte, und einen „Krankentröster", Jaques de la Fontaine zum Vertreter des Pastors, während dieser abwesend war, annahm. Unter den Mitgliedern dieser Gemeinde hatten sich solche gefunden, die ihre Kinder von lutherischen Geistlichen taufen ließen. Das gab zu vielen Beschwerden der lutherischen Pastoren Grund; die reformierten Niederländer fanden jedoch einen einflußreichen Fürsprecher an dem Herzog von Oranien. Die Verlegenheiten, die dadurch entstanden, bewogen den Rat, als der Superintendent Penshorn am 29. September 1593 gestorben war, zu dem Beschluß, keinen Superintendenten wieder zu wählen, weil der Rat durch dessen unabhängige Stellung in seinem Wirken beengt sei. Fünf Superintendenten hat Hamburg nur gehabt, außer Aepinus, einen Pastor von jeder Hauptkirche und einen Domprediger. Nun wurden alle Rechte und Geschäfte dem Senior übertragen; der Pastor Georg Stammichius ward der erste Senior, dem der Rat als solchem die Geschäfte des Superintendenten überwies.

Unter den Exulanten aus den Niederlanden war ein reicher florentinischer Edelmann, Alexander de la Rocha, welcher durch seine Verbindung mit Italien der Stadt großen Gewinn, dem Handel neue Bahnen versprach. Als frommer Katholik hatte er einen Jesuiten Michael ab

Isselt, einen Priester, der ihm in seinem Hause die Messe lesen konnte, mitgebracht. Dieser Jesuit wußte vom Grafen von Schauenburg die Erlaubnis zu bekommen, im Pinnebergischen, hart an der hamburgischen Grenze, in einem Privathause auch für seine Glaubensgenossen den Gottesdienst zu halten. Zu ihm kam ein anderer Jesuiten-Priester, der aus Schottland hatte fliehen müssen, und half ihm, bis Isselt im Oktober 1597 starb; dann setzte er seine Thätigkeit fort, bis die Oberen des Jesuiten-Kollegiums in Hildesheim es im J. 1604 gut fanden, drei Priester hierher zu schicken. Die Beschwerden des hamburgischen Senates mit Hinweisung auf den Religionsfrieden von 1555 wurden durch die Genehmigung des Grafen von Pinneberg hinfällig; der Kaiser Rudolf II. nahm im Gegenteil die Katholiken in seinen Schutz, und gestattete ihnen im J. 1603 durch ein Mandat den Gottesdienst in Altona. In Hamburg hatte dagegen die lutherische Kirche eine Hilfe bekommen durch einen treuen, kampfgeübten Zeugen. An die Stelle von Stammichius war im J. 1601 Philip Nikolai zum Pastor an St. Katharinen erwählt. Er ward schon mit inniger Freude von Vielen empfangen, die ihn nicht nur aus seinen herrlichen Gesängen: „Wie schön leuchtet der Morgenstern", und „Wachet auf! ruft uns die Stimme!" und seinem „Freudenspiegel zum ewigen Leben" kannten, sondern auch erfahren hatten, wie er unter dem furchtbarsten Wüten der Pest in seiner bisherigen Gemeinde in Unna in Westfalen Trost und Hilfe zu spenden nicht aufgehört hatte. Sein „Freudenspiegel" war ins Holländische übersetzt, den Niederländern schon mitgeteilt. Dennoch ward er gleich bei seiner Ankunft übel begrüßt durch eine Schrift: „Warnung und Ostertrost", von Mag. Cuno, einem Schüler von Professor Möller, den wir kennen. Cuno war bei der Wahl hinter Nikolai zurückgesetzt. Dieser erregte aber durch seine Verteidigung gegen ihn sich einen neuen Widersacher, den Dr. Urbanus Pierius, der schon aus Sachsen wegen seines heftigen Auftretens gegen die Lutheraner vertrieben war, jetzt sich in Bremen aufhielt; er beschwerte sich, daß Nikolai sich in ihre Angelegenheiten mische. Dieser wies ihn aber einfach mit der Bemerkung zurück, daß es auch in Hamburg Reformierte, wie Katholiken gäbe; daß man aber falsche Lehren nicht mit türkischen Säbeln und nicht mit spanischen Inquisitionen, sondern nur mit dem unüber-

windlichen Worte Gottes widerlegen solle. Auf unserer Seite, schrieb er, habe man niemals Servetianer mit Feuer verbrannt, und Sylvanas mit dem Schwerte hingerichtet. In einer anderen Schrift warnte er vor den in Hamburg wohnenden Calvinisten, denen der Kamm so wüchse, daß sie trotz des Mandats der wendischen Städte nicht nur hier blieben, sondern ihre Spazierfahrten nach Altona machten, um dort ihre Konventikula zu halten; daß sie dort Prediger und eigene Religionsübungen hätten, nicht ohne Ärgernis der Gemeinde zu Ottershausen (Ottensen); er aber freue sich der Einheit, die in Hamburg zwischen ihm und seinen Kollegen herrsche. — „Ich schreibe mit scharfer Feder," schrieb Nikolai an einen Freund im Juni 1605, „gegen die Pseudochristen, und zeige ihnen deutlich die Fundamente unserer Lehre, um den Versuch zu machen, ob der Streit zu schlichten und der goldene Friede wiederherzustellen ist; aber in den Augen unserer Gegner sind wir streitsüchtige, unruhige Theologen, die die Sache Israels verwirren. Wenn unser Schicksal in den Händen gewisser Gegner läge, würden sie uns lebendig verbrennen. Doch, er lebt noch, der zur Rechten des Vaters sitzt!" — Nikolai schrieb dies bei Gelegenheit eines Trostbriefes, den er nach Amsterdam gesandt, als die Obrigkeit die aus Antwerpen vertriebenen „Martinisten" gezwungen hatte, auch dort „ihre Hauskirche" zu schließen, weil einer seiner früheren Freunde, Peter Plaucius, dies durch eine Himmelfahrtspredigt veranlaßt. Auch dieser war über Nikolai's Brief so empört, daß er die Obrigkeit aufforderte, öffentlich diesen Trostbrief zu verbrennen.

Auch mit den Katholiken sollte Nikolai in einen gelehrten Schriftwechsel kommen. Der Jesuit Henrikus Neverus griff ihn an, weil er auf einem Hochzeitsmahl mit dem katholischen Edelmann della Rocha in einem Gespräche über die Exkommunikation, welche der Papst Paul V. gerade damals über Venedig ausgesprochen, diesen für den Antichristen erklärt hatte.

Israeliten waren einzeln, geschickte Aerzte, reiche Kaufleute, schon früher hier geduldet gewesen; als sie aber im J. 1580 um das Recht einer festen Niederlassung nachsuchten, zögerte der Rat freilich, brachte aber, nachdem er die Sache mit dem Superintendenten überlegt, nach drei Jahren einen Kontrakt mit ihnen zustande. Darum hielt man es noch viel

weniger gefährlich, als im J. 1603 bei der großen Judenverfolgung unter Philip III. in Spanien und Portugal viele portugiesische Juden hierher kamen, um sich hier niederzulassen, auch mit diesen einen Kontrakt zu schließen, da sie nicht nur in ihrer mystischen Richtung, wie der Rabbi Isaak Abarbanel, sondern auch in der Sprache sich von den deutschen Juden unterschieden, indem sie selbst im Hebraeischen nicht den arabischen Dialekt beibehalten hatten.

Wenn aber die Aufnahme dieser Fremden, die mit ihrem großen Vermögen, mit ihren Verbindungen, Erfahrungen und Kenntnissen höchst ersprießlich waren und werden konnten, unbedenklich schien, so fühlten sich doch die Hiesigen oft durch sie in ihrem Gewerbe gestört, in ihrer Freiheit beschränkt, gegen jene oft zurückgesetzt, zumal wenn sie an der Regierung der Stadt mitwirken sollten. Die Teilnahme der Gotteskastenverwalter an der Verwaltung des Staats hatte sonst die Schattenseite, daß gar leicht das Interesse, das die Kirche erforderte, hintenangesetzt wurde; allein bei der Aufnahme der fremden Religionsverwandten trat der entgegengesetzte Fall ein. Die Kirchenvorsteher glaubten es mit der Geistlichkeit halten zu müssen, und traten dem Rat mit seinen Vorschlägen entgegen. Die natürliche Folge war, daß die bürgerlichen Kollegien nun in Opposition gegen die Staatsregierung, den Rat in seinen Verwaltungen immer mehr in seiner Freiheit zu beschränken suchten. Im J. 1594 beklagten sich die Oberalten, und die Diakonen und Subdiakonen stimmten ihnen darin bei, daß der Bürgermeister die verschiedenen Ämter nicht in einer bestimmten Reihenfolge, sondern nach Gunst und Freundschaft unter die Ratsherren verteile, und verlangten, daß, wie es bei dreien schon geschehe (dem Weinkeller, dem Schoß und den Mühlen) alle Ämter den einzelnen Herren nach der Reihenfolge ihres Eintritts in den Rat zufallen sollten. Als dies nun im folgenden Jahre bei der Umsetzung der Ämter auf Petri nicht geschah, behielten ohne weiteres die Kämmereibürger den Ratsherren ihre Accidenzien zurück; und die Bürgerschaft bewilligte am 18. und 19. März dem Rat gar kein Geld, bevor er nicht die Willkür abgestellt hatte. Am 25. März wurde dann die Ratsrolle veröffentlicht, wie die Ämter ein für allemal an die Ratmänner nach dem Alter ihres Eintritts verteilt waren, so daß

jeder Ratsherr mit den Ämtern in Verbindung blieb, die seiner Fürsorge zuerst als Patron anvertraut waren.

Schon beim langen Rezeß im J. 1529 war der Eid zur Sprache gekommen, den jedes Mitglied des Rats beim Eintritt zu leisten hatte. Dieser Ratseid war stets ein Geheimnis geblieben, doch die Bürger, die das Vertrauen verloren hatten, argwohnten auch hierin etwas Gefährliches; am 7. September 1602 erlangten sie endlich, daß der Ratseid einer Deputation von 100 Bürgern vorgelegt wurde, zu denen auch die Niederländer Simon von Petkum, Gilesde Greve und Wilhelm Amsink gehörten. Den Deputierten genügte der Eid nicht, sie legten dagegen einen anderen vor, „damit durch Gottes Gnade über der reinen christlichen Religion, wie dieselbige in der unveränderten Augsburgischen Konfession von 1530 verfaßt ist, gehalten werde, und die Bürger und die Unterthanen wegen derselben geschützt und verteidigt seien". Zwar nahmen die Oberalten selbst Anstoß an der Konkordienformel, weil viele Dinge in derselben seien, die sie nicht verständen, und Lukas Beckmann beriet die Sache ernstlich mit Pastor Schellhammer. Allein der Senior Vaget gab zur Antwort, „ob schwere Dinge darin stünden, darauf komme es nicht an, sondern darauf, ob wir bleiben wollten auf dem Bekenntnis, das die Stadt einmal angenommen habe. Wir würden uns bei Herren und Fürsten einen bösen Namen machen, wenn wir uns desselben entledigen wollten, als solche, die abgefallen wären." Und die Pastoren setzten ihre Ansichten durch. Dafür ist uns ein Zeugnis die Denkschrift, welche der Pastor Philipp Nikolai zum 16. Juli 1603 verfertigte, damit sie bei der Aufsetzung des Knopfes des neuerrichteten Turmes der St. Katharinen-Kirche der Nachwelt den damaligen Zustand der Stadt verkündigen möge, und die zu diesem Zweck in dem Knopf aufbewahrt ward. In dieser heißt es: „Fürnehmlich ist zu wissen, daß Gott Lob! zu unseren Zeiten die ganze christliche Gemeinde dieser volkreichen Stadt Hamburg zu der Lutherischen und unverfälschten Lehre Göttlichen Wortes in prophetischer und apostolischer Schrift verfaßt und vor allen Korruptelen und Irrthümern der Papisten, Calvinisten, Wiedertäufer, Schwenkfelder, Adiaphoristen, Majoristen, Interimisten, Tritheiten, Flacianer rc. rein und unbefleckt sich thut bekennen. Und obwohl der

argliſtige Satan mit geſchwinden Praktiken etliche Male ungeſunde und verfälſchte Lehren und ſonderlich den Calvinismus durch falſche Brüder einzuführen und den gemeinen Mann mit verſchlagenden Worten zu hinterſchleichen ſich nicht wenig bemühet, ſo hat es doch unſer lieber Gott bis dahin in Gnaden verhütet und die Herzen eines Ehrbaren, Hochweiſen Rates, als auch der Chriſtlichen und löblichen Bürgerſchaft erwecket und dahin gelenket, daß ſie einhellig gewilligt und rezeſſieret, keine andere Religion in dieſer guten Stadt nun und in künftigen Zeiten zu geſtatten und zu dulden, als die Eine Evangeliſche Lehre, in heiliger Göttlicher Schrift gegründet, und in dem Buch der Chriſtlichen Konkordia, ſo Anno 1580 von vielen des heiligen römiſchen Reiches Evangeliſchen Kurfürſten, Ständen und Städten approbieret, unterſchrieben und durch offenen Druck an den Tag gegeben, wie desgleichen in der Apologie derſelben Konkordia wider allerlei ſchnöde Sachen und Irrtümer bezeuget und wiederholt."

Zu den dringendſten Wünſchen der Bürgerſchaft hatte ſchon ſeit 1497 gehört eine Reviſion des Stadtrechtes; der Rat hatte aber die Schwierigkeit dieſer Aufgabe oft erfahren; endlich jedoch gab er dem Verlangen der Bürger nach; die Arbeit ward durch die Ratsherren Lt. Sebaſtian von Bergen und Lt. Joachim Claen vollendet, und das neue Stadtbuch konnte am 10. Oktober 1603 publiziert werden; nachdem wenige Tage vorher im 28. Artikel des Rezeſſes der Rat ſich verpflichtet hatte, zu keiner Zeit das Stadtbuch und das Landrecht zu verändern, es geſchehe denn unter Mitwiſſenſchaft der ganzen Bürgerſchaft. Dennoch konnte freilich der Druck des Stadtbuches erſt nach zwei Jahren vollendet werden.

Dieſer Rezeß vom 6. Oktober 1603 war ſehr wichtig. Er unterſchied ſich ſchon in der Sprache von allen früheren; er war die erſte hamburgiſche Staatsſchrift, die in hochdeutſcher Sprache verfaßt iſt, während die Beilagen noch plattdeutſch ſind; der Redakteur ſoll ein Doctor juris Dietrich geweſen ſein. Seiner Anlage nach iſt dieſer Rezeß dem von 1529 ſehr ähnlich. Man kehrte zu den früheren Beſtimmungen über die Zuſammenkünfte und Beratſchlagung der Bürger-Vorſteher, die Vollmacht der Gotteskaſten-Verwalter und der Älterleute zurück, ohne wieder von Deputationen der Vierziger und Sechsundvierziger,

die in späteren unruhigen Versammlungen, wie wir gehört, eingesetzt waren, zu sprechen. Dabei enthält dieser Rezeß sehr wichtige neue Bestimmungen. Die Bürgerschaft erkannte es an, daß man die Männer, welche zu Rat erwählt würden, nicht mit so beträchtlichen Lasten beschweren dürfe, wodurch sie ihre Geschäfte versäumen müßten, ohne daß man ihnen „eine geziemende Ergötzung" für ihre Mühe und Arbeit gäbe, und es ward den Bürgermeistern und Ratmännern ein jährliches Honorar zugewiesen. Dagegen sollten die überflüssigen Diener und Offizianten abgeschafft, die Legationen nach fremden Ländern beschränkt, den Abgesandten verboten werden, Frau und Kinder mitzunehmen, und dadurch die Unkosten der Kammer zu erhöhen. Die Syndizi und Sekretarien sollten einen festen Schragen in der Kämmerei aufhängen. Ferner sollten die großen Kosten bei den Morgensprachen und den Kollationen der Ämter abgeschafft; es sollte bestimmt werden, welche Ämter und Herrendienste der Rat durch die Kammer vermieten, und welche er, ohne Eigennutz, für Geschenke oder Gaben ehrlichen Leuten verleihen solle. Dann wurde aber auch in Bezug auf die Bürger ausgemacht, daß keiner hier proklamiert werden solle, der dem Pastor nicht den Beweis geliefert, daß er das Bürgerrecht erworben habe. „Aber jeder, der hier Bürger werden will, muß geloben, sich hier niederzulassen. Er muß 50 Thaler bezahlen, wenn er Großbürger werden will, und hat dann die Erlaubnis, einen ansehnlichen Handel zu treiben; er braucht aber nur 20 Mark zu zahlen, um Kleinbürger zu werden, und Krämerei zu treiben. Fremde, die sich hier niedergelassen und zehn Jahre gewohnt haben, müssen so gut wie die Bürger, welche ihr Bürgerrecht aufgeben, wenn sie von hier ziehen, den zehnten Pfennig ihres Vermögens (also 10 Prozent) entrichten. Jeder Bürger, der abwesend ist, soll zu Michaelis 4 ß von 100 ℔ Schoß geben, und wie jeder Bürger schuldig sein, seinen Schoß zwischen St. Luzien und Weihnacht zu zahlen. Die Stadtdiener sollen sich aber, wenn die Bürger ihren Schoß geben, von der Schoßtafel entfernen und des frommen Bürgers Schoß nicht zählen." Denn man hatte das Vertrauen, daß auf Bürgereid jeder Hamburger sich selbst richtig taxieren werde.

Der letzte Artikel dieses Rezesses von 1603, der alle Zusammenrottierungen verbietet, fordert alle frommen Bürger und Einwohner auch auf,

nach göttlichem Befehl mit Leib und Gut dazu beizutragen, daß Gehorsam, Friede und Eintracht unterhalten und gehandhabt werde, und schreibt vor, daß deshalb jeder die Pflicht habe, ohne Ansehn der Person, jedweden, welcher diesem Verbote entgegenhandelt, anzuzeigen, damit er vom Rate nach Gelegenheit der That bestraft werden könne.

Und so stimmt das Ende mit dem Eingange dieses Rezesses zusammen: „Weil die Einigkeit in der Religion auch das rechte Band des Friedens und des Vertrauens in politischen Händeln ist, so soll in dieser Stadt und in den dazu gehörigen Kirchen und Gemeinden die wahre, reine Religion, so wie selbige in den prophetischen und apostolischen Schriften und daraus in den drei bewährten Haupt-Symbolis, Apostolico, Nicaeno und Athanasii, auch in der Anno 1530 zu Augsburg übergebenen unveränderten Konfession, Apologie, Schmalcaldicis Articulis, dem kleinen und großen Katechismo des teuren Mannes Dris. M. Lutheri, dieser Kirche löblichen Konfession und dem christlichen Konkordien-Buche, welches 1580 zuerst publiziert, sammt der demselbigen angehörigen Apologie, von diesen Kirchen angenommen, verfaßt und bisher in dieser Stadt Kirchen gelehret und gepredigt wird, festgehalten und durch die Gnade des allmächtigen Gottes auf die liebe Posterität propagiert und gebracht werde!"

Am 10. Oktober 1603 publizierte der Rat dieses Stadtbuch, am 11. leistete er den neuen Eid, und am 16. schloß er den Vergleich wegen des ihm bewilligten Honorars.

Sechszehntes Kapitel.

Hamburgs Kampf um die Elbe. Altona's Entstehung.

Vom J. 1604—1648 n. Chr. G.

Veranlassung zu der Unzufriedenheit mit der Verwaltung des Rates, die unter den Bürgern und den Geistlichen sich kundthat und den Rezeß von 1603 hervorrief, war die Entstehung Altona's. Dies zu verstehen, erfordert einen Rückblick auf die Geschichte des Elbstromes.

Bei der Verlegung des Klosters Harvestehude vom Ufer der Elbe an die Alster machte der Rat im J. 1310 in einem Vergleich mit dem Herzog von Holstein einen Bach zur Grenzscheide beider Gebiete, der noch im J. 1566 auf der Lorichschen Elbkarte „die Altenau" genannt wird. Er entsprang wohl auf der Sanddühne im Westen der Stadt, die das Alsterthal vom Elbthal schied, auf der später die Sternschanze errichtet wurde. Er bildete wahrscheinlich bei Eimsbüttel den Pepermöhlenbeck und heißt noch jetzt der Altonaer Grenzgraben.

Das alte Kirchdorf Ottensen stand unter dem hamburgischen Dom, weshalb bei der Bildung der Kirchspiele die Gegend im Alsterthal der St. Petri-, dagegen die im Elbthal, der eigentliche Hamburgerberg, der St. Nikolai-Kirche zufiel. In dem Vertrage von 1310 war aber ausge-

macht, daß an dem Orte, wo das Kloster Harvestehude gestanden, fortan keine Dörfer, Häuser, Höfe oder Gebäude angelegt werden sollten. Als dennoch sich später dort einige arme Leute niedergelassen hatten, aber ihre Wohnung im J. 1547 durch eine Feuersbrunst verloren, ersuchte der hamburgische Rat den Drosten von Pinneberg, den Leuten eine andere Stelle zum Bauen anzuweisen, weil sich dort viele Handwerker und Handeltreibende ansiedelten, um hamburgischen Staatsabgaben und Ordnungen sich zu entziehen. Deshalb wurde durch den Rezeß von 1548 den Hamburgern untersagt, den Handwerkern zu Altona und Ottensen oder überall in einer Entfernung von zwei Meilen Tuch oder andere Gegenstände zur Verarbeitung zu bringen. Im J. 1553 erinnerten die Prediger zu St. Petri den Rat daran, daß die Kapelle in Ottensen von alters her zur St. Petri-Kirche gehört habe, und die dortigen Eingesessenen im Petri-Kirchspiel eingepfarrt gewesen seien. Die Diakonen (die Gotteskastenverwalter) scheinen freilich ihre Pflicht, für die Armen dieser Gegend zu sorgen, damals schon nicht anerkannt zu haben, denn im J. 1580 ward für die dortigen Einwohner eine eigene Armenordnung eingerichtet und zwar von den dort eingewanderten Niederländern oder Wallonen. Diese Fremden gründeten dort auch die erste reformierte Gemeinde. Denn sobald Graf Ernst von Schauenburg im J. 1602 seinem Bruder Adolf III. gefolgt war, gab er in seinem Gebiete allen Konfessionen freie Religionsübung, wozu ihn der augsburgische Religionsfriede von 1555 berechtigte. Die Folge war, daß die Zahl der Ansiedler so schnell wuchs, daß schon im Jahre 1604 Christian IV. von Dänemark, als er in Hamburg die Erbhuldigung empfing, Altona zu einem Flecken erhob. Der König war sich dabei seines guten Grundes wohl bewußt. Nicht umsonst hatte er in seinem früheren Leben als Kriegsmann auf der See erkannt, wie der Handel es sei, der seinem Lande dermaleinst den größten Gewinn bringen könnte. Gleich beim Antritt seiner Regierung richtete er sein Auge auf die Küsten Norddeutschlands und suchte sich der Mündungen der Elbe und Weser zu bemächtigen. Zum Glücke für Hamburg hatten die früheren Herzöge von Holstein, die im Besitz der Inseln bis an den südlichen Elbarm gewesen waren, den Wert der Elbe nicht zu schätzen gewußt, und noch vor 150 Jahren die Insel Finkenwärder abgetreten. Die Wichtig-

keit dieser Gebietsentäußerungen ist erst in neuester Zeit durch die gründlichen Forschungen des Ingenieur H. W. C. Hübbe (Erläuterungen zur Ausbildung des Elbstromes „Hamburg" 1860) aufgeklärt, und macht ein näheres Eingehen notwendig.

Die Breite des alten Elbbettes betrug, wie man sich von der Höhe bei der Kirche in Steinbeck noch jetzt eine Vorstellung davon machen kann, wenn man nach den Harburger Bergen hinsieht, ungefähr 1½ Meilen. Der Strom wurde aber in seinem Lauf nach der Nordsee durch eine Menge von Wärdern und Inseln, welche durch den Einfluß der Bille und Alster am rechten Ufer sich bildeten, aufgehalten. Die Zuströmungen von der linken Seite waren nicht so stark, so war die Hauptrinne an der Süderseite. In der Mitte zwischen der Norder- und Süderelbe war (wie bei vielen Hauptströmen) ein Delta, eine große Insel, die von der Kaltenhofe bis unterhalb Finkenwärder sich erstreckte, der Gorieswärder, welcher aber, weil er später in viele kleinere Inseln auseinander gegangen ist, den früheren Geschichtsforschern ein Rätsel geblieben war. Die Inseln, welche die Bille durch das Zusammenschieben des Elbsandes gebildet hatte, wurden, wie die Vierlande, durch die holländischen Kolonisten im 11. und 12. Jahrhundert allmählich eingedeicht. Dadurch ward das Elbwasser noch mehr gegen Süden gedrängt. Da nun täglich die Flut regelmäßig aus der See bis nach Kirchwärder hinauf steigt, wurde schon vor dem J. 1252, dort, beim Dorfe Esslingen, ein Zoll angelegt. Um das ihnen vom Kaiser Friedrich I. 1189 verliehene Stapelrecht wirksam zur Geltung zu bringen, baueten die Hamburger im J. 1390 einen Spiker in Moorburg, einen in Moorfleet und einen in Ochsenwärder, und sperrten so die Süderelbe immermehr. Das war den Lüneburgern natürlich sehr nachteilig. Da entstand die große Sturmflut am Caecilientage 1412; sie verheerte, wie fast alle Elbinseln, so besonders den Finkenwärder. Von diesem hatte den südöstlichen Teil schon 1265 der Herzog von Braunschweig-Lüneburg als Mitgift seiner Gemahlin vom Grafen von Holstein bekommen; jetzt benutzten die Grafen von Lüneburg die angerichtete Zerstörung, und wandten sich im J. 1417 an den Kaiser, erhielten auch die freie Fahrt von Lüneburg nach Stade, die Moorburg vorbei, auf der Süderelbe und Dradenau. Die Dradenau (die schnelle Au)

bildete den Hauptschiffahrtsweg nach der Süderelbe, und veranlaßte einen starken Abbruch des Brooks oder Marschlandes, das vor Nienstedten, Dockenhuden und Blankenese lag. Eisstopfungen im untern Teil der Süderelbe verursachten Aufstauungen der Wassermenge oberwärts, und führten zum Durchbruch nach dem nördlichen Stromarme quer durch den Gorieswärder, und es entstanden durch die hohen Fluten 1420, 1421, 1426, 1436 der Reiherstieg, der Köhlbrand und andere Querströme. Die Caecilien-Flut ward den Hamburgern so wichtig, daß sie in Erinnerung an dieselbe jährlich ein eigenes Dankfest zu feiern gelobten, woran Bugenhagen noch in der Kirchenordnung erinnert. Die Grafen von Holstein sahen durch die immer stärker werdenden Strömungen in die Norderelbe nicht nur dem Abbruch des holsteinischen Marschufers, sondern dem Verlust auch der Elbinseln, die sie noch nicht verkauft hatten, entgegen, wenn diese nicht durch stärkere Deiche gesichert würden. Dies mag der Grund gewesen sein, weshalb sie sich entschlossen, ihren Anteil an Finkenwärder mit der Fähre bei Blankenese, wie die Weiden bei Ochsenwärder, der „Ausschlag" genannt, an den hamburgischen Ratsherrn Erich von Zeven 1427 zu verpfänden, und später 1445 ihre Rechte an den Rat von Hamburg zu verkaufen. Zwei Jahre darauf (1447) verstattete Graf Otto nun auch dem Rate, Ochsenwärder und Billwärder in einen gemeinsamen Deichverband zu bringen, als sie wieder durch eine Sturmflut verwüstet waren, und zu dem Ende die Gamm-Elbe zu überdeichen. Da ließen auch die Städte Hamburg und Lübeck die Elbe am Gammerorte, zwischen dem alten und neuen Deich, und im J. 1488 den anderen Elbdeich zwischen Neuen Gamm und Kirchwärder abdämmen, so, daß nun jegliche Einströmung in die Dove- und Gose-Elbe von obenher aufhörte. Die Folge davon war aber, daß wie in Kirch- und Ochsenwärder, auch am lüneburgischen Ufer ein Abbruch entstand. Der Herzog Heinrich der Jüngere von Lüneburg erhob sogleich beim Kaiser eine Klage gegen die Städte, und diese erhielten auch am 10. September 1482 ein Mandat, in welchem ihnen anbefohlen ward, binnen Monatsfrist den Damm wieder abzuthun. Natürlich appellierten sie dagegen, doch beim Reichskammergericht war schnelle Hilfe nie zu finden. Die Hamburger ließen sich nicht irre machen, und vollbrachten schnell durch den

Abschluß des Bassins der Unterbille gegen die Elbe, die Abdämmung der Bille am oberen Ende beim Heckkaten, so daß der Bergedorfer Schleusengraben der alleinige Abfluß der Oberbille blieb. Auch am unteren Ende des Billwärder Ausschlags war schon im J. 1492 die Bille abgedämmt und die Bullenhuser Schleuse gebaut. Durch diese Abschließung der Bille entstanden aber späterhin ernstliche Besorgnisse um die Schiffbarkeit des Hafens und die Verschlammung der Flete in der Stadt, weshalb in den Rezessen von 1529, 1530 und 1538 auch die Verbesserung „des Deepes" der Elbe, d. h. der Tiefe des Flußbettes gefordert, bis im J. 1548 eine eigene Düpebehörde eingesetzt wurde. Nun wurde der Grandeswärder durchgraben, und zum erstenmal die Elbe unmittelbar an die Stadt geleitet, dann durch Anlegung des Baakenwärders und anderer Dämme vollständiger zur Bildung des Oberhafens und zur östlichen Einfahrt in die Stadt benutzt. Allein das sahen die benachbarten Besitzer nicht gern. Eins der ältesten ritterlichen Geschlechter, Grote, hatte auf dem Gorieswärder das Land Stillhorn von dem Grafen Adolf von Schauenburg zu Lehne bekommen; im J. 1430 bekam es das rote Haus, 1541 den Georgiswärder, den östlichen Teil des lüneburgischen Gorieswärders. Als nun die Hamburger immer mehr die Strömung der Elbe an ihren Oberhafen zu leiten suchten, hemmten die Herren Grote 1564 den freien Lauf des neuen Stromes durch Einrammung von Pfählen im Wasser bei Stillhorn. Vergebens suchte der hamburgische Rat auf gütlichem Wege, und da das nicht half, durch bewaffnete Macht dies zu hindern. Dann ließ er einen Graben ziehen durch die Außenländereien des Spadenlandes; vielleicht war es bei dieser Veranlassung 1568, daß er die große Lorichsche Elbkarte von Geesthacht bis zum Ausflusse in die See zeichnen ließ, welche Lappenberg herausgegeben hat. Die Herren Grote suchten ihre Ländereien aber immer mehr durch Deiche zu vereinigen und zu schützen, bis sie dieselben im J. 1658 an das fürstlich-lüneburgische Haus verkauften. Der Herzog Georg Wilhelm baute sich dort ein Schloß, und verlieh dies, die „Wilhelmsburg", als Herrschaft seiner Gemahlin. Aber ihre Klage wegen des Gamme-Deiches hatten die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, die von 1527—1642 in Harburg residierten, beim Reichskammergericht niemals aufgegeben. Noch im J. 1614 kam sie darum wieder zur Sprache,

als die Herzöge Christian und Wilhelm wegen ihres Streites mit Braunschweig mit den Ratsherren Sebastian von Bergen und Paridom von Kampe in Moorburg zusammenkamen, ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen. Als die Lüneburger nun aber im J. 1619 in Speyer wieder ein günstiges Dekret zu erlangen wußten, legte der niederländische Gesandte Foppe von Aitzema sich ins Mittel und erlangte ein Moratorium. Allein der Herzog Christian erkannte, daß das nur ein Werk der Bestechung war, und befahl seinem Bruder Georg, mit Reitern und Fußvolk in der Frühe des 23. Februars 1620 über die Elbe zu gehen. Dieser besetzte dann den Zollenspieker, und drang in die Vierlande ein, plünderte die Häuser und Kirchen, zerstörte die Ripenburg und, was die Hauptsache war, durchstach den Gammer-Deich. Vier Wochen trieben seine Leute ihr Wesen; allein die Hamburger und Lübecker unter dem Obersten von Kniphausen eilten herbei; der Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp versprach, zu kommen; der König von Dänemark rüstete, da räumten die Lüneburger am 24. März die Vierlande. Die Reichsstände nahmen sich der Städte an; es zeigte sich, daß der Lauf der Elbe durch die Durchstechung sich nicht veränderte, und in dem Vergleiche in Boizenburg wurde den Städten der Besitz der Vierlande gesichert; der Gammer-Deich wurde hergestellt, und die Vierlande setzten jährlich auf den Petri-Tag ein Dankfest ein wegen aller von dem Lande, besonders von dem Deiche abgewandten Gefahr. — Neue Sturmfluten riefen später auch neue Deichveränderungen hervor, doch der Hafen in Hamburg gewann soviel an Tiefe, daß, während der Rezeß vom J. 1412 noch den Bau größerer Schiffe als für 66 Kommerzlast verboten hatte, schon im J. 1683 ein Schiff für 85 Lasten von Lissabon einfahren konnte.

Dem König Christian VI. von Dänemark hatte sein Bemühen, den hamburgischen Handel für sein Land zu gewinnen, wenig geholfen. Er schmälerte, wo er konnte, die Vorrechte, welche Hamburg und Lübeck im dänischen Gebiete gewonnen hatten; er erhöhte die Sundzölle; während seines Krieges mit Schweden befahl er 20 Kriegsschiffen, in den Hafen von Travemünde einzulaufen, und kehrte sich nicht an das Verbot des Kaisers, an den sich Lübeck gewandt hatte. Da schien ein Bündnis zu helfen, das der kluge niederländische Staatsmann Oldenbarneveld zu

Stande brachte, um den Handel in der Nord- und Ostsee zu schützen. Selbst der König Gustav Adolf trat dem bei, trotzdem daß der Friede, den er so eben mit Dänemark geschlossen, sehr nachteilig für ihn war. Lübeck ergriff mit Freuden die helfende Hand. Im Juni 1616 kam der Bund der Generalstaaten mit den wendischen Städten zur Wahrung der freien Schiffahrt auf der Nord- und Ostsee, und in den in diese mündenden Gewässern zum Abschluß. Freilich hielten noch einige deutsche Staaten ihre Hoheitsrechte durch diesen Bund mit Auswärtigen verletzt; es mußten erst noch Abgeordnete an diese gesandt werden, sie zu beruhigen; von Hamburg bekam der Syndikus Vincent Moller den Auftrag, mit den vier rheinischen Kurfürsten zu sprechen. Dies hatte aber den Erfolg, daß der so lange hingezogene Prozeß, den Hamburg mit den holsteinischen Fürsten über die Erbunterthänigkeit geführt, durch ein Dekret vom 6. Juli 1618 ein gutes Ende nahm, und Hamburg für reichsunmittelbar erklärt wurde.

Das erregte den Zorn des Königs Christian IV. aufs höchste. Er beantragte nicht nur eine Revision des Prozesses, er protestierte gegen die Vertretung der Stadt auf dem niedersächsischen Kreistage; er bestätigte im J. 1618 nicht wieder die Privilegien, welche die Städte in Bergen gehabt hatten, oder doch allein nur für Bremen, und setzte alles in Bewegung, seinem Sohne, dem Prinzen Friedrich die Wahl zum Koadjutor des bremischen Erzbischofs zu sichern, damit das Erzstift dem Hause Holstein-Gottorp erhalten bliebe. Aus diesem Grunde benutzte er einen Streit, den die Bürger von Stade mit ihrem Rate führten, diese Stadt zu besetzen. Auf der anderen Seite der Elbe legte er aber im Amte Steinburg die Stadt Glückstadt an, um Hamburg den Handel zu entziehen; drei dänische Kriegsschiffe mußten die Arbeiten in den schwierigen, morastigen Gegenden behüten; den Handel nach Island verbot er ganz. Gegen die Holländer ließ er in der Nordsee zwölf Kriegsschiffe unter dem Admiral Albrecht Scheel kreuzen. Dem Grafen Ernst von Schauenburg hatte Christian schon vorher große Anerbietungen gemacht, damit er ihm Altona und die Gegend an der Elbe abtreten möchte; doch Kaiser Ferdinand erhob den Grafen von Holstein am 16. September 1619 in den Fürstenstand. Als Ernst sich aber „regierender Fürst von Holstein" unterschrieben hatte, da besetzte der König plötzlich die Grafschaft Pinneberg mit seinen Truppen,

und zwang ihn, sich nur einen „Fürsten des römischen Reiches" zu nennen; dabei mußte derselbe ihm 5000 Thaler für die Kriegskosten zahlen. Doch wollte der König diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, den Hamburgern ihr altes, kostbares Recht zu bestreiten, auf der Elbe Seetonnen auszulegen und Leuchtfeuer zu unterhalten, dafür denn auch von allen Schiffen einen Zoll zu erheben und die Jurisdiktion auf der Elbe auszuüben. Er spekulierte dabei auf den unruhigen Geist, der sich im hamburgischen Volke regte. Darum legte er zwei große, wohlausgerüstete Orlogschiffe bei Glückstadt, etwa 7 Meilen unterhalb von Hamburg, die alle passierenden Schiffe nötigen sollten, zu salutieren und sich visitieren zu lassen. Und als Hamburg nun eine Beschwerdeschrift an die Fürsten des Lüneburger Kreises richtete, und der König in Folge dessen aufgefordert wurde, die Schiffe zurückzuziehen, drückte er sein hohes Erstaunen aus, wie seine Unterthanen, die Hamburger, ihre Pflichten so weit vergessen könnten, daß sie ihn bei hohen Personen in solchen Verdacht brächten. Der Elbstrom gehöre, so weit das Herzogtum Holstein reiche, unter seine Botmäßigkeit. Hamburg wandte sich an den niederländischen Agenten Foppe von Aitzema; dieser hatte schon am 16. Mai 1621 nach Hause geschrieben: „Die Ombragen gegen die Hamburger nehmen über die Maaßen zu; Truppen liegen bei Horn, der Schrecken ist sehr groß!" Er brachte am 25. Juli einen Vertrag mit den Lüneburgern zustande, denn in den Niederlanden war Moritz von Oranien auf Oldenbarnevelt gefolgt, und bestimmte endlich den König Christian IV. zu milderem Auftreten gegen die Städte. Am 11. April 1620 hatte der König noch an seinen Kanzler Friis geschrieben: „Ich hoffe, daß die Hamburger nicht allzuviel Luft bekommen; denn in Wahrheit wären sie nicht bange vor mir gewesen, so hätten sie das ganze Land Lüneburg geplündert." Das schrieb er aber im Hinblick auf die Affaire des Neugammer Deichdurchstiches.

Hamburg hatte auf das Abmahnungsschreiben des Kaisers Ferdinand dem zum König von Böhmen erwählten Kurfürsten Friedrich von der Pfalz keinen Beistand geleistet, auch nicht sein Gesuch um eine Anleihe von 50,000 Thaler berücksichtigt. Dafür erhielt die Stadt am 30. Juni 1620 als freie Reichsstadt Sitz und Stimme auf dem Reichstage, und am 22. Januar 1621 Bestätigung ihrer alten Handelsprivilegien,

samt ihrer Stapelgerechtigkeit. Doch das war dem König Christian IV. gar nicht recht, daß auch die Städte zu dem Kongreß zu Segeberg im März 1621 eingeladen wurden. Nach dem entscheidenden Siege, den der Kaiser bei Prag am 8. November 1620 über den sogenannten Winterkönig Friedrich von der Pfalz erfochten hatte, war bei den Generalstaaten der Niederlande der Gedanke erweckt, gegen die steigende Macht des Hauses Habsburg einen großen protestantischen Bund zu stiften, und zur Wiederherstellung des Friedens ein Heer von 20,000 Mann Fußvolk und 600 Reitern aufzustellen. Kaspar von Vosbergen, einer ihrer bedeutendsten Staatsmänner, ward nach Dänemark abgeordnet; er ging über Hamburg, unterhandelte mit dem Syndikus Dr. Vincent Moller, und brachte es dahin, daß die Stadt sich im Dezember 1620 dem Bunde anschloß. Auch der König Christian trat mit den Gesandten von England, Holland und den protestantischen Fürsten zu dem Kongreß in Segeberg zusammen. Für seinen Schwager, den Kurfürsten von der Pfalz, der vom 14. Februar bis zum 7. März in Hamburg im Englischen Hause eine gastliche Aufnahme gefunden hatte, fühlte er freilich keine Sympathie, auch mit den Niederlanden brachte er keinen Vertrag zustande, denn er hatte nur die Erweiterung seines Reiches im Auge, aber mit den Engländern machte er einen Bund, daß sie in jedem Kriege einander Hilfe leisten, und ohne gegenseitige Zustimmung keinen Frieden schließen wollten. Auch Hamburg näherte er sich, und gab den Gesandten Bürgermeister Vogler, Syndikus Moller und Ratsherrn Claen am 13. Juli 1621 in Steinburg die Zusage, er wolle der Stadt gnädigst gewogen bleiben und ihr in Gefahr Beistand leisten, da Hamburg nichts für das fürstliche Haus Nachteiliges zu unternehmen versprach. Wegen dieses Vertrages hatte Hamburg sich auf dem nächsten Hansatage noch zu verantworten, da die Städte nur Frieden haben wollten; allein es bezog sich auf seinen Handel mit Spanien, und wie es auch das Anerbieten von Subsidien durch die Niederländer, das der englische Gesandte Robert Anstrather unterstützte, nicht zurückgewiesen. Als darnach am Ende des J. 1624 der kurfürstlich brandenburgische Gesandte Christian von Bellin nach Hamburg kam, um dem Bürgermeister Vogeler vertraulich den Plan mitzuteilen, den König Gustav Adolf zu einer Expedition nach

Deutschland zu bewegen, lehnte der Bürgermeister die Aufforderung, um ihm eine Geldunterstützung anzubieten, einen Hansatag zu berufen, entschieden ab, weil dem Kurfürsten Georg Wilhelm, und nicht dem schwedischen Könige die Leitung des Krieges gebühre. Die Hansestädte wählten aber im März 1625 den König von Dänemark zu ihrem Kriegsobersten. Das erweckte in Christian die Hoffnung, jetzt seinen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, sich in Norddeutschland ein Reich zu gründen. Der kaiserliche Gesandte Johann von der Reck machte die Hamburger gleich aufmerksam, daß die nordischen Könige nur ihre eigene königliche Gewalt und die Vernichtung der Städte im Auge hätten, und erfüllte das Volk mit einer solchen Furcht vor den Dänen, daß man Anstoß nahm, den Kreistruppen auch nur Brot zu verabreichen. Und da der Kaiser verbot, mit den fremden Mächten in Verbindung zu treten, nahmen Stralsund und Greifswald das zum Vorwand, den im Monat August angesetzten Hansatag nicht zu beschicken, und auch die anderen Städte, die Vertreter abgeordnet hatten, erklärten, trotzdem, daß England und Frankreich ihre Gesandten geschickt, der Hansabund habe nur die Bestimmung, den Handel zu sichern und die einzelnen Glieder zu schützen; weitere politische Zwecke lägen ihm fern. Da schrieben die Verbündeten den Städten kaiserliche Gesinnung zu, und störten die freie Schiffahrt nach Spanien. Zwar sandten die Hamburger, als die Holländer auf der Elbe zwei mit Kupfer beladene Schiffe wegnahmen, den Syndikus Moller und den Ratsherrn Amsinck eiligst nach Holland, und stellten vor, daß durch solche Störung der spanische Handel würde nach England getrieben werden können, und erreichten die Freigebung dieser Schiffe; allein die Gewalthätigkeiten der Alliirten mehrten und vergrößerten sich. Am Ende des Jahres kam ein Bund zwischen Dänemark und England, mit Ausschluß von Frankreich und Schweden, zustande, da sandte Christian IV. sechs Kriegsschiffe unter Admiral Georg Ulfeld, um die Elbe- und Wesermündung zu bewachen; holländische und spanische Kaper kamen dazu und nahmen selbst solche Fahrzeuge, die keine verbotenen Waren geladen hatten; zwanzig hamburgische Schiffe wurden für gute Prisen erklärt. Das Volk war besonders erbittert auf die Engländer, die, nach dem Kontrakt, den Karl V. mit England gemacht, diesem monatlich 200,000 Gulden auszahlten. Als

nun aber der dänische Heerführer, der Administrator von Magdeburg, Markgraf Christian Friedrich von Brandenburg, sich dem Thor der Stadt näherte, ging der Rat ihm entgegen und wußte ihn durch große Ehrengeschenke zu bewegen, seine Truppen nicht in die Stadt, sondern über die Elbe zurück ziehen zu lassen. Da erschien er am 28. Juli vor dem Schloß in Ritzebüttel, und forderte, da das Thor verschlossen war, den Amtmann, Ratsherrn Hans Schaffshausen, auf, zu ihm herauszukommen, um mit ihm zu unterhandeln. Als dieser in die Falle ging und mit seinem Hauptmann erschien, zogen die feindlichen Soldaten durchs geöffnete Thor, besetzten das Schloß, den Ort, Neuwerk, und ließen den Amtmann nach Hamburg reisen. Der dänische Gesandte versicherte, dies sei ohne des Königs Genehmigung geschehen. Indes, es mußte doch der Oberst von Herzfeld mit 2000 Mann auf 42 Schiffen die Elbe hinuntergesandt werden, um die feindlichen Scharen ins Land Hadeln zu treiben. Dies geschah am 22. August; fünf Tage später, am 27. August 1626 war die entscheidende Schlacht bei Lutter am Barenberg, in der König Christian IV. selbst von Tilly überwunden wurde. Er mußte zurück in sein Land; hinter Altona zwischen Ottensen und Fuhlsbüttel dachte er ein Lager aufzuschlagen; doch Tilly's Truppen folgten den Dänen rasch, trieben sie zurück und benutzten das Lager. Freilich fingen sie an die Umgegend zu plündern, selbst die heiligen Gefäße in der Eppendorfer Kirche nahmen sie; allein die Hamburger wußten sie durch freundliches Entgegenkommen, Brot und andere Gaben, die sie ins Lager brachten, zu beruhigen, und Tilly selbst zu bewegen, über die Elbe zu gehen, und dieses Land zu besetzen. Dabei sollen auch einzelne Scharen nach Ritzebüttel gekommen sein, aber schwerlich auf Befehl des Feldherrn. Denn dem Kaiser Ferdinand lag viel daran, die Städte sich zu Freunden zu erhalten. Deshalb erneuete er auch später, am 3. Juni 1628, das Elbprivilegium, welches den umliegenden Staaten das Halten von Kriegsschiffen und Anlegen von Zollstätten verbot, und schloß fünf Tage später den Neuwerker Zoll darin mit ein; am 6. Januar 1629 bestätigte er den großen Freibrief vom Kaiser Friedrich I., und als der Graf Jobst Hermann von Schauenburg den Schauenburger Hof und seinen Anteil am Schauenburger Zoll im J. 1626 hatte verpfänden müssen und nicht zur rechten

Zeit wieder eingelöst hatte, zwang er am 18. April 1629 ihn dazu durch einen kaiserlichen Befehl. Um Handelsverbindungen seiner Länder mit Spanien anzuknüpfen, sandte Ferdinand hierher den Grafen Georg Ludwig von Schwarzenberg und Gabriel du Roy; den böhmischen Landtag forderte er auf, bedacht zu sein, eine Schiffahrtsverbindung von Prag aus über Leitmeritz nach Hamburg und so bis ans Meer zu eröffnen. Dennoch hatten die Hamburger eine gewisse Scheu, auf solche Vorschläge einzugehen, besonders als Ferdinand ihnen im Februar 1628 die Aussicht auf den Handel mit den transatlantischen Kolonien eröffnete; sie fürchteten einen allgemeinen Seekrieg hervorzurufen. Hatte der Kaiser doch, als er Wallenstein mit dem großen Heer in den Norden sandte, ihm besonders die Besetzung der „großen Porten" empfohlen. Gleich als sein Feldherr von Arnim sich im Mai 1628 gegen Stralsund wandte, verwandten sich die Hanseaten in Prag beim Kaiser für die Stadt, und Hamburg sandte den Ratsherrn Gerhard von Holte nach Stralsund selbst. Doch bekam dies dem letzteren übel; denn als nun der Sturm der Stadt begann, geriet er in Verdacht, durch falsche Briefe betrügerische Hoffnungen erweckt zu haben; das Volk erhob sich gegen ihn, er mußte fliehen; ehe er ins Lager kam, war schon der Trompeter, der seinem Wagen voraufritt, erschossen, und er selbst soll in Folge des Schrecks, wie man sagte, bei seiner Heimkehr gestorben sein. Der König von Schweden, dem Stralsund die Thore öffnete, bot den Städten ein Defensiv-Bündnis an, dessen Haupt und Patron er werden wollte. Allein die Städte willigten auf dem außerordentlichen Hansatage in Lübeck 6./16. Juli in eine engere Verbindung nicht ein, da sie vernahmen, daß der König von Dänemark mit Wallenstein in Friedensunterhandlungen getreten war. Sie beschlossen, um vor allen Dingen einen Seekrieg zu verhüten, zunächst an Wallenstein und Tilly sich zu wenden. Bei dem ersteren richteten die Abgeordneten, zu denen der hamburgische Ratsherr Moller gehörte, nichts aus. Tilly, den die Gesandten am 25. August in Stade trafen, versicherte, daß der Krieg nicht auf das Meer übertragen werden solle; er sei selbst bevollmächtigt, mit den Herzögen von Holstein und Jütland zu unterhandeln, doch glaube er nicht, daß der König von Dänemark dazu bereit sei. Als der König Christian hörte, daß der Krieg auch nicht

auf die Elbe verlegt werden sollte, gab er am 16. September seinem Admiral Hinrich Wiese die Weisung, die Visitation der Handelsschiffe einzustellen, und gestattete seinen Räten, mit den hamburgischen Abgeordneten, dem Syndikus Vinzent Moller und Henning Matthiessen über die Assekuration des Elbstroms und die Erhaltung des Kommerziums weiter zu unterhandeln. Die Hansa-Abgeordneten in Lübeck lehnten in denselben Tagen die Vorschläge des Kaisers wegen des spanischen Handels ab, und beschlossen, immer mehr auf Schweden und Dänemark ihren Einfluß auszuüben, nur um Frieden zu bekommen. Auch Wallenstein, der allein das Interesse seines neuen Herzogtums Mecklenburg im Auge hatte, betrieb am Ende des Jahres 1628 den Frieden mit Dänemark. Die Hauptschwierigkeit war der Sundzoll. Hamburg drang auf die Herabsetzung des erhöheten Sundzolls. Wallenstein aber, in dessen Interesse das nicht lag, suchte, wenn auch der Kaiser die Hamburger unterstützte, ihre Abgeordneten, Syndikus Moller, Ratsherr Niebur und Sekretär Meurer bei der Frage über die Friedensbedingungen fern zu halten. Endlich am 12./22. Mai 1629 kam der Friede zu Lübeck zwischen Dänemark und dem Kaiser zustande. Christian versprach, um die Reichsangelegenheiten sich nur so weit zu kümmern, als es seine Stellung als Reichsfürst mit sich brächte, verzichtetete für sich und seine Kinder auf alle Stifte; erhielt dagegen seine sämmtlichen Erbländer ohne allen Kostenersatz zurück. In Hamburg fand am 31. Mai a. St. in allen Kirchen ein Dankgottesdienst statt, alle Glocken wurden geläutet, von den Wällen donnerten die Kanonen; 17 Kompagnien gaben dreifache Salven.

Doch die Freude der Hamburger dauerte nicht lange. Christian IV. suchte den Handel in seinem Reiche zu heben, indem er Glückstadt begünstigte; er gab dieser Stadt neue Privilegien, hob den Zunftzwang auf, gestattete den portugiesischen Juden die Niederlassung und allen Handwerkern, zunftfrei ihr Geschäft zu betreiben. Den vom Kaiser erneuerten Elbprivilegien, behauptete er, stünde der Steinburger Vertrag entgegen. Am 9. April begann er sogar einen Zoll von den auf der Elbe vorbeifahrenden Schiffen und ihrer Ladung zu fordern, und verlangte, daß jedes Schiff bei dem bei Glückstadt errichteten Zollhause anlege und seine Pässe zeige. Hamburg sandte sogleich, um sich zu beschweren, den Syndikus

Moller und die Ratsherren Wichmann und Brand zum Könige; dieser ließ sie aber gar nicht vor, sondern gab ihnen nur am 19. April die schriftliche Antwort, es sei des Königs Absicht gar nicht, einen ordentlichen Zoll auf Dero Elbstrom zu legen und fremde Nationen zu belästigen, sondern nur eine Retorsion auszuüben gegen Hamburg für die Steuer, die es auf Korn, Bier, Salz u. dgl. von den königlichen Unterthanen erpresse, und für die Kriegskosten sich zu entschädigen. Beide Regierungen wandten sich an das Reichskammergericht; doch die Bürgerschaft wollte auf dessen Entscheidung nicht warten, sondern Gewalt mit Gewalt vertreiben. Am 27. April wurden Schiffe die Elbe hinuntergeschickt, welche dem Glückstädter Zollhause vorbeifahren wollten. Als sie aber beschossen wurden, legten sie plötzlich an, besetzten den großen Prahm, nahmen drei dänische Pirassen (Kriegsschiffe) und brachten sie am 30. April im Triumph, die königliche Flagge im Wasser nachziehend, in den Hafen. Zornentbrannt, befahl der König, im ganzen Königreich alle Güter und Schiffe, die Hamburger Bürgern gehörten, wegzunehmen, und kam mit einer Flotte von 49 mit schwerem Geschütz versehenen Schiffen auf die Elbe. Dagegen rüsteten die Hamburger 27 Schiffe. Über diese mußte der Bürgermeister von Eitzen, trotz aller Remonstrationen, das Kommando übernehmen. Er ging den dänischen Schiffen entgegen, traf sie am 4. September bei Neuwerk; doch Wind und Wasser waren entgegen; am 5. und 6. mußten seine Schiffe zurück und am 7. sich bei Stade auf den Sand legen. Allein der Kaiser hatte Tilly geboten, zu vermitteln, und dieser bewirkte durch den Obrist Theodor von Comargo einen Waffenstillstand, um den Kampf durch die Feder fortzusetzen. Ein kaiserliches Mandat an den König von Dänemark, die Glückstädter Festungswerke zu schleifen, und den dortigen Zoll aufzuheben, hatte aber keine Wirkung, weil gerade damals der König Gustav Adolf nach Deutschland kam, und hier im Norden die Macht des Kaisers hemmte. Zwar wandte der Schwede sich nicht gerade zu nach Hamburg, aber er wußte doch seinen Vorteil aus der Stadt zu ziehen. Hamburgische Kaufleute nötigte er zu einer Anleihe von 80,000 Thalern, als sie mit ihren Waren in Spandau mit ihm zusammentrafen, und 150,000 Thlr. forderte er von der Stadt zur Fortsetzung des Krieges, als er ihr seinen Schutz versprach. Doch auch das sollte nach

seinem am 6. November 1632 erfolgten Tode der Stadt Gewinn bringen. Denn der Kaiser wollte erst die Stadt seinen Zorn fühlen lassen, dafür, daß sie dem schwedischen König sich anvertraut hatte, dagegen seinem Restitutions-Edikt vom 6. März 1629 nicht nachgekommen war, das die Wiederherstellung des römisch-katholischen Erzbistums Bremen und die Herausgabe aller seiner früheren Besitztümer geboten hatte. Der Kaiser privilegierte deshalb am 29. Juli 1634 dem König von Dänemark den Glückstädter Zoll auf vier Jahre, trotzdem er erst 1628 der Stadt Hamburg ihre Elbprivilegien erneuert hatte. Allein als im J. 1635 der schwedische Kanzler Oxenstierna durch Hamburg gereist war, da er nach Holland und Frankreich ging, um ein Schutz- und Trutzbündnis gegen Österreich zu schließen, und schwedische Truppen unter dem Feldmarschall Gallas nach Hamburg schickte, kassierte Kaiser Ferdinand am 6. Januar 1637 wieder das Privilegium, das er Glückstadt verliehen hatte. Und weil nun Dänemark nur noch mehr Hamburg zu schaden suchte und das Hamburger Bier im ganzen Lande verbot, die Legung der Tonnen und Baken, wie die Auslegung eines Lotsenschiffes auf der Elbe untersagte, überhaupt der Verbesserung des Lotsenwesens Hindernisse in den Weg legte, und auch das Reichskammergericht 1640 die dänischen Ansprüche auf den Glückstädter Zoll zurückwies, da verlieh der Kaiser am 26. April 1641 der Stadt Hamburg Sitz und Stimme auf dem Regensburger Reichstag.

Der König Christian, der in Hamburg gewesen war und die neuen Festungswerke gesehen hatte, legte darauf ein großes befestigtes Lager bei Fuhlsbüttel an; dabei sollen an diesem Ort 3000, in Ohlsdorf 1000, in Borstel 1500 kräftige Eichbäume gefällt sein. Der Rat geriet in große Angst, und da nun der letzte Sprößling des Schauenburg-Pinnebergischen Hauses, Graf Otto, gerade starb, ließ er von dem Syndikus Pauli eine Schrift (Apologia Hamburgensis) in welcher Hamburgs Ansprüche bei den Erbstreitigkeiten ans Licht gesetzt wurden, herausgeben. Der Rat erteilte ihm dafür ein Ehrengeschenk von 1000 Thalern und sandte ihn nach Wien. Der kaiserliche Gesandte legte sogleich Beschlag auf den Schauenburger Hof in der Stadt; König Christian aber war so empört über die Schrift, daß er den schönen Garten, den der Syndikus Pauli in Dockenhude hatte, demolieren ließ, und ihn selbst bei seiner Rückkehr von Gottorp,

wohin er als hamburgischer Gesandter mit den Ratsherren Niebuhr und Schrötteringk gegangen, gefangen nahm. Nun stieg die Angst in der Stadt aufs höchste; die Wachen wurden doppelt besetzt; alle Bürger mußten sich auf acht Tage verproviantieren; drei Betstunden wurden jede Woche in den Kirchen gehalten. Der Rat wandte sich an die Städte, und Lübeck, Bremen, Lauenburg, Braunschweig sandten ihre Vertreter nach Glückstadt (aus Hamburg kamen der Bürgermeister Schrötteringk und die Ratsherren Niebuhr und Lütkens), um mit dem Herzog Friedrich III. von Holstein zu unterhandeln; da — es war acht Tage vor dem Pfingstfeste 1643 — änderte der König Christian IV. plötzlich seinen Sinn. Der Graf Christian von Rantzau wußte ihn zu überzeugen, daß er besser thäte, Hamburg zu erhalten, als es zu verderben, weil Hamburgs Handel seinem Lande Nutzen brächte. Der König verhieß der Stadt Gnade und Huld und freien Verkehr zu Wasser und zu Lande unter der Bedingung, daß sie Abbitte thäte wegen ihres bisherigen Verfahrens gegen Dänemark, und eine Entschädigung von 280,000 Thalern zahle; er versprach, die bisherigen Beziehungen zu Holstein bis zur Entscheidung des Reichskammergerichts zu erhalten. Hamburg genügte der unverschämten Forderung am 25. Mai 1643, und feierte am 31. Dezember ein Dankfest wegen des erhaltenen Friedens.

Doch gerade in diesem Dezember kamen die Schweden, die auch nach dem Tode Gustav Adolfs noch keinen Frieden mit Dänemark geschlossen hatten, unter Torstenson nach Holstein. Die Hamburger hatten schon früher, als Schweden unter Gallas ihnen zu Hilfe gekommen waren, erfahren, daß die früher an diesen gerühmte Disziplin bedeutend geschwunden sei. Hatten sie doch Kaufleute geplündert auf dem Wege nach der Leipziger Messe; ein anderes Mal 40 beladene Schiffe bei Havelberg genommen; in die Vierlande ohne weiteres einen Raubzug ausgeführt. Jetzt blieben sie in Holstein, bis Christian IV. gezwungen war, im August 1645 den Frieden zu Bromsebroe zu schließen. Da erst konnte er, seinem Versprechen gemäß, im November 1645, den Glückstädter Zoll aufheben und den Hamburgern Freiheit, für die Schiffahrt auf der Elbe zu sorgen, gewähren. Am 28. Februar 1648 starb Christian IV., noch vor Abschluß des Westfälischen Friedens, nach welchem Dänemark die alten

Stifte Bremen und Verden, nach denen es seit 60 Jahren getrachtet, hat abtreten müssen.

In den beständigen Kriegen war bei dem immer zunehmenden Gebrauch des Schießpulvers eine neue zeitgemäße Verbesserung der Befestigung der Stadt zur Notwendigkeit geworden. Ein niederländischer Hauptmann, Johann von Valckenburgh, ward zu Rate gezogen. Er hatte schon für Bremen die Befestigung nach dem neuen System mit spitzwinkelig vorspringenden Hornwerken und Bastionen entworfen. Vor allem erschien es notwendig, die Höhen im Westen von Hamburg, von denen man die ganze tiefer liegende Stadt hätte beschießen können, den Milchberg (Kohlhöfen), das Eichholz u. s. w. in die Befestigung einzuschließen. Im Februar 1620 begann man von der Elbe bis zur Alster in einem Halbkreise, ungefähr 4000 Fuß vom Nikolai-Turm, 9 Bastionen, ungefähr 1000 Fuß von einander entfernt, abzustecken. Zwischen der zweiten und dritten Bastion von der Elbe wurde das Millernthor gegen Westen, zwischen der siebenten und achten gerade gegen Norden das Dammthor angelegt. Zur Verbindung der Nordwest- mit der Ostseite sollte ein Damm dienen, welcher der Alster zum Durchfluß nur 160 Fuß ließe. Zweiundzwanzig Bastionen wurden für den Wall um die ganze Stadt projektiert; sie wurden bezeichnet mit den Vornamen der Ratsherren: Vincent nach Bürgermeister Moller, Hieronymus nach Bürgermeister Vogeler u. s. w. Die Weite der Bastionen richtete sich nach ihrer Lage, im Durchschnitt 250 Fuß, in der Mitte einer jeden war ein Wachthaus und ein Pulverlager. Die Vollendung der großen Thore nahm viel Zeit in Anspruch, da diese geschmackvoll sein sollten. Das Millernthor, das 22 Fuß hoch ward, bei einer Länge von 86 Fuß, und noch einen Turm hatte, wurde 1659 angefangen und 1663 vollendet. Vor diesem, gegen Altona lag eine gefährliche Höhe. Auf derselben wurde 1682 die Sternschanze angelegt durch den Oberstleutnant Kempe, 3500 Fuß vom Hauptwall. Ein vertiefter verdeckter Kommunikationsweg verband sie mit dem Ravelin Carolus. Die vier Seiten, die den Stern bildeten, waren mit einem Graben umgeben, und die Batterien mit 13 zwölfpfündigen Kanonen und 2 Mörsern armiert. Bereits im J. 1615 beschloß die Bürgerschaft, die beiden ersten metallenen Geschütze gießen zu lassen; 1642 waren schon 430 verfertigt.

Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß gerade in dieser Zeit die kupfernen Braupfannen außer Gebrauch kamen, die von der Stadt gegen 4 Prozent Zinsen tragende Pfannenbriefe angekauft werden konnten. Zum Schutz der Stadt hatte man gewöhnlich 3000 Soldaten. Im J. 1670 war ein Artilleriekorps von 60 Konstablern mit einem Kapitän und Leutnant, gegründet. In der Nacht versahen die Bürger selbst die Wache. Zu dem Ende wurde im J. 1619 die Altstadt nach den vier Kirchspielen in vier Bataillone geteilt. Die Petriniten (de Sturen) hatten eine rote Fahne; die Nikolaiten (de Riken) eine blaue; die Katharinititen (det gliken) eine gelbe; die Jakobiten (de Buren) eine weiße; als die Michaeliten hinzukamen, erhielten sie eine grüne Fahne. Jede Kompagnie hatte einen Kolonelherrn, einen Ratsherrn, dem des Abends der Schlüssel zu dem Stadtthor seiner Kompagnie in sein Haus gebracht wurde. Der Kapitän mußte sich, wie damals die meisten Staatsdiener, seine Stelle kaufen; denn ein Bürgerkapitän hatte ein großes Einkommen, da er alle Strafen für Versäumnisse, wie für Vergehen, bestimmte und einzog. Er allein, wie sein Pfeiffer und Tambour, trug eine Uniform, einen scharlachroten Rock, einen Hut mit breiter point d'Espagne besetzt, und einen großen Kommandostab. Die Bürger mußten nur mit Gewehr und Degen versehen sein. Jede Nacht bezogen zwei Kompagnien die Wache.

Um die Soldaten anzunehmen, zu löhnen u. s. w. wurden im J. 1628 zwölf Bürger, unter denen ein Oberalter und zwei Kämmereibürger sein mußten, zu einem Kriegsrat gewählt.

Die Kriegsschiffe (Fregatten) standen unter dem Admiralitäts-Collegium, und zwar unter der Konvoi-Deputation, denn sie hatten ja die Bestimmung, die Seeschiffe zu begleiten und gegen Kaper zu schützen. Im J. 1662 wurde beschlossen, zwei Konvoi-Schiffe zu bauen. Das eine, „das Wappen von Hamburg", blieb lange im Munde des Volkes. Im J. 1668 war es im Hafen von Cadix in Brand geraten, aber der treue Kapitän Carpfänger wollte das Schiff nicht verlassen, bis die Pulverkammer Feuer fing. So kam er um mit 42 Matrosen und 20 Seesoldaten.

Siebzehntes Kapitel.

Der Kampf um die Erhaltung des kirchlichen Lebens in Hamburg.

Vom J. 1648—1675 n. Chr. G.

Das starke Anschwellen der Bevölkerung der Stadt während der Kriegsjahre, dazu der Kampf der Konfessionen, nötigte nicht nur zu neuen Anstalten zur Erhaltung der christlichen Gemeinschaft, sondern führte auch viele Mißhelligkeiten herbei. Bis zum funfzehnten Jahrhundert wohnten nur selten Menschen außerhalb der Stadt. In den Zeiten, in welchen die Pest herrschte, hielt man es für nötig, Begräbnisplätze für die an der Seuche Verstorbenen vor den Thoren anzulegen. So hören wir 1352 von einem neuen Beerdigungsplatz, der noch 1373 der wüste hieß, später 1393 der der St. Gertruds-Kapelle, in der Nähe eines Hünengrabes, das noch im vorigen Jahrhundert beim Pferdemarkt gezeigt wurde. Auch vor dem Steinthor wird von einem früheren Armenkirchhof gesprochen; nach der Reformation, noch 1564, errichteten die Nikolaiten, der Pest wegen, im Westen der Stadt zwei Beerdigungsplätze; allein wenn auch damals die vier Bürgermeister sich dort Gräber errichten ließen, um ein Beispiel zu geben, es fehlte die Sicherheit der Grabesruhe bei Kriegszeiten, und

die Kirchhöfe blieben unbenutzt. Der eine, der Markus-Platz, der zwischen der Markt- und Petersstraße lag, ward mit Bänken und Bäumen geschmückt; aber umsonst; im J. 1623 vermietete man endlich einen Teil an die portugiesische Judengemeinde. Auf dem andern, beim Kraienkamp, errichtete man im J. 1600 eine Kapelle, um eine Leichenfeier darin halten zu können, und weihete sie dem Evangelisten Lukas. Das geschah im J. 1600, und schon 1604 zeigte sich ein Bedürfnis, dieselbe zu erweitern. Denn es bauten sich so viele in diesen Jahren vor dem alten Millernthor, an der Elbe an, daß der Kaplan von St. Nikolai, der draußen die Geschäfte übernahm, nach zwei Jahren die Erlaubnis bekam, dort in der Kirche Sonntags das heilige Abendmahl zu feiern, und daß er, als nun im J. 1626 das Thor und der Wall weiter hinausgerückt wurden, eines zweiten Predigers zum Beistande bedurfte. Und auch dieser reichte mit seiner Kraft nicht lange aus. Schon nach zwanzig Jahren wandte der Magister Jodokus Edzardi Glanaeus sich mit der Bitte an die Gemeinde, ein größeres Bethaus zu erbauen. Die Mutterkirche konnte nicht helfen; ihr Gotteskasten war durch die große Anzahl Armer, die in diesem Stadtteil sich angesiedelt hatten, zu fast unerschwinglichen Ausgaben veranlaßt; ihre Baukasse war selbst in Not; denn der Turm, den sie für den schönen erst im J. 1589 zerstörten, aufgerichtet hatte, mußte wegen Baufälligkeit abgetragen werden. Die Not war so groß, daß sie für 25,000 ℔ Cour. den Teil ihres Kirchspiels vor dem alten Thor mit der Kirche der Gemeinde durch Vermittelung der Stadt überließ. Am 26. April 1649 wurde der Grundstein zu einer neuen Hauptkirche, der St. Michaelis-Kirche, gelegt, am 14. Mai 1669 wurde sie eingeweiht. Doch die Wahl eines Hauptpastors bot viele Schwierigkeit. Da der berühmte Dr. Lassenius in Kopenhagen, der gewählt ward, keine Erlaubnis vom Könige von Dänemark bekam, fortzugehen; der Dr. Augustin Balthasar in Stralsund zum Generalsuperintendenten in Pommern erhoben wurde, wählte man endlich am 7. März 1680 den Pastor von St. Maria Magdalenen hierselbst, der auch Prediger am Spinnhause war, Georg Haccius, weil er gerade durch seine Predigtweise, wie er sie von Schuppe angenommen hatte, großes Aufsehen machte. Er füllte auch die Kirche und

sorgte für die Gemeinde. Schon hatten im J. 1606 die Gotteskasten-verwalter den Pesthof vom Eichholz vor das neue Thor nach dem Heiligen Geistfelde (zwischen der jetzigen Wilhelminen- und Annen-Straße) verlegt, und der Pastor Peter Hesselius an dieser Anstalt hatte sich derjenigen, die sich bald auch außerhalb der neuen Umwallung der Stadt, namentlich an der Elbe niederließen, annehmen können; aber als die Zahl dieser bald auf 2000 stieg, bat der Nachfolger von Hesselius, Michael Döler eine eigene Kirche für die Gemeinde zu erbauen. Haccius, als Hauptpastor, unterstützte ihn; Döler konnte am 27. April 1682 den Grundstein legen zu einer neuen Kirche, St. Pauli, und Haccius am am 24. August seine „Weihefahrt nach dem Hamburgerberge" halten. Döler war zum Pastor erwählt, aber seine Aufnahme ins Ministerium fand Widerspruch, wenn auch der Senat sie befürwortete, bis er sein Amt am Pesthof 1684 aufgab. Der Hauptpastor Haccius konnte sich überhaupt mit seinen Kollegen nicht stellen. Er führte die Freitags-Predigt zur Auslegung der heiligen Schrift ein, wie die Hauptprediger nach der Kirchenordnung sie an einem Wochentage hatten, auch, nach Schuppe's Vorgange, eine Kinderlehre in der Kirche. Doch hier stieß er mit dem Archidiakonus Pasmann zusammen, der gerade im Begriff war, eine große neustädtische Armenschule für 500 Kinder zu gründen; Indes vereinten sie sich so, daß auch der Archidiakonus in den Vorstand dieser Anstalt kam. Aber Haccius Empfindlichkeit gab noch zu öfteren Anstößen Anlaß, besonders, da er, wie Schuppe, mehr durch eine geistreiche Ausdrucksweise und interessante Mitteilungen, als durch die einfache Erklärung des göttlichen Wortes die Leute in die Kirche zu ziehen suchte.

Balthasar Schuppe war nach dem Tode des Senior Severin Schlüter im J. 1649 an die Jakobi-Kirche gerufen, weil die Predigt, die er unmittelbar nach dem Abschluß des Friedens in Münster, als Hof-prediger des Landgrafen Johann von Hessen-Braubach, gehalten, in weiten Kreisen einen gewaltigen Eindruck gemacht hatte. Er selbst schildert uns seine Persönlichkeit, wie seine Zeit so lebendig, daß wir sie aus seinen Schriften am besten kennen lernen können. Schon als junger Mann war er auf einer Reise nach Hamburg gekommen; da hatte die Stadt ihm in die Augen geleuchtet. „Er sah," wie er schrieb, „die schönen herrlichen Lustgärten, nach denen

die Leute in ihren Karossen spazieren fuhren und alle Ergötzlichkeiten suchten. Er kam in manch schönes Bürgerhaus und sah so herrlich aufgeputzte Säle, darin alles glänzte, so manche treffliche Schildereien, daß er die Augen nicht genug daran konnte sättigen. Er sah bei Privatleuten so köstliche Traktements halten, bei Banketten und Gastereien so vielerlei Konfekt und niedliche Speisen auftragen, wie er es in fürstlichen Häusern nicht gesehen, selbst, wenn Kindtaufen und andere Solennitäten gehalten wurden. Er sah große Wechsel auszahlen, die kostbarsten Dinge zum Kaufe anbieten. O, dachte er, Gambrivia ist ein irdisches Paradies!" — Natürlich folgte Schuppe dem Rufe nach Hamburg, und als er hier nun eine Zeitlang gelebt hatte, schrieb er an einen Freund: „Ich bin Jahr und Tag in Hamburg gewesen, und habe nicht gewußt, was Hamburg war; daß Hamburg ist klein Spanien, klein Portugal, klein Frankreich, klein Holland, klein Schweden, klein Dänemark, daß Hamburg eine kleine Welt ist. Ich habe nicht gewußt, wie mancher kluge Kopf in Hamburg sei. Ich versichere dich, daß ich oft aus einem Kaufmanns- oder Schiffers-Diskurs mehr gelernt habe, als zuvor auf Universitäten aus großen Büchern. Fürwahr, es sind auch Studenten in Hamburg! Es hatte hier früher mancher Student groß Glück gemacht, das ist in Oberdeutschland ruchbar geworden; nun läuft jedermann, der nicht fortkommen kann, nach Hamburg. Hamburg ist gefüllt mit Doktoren, Lizentiaten, Magistern. Wenn ich wollte die Musica vocalis üben, würde ich deswegen nicht auf eine kleine, im Lande gelegene Universität gehen; nein, nach Hamburg, in welchem der edle Scheidemann, der vortreffliche Matthias Weckhmann, der wohlberühmte Johann Schoppen und andere Künstler sind, desgleichen in manchen königlichen und fürstlichen Kapellen nicht angetroffen werden. Ich muß der hochgelobten Stadt auch das Zeugnis geben, daß darin ein Großes für die Armen geschieht. Ich will nichts sagen von dem Gasthause, von dem Waisenhause, von dem Zuchthause, dem Pesthofe, dem Pockenhause, darauf jährlich ein groß Teil geht. Ich will nicht sagen von den Stiftungen und Testamenten, welche in vorigen Jahren von Privatleuten in Hamburg gemacht worden sind, den armen Leuten nicht allein freie Wohnung, sondern auch freie Kleidung, Hemden, Kohlen und dergleichen zu geben, sondern ich gedenke nur,

was dies Jahr auch nur bei der Jakobi-Kirche auf die Armen verwandt worden; ich sage, daß dergleichen in manchen großen Fürstentümern in Deutschland nicht geschieht. Was der Prophet Jonas von Ninive sagt, das kann man wohl von dieser löblichen Stadt sagen: Sie ist eine edle, von Gott reichlich gesegnete Stadt, ein schöner Lustgarten, ein irdisches Paradies. Man kann alles darin haben, was ein menschlich Herz wünschen und begehren kann. Als ganz Deutschland unter schwerer Kriegslast seufzte, da nahm diese edle Stadt immer mehr zu an Macht und Reichtum. Die Einwohner saßen darin in guter Ruh und Sicherheit, wie die Kinder Israel im Lande Gosen, als der Herr das Land Ägypten mit allerlei Plagen schlug." Schuppe freuete sich vor allem über die Aufnahme, die er in Hamburg fand. Er wurde, wie er gestand, „extraordinär hoffärtig, als er sah, daß die Leute in Ninive einen Narren in ihm gefressen hatten, und thaten, als ob sie einen Abgott aus ihm machten". Die Zahl seiner Zuhörer nahm so zu, daß man in der Kirche neue Gestühle mußte anbringen lassen. Die Vorsteher waren sehr freundlich, da sie jährlich Tausende mehr in den Klingelbeutel zubekamen. „Ich war, schrieb Schuppe, in meiner und anderer Leute Einbildung ein kleiner Joseph in Ägypten, der seinen Herrn reich machte. Ich ging einmal über einen vornehmen Platz. Da standen etliche Leute, zogen ihren Hut ab, machten eine sehr tiefe Reverenz und sagten: „Das ist der Mann, der so viele Rosenobel wert ist, als er Haare auf dem Kopfe hat; das ist ein Mann, der einem die Thränen aus den Augen predigen kann." „Ich kann nicht klagen, sagte er ein anderes Mal in einer Predigt, daß ihr nicht fleißiger in die Kirche geht; die Kirche ist so voll, daß ich mich auf die Kanzel drängen muß. Es kommen Leute aus allen Kirchspielen, vom Kehrwieder und vom Altonaer Thor, den äußersten Enden der Stadt, nach St. Jakobi!" Es mußte deshalb für Platz gesorgt werden. Hatte man zuerst nach der Reformation Stühle, die zusammengeklappt werden konnten, mit in die Kirche genommen, so wurden beim Beginn des 17. Jahrhunderts „Gestühle" (zusammenhängende Sitze) errichtet; jetzt fing man in Jakobi-Kirche an, Klappen zwischen den Außenseiten der Gestühle anzubringen, doch durften sie noch im J. 1658 nur an solche vermietet werden, die im Kirchspiele wohnten. Man errichtete auch Emporen in

den Seitengewölben, die man hier Lektoren nannte, weil der Schullehrer (Lektor) auf dem Lettner vor dem Chor die Perikopen in den Vespern vorlas. Schuppe selbst war sehr für die Ausschmückung der Kirche durch Bilder, namentlich aus der biblischen Geschichte, und wählte selbst für seine Kirche die Inschriften an den Wänden, an den Thüren u. dgl.

Alle Kirchen wurden durch viele Ölgemälde geschmückt; Wagenfeld, Rond, Engels waren die hamburgischen Maler, die Lessing noch hervorzuheben würdigte. Außer diesen befinden sich große Perspektivbilder von Hamburg in der Katharinen-, Jakobi- und Nikolai-Kirche, auch eine große Perspektive des Tempels von Jerusalem in Katharinen. Große Epitaphien wurden errichtet, Altäre aus Holz geschnitzt; 1659 ward ein hoher Altar der Nikolai-Kirche von von Sprekelsen geschenkt. Die Katharinen-Kirche wurde durch die Erben des Herrn von Uffeln mit einer kostbaren Kanzel von schwarzem Marmor, mit weißen alabasternen Figuren, geschmückt (1633), wie die Jakobi- schon 1610 eine aus Holz geschnitzte erhalten hatte. Nicht nur die Gertrüden-Kapelle erhielt eine kleine Orgel, alle vier Hauptkirchen bekamen neue große Orgelwerke, 1630 Nikolai durch Arp Schnittger, 1639 Petri, 1670 Katharinen, 1687 Jakobi. Die Kathariniten hatten 1662 ein kleines Glockenspiel aus Holland kommen lassen, weil dieses aber für ihren Turm zu schwer war, verkauften sie es im folgenden Jahre an die Nikolai-Kirche, und am 7. Juli 1663 spielte der berühmte Kantor vom Johanneum, Thomas Selle, die ersten Totengesänge auf demselben. Die Petri-Kirche hatte schon früher ihr kleines mechanisches Glockenspiel, das alle Stunde erklang, und ein größeres für freies Handspiel gehabt. Die Petri-Kirche erhielt 1638 einen Taufstein von Konrad Oldehorst, die Nikolai- 1684 von der Tochter eines Niederländers Anna van Hemeren eine Taufe aus Holz geschnitzt. Von silbernen Altargeschenken, sammetnen Decken u. d. gl., die in dieser Zeit auch den Landkirchen verehrt wurden, hören wir oft. Nimmt man dazu, daß der Meister Peter Marquard aus Plauen drei Turmspitzen aufsetzen konnte, 1658 Nikolai, 1659 Katharinen, und 1665 Michaelis, so wird man nicht behaupten können, daß in dieser Zeit eine tote Orthodoxie das Leben in der Kirche in Hamburg erstickt hat. Und dagegen spricht noch gar vieles.

Es war wohl dem Einfluß der Niederländer zuzuschreiben, daß bei den erschrecklichen Ereignissen des dreißigjährigen Krieges besondere Buß- und Bettage von der Obrigkeit eingesetzt wurden, von welchen die bestehenden Kirchenordnungen bis dahin nichts wußten, wovon auch im Jahrhundert der Reformation nie die Rede gewesen war. Durch eigens für diesen Zweck gedruckte Bücher, welche die Liturgie mit den Texten für die Predigten, ein Bußtagsgebet und die Gesänge enthielten, wurde dazu eingeladen, sowohl bei großen Kriegsereignissen, wie bei den Heimsuchungen durch Feuersbrünste und Sturmfluten. Die Zahl dieser außerordentlichen Gottesdienste war unbeschränkt; im J. 1648 waren es vier. Aus den Jahren 1627—1673 sind noch die von der Obrigkeit herausgegebenen, in kleinem Format gedruckten Ordnungen der Gesang-, Kollekten- und Schriftvorlesungen nebst den Bußpsalmen für uns erhalten geblieben. Die wöchentlichen Betstunden finden wir schon früher, zuerst im Dom 1620. In diesen wurde keine Predigt gehalten. Das erste Gebet für diese Betstunden hatte der Senior Willich entworfen, jedoch es gab zu Widersprüchen Anlaß. Im J. 1648 wurde für alle Kirchen der Donnerstag zur Haltung der Betstunden festgesetzt; und daß sie besucht wurden, geht daraus hervor, daß der Rat mehrmals in unruhigen Zeiten die Prediger aufforderte, in der Betstunde die Bürger zu ermahnen, sie möchten doch in der nach derselben zu haltenden Bürgerschaft die notwendige Ruhe halten. Allein dieser Besuch der Betstunde muß wohl bald abgelassen haben, da Balthasar Schuppius selbst in einer Predigt klagte, in der Betstunde wären in den Kirchen so viele leere Plätze, daß man fast mit einem Pferde in derselben umherreiten könne.

Nach der Betstunde wurde das Verhör der Armen, die eine Unterstützung aus dem Gotteskasten empfingen, wie dasselbe in der Gotteskastenordnung eingerichtet war, noch gehalten; doch scheint bei der Kinderlehre eine große Versäumnis der Prediger stattgefunden zu haben, wenigstens klagte Schuppe auf der Kanzel, daß er nur einmal Einen gefunden habe, welcher den Katechismus ordentlich gewußt und verstanden habe, und der sei ein Holländer gewesen. Das, sagte er, komme daher, daß nicht der zehnte Teil der Kinder in dem Jakobi-Kirchspiel in die Schule gehe; aus dem Grunde seien Privatschulen und sonntägliche Kinderlehren notwendig. Ob das zu

machen sei? (seufzte er). Das muß ich Gott befehlen!" Er selbst starb darüber. Er und auch sein frommer Nachfolger, Anton Reiser, bemühten sich umsonst; die Gotteskastenverwalter erkannten ihre Pflicht nicht, beim Wachstum der Gemeinden für Kirchenschulen zu sorgen. Im Jakobi-Kirchspiel konnte erst 1688 Reisers Nachfolger, der beredte Johann Friedrich Mayer, damit den Anfang machen; er gab ein vortreffliches „Jakobitisches Kirchenbuch" heraus mit der Ordnung, wie wöchentlich die ersten Klassen aller Schulen im Kirchspiel unter Leitung ihres Lehrers in die Kirche kommen und vom Pastor examiniert werden sollten. Leider scheinen die Prediger für diese neue Arbeit eine Entschädigung verlangt zu haben; denn in dieser Zeit finden wir zu diesem Zweck immer erst Legate in Testamenten ausgesetzt, ehe die Examina gehalten wurden.

Schuppe's Vorliebe für die Schulen war durch seinen Schwiegervater genährt, den berühmten Pädagogen Christof Helwig. Dieser hatte vom Kaiser Maximilian 1612 auf dem Reichstage zu Frankfurt den Auftrag erhalten, das Schulwesen im ganzen Reiche umzugestalten, und dies in Verbindung mit Ratich unternommen, dem Holsteiner, von dem man sagte, daß er den Nürnberger Trichter erfunden habe. Schuppe behauptete immer, „daß ein guter Praezeptor den Kindern im Spielen beizubringen wisse, was ein anderer mit seiner Rute und seinem büttelmäßigem Wüten nicht vermöge." Er klagte aber oft, daß man den Schulbedienten Zeisigfutter gäbe, und Eselsarbeit auflege. Seine Freude war, daß er an seiner Kirche den ausgezeichneten Schulmeister Heyne Lambeck hatte. Dieser war der Vater von Peter Lambecius, welcher das klassische Werk über die hamburgische Geschichte geschrieben hat. Als später der Sohn am 2. Januar 1660 seine Antrittsrede als Professor am Gymnasium gehalten hatte, sagte Schuppe: „Ich versichere, daß Hamburg jetzt ein wohlbestelltes Gymnasium besitzt. Peter Lambecius ist ein Mann, darin Geist und Arbeit ist. Wenn er in dem Fleiß fortfährt, und Gott läßt ihn 50 Jahre alt werden, so wird er ein anderer Erasmus Roterodamus sein. Die anderen Professoren vertreten ihre Stellen auch mit Reputation, und ich sehe nicht ein, weshalb ein junger Knabe von Hamburg alle philosophischen Wissenschaften und allerhand Sprachen nicht hier eben so gut lernen könne, wie auf den vornehmsten Universitäten

Deutschlands. Wenn ich mich wollte in lateinischer Poesie üben, würde ich nicht deswegen nach Universitäten gehen, sondern ich wollte in Hamburg den edlen Kirstenius suchen, welcher ein anderer Virgilius ist."

Durch Ratich war nämlich in Nord-Deutschland wieder die Idee aufgekommen, auch den Gelehrten eine mehr encyklopädische Geistesbildung von der heiligen Schrift ausgehend, durch die Muttersprache zu verschaffen. Es war dies die alte Idee, die schon am Ende des funfzehnten Jahrhunderts Jakob Wimpheling in Straßburg in seiner „Germania" dringend empfohlen, und die in den Niederlanden besonders Anklang gefunden hatte, so daß in den Hauptstädten Atheneen, Gymnasien gegründet wurden. In Stade, Verden entstanden ähnliche Anstalten; besonders das Gymnasium in Bremen erhielt durch seinen Rektor Martini einen solchen Ruf, daß oft auch Hamburger hingingen; unter anderen der bekannte Sänger geistlicher Lieder, Johann Rist, der berühmte Philolog Johann Friedrich Gronov, den Hugo Grotius später nach Leiden berief. In Hamburg hatte Ratich an Elias Hutter und Professor Moller besondere Fürsprecher gefunden. Schon 1610 machte der Senat Vorschläge zur Errichtung einer neuen Anstalt, in der die Wissensgegenstände gelehrt würden, welche nicht einer besonderen Fakultät angehörten. Allein, da diese Anstalt einen besonderen Inspektor haben sollte, ging die Bürgerschaft nicht darauf ein, sondern verlangte zuerst die Besetzung der Superintendentur; denn man merkte die Absicht des Rates, diese Schule von der Aufsicht der Kirche zu trennen. Sobald der Rat wenigstens einem Pastor die Inspektion übergab, erklärten sich die Pastoren zur Mitarbeit bereit, und gaben dem Siegel des Instituts die Inschrift: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, spricht der Herr!" Und als die Bürger doch matt wurden und für das Institut nichts mehr geben wollten, da empfahlen die Pastoren von der Kanzel den Fortbestand, und Pastor Wudrian in St. Petri wies darauf hin, die Stadt habe so viele klösterliche und geistliche Güter eingezogen, daß sie durch diese eine wohlbestellte Akademie unterhalten könne. Der Syndikus Garmers fand den Mann, der die Idee des Gymnasiums recht zu fassen, zu entwickeln und ins Leben zu führen verstand, Joachim Jungius, ein Lübecker von Geburt, damals Professor der Mathematik in Rostock. Jungius war einer der

tiefsten Denker seiner Zeit; Leibnitz wollte ihn auch dem größten mathematischen Genius, einem Archimedes, Kopernikus, Galilei, Keppler, Newton nicht nachstellen, und Alexander von Humboldt behauptet, daß keiner seiner Zeitgenossen ihn an Gelehrsamkeit und philosophischem Geiste übertroffen habe. Goethe sagt von ihm: „Dieser Mann ist eine ganze Akademie!" Er blieb sich, wie sein Zeitgenosse Baco von Verulam, der Beschränktheit seines Wissens stets bewußt, suchte aber alles, was ihm nur vor die Augen kam, zu ergründen; denn weil ihn jede neue Entdeckung mit Dank gegen Gott erfüllte, hielt er auch für das Notwendigste, die jungen Gelehrten im Denken zu üben. Er schrieb eine „hamburgische Logik", die ihn selbst in England berühmt machte. Die Naturwissenschaft und die Mathematik hielt er für die einzigen Wissenschaften, die der Mensch mit seinem Verstande begreifen könne; deshalb suchte er selbst die Geheimnisse der Physik zu verstehen, die Probleme der Optik und Akustik, wie der Astronomie zu lösen; in der Botanik wird er für einen Vorläufer von Linné angesehen, deshalb hielt er das Gymnasium für die Anstalt, die studierenden Jünglinge zu solchem Denken anzuleiten. Dabei wies er das unserer Muttersprache von Gott gegebene Recht nach, bei wissenschaftlichen Untersuchungen gebraucht zu werden, und das mit einer Kraft und Sicherheit, daß der größte deutsche Sprachforscher seiner Zeit ihn bewunderte. Dabei hatte der grundgelehrte Mann ein frommes Herz, daß er seufzen konnte über die, welche nur Terenz und Cicero nachzuahmen suchten und nicht Christo nachzufolgen, und daß er seinen Dienstboten den kleinen lutherischen Katechismus schenkte und ihnen mit seiner eigenen Handschrift auf dem Titelblatt dringend ihn zu lesen empfahl.

Dennoch gab Jungius gerade den frommen Pastoren oft einen Anstoß. Schon, daß er die Schüler der gelehrten Schule im Johanneum lateinische Komödien aufführen ließ, und die Zahl der Stunden, in welchen das Neue Testament griechisch gelesen wurde, verringerte, um für das Lesen der griechischen Klassiker Zeit zu gewinnen, erregte den Senior Hardkopf und seine Kollegen so, daß Jungius die Direktion des Johanneums 1640 niederlegte und nur Rektor des akademischen Gymnasiums blieb, bis er am 23. September 1657 starb. Die einzelnen philosophischen Wissenschaften entwickelten sich aber damals, besonders was die

praktische Philosophie betrifft, auf eine überraschende Weise und übten einen großen Einfluß auch auf die theologische Anschauungsweise aus. Die Erkenntnis, zu der die neue Philologie nötigte, daß die Schriftsteller des Neuen Testamentes nicht das reine Griechisch der Klassiker geschrieben, erfüllte die, welche früher sich diese Frage nie aufgeworfen, mit Furcht, ob denn auch das Wort von Gott könne eingegeben sein. Die verschiedenen Sekten, in welche die Reformierten in den Niederlanden, wie in England damals auseinandergingen, hatten den lutherischen Professor in Helmstedt, Georg Calixtus (einen gebornen Holsteiner, Callissen), veranlaßt, über die Fundamentalsätze der christlichen Lehre, auf welche sich die verschiedenen Konfessionen vereinigen könnten, nachzudenken; dies erfüllte aber die, welche von der Wahrheit ihres Glaubens überzeugt waren, noch mehr mit Angst vor dem Indifferentismus (Vermengung der Wahrheit mit Irrtum). Spannungen und Reibungen konnten nicht ausbleiben; zumal wieder einzelne Geistliche ihre Sorge auf die Kanzel brachten.

Als nun im Jahre 1648 nach Severin Schlüters Tode Dr. Johannes Müller, der im Jahre 1626 an Wudrians Stelle Pastor an St. Petri geworden war, sein Seniorat angetreten hatte, reichte er dem Senate eine schriftliche Klage ein über den erbärmlichen Zustand der Kirche in Hamburg. Er wies darauf hin, daß jetzt viele zu behaupten wagten, die Religionen seien nichts, als menschliche Erdichtungen; andere behaupteten, in allen Religionen könne man Gott gefallen; Andere wieder, daß es zum Seligwerden genüge, wenn man in genere, insgemein, sich zur christlichen Religion bekenne; die Unterscheidung der papistischen, calvinistischen, lutherischen Lehre sei nur Pfaffengezänke. Aus solchen Behauptungen entstünde der Gedanke, als ob zur Seligkeit die Liebe genüge, wie sie durch den Beistand des heiligen Geistes auch der von Natur sündige Mensch haben könne. Als Ursache dieser in Hamburg so herrschenden Unklarheit führte Müller besonders an, daß kein Inspektor des Gymnasiums seit 1620 mehr sei, und keine theologischen Vorlesungen mehr gehalten würden. Die Eingabe hatte den Erfolg, daß Müller zum Inspektor des Gymnasiums berufen wurde, und nun ein neues Leben in die Anstalt bringen konnte. Im J. 1651 wurden drei neue Professoren angestellt, Peter Braun ward Professor der praktischen Philosophie, Peter Lambecius, von

dem schon die Rede gewesen ist, und August Gutbier, als Professor der orientalischen Sprache; die theologischen Vorlesungen übernahm der Pastor Corfinus. Jungius mußte noch bis 1654 warten, bevor sein Wunsch erfüllt wurde, daß Michael Kirsten die Professur der Mathematik und der Poesie bekam. Die philosophischen Wissenschaften, die sich erst jetzt auszubilden begannen, waren damals noch auf eine uns kaum faßliche Weise verbunden. So ward auch der Subphysikus Paul Marquard Schlegel gewonnen, der früher in Jena eine Professur der Chirurgie und der Botanik gehabt hatte; durch ihn wurde ein anatomisches Theater im Marien-Magdalenen Kloster errichtet. Schlegel erwarb sich einen bedeutenden Namen, denn er war es, der die Entdeckung des englischen Arztes William Harvey über den Umlauf des Blutes im menschlichen Körper zuerst in Deutschland verbreitete. Bei seinem im J. 1653 erfolgten Tode hatte er seine anatomischen Sammlungen und seine Bücher der Stadtbibliothek vermacht.

Diese Bibliothek mit den Sammlungen erhielt einen Raum zur Aufstellung in einem neuen Gebäude, das an das Johanniskloster angebaut wurde, und große Geschenke fielen ihr zu durch Syndikus Pauly, Bürgermeister von Bergen, den Domherrn Friedrich Lindenbruch, den Sohn von Erpold von Lindenbruch, welcher auch große Vermächtnisse ans Waisenhaus, Gasthaus und die Eppendorfer Kirche hinterlassen hatte. Es bildete sich durch diese Männer in Hamburg ein Kreis von Gelehrten, welche die Wissenschaften förderten. Wir kennen ihn durch Hugo Grotius, der bei seiner Flucht aus seinem Vaterlande auch in Frankreich keine Sicherheit gefunden hatte, und von Hamburg aus an seine Frau am 1. August 1632 schrieb: „Ich bin hier an einem anmutigen Ort (es war der Garten von Giulian de Mohr in Dockenhude, der jetzt als der von Caesar Godeffroy bekannt ist) und fühle mich, als ein Fremder, den eine große Menge von Landsleuten, alten und neuen Bekannten, umgiebt. Das Landgütchen, auf dem ich den Sommer zugebracht habe, hat sechs Teiche mit Fischen, eine Menge Obst- und anderer Bäume, aber auch Blumenbeete, und damit du nicht wähnest, daß man hier das Nützliche bei dem Angenehmen versäume, Kornfelder! Der Garten liegt auf einem Hügel, auf dessen Rücken man durch ein Gehölz hindurch Wasser sieht; aber nicht einen gewöhnlichen Fluß, nein, es

ist die Elbe, auf die man hinab hier sieht, wie auf einen Schutzgraben vor der Stadt! — Meine Bücher habe ich zwar nicht hier, aber da hilft mir Freund Lindenbruch, dessen Bibliothek ich dankbar benutze." — Hier machte Hugo Grotius die Bekanntschaft mit einem jungen Theologen, Brandamus Dätrius, den er als Gesandtschaftsprediger mit nach Paris nahm, und der sich später als Theologe auszeichnete. Dieser schrieb von hier an Calixt, von dem er an Syndikus Pauly gewiesen war: „Ich fürchte, daß den Wünschen des Syndikus der erbärmliche Eifer der Geistlichen im Wege steht, welche die äußerste Unwissenheit verraten und von den Helmstädtern gering denken." Er meinte, Domcke an St. Nikolai sei der einzige Hamburger Prediger, der studiert habe, und daß nur fünf Prediger überhaupt hier seien, die nicht durch Bestechung ihr Amt erhalten hätten. Die Zahl der Schüler von Hugo Grotius war damals noch nicht bedeutend; er hatte schon seine „Verteidigung des Christentums" geschrieben, welche diejenige Religion darstellen sollte, die ohne jede Offenbarung von jedem Menschen anerkannt werden müsse. Schon waren Einzelne gegen ihn aufgetreten. „Die schola Grotiana, schrieb aber der gläubige Pastor Grossgebauer, verbreitet sich gar leicht; denn es sind viele, die sich gerne die theologia prudentium zuschreiben, nach welcher sie sich nach eigenem Gefallen auswählen, was sie glauben und nicht glauben wollen, und dabei vergessen, daß es etwas anderes ist, was die Vernunft übersteigt, und was ihr zuwider ist. Es ist schon kein Hof, kein Reich, keine Stadt zu finden, darin nicht Leute sein sollten, die aus eigener Klugheit Mosen und die Propheten zu meistern wissen. Keine Religion ist mehr vertreten und an mehr Orten von mehr Leuten angenommen, als die Atheisterei. Die atheistische Spötterei hat sich von den Herren bei Hofe in die Rats- und Gerichtsstube, in die Schule, in die Kontore der Kaufleute und die Werkstätten der Handwerker verbreitet." Grossgebauer schrieb deswegen eine „Präservation gegen die heutige Pest der Atheisterei." Der Pastor Scriver in Magdeburg, wie der Professor Korthold in Kiel, klagte, daß es in damaliger Zeit viel Wissen, aber wenig Gewissen, viel Gelehrte, wenig Bekehrte gebe. Da war es natürlich, daß die Gläubigen, die tiefer blickten, ängstlich wurden bei den Predigern, welche durch geistreiche Vorträge Aufsehen machten, und diese scharf zu kritisieren an-

fingen. Männer, wie Schuppius, Haccius, ja, Grossgebauer selbst, Heinrich Müller in Rostock und Johann Arndt entgingen nicht dem Verdacht, daß auch sie in Schwärmerei verfallen wären. Im geraden Gegensatz gegen die Anhänger des Grotius, welcher meinte, daß die Vernunft des natürlichen Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit des heiligen Geistes nicht bedürfe, glaubten viele, allein auf die Eingebungen des heiligen Geistes in ihr Inneres zur Erklärung der in der heiligen Schrift geoffenbarten Wahrheiten ihr Vertrauen setzen zu müssen, und stellten das Wort der Schrift zurück. Unter den Mystikern, wie die letzteren genannt wurden, war der tiefsinnigste Jakob Böhme, der Schuster in Görlitz, der selbst den größten lutherischen Dogmatiker Johann Gerhard zum Nachdenken brachte und auch in der Jetztzeit noch wahre Philosophen mit Bewunderung erfüllt. Auch in Hamburg fand er Anklang, das trieb 1619 den Senior Schellhammer, gegen Valentin Weigelts Postille aufzutreten, die leichter zu verstehen war, als Böhme's Schriften und deshalb mehr Anhänger fand. Dennoch kamen 1624 Hartwig Lehmann und Nikolaus Teting hierher, und verbreiteten mystische Schriften, da sie, wie sie schrieben, von den Priestern aus Flensburg und anderen Orten ausgeketzert, gelästert und verdammt waren. Im J. 1628 erschien eine „Relation aus der Phantaster-Herberge auf dem Pferdemarkt wegen des Weigelianers Rafelii Bußposaune über eine sehr denkwürdige Prophezeihung Bugenhagens", die dem Verfasser Rafelius eine Predigerstelle in der Nähe von Stade gekostet hatte. Hier in Hamburg wurde er zu einer Disputation auf das Rathaus gefordert, aber, wenngleich er sich auf die Zustimmung von den Pastoren Hardkopf, Jaeger und Greve in vielen Angaben berief, er wurde doch aus der Stadt gewiesen. Denn die neuen Propheten konnten ja nicht bei der Verkündigung ihrer Weisheit stehen bleiben; sie mußten sich in ihrer angemaßten Weisheit zu Richtern über die Kirche, ihre Lehre, ihre Einrichtungen aufwerfen, und da trafen sie im Einzelnen oft mit den ernsteren Predigern zusammen, reizten aber alle. Gegen die Schwenkfeldischen, Wiedertäuferischen und Weigelianischen Irrtümer, die Nikolaus Teting aus Husum ausstreuete, vereinigten sich aber die Ministerien von Lübeck, Hamburg und Lüneburg in Mölln 1634 in einer Schrift, die der Senior Müller aufgesetzt hatte; wie derselbe auch mit Konsens derselben Mini-

sterien 1656 die Prüfung des Geistes Eliae Praetorii zur Widerlegung von dessen Enthusiastischen, Neu-Prophetischen, Schwärmeristischen Irrtümern verfertigte, und 1661 seine Schrift: „Quäckergreuel, auf Anordnung des Rates zu Hamburg verfasset und gründlich widerlegt" herausgab. Denn auch Anhänger der Gemeine der Quäcker oder der Gemeine der Freunde, wie sie sich selbst nannten, waren schon nach Hamburg gekommen, und drei Männer, Heinrich Dehnus, Roelofs und Peter Herweg, wurden deshalb festgesetzt. Müllers Schrift war so bedeutend, daß der Gründer der Sekte, George Fox, in England selbst gegen ihn aufzutreten für nötig fand. Die rechtgläubigen Prediger wollten doch nicht, daß ihre Kirche als ein „Babel" dargestellt wurde, wie in mehreren Schriften geschah, die, in Philadelphia gedruckt, erschienen, z. B. unter dem Titel: „Das Geheimnis vom Tempel des Herrn, nach der feierlichen und verborgenen Weisheit dargestellt von einem Böhmen, der aus Babel ausgetreten ist." Namentlich empfindlich war solches in Hamburg zu hören von Johann Angelius von Werdenhagen, der 1626 nach Hamburg kam und sich um die Stelle eines Syndikus bewarb, auch der Erste war, der im J. 1631 die Geschichte der Hansa zusammenzustellen suchte. Er war in Helmstädt im Studium der humanistischen Wissenschaften zu der Überzeugung gekommen, daß alle Philosophie Heidentum, und darum Abfall vom Christentum und Luthertum zugleich sei, und hielt es für seinen besonderen Beruf, gegen die gefährliche Einseitigkeit der lutherischen Theologen zu kämpfen, welche das Luthertum zu einem Gegenstande des theologischen Streites machten, das Christentum zu einer Verstandessache, und ihnen gegenüber das Gute der Herzensfrömmigkeit, welches auch neben unvollkommenem Schriftverständnis bestehen könne, verteidigten. Zu dem Ende hob er das Sittenverderbnis der lutherischen Geistlichen, das Sichwidersprechende ihres Lebens mit ihrer Lehre, ihre heidnische Gesinnung hervor. Werdenhagen war der erste, welcher die Theologen wegen Überschätzung des Vernunftgebrauchs Rationalisten nannte, aber merkwürdigerweise meinte er die Orthodoxen, weil sie den Glauben mit dem Verstande rechtfertigen wollten. Allein auch unter den lutherischen Geistlichen zeigten sich immer mehrere, die das Christentum im Herzen trugen, und traten auch solche hervor, die in ihrem lebendigen Glauben zu schwärmerischen Auslassungen sich getrieben fühlten. Seit

Schellhammers Seniorat (1614) mußten die Studenten, welche Erlaubnis zum Predigen und Lehren in der Kirche haben wollten, sich beim Senior einem Tentamen unterwerfen und den Ministerialen vorstellen. Unter den Kandidaten fanden sich aber auch 1661 drei von der Liebe zum Heilande getrieben, nicht nur auf der Kanzel den Herrn zu bekennen und zur Nachfolge aufzufordern, sondern durch Brecklings Schriften getrieben, verpflichtet, zum Senior und den anderen Predigern hinzugehen und ihnen ihre Amtssünden vorzuhalten. Der Senior sowohl, wie das ganze Ministerium, auch der Syndikus Pauly und der Ratsherr von Holte, versuchten umsonst, sie von dem Unziemlichen ihres Benehmens zu überzeugen; die beiden Fremden, Stephanus Döring aus Magdeburg und Johann Christoph Holtzhausen, ein Westfale, wurden aus der Stadt gewiesen, Mag. Theodor Volsch, ein Hamburger, bekam nur einen Verweis.

Diese Angriffe, welche die lutherische Kirche gerade in der Zeit, in der sie sich so sehr ausdehnte, nicht nur von den Sekten, die von außen kamen, sondern auch von den Abtrünnigen in ihrer eigenen Mitte, oder von denen, die sich zum Abfall neigten, zu bestehen hatte, machten es dem Ministerium besonders zur Pflicht, auf die Reinheit der Lehre zu halten. Dem Rat ward es schwerer, zu entscheiden, was er thun sollte. Denn gerade der Mann, der bei der Aufnahme der Niederländer ihn für die Reformierten günstig gestimmt hatte, Hugo Grotius, hatte an der Spitze der Remonstranten gestanden, die von der Synode, welche die Generalstaaten der Niederlande 1618 in Dortrecht gehalten, aus der reformierten Gemeinschaft ausgeschlossen waren. Zwar nahmen die Reformierten in Deutschland, der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der Landgraf Moritz von Hessen, die Bremer Kirche, auch der Kurfürst von Brandenburg die Beschlüsse nicht an, selbst als die Niederländer den Heidelberger Katechismus anerkannten, der die Lehre von der Vorherbestimmung der Verworfenen zur Verdammnis nicht enthielt; allein diese Spaltung der Reformierten bewog den Rat doch, den Niederländern nicht zu gestatten, einen gemeinsamen Gottesdienst im Hause ihres Gesandten zu halten, und es dem Landgrafen von Hessen abzuschlagen, am Weihnachtstage 1623 in einem Hause der Vorstadt seinen Gottesdienst mit seinen Leuten zu halten; ja, noch 1645,

als die Kirche in Altona abgebrannt war, es ihnen nicht zu gestatten, ein Gotteshaus in Hamburg zu bauen. Denn das Ministerium berief sich darauf, daß auch die Reformierten nicht in allen Städten der Niederlande den Martinisten ein Gotteshaus zu bauen erlaubten, und daß mit gleichem Rechte die anderen reformierten Sekten, ja, die Katholiken und Juden denselben Anspruch erheben würden. Der Senior Müller war persönlich so wenig schroff zurückstoßend, daß er selbst einmal in den Ruf des Indifferentismus kam, als er gesagt hatte, „das decretum absolutum in der Lehre von der Gnadenwahl, nicht die falsche Lehre vom heiligen Abendmahl, sei der Hauptunterschied zwischen den Reformierten und Lutheranern," worauf er freilich spottend antwortete: „Ob er denn etwa auch, als er sich auf das Urteil aller Theologen in England, Schweden, Rußland, der Katholiken und aller Konfessionen berufen habe, um zu entscheiden, „ob die Union nicht ein Unsinn sei", habe alle Religionen in Einen Klumpen schmelzen und Eine Kirche aus allen machen wollen."

In Einem Punkte blieb der Rat fest. Die Geistlichen hörten nicht auf, über den Pomp zu eifern, mit dem die reichen, angesehenen Reformierten zu Grabe gebracht wurden. Das kirchliche Leichenbegängnis wurde als eine Anerkennung angesehen, daß ein Dahingeschiedener ein Glied der Kirche gewesen. Als nun dieses geleugnet, und die kirchliche Leichenfeier nur als eine leere Zeremonie angesehen wurde, ja, das Nikolaitische kleine Kirchen-Kollegium sogar die kleine Michaelis-Kirche bei der Bestattung eines Mennoniten geöffnet und die Orgel zu spielen erlaubt hatte, schrieb der Senior Müller eine scharfe Erklärung, und als der Rat den Druck verbot, wandte sich das Ministerium an verschiedene Universitäten. Doch die Rostocker und Leipziger hielten freilich für recht, ein Auge darauf zu haben, rieten jedoch, die Zeitumstände in Betracht zu ziehen.

Auch mit den Katholiken kam das Ministerium in Streit. Im Jahr 1617 verließ ein geborner Hamburger, Lucas Holstenius, ein tüchtiger Philologe, schon in seinem 22. Jahre die Stadt, weil er sich bei der Wahl eines Lehrers an der Gelehrtenschule zurückgesetzt fühlte. Er ging nach

Holland, von da nach Italien, und erlangte, da er zur römischen Kirche übertrat, durch den Kardinal Barberini das Amt eines Kustos der vatikanischen Bibliothek in Rom. Der Papst Urban VIII., der ihn hoch achten lernte, ernannte ihn zum Dompropst in Hamburg, und sandte ihn, als die Königin Christine von Schweden im J. 1655 von Hamburg nach Italien reiste, ihr bis Inspruck entgegen, um die Tochter Gustav Adolfs in den Schooß der wahren Kirche zurückzuführen. Als Christine auf ihrer Heimreise über Hamburg kam, brachte sie an Holstenius Neffen ein Schreiben des Jesuiten Guilielmus Godofredus' des Beichtvaters vom Kaiser, es war Peter Lambecius, der Professor am hiesigen Gymnasium, und dieser verschwand plötzlich aus Hamburg, und tauchte wieder auf als kaiserlicher Bibliothekar in Wien. Christine richtete sich in Hamburg ihre Wohnung ein bei einem reichen Israeliten, Numez da Costa, und in dieser auch eine Hofkapelle. Zum Osterfest 1676 fuhr sie, um Communion zu halten, mit ihrem ganzen Hofe nach Altona, wo schon 1660 der Pater Wernick die Erlaubnis bekommen hatte, eine Kirche zu bauen. Als dieser starb, bereitete sie ihm im Dom zu Hamburg ein Leichenbegängnis, bei dem ihr Hof in 40 Kutschen sich hervorthat, wie der französische Resident und der kaiserliche Postmeister Vrintz von Frauenfeld. Die Erhebung Clemens IX. auf den päpstlichen Stuhl gab ihr Gelegenheit, eine große Messe zu halten; bei dem Gloria, wie bei der Elevation des Allerheiligsten erschollen vor dem Hause, auf dem Michaelis-Kirchhofe, wo sie wohnte, Kanonensalven; am Abend erschien an demselben Hause ein großes Transparent, das das Bild des Papstes mit der Tiara und allen seinen Insignien darstellte. Eine Fontäne sprudelte Wein über das Volk. Das Ende war aber, daß die trunkenen Leute lärmten, ins Haus drangen, und die Königin aus der Hinterpforte vertrieben; aus dem Volk sollen mehrere verwundet, einige ums Leben gekommen sein. Als nun zwei Jahre später ein apostolischer Vikar auch nach Altona kam, die Firmelung an 90 Personen zu vollziehen, befahl freilich der König Friedrich von Dänemark, die Kirche zu schließen, doch sein Sohn und Nachfolger gestattete bald wieder, sie zu öffnen; er war durch seine Mutter gewonnen, deren Bruder, der Herzog Johann Friedrich

von Braunschweig, 1651 in Italien katholisch geworden war. Die Klugheit hielt die Katholiken wach; im J. 1671 sandte der Kaiser Leopold zum Schutz der katholischen Kirche als Gesandten nach Hamburg einen Konvertiten, den Sohn eines hessischen Superintendenten, den er in den Adelstand erhoben hatte, Georg Diedrich, Edler von Rondeck.

Achtzehntes Kapitel.

Kampf der bürgerlichen Kollegien gegen die Oberhoheit des Rates.

Vom J. 1648—1686 n. Chr. G.

Es war selten ein kirchliches Interesse, was die Mitglieder der bürgerlichen Kollegien bewog, bei der Aufnahme der fremden Religionsverwandten auf die Seite des Ministeriums zu treten, das zeigt sich in ihrer Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten, bei der sie vor allem ihre eigene Person, ihre Würde und ihr Ansehn, ihren Vorteil und ihre Bequemlichkeit im Auge hatten. Auch in den Verhandlungen des Domkapitels mit der Königin von Schweden nach der Übergabe des Doms an die Krone von Schweden im J. 1648 tritt das hervor, bei denen alle äußeren Verhältnisse aufs genaueste bestimmt wurden, aber von der eigentlichen Bestimmung des Doms, dem Zweck des Institutes, der Art, wie das Reich Gottes gefördert werden soll, gar nicht die Rede ist. Noch klarer zeigt sich das in den Regeln und Satzungen für die Leichnamsgeschwornen, Gotteskastenverwalter, Juraten, Vikare bei den einzelnen Haupt- und Nebenkirchen, welche in dieser Zeit gar genau selbst bei angedrohter Strafe der Nichtbeachtung gesetzlich bestimmt wurden. Sie betrafen fast allein das äußere Auftreten, das Erscheinen im Ornate, die Rangunterschiede und dergleichen. Die Bürger, nicht nur etwa die Oberalten und

Kämmereibürger, waren in ihren eigenen Augen in ihrer Bedeutung außerordentlich gestiegen, seitdem sie 1563 die Verwaltung des Finanzwesens dem Rate abgezwungen hatten, und nahmen es dem Professor Lambecius z. B. gewaltig übel, als er zuerst in seiner hamburgischen Geschichte den Ausdruck „abgezwungen" gebraucht hatte, da das doch ihr natürliches Recht sei, das sie nur wieder zurückgenommen hätten; ja, sie beauftragten einen Juristen, das Buch des Lambecius zu untersuchen, ob es noch andere irreführende Ausdrücke enthielte.

Schon früher, 1624, hatten die Oberalten, weil sie nicht mehr in den Rat gewählt werden sollten, für ihr Amt Gleichstellung mit dem Rat, deshalb Salarierung und Perpetuierung, verlangt; und als sie das nicht erlangen konnten, hatte die Bürgerschaft den Rat um eine schriftliche Antwort gebeten, ob die hamburgische Verfassung eine aristokratische oder demokratische sei? Der Rat hielt eine schriftliche Disputation über theoretische Fragen, wie sie in den Niederlanden jetzt aufkämen, für unnütz, erklärte sich aber geneigt zu einer mündlichen Besprechung mit Deputierten, welche die Kirchspiele wählen möchten. Da verlangten die Bürger, aus jedem Kirchspiel einen Graduierten hinzuwählen zu dürfen (1653), und ermächtigten diese Deputation von 52, der Stadt Bestes zu beobachten und die Abstellung der bürgerlichen Gravaminum zu beschaffen. Der Rat focht freilich die den 52gern erteilte Vollmacht wegen einiger Generalität und Dunkelheit an. Die Bürgerschaft blieb aber dabei. Wo sie konnten, zeigten die Bürger Mißtrauen. Als der Rat im J. 1651 sich freuete, endlich einen Vergleich mit dem Könige von Dänemark zustande gebracht zu haben, verweigerte die Bürgerschaft die Zustimmung, wegen des grundlosen Vorwandes, der Rat wolle nicht das Stadtbuch und die Rezesse in voller Kraft anerkennen, und sich mehr Gewalt anmaßen, als ihm zukomme. Obwohl der Rat erwidert hatte, daß ihm das nicht in den Sinn gekommen sei, mußte er sich entschließen, mit den Oberalten, 24 Bürgern und vier gelehrten Juristen, die sie hinzuzogen, einige Artikel, die wegen der lateinischen Ausdrücke in den Rezessen mehr dunkel als schädlich erschienen, abzuändern und einen neuen Rezeß zu machen, und mit den 36 Personen zu unterschreiben. Einen neuen Grund zur Unzufriedenheit gab den Bürgern die Verwandtschaft, welche unter den Gliedern des Rates stattfand; 4 Bürger-

meister und 17 Ratmänner rechneten sie dem Rate als Verwandte vor. Sie bemerkten es übel, daß der Bürgermeister am 11. August 1658 vergaß, in der Anrede die Worte zu gebrauchen, „vielgeliebte Mitbürger", oder ein anderes Mal von „Einem Hochweisen Rat" sprach, aber die Oberalten nur als „Ehrbare" bezeichnete. Die schlimmsten Folgen hatte es aber, als die Oberalten sich zweier Kaufleute annahmen, Dieterich Dobbeler und Hans Wolff, welche behaupteten, vom Gerichtsherrn Lukas Beckmann ungerechterweise gepfändet zu sein. Die Oberalten verlangten, die Herren des Rates, die gegen den Rezeß von 1562 die bürgerliche Freiheit nicht geachtet, sollten vor die Bürgerschaft treten, sich zu rechtfertigen. Allein, da der Rat sagte, daß dieser Rezeß von 1562 ja gar nicht zustandegekommen sei, und die Sache hinzog, wollten die Oberalten ihm sein Honorar vorenthalten, und als er ihnen das Recht dazu nicht zugestand, und er sich durch diejenigen Herren, welche bei der Schoßtafel saßen, das Geld zukommen ließ, verlangte am 20. August 1656 der Oberalte Peter von Spreckelsen, daß die Herren des Rates erst vor der Bürgerschaft ihre Rechnung ablegen sollten, ehe der Bürgermeister seine Anträge stellte. Als der Rat dies nicht wollte, berief der Oberalte nach 8 Tagen die Bürgerschaft wieder, und als der Rat diesmal und auch nach 8 Tagen nicht erschienen war, entschloß er sich endlich, sandte das Honorar der Kammer zurück, erkannte den Rezeß von 1562 als rechtsgültig, und berief auf den 26. September die Bürgerschaft auf gewöhnliche Art. In dieser Versammlung, die bis 6 Uhr Abends dauerte, wurde aller Widerwille, der seit dem J. 1650 unter Rat und Bürgerschaft gewesen war, beigelegt. Allein schon im J. 1663 wollten die bürgerlichen Kollegien wieder fünf Wahlen, welche der Rat vorgenommen, nicht als richtig anerkennen; denn es war Barthold Twestreng, der an Wolffgang Meurers Stelle Bürgermeister geworden war, Schwager von Dr. Dietrich Moller, und der erwählte Ratsherr Hartwich von Spreckelsen Schwager von Barthold Moller, Lt. Philipp Jakob Meurer Eidam von Peter Rövers, Lt. Daniel vom Kampe Schwiegersohn von Bürgermeister Jarre, Friedrich Hartken Eidam von Jürgen von Holte; und nicht alle sollten noch auf richtigem Wege in die Ratsstube gekommen sein. Als nun der Rat am 12. August in pleno vor die Bürgerschaft treten

wollte, erklärten die Kollegien, sie wollten nur dann mit dem Rat verhandeln, wenn die genannten, deren Wahl nicht richtig sei, nicht miterscheinen würden. Die Bürger verlangten, daß die 48ger vier Gelehrte sich zum Beistand nehmen sollten. Als der Rat nicht darauf einging, versammelten die Oberalten noch mehrere Male die Bürgerschaft, versagten aber den neuen Ratsherren den Zutritt; dagegen gab der Rat zu den Beschlüssen der Bürger nicht die Zustimmung. Endlich am 24. November gelang es dem Bürgermeister Peter Lütkens, es dahin zu bringen, daß die neuerwählten Herren zugelassen wurden, indem er den von den Fünfzigern aufgesetzten Artikeln vom Rate die Billigung verschaffte. So wurde am 17. Dezember 1663 der Wahl-Rezeß vollzogen. Nach diesem soll vor jeder Wahl im öffentlichen Kirchengebet derselben Erwähnung geschehen; acht Tage nach des Verstorbenen Tode muß zur Wahl geschritten werden; der Rat soll immer aus 24 Personen bestehen, von denen die Hälfte Graduierte sind, die Hälfte Bürger, unter denen einige des See- und Kaufmannshandels wohl kundig sein müssen; unter den vier Bürgermeistern soll einer ein Kaufmann sein, aber das Präsidiat immer ein Gelehrter führen. Es soll niemand unter 30 Jahren gewählt werden, auch niemand, der mit Eiden und Pflichten zu Herren und Fürsten Diensten verbunden ist. Vater und Sohn, zwei Brüder, Schwiegervater und Schwiegersohn sollen nicht erwählt werden; zweier Schwestern Männer oder ein Bruder und Schwestermann können zugelassen werden, aber nicht mehrere. Die Wahl soll auf dem Rathause geschehen aus einem Vorschlage von drei Herren des Rates, die zu dem Zweck nach Anrufung des göttlichen Namens durchs Los bestimmt sind und einen Eid geleistet haben, daß sie nach bestem Gewissen den Tüchtigsten nennen wollen. Aus den drei Vorgeschlagenen, die erst von den Anwesenden mit Stimmenmehrheit gebilligt sein müssen, wählt der präsidierende Bürgermeister einen durchs Los.

Dieser Wahl-Rezeß, so trefflich er sich durch zwei Jahrhunderte bewährt hat, konnte doch nicht gleich dem Rate das Vertrauen der Bürgerschaft gewinnen. Die 52ger führten Klage über die Verwaltung der Justiz und forderten Untersuchung. Der Rat stellte der Bürgerschaft am 8. November 1664 vor, daß ihm das Regiment von Gott und dem Kaiser anvertraut sei, und Unruhe und Uneinigkeit entstehen müsse, wenn die

Unterthanen wider die Obrigkeit Inquisitoriales anstellen wollten. Die 52ger gingen aber von der Theorie aus, daß die Hoheit, Gerechtigkeit und Herrlichkeit der Stadt bei gesammter erbgesessener Bürgerschaft sei, die nur einigen Mitbürgern eine beschränkte Macht übertragen habe; und ihr Führer setzte es in der Bürgerschaft durch, daß sie dem Prätor von Spreckelsen bei Verlust des Honorars befahl, wenn die 52ger es verlangten, Zeugen abzuhören, um besser Erkundigungen über das Justizwesen einziehen zu können. Von Spreckelsen weigerte sich lange, vor die Bürgerschaft zu treten, „um nach ihrer Pfeife zu tanzen", und ward, als er es endlich that, so heftig, daß er die Behauptung für eine Unwahrheit erklärte, daß er sein Amt nicht habe verrichten wollen, weil er ihnen nicht gewillfahrt habe. Der Präses, Oberalte Wördenhoff, erklärte das für eine Beschimpfung der Bürgerschaft, und diese beschloß, vom Rat Satisfaktion zu verlangen, und daß von Spreckelsen, bis dies geschehe, sein Richteramt niederlege. Ehe diese Sache noch entschieden war, zeigte Lizentiat Mörsen, als Berichterstatter der 52ger, am 16. Februar 1616 der Bürgerschaft an, daß Bürgermeister Peter Lütkens, J. U. Lt., wegen Geschenkenehmens durch 21 Zeugen eidlich beschuldigt sei. Die Bürgerschaft verlangte sogleich seine Suspension, und wollte ihn nicht in seiner Würde anerkennen weder in der Bürgerschaft, noch im Ratsstuhl in der Kirche, noch bei Leichen. Der Rat konnte ihn nicht halten; er ging mit seiner Familie nach Speyer, und starb, ehe hier seine Sache zu Ende geführt war, im J. 1670 in Wien. Sein Schwager von Spreckelsen suchte in Druckschriften und gerichtlichen Klagen sein Recht zu erweisen; selbst der kaiserliche Kommissar, Herr Johann Gabriel von Selb, der im März 1667 nach Hamburg kam, die Streitigkeiten zwischen Rat und Bürgerschaft zu entscheiden, trug durch einen Rezeß am 17. September nichts zur Beruhigung bei; der Kaiser Leopold erhob den Angeklagten 1676 in den Adelstand; der Rat aber hatte der Bürgerschaft nachgeben und ihn von den Ratssitzungen ausschließen müssen. Von Spreckelsen ging auch nach Speyer und setzte seinen Prozeß fort, bis er 1684 starb. An seine Stelle war 1667 merkwürdigerweise Hieronymus Garmers getreten, ein angesehener Mann, ein Ältermann der Lakenhändler, der Provisor des Werk- und Armenhauses, wie des Gasthauses

gewesen war; aber er hatte bei dem Prozesse gegen Lütkens einem Bürger abgeraten, gegen diesen aufzutreten und war dadurch dem Lt. Mörsen und den anderen 52gern verhaßt geworden. Als deshalb die Bürgerschaft am 6. September wieder zusammenkam, erklärte sie sich gegen die Wahl von Garmers, und ließ die schärfsten Drohungen ergehen, falls der Rat nicht die Wahl rückgängig mache. Garmers verließ das Rathaus und ging nach Speyer. Der Rat wählte noch in derselben Nacht Jürgen Beceeler (Beseler), den Präses der Oberalten, zum Ratsherrn. Indeß Garmers rechtfertigte sich in einer Schrift, die er drucken ließ, so, daß der Rat für ihn eintrat und durch eine kaiserliche Kommission das Recht erlangte, ihn im J. 1674, als der Ratsherr Friedrich Hartcken gestorben war, in sein altes Amt wieder einsetzen (restituiren) zu können, so daß Garmers 1677 als Ratsherr sein Leben beschließen konnte.

Inzwischen hatte sich auch auf andere Weise, als in ihrer Opposition gegen den Rat, kundgegeben, daß die Vorsteher der Kirche in ihrer Stellung besonders ihre eigene Ehre suchten. Es war der Oberalte Hermann Rentzel einer der wenigen gewesen, die ihren hohen Beruf als Gotteskastenverwalter erkannt hatten, für die christliche Erkenntnis der Jugend zu sorgen, und im J. 1660 ein ansehnliches Kapital hergegeben, um das große Examen in der Katharinen-Kirche zu gründen. Zu derselben Zeit hatte sein Bruder, der Ratsherr Lt. Peter Rentzel, als Prätor, durch ein bedeutendes Vermächtnis das Spinnhaus, vor dem Alsterthor, gegründet, um Diebe und loses Gesindel durch Arbeit und Unterricht in Gottes Wort zu bessern. Und als das Zuchthaus später in Brand gesteckt worden war, hatten die Brüder beim Wiederaufbau sich sehr viele Mühe gegeben. Die Oberalten wollten ihnen ein Zeichen der Anerkennung ihrer Verdienste geben, und wählten im Oktober 1671 den jüngeren Bruder von Hermann, Hinrich Rentzel, zum Diakonus. Das erregte aber Neid und Eifersucht bei den Subdiakonen, die länger als dieser im Kollegio gesessen hatten; unter diesen waren besonders Pohlmann und Jarre, die sich nicht zufrieden geben und deshalb auch nicht mit dem Klingbeutel in der Kirche sammeln wollten; sie trieben die Oberalten mit ihren Reden am 18. September 1672 aus der Bürgerschaft. Der erwählte Rentzel trat zurück; aber die Beleidigten verklagten die Oberalten beim Rat, obgleich in der

Gotteskastenordnung von gar keinem Rechte, das der längere Sitz im Kollegium gegeben hätte, die Rede ist, sondern die Wahl des Tüchtigsten zur Pflicht gemacht war. Weil aber der Rat ihnen antwortete, er könne ihnen keine mehrere Sicherheit geben, als er selbst habe, wandten sie sich (die Oberalten) ans kaiserliche Hofgericht und suchten einen Schutzbrief zu erlangen. Aus Wien kam aber ein Reskript an den Rat, daß derselbe im Namen des Kaisers ein solches Protektorium solle ergehen lassen, und als nun der Rat ein Mandat erließ, um die Oberalten zu schützen, daß keiner in der Bürgerschaft weder allein noch in Verbindung mit Anderen zusammen Beschwerden gegen Kollegia oder Privatgenossen vorbringen solle, und die Oberalten dies Mandat auf dem Rathause am 13. Januar 1673 anschlagen ließen, legten die Bürger das dahin aus, als solle ihnen das Recht, freie Sprache zu führen, genommen werden, und beschlossen, keine Propositionen des Senats anzuhören, bevor nicht das Mandat kassiert sei, und die Oberalten, weil sie bürgerliche Sachen vor ein fremdes Gericht gezogen, als Frevler an der Stadt Freiheiten und Gerechtsamen vor die Bürgerfindung gestellt sein würden.

Diese Streitigkeiten der höchsten Behörden mußten wohl den Kaiser veranlassen, einen Kommissar herzusenden, um dem Untergange der Stadt vorzubeugen. Der Graf Gottlieb von Windischgrätz kam gerade von Kopenhagen, wo er einen Bund mit dem Könige von Dänemark abgeschlossen gegen Ludwig XIV. von Frankreich, der Holland den Krieg erklärt hatte; er erhielt den Auftrag, vor allem in Hamburg das Ansehn der Obrigkeit wiederherzustellen. Er befahl deshalb sogleich, am nächsten Sonntag ins Kirchengebet bei Erwähnung der „Römisch-kaiserlichen Majestät" die Worte einzufügen: „als unsern gnädigen Kaiser und Herrn". Am 16. September 1673 waren schon von ihm sechs kaiserliche Mandate durch die kaiserlichen Notare an das Rathaus und die Börse angeschlagen, durch welche den nicht erbgesessenen Bürgern der Eintritt in die Bürgerschaft untersagt, das Kollegium der 52ger kassiert wurde, jeder Versuch, die Rats- und Bürgerkonvente zu beunruhigen, Dissensionen und Tumulte zu erregen, mit den schärfsten Strafen verboten wurde. Der Brauerältermann Lüders ließ sich ein Gutachten über diese Mandate von einem lübeckschen Juristen, Dr. Classen geben, und der Oberalte Blome verteilte dasselbe unter alle Ämter. Der Rat befahl, dasselbe

sei als ein Pasquill auf dem ehrlosen Block am 27. Februar zu verbrennen. Am 4. März wurde der Graf, der am 19. Februar auf dem Valentinskamp in Berenbergs Hof sein Quartier genommen hatte, vom Syndikus Garmers und Ratsherrn Lt. Jakob Sylm in einer Kutsche mit sechs Pferden bespannt, voraus die zwölf reitenden Diener, an beiden Seiten sechs Hellebardiere, abgeholt, und auf das Rathaus begleitet, an dessen Thür die sechs Mandate hingen. Im großen Saal stand für ihn ein großem Sessel hinter einem Tische, der durch eine rotsammetne Decke mit goldenen Tressen besetzt war; der Rat, die Oberalten, sämmtliche Bürger standen mit entblößtem Haupte. Der Graf erklärte sich bereit, die Beschwerden aller Parteien aufzuheben, und schlug zu dem Ende eine allgemeine Amnestie vor. Vor allem empfahl er, Hieronymus Garmers zu restituieren. Um 4 Uhr kehrte der Graf wieder nach Hause zurück. Rat und Bürgerschaft blieben bis Abends um 12 Uhr zusammen; denn viel gab es zu thun, da der Graf nur vier Wochen Zeit hatte. Am 31. März erschien er wieder in der Bürgerschaft, rühmte die Willfährigkeit, mit der man ihm entgegengekommen, empfahl die Errichtung des fünften Kirchspiels, sowie er zuerst Garmers Versöhnung empfohlen, und riet, den Rezeß anzunehmen, den die 26ger entworfen, damit er von hier reisen und dem Kaiser Bericht erstatten könne von ihrem friedliebenden Gemüte. Am 3. April kam der Rezeß zustande. Die Hauptpunkte waren, daß keiner, der nicht 500 Thaler freies Geld in seinem Erbe habe, die Bürgerschaft besuchen dürfe; daß verboten ward, das Honorar des Rates einzubehalten; die Rechte der Oberalten unter kaiserliche Spezialprotektion gestellt wurden. Eine allgemeine Amnestie, wie die noch übrigen Streitpunkte wurden einer Deputation des Rates und 26 aus der Bürgerschaft zu vereinbaren, übergeben.

Am 4. April brach der Graf von hier auf, und ward von Deputierten des Rates und der Oberalten und Diakonen bis Bergedorf begleitet. Auf St. Nikolai-Kirchturm wurden zwei Stunden lang auf dem Glockenspiel Danklieder gespielt. „In Summa, es war alles in der größten Freude!“ Indes die Freude hatte doch verschiedene Ursachen. Bei gar vielen entstand sie nur dadurch, daß der kaiserliche Kommissarius fortging. Denn zufrieden mit dem „Windisch-Grätzer Rezeß“, wie er

genannt wurde, waren gar wenige. Das zeigte sich bald. Weil bei der Anwesenheit des Grafen wegen der Kürze der Zeit die Gerichtsordnung nicht hatte festgestellt werden können, war im § 66 bestimmt, daß sich die Deputierten des Rates und der Bürgerschaft innerhalb 6 Monate vereinen, und den Rezeß dem Grafen zuschicken sollten, um dem Kaiser ad applicandum, ratificandum et confirmandum vorgelegt zu werden. Die Notwendigkeit der Konfirmation und Ratifikation der Rezesse durch den Kaiser erschien aber der Mehrzahl der Herren des Rates nicht aus den Fundamental-Gesetzen der Stadt hervorzugehen. Als nun der Syndikus Garmers, der mit dem kaiserlichen Botschafter von Rondeck und dem Sekretär des Grafen, Dr. Fabricius, die ganze Angelegenheit betrieben hatte, die Oberalten zu überzeugen wußte, es sei ihre Pflicht, den Rat zu ersuchen, daß er den Rezeß konfirmieren lasse, damit er Gültigkeit erlange, und diese das versuchten, erwiderte der Rat: „Oberalten möchten nicht die der Stadt zustehende Machtgewalt durch Nachsuchung einer kaiserlichen Konfirmation vinkulieren." Die Kommission aber wußte die Oberalten durch Drohung mit des Kaisers Bann zu schrecken, ja, zuletzt im September 1677 dem Magistrat der Stadt vom Reichshofrat einen kaiserlichen Konfirmationsbefehl mit angefügter Pönal-Klausel zufertigen zu lassen, in der 100 ℔ lötigen Goldes allen denen zur Strafe gesetzt wurden, welche diesem Rezesse nicht nachkämen. Als in der Stadt ruchbar geworden war, daß dieser Befehl von den Oberalten veranlaßt sei, beschwerten sich die Ämter über diese beim Rat; und der Rat sah sich genötigt, weil er die Oberalten von ihrem Unrecht nicht überzeugen konnte, die Sache an die Achtundvierziger, Hundertvierundvierziger, ja, an die Bürgerschaft zu bringen. Dies geschah, und Rat und Bürgerschaft beschlossen am 6. September 1677, diejenigen Oberalten sogleich von ihrem Amte zu suspendieren, und fiskaliter zu verklagen, welche zu der Zeit, da die Vollmacht zur Erwirkung der Konfirmation abgegangen, im Kollegio gewesen waren. Die Anklage ging dahin, daß die Oberalten ohne Einwilligung des Rats und Mitwissen der Bürgerschaft die kaiserliche Konfirmation des Rezesses beim Reichsagenten, Dr. Fabricius, der bei der Einreichung des Rezesses die Feder geführt, urgieret und ihn bevollmächtigt hätte, dem Rezeß die Pönal-Klausel zu inserieren. Ferner hätten sie vom heiligen Geist- und

Marien-Magdalenen Klosters Geldern 8689 ℔ 15 ß in alienos usus, für die Verfertigung der Suppliken und Remunerierung der Agenten in dieser Angelegenheit, ausgegeben. Die Bürgerschaft bestand auch darauf, daß die Suspension, wie die Anklage gegen Nikolaus Krull ausgesprochen würde, da er der Präses der Oberalten gewesen war, als jenes Gesuch und Dankschreiben an die Kommission verfaßt seien, wenn er auch später (am 18. Oktober 1676) zu Rat gewählt sei. Doch der Rat hielt es für sehr bedenklich, eins seiner Mitglieder auf Beschluß der Bürgerschaft zu suspendieren, zumal aber Herrn Krull, der jetzt mit dem kaiserlichen Residenten in vertraulicher Familiarität stand. Durch Krulls Freunde wurde denn auch bald ein kaiserlicher Befehl beigebracht, ein weiteres Verfahren zu verbieten und Bericht abzustatten, warum der Ratsherr dem Gericht verfallen sei. Aber die Bürgerschaft drängte, von den 144gern getrieben, den geschickten Anwalt Christoph Daurer nach Wien zu senden, um die Sache aufzuklären, und sie that es selbst am 12. Oktober 1682, wiewohl der Rat ihr voraus erklärte, daß dieses keinen Erfolg haben könne, da Daurer Vikarius des Domes und also der Stadt nicht einmal verwandt sei. Das geschah denn auch, und Daurer, überall zurückgewiesen, fand auf der Rückreise in Nürnberg am 29. Dezember 1683 seinen Tod. Doch in Veranlassung seiner Sendung bekam der Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Zelle, als Kreisoberster von Niedersachsen, mit der Stadt Bremen den Auftrag, um zwischen dem Rat und der Bürgerschaft in Hamburg ein gutes Vernehmen und Einigkeit wiederherzustellen, die Bürgerschaft von ihren eigenmächtigen Konvokationen ihrer selbst und der Hintenansetzung der Konvokationen des Rates abzubringen, und die Aufrührer in Verhaft zu setzen. Allein als am 20. Dezember zwei Geheimräte aus Braunschweig und zwei Ratsherren aus Bremen kamen, und der Rat dieserwegen am 10. Januar die Bürgerschaft berief, erklärte diese, sie sei weder schuldig, noch geneigt, mit den Herren zu unterhandeln; sie wolle wegen der Krull'schen Sache nicht weiter vociert werden. Die Kommission erklärte dieses in ihrem Berichte an den Reichshofrat für eine „Bravade des allerhöchsten Oberhauptes der Christenheit". Und der Herzog befahl seinen Abgeordneten, nach dreimonatlichem, unnützen Verweilen, die Stadt sofort zu verlassen, sobald die Kommissionskosten erstattet wären (März 17, 1684), da es be-

denklich sei, sie an einem Orte zu lassen, wo die Bürger, mit Ausnahme der Ratsverwandten und Graduierten, die ihnen mit erstaunlicher Höflichkeit begegneten, alle, vornehme und geringe, unfreundlich sich erwiesen, ja, grob, und das gemeine Volk pfeife und zische, wo sie sich öffentlich blicken ließen, und ihnen garstige Schimpf- und Ekelworte entgegen- und nachriefen. Die Bürgerschaft verwies aber die Deputierten mit ihren Forderungen an diejenigen, welche die Kommission eingesetzt oder gefordert hätten. Da kündigte die Kommission dem Staate an, falls die Stadt sich nicht zur Zahlung bequemen und länger cunctieren wolle, werde Seine fürstliche Durchlaucht bald selbst die nötigen Mittel, zu der vorgeschossenen Summe und zwar mit Interessen aus den Gütern der Stadt zu finden wissen. Da befahl der Herzog, hamburgische Güter, die sich in seinem Lande fänden, mit Beschlag zu belegen, und seinen Truppen, im Januar 1680 Winterquartiere in den Vierlanden und Bergedorf zu nehmen. Allein, als sich nun lübeckische Deputierte bei ihm einfanden, verhielten seine Leute sich ruhig, zumal zu gleicher Zeit auch dänische Truppen einzogen. Die Lage Hamburgs während dieser inneren Unruhen war eine höchst schwierige. Es hatte sich ja gerade damals Ludwig XIV. von Frankreich die Zerrissenheit Deutschlands nach dem dreißigjährigen Kriege zunutze gemacht, einen Einfall in Deutschland zu versuchen. Er ging durch die spanischen Niederlande und beunruhigte zuerst die Länder des Kurfürsten von Brandenburg am Rhein, indem er zugleich sich mit den Schweden verband, welche im Osten in Brandenburg einfielen. Doch der große Kurfürst vereinigte sich mit Münster, Braunschweig-Lüneburg und Lübeck, und gewann den König von Dänemark um so leichter, da dieser wieder eine Gelegenheit sich geboten sah, eine Herrschaft in Deutschland zu gewinnen. Schon im Mai 1675 sammelte er seine Truppen in Holstein und schlug bei Rendsburg ein Lager auf für 18,000 Mann. Er verlangte, daß der Herzog von Holstein und sein Kanzler von Kielmannsegge ihm die Aufwartung machten; als sie erschienen, empfing er sie freundlich, bewirtete sie trefflich, behielt sie aber in Arrest, bis sie ihm die Festungen geöffnet hatten. Hamburg sandte auch Deputierte nach Rendsburg, die Ratmannen Caspar Westermann und Marcus Buck; diese bemerkten aber nach ihrer Rückkehr, am 5. Juli, schon, daß Se. Majestät der Stadt nicht allzu ge-

wogen sei. Auch der Kurfürst von Brandenbuag, der seine Truppen nach den Vierlanden schickte, ließ doch den Rat wissen, daß er sich würde gezwungen sehen, Feindseligkeiten gegen die Stadt vorzunehmen, falls noch länger die französischen Minister in Hamburg geduldet würden; weil der Kaiser selbst die Stadt am 27. April mit der Acht bedroht hatte, falls sie nicht die französischen Minister wegschaffen wollte. Freilich hatte damals Hamburg bereits am 28. April den Syndikus Schreining und den Ratsherrn von Kampe nach Wien geschickt, und verlangt, daß die schon an von Rondeck abgegangenen Reskripte wegen der Erklärung des Bannes zurückgenommen würden; doch als jetzt im Juli der kaiserliche General Montecuculi ein Schreiben auffing, das der französische Resident von Vidal hieselbst an den Marschall des Königs Louis XIV., Turenne, erlassen hatte, und bald darauf der Kurfürst von Brandenburg sehr starke Wechsel aus Frankreich zu sehen bekam, welche in Hamburg durch sehr angesehene Kaufleute für Schweden zu zahlen waren, da erklärte von Rondeck an den Rat und die 144ger, daß sie den französischen Ministern den Schutz aufkündigen müßten, weil man im ganzen Reich nichts mehr von Hamburgs Neutralität wissen wolle. Wegen der französischen Kaper konnten nun keine hamburgischen Schiffe mehr aus der Elbe laufen; Schiffe, die von Spanien, Drontheim und anderen Plätzen kamen, wurden weggenommen. Der Rat sandte am 27. Oktober den Syndikus Garmers und den Ratsherrn Lt. Meurer nach Mühlhausen auf den Kreistag; diese brachten freilich die Botschaft zurück, daß kaiserliche Truppen im Amte Ritzebüttel, wie in den Vierlanden Winterquartiere halten müßten, aber auch einen kaiserlichen Schutzbrief vom 2. Dezember, nach welchem sie jederzeit, wenn es die Not erfordere, den kaiserlichen Adler gebrauchen könnten. So konnten nun 400 Mann zu Fuß und einige Reiter in die Vierlande gesandt werden, um mit den kaiserlichen Truppen vereint die Lande zu besetzen, als die dänischen Truppen am Christabend in dieselben eindringen wollten. Im Februar 1677 hielten die Dänen zu Glückstadt vier hiesige von Lissabon kommende Schiffe an; da hörten die Rheder auf, die Schiffe, die nach Grönland bestimmt waren, auszurüsten; das erregte einen gewaltigen Aufruhr der Bootsleute, die keine Arbeit hatten, so daß der Rat die strengsten Maßregeln ergreifen mußte;

doch, als alles nichts half, rüstete man zwei Konvoi-Schiffe mit 10 Kanonen aus, um eine größere Anzahl Fahrzeuge aussenden zu können. Das Schlimmste war, daß der König Christian durch seinen Minister von Lente den Syndikus Garmers vor Gericht forderte wegen persönlicher Beleidigung Seiner Majestät, die Garmers sich in einem Privatbriefe, der unter den Papieren der Frau von Kielmannsegge gefunden war, erlaubt hatte. Der Rat mußte die Sache an die 144ger bringen, und diese beschlossen, dem Syndikus Hausarrest anzukündigen. Garmers entzog sich aber der Untersuchung, vielleicht, weil er die Veröffentlichung anderer geheimer Papiere, welche die Dänen auch konfisziert hatten, fürchtete; er suchte sich schriftlich zu verteidigen, wurde aber durch Urteil und Recht im Herbst 1678 aus der Stadt verbannt. Er ging nach Schwerin, und wurde herzoglicher Rat und Kanzler, und suchte bis an seinen Tod im J. 1687 in Druckschriften seine Unschuld darzustellen; denn der Rat gestattete ihm nicht, aus politischen Gründen, persönlich zu erscheinen, wiewohl er ihn zitieren mußte. Der König Christian V., der 1670 seinem Vater Friedrich V. auf den dänischen Thron gefolgt war, trat mit seiner Herrschbegier nach dem Siege des großen Kurfürsten über die Schweden bei Fehrbellin um so offener hervor. Als er nach Pinneberg kam, verlangte er vom Rat in Hamburg eine große Deputation, und als diese, mit Bürgermeister Schulte an der Spitze, erschien, ließ er sie gar nicht vor, sondern legte ihr durch seinen Kanzler von Ahlefeld einen Vertrag vor wegen der Erbhuldigung, und zugleich einen wegen der ihm zu gebenden Satisfaktion für erfahrene Beleidigung und einen zur Sicherung gegen ähnliche Fälle. Die Deputation erlangte nur einen Interims-Rezeß, den 1. November 1679, aber auch für diesen gewann sie nur die Zustimmung des Rates. Die Dänen hatten wohl gewußt, Bürgermeister Schulte durch Schmeicheleien auf ihre Seite zu ziehen und durch ihn eine große Partei im Rate zu erhalten; und das war für sie von großer Bedeutung. Denn war auch Syndikus Garmers beseitigt, so trat an seine Stelle ein anderer noch gefährlicherer Gegner, der jüngste Ratsherr, Lt. Hinrich Meurer. Dieser war schon mit dem Ratsherrn Schaffhausen nach Nymwegen geschickt zum Friedenskongreß, den Frankreich und Schweden auf der einen, das deutsche Reich auf der andern Seite bis zum 26. Januar 1679 hielt, und

hatte sich dort so ausgezeichnet bewährt, daß er während seiner Abwesenheit von Hamburg am 12. August 1678 zum Bürgermeister erwählt ward. Es konnte nicht ausbleiben, daß Meurer bei seinen hervorleuchtenden Talenten im Rat und in der Bürgerschaft viele Neider fand, die eifersüchtig auf das Ansehn, das er bei der kaiserlichen Partei gewann, desto mehr von ihm für die Unabhängigkeit Hamburgs fürchteten. Ihm entgegen zu arbeiten, hatten die 144ger besonders 1681 den Lt. Daurer nach Wien gesandt, und durch diesen Rondecks Relationen, und die Berichte des Reichshofrats an den Kaiser, Briefe des Bürgermeisters Meurer und andere wichtige Papiere sich zu verschaffen gewußt. In diesem Kollegium der 144ger waren vom größten Einfluß zwei angesehene Kaufleute Hieronymus Schnitger (geb. 1648, der Sohn eines Oberalten von St. Nikolai) und Cordt Jastram, der 1643 geboren, sich in Stadtgeschäften, namentlich bei der Befestigung der Stadt, sehr thätig bewiesen hatte. Aber als freiheitliebende Bürger hatten sie den Syndikus Garmers in Wien in Verdacht gehabt, daß er dem Kaiser zu viele Macht gewähret, und waren durch die Papiere, die sie von Daurer empfangen, ihrer Sache noch gewisser geworden, weil sie voll Mißtrauen alles falsch auslegten. Die 144ger forderten deshalb den Rat auf, die Bürgerschaft zu versammeln, und verlangten, als diese am 5. März 1684 zusammengetreten war, Bürgermeister Meurer solle zu ihnen in die Schreiberei kommen, sie hätten ihn der Veruntreuung zu beschuldigen. Vergebens wies der Rat auf das Ungesetzliche dieses Verfahrens hin. Als Meurer endlich, seiner Unschuld sich bewußt, sich erbot, sich von jedem Verdacht zu reinigen, und kam, hielten sie ihm vor, er habe gegen seinen Eid Fremden die Vota von Bürgermeister Schulte, Lütgens, Schlüter, sowie Briefe von von Berka mitgeteilt, des Rats Consilia entdeckt, und an von Rondeck communizieret; er habe ferner verhindert, daß dem Lt. Daurer, der von der Bürgerschaft nach Wien gesandt sei, Gehör gegeben sei; er habe bewirkt, daß dem Lt. Pohlmann die Advokatur von Wien aus verweigert sei; er habe gegen den Beschluß der Bürgerschaft in der Krull'schen Sache durch Knoop 1683 dem Reichshofrat eine schriftliche Anzeige übergeben lassen; ferner habe er getrachtet, die Freiheit der Ämter, besonders der Handwerker, dadurch zu unterdrücken, daß sie von den Zusammenkünften der Bürgerschaft ausgeschlossen würden, und mehr

dergleichen. Meurer verneinte, daß er die Konsilia des Senates Fremden entdeckt und die Vota der Ratsverwandten den kaiserlichen Ministern offenbart, und behauptete, daß er nie anders votiert habe, als wie er es der Stadt nützlich befunden; er habe nur gesucht, die Krull'sche Sache gütlich beizulegen; aber die Bürger erklärten ihn für einen verwegen-regierenden, über die Stadt ein Dominat handgreiflich suchenden, der bürgerlichen Freiheit widerwärtigen Mann und Verräter der Bürgerschaft, der sofort in Versicherung genommen werden müsse. Durch die Remonstrationen des Rates ward es darüber 5 Uhr Morgens; der Rat erlangte zuletzt nur, daß Meurer noch den Tag über in der Admiralitätsstube des Rathauses bis zum Abend bleiben durfte, um wenigstens nicht bei Tage als Gefangener nach der Herrenstube im Eimbeckschen Hause geführt zu werden. Er sollte aber von 16 bewaffneten Bürgern, vier aus jedem Kirchspiel, bewacht werden, damit niemand zu ihm könne, außer seiner Frau, der Medikus und ein Barbier. Nun begann die Bürgerschaft, als sie sich am 10. März unter der Krone versammelt hatte, eine Inquisition der Herren des Rates, die sie an der Sache für beteiligt erachtete; da sie aber damit nicht weiter kommen konnte, wählte sie vier Juristen am 7. April zu ihrer Unterstützung. Allein, diese Vorgänge konnten nicht geheim bleiben, und der Kaiser erließ von Wien aus einen Befehl an den Rat, die Bürger Jastram und Schnitger anzuhalten, daß sie geständen, wie die aus Wien in Kopieen erhaltenen Aktenstücke in ihre Hände gekommen seien. Der Rat, der die Sache an die Bürgerschaft bringen mußte, reizte diese aber dadurch so, daß sie am 9. Juni den Windisch-Grätzer Rezeß mit der kaiserlichen Original-Konfirmation abolierte und kassierte. Der Herzog von Lüneburg-Zelle hatte indes, sobald er Kunde von Meurers Gefangenhaltung bekommen, sofort befohlen, die hamburgischen Güter und Bürger in seinem Lande zu arrestieren, und dem Senat angezeigt, er werde diese nicht wieder zurückgeben, als bis Meurer seine Freiheit wiedererhalten. Und der Rat — zeigte am 11. Juni der Bürgerschaft an, er habe mit Meurer unterhandelt und ihn bereit gefunden, unter Bedingungen, die ihm seine Ehre nicht kränkten, zu resignieren und die Urfehde zu schwören. Die Bürgerschaft machte sehr harte Bedingungen; endlich entschloß Meurer sich am 12. Juni zur Resignation seines Konsulates und zu der Erklärung, daß er wegen der seit dem 5.

vorgenommenen Detention weder selbst, noch durch jemand anders der Stadt und Bürgerschaft Nachteil zufügen, sich in keine fremde Kommissiones oder Bedienungen einlassen und seine Wohnung behalten wolle, bei Verpfändung von 150,000 Mark seiner Güter. Da ersuchten die 144ger den Rat, da dies ein extraordinärer Fall sei, noch in derselben Sitzung die Wahl des Bürgermeisters vorzunehmen. Auch das that der Rat und wählte zum Bürgermeister den Konziliarius und ersten Syndikus Dr. Johann Schlüter, und berief an seine Stelle zum Syndikus den Lt. Pohlmann. Schnitger und Jastram gewannen nun einen mächtigen Einfluß. — Wenige Tage, nachdem dies geschehen war, entstand ein erschrecklicher Brand auf dem Brook, welcher 214 Häuser mit 1714 Feuerstellen einäscherte. Jastram war in seiner Stellung als Feuerbürger sehr thätig. Doch der Schade war außerordentlich groß; die Feuerkasse bezahlte allein 1,286,650 Mark. Schnitger wurde von der Bürgerschaft in die Deputation gewählt, welche die Ursache des Feuers erforschen, und die Feuerordnung revidieren sollte. Er setzte es am 1. September mit Jastram in der Bürgerschaft durch, daß inskünftige die bürgerlichen Belehnungen und Offizien, welche der Rat bis dahin vergeben habe, den Meistbietenden zum Besten der Kämmerei erteilt werden sollten. Der Senat bekam bei der Beratung natürlich böse Reden zu hören. Der Beschluß brachte aber der Stadt in den ersten anderthalb Jahren 150,000 Mark ein. Am 25. September übertrug die Bürgerschaft, eine geheime Korrespondenz mit dem Gesandten in Wien, von Meyersheim, zu führen einer Deputation von 20 Bürgern, unter denen die Doktoren Matthäus Schlüter und Crotow nebst Schnitger und Jastram gewählt waren.

Als nun Meurer im Anfang Oktober mit Frau und Kindern nach Harburg gezogen war, beschloß die Bürgerschaft, der Ausgewichene solle edictaliter zitiert, und gegen ihn nach Statuten und Recht verfahren werden. Doch der Herzog von Lüneburg-Zelle nahm sich seiner an, belegte hamburgische Güter in seinem Lande mit Beschlag, hielt hamburgische Kaufleute gefangen, und besetzte Moorburg und Moorwerder; ja, forderte am 3. Januar 1685 den Senat auf, Schnitger und Jastram als die beiden Urheber aller Unordnung, zu verurteilen, die verursachten Unkosten zu bezahlen, ferner Ihrer Durchlaucht Satisfaktion zu geben, und Bürger-

meister Schlüter bei der Diskussion über diese Angelegenheit nicht zuzulassen. Rat und Bürgerschaft bezeugten aber am 15. Februar dem Herzog ihre Unschuld und beschlossen, auf nichts einzugehen.

In Hamburg hatte der holsteinische Kanzleirat Pauly schon längere Zeit dem König von Dänemark die genauesten Berichte über die Stimmung der einzelnen Bürger der Stadt mitgeteilt; er erhielt nun am 26. Januar 1685 den Auftrag, den bons Danois zu versichern, daß dem Könige die Erhaltung der Stadt am Herzen liege, daß die Bürgerschaft und die Commercia nicht gekränkt werden würden, die Bürger sollten nur in einer guten Harmonie zusammenhalten und sich nicht intimidieren lassen, wenn auch von verläumderischer Seite gegen die Stadt und einige der Bürgerschaft ferner Gewalt gebraucht, oder auch einige Völker in die Vierlande gesandt würden, da sie, wenn sie es begehren sollten, seine königliche Protektion und Schutz erfahren sollten.

Der Rat setzte am 5. Februar mit der Bürgerschaft eine Deputation von 30 ein, diese wichtige Sache mit dem kurbrandenburgischen Minister von Canitz zu verhandeln; die Bürger hatten Dr. Andreas Schulte, Dr. Matthaeus Schlüter, Schnitger, Jastram und ihre Genossen gewählt. Diese forderten nun zuerst, alle Traktate der Stadt mit Zelle seit 1672 im Original zu sehen, und berieten im Geheimen für sich, nachdem sie Verschwiegenheit gelobt. Der Minister von Canitz bemühte sich aber umsonst, zwischen beiden Teilen eine Vermittlung herbeizuführen, und erklärte dem Herzog von Zelle zuletzt, der Kurfürst werde auf keinerlei Weise Hamburgs Untergang müßg zusehen, weil von Wien aus der Minister von Rondeck den Auftrag erhalten habe, Schnitger und Jastram wo möglich in Gewahrsam zu bringen. Rondeck hatte wirklich dem Garnison-Auditeur Rickmeyer und dem hamburgischen Rittmeister Hartwig eine große Belohnung versprochen, wenn sie dies vermögten. Diese gewannen einen verabschiedeten dänischen Rittmeister von Gahlen und einen vormaligen lüneburgischen Kornet Lange mit einigen Soldaten, Schnitger und Jastram über die Grenze zu bringen. Schnitgers Gartenhaus in Hamm war im Februar abgebrannt. Als Schnitger gegen Abend des 19. März mit seiner jungen Frau von dort, wo er den Neubau besichtigt hatte, auf dem Wege oberhalb des Dorfes heimkehrte, wurde er plötzlich

überfallen, der Kutscher vom Bock gestoßen, und der Wagen von einem Korporal Hoppe über Reinbeck im Galopp nach dem Artlenburger Fährhause zu gefahren. In der Stadt entstand, sobald der Überfall des Wagens von Schnitger bekannt wurde, eine große Aufregung; der Rat und die 50ger versammelten sich sogleich, und der Stallmeister Schwartze mit 11 reitenden Dienern setzte den Räubern nach. Die Entführer hatten aber in Artlenburg in der Nacht die Fähre nicht gefunden; erst am Morgen konnten sie dieselbe vom jenseitigen Ufer erhalten, und in dem Augenblick, in dem der Gefangene in dieselbe gebracht werden sollte, kam Schwartze mit seinen reitenden Dienern und führte ihn im Triumphe zurück in die jubelnde Stadt. Die Entführer wurden in die Frohnerei gebracht. Das Volk aber war so über sie empört, daß, obwohl das Niedergericht den von Gahlen nur zum Tode verurteilt hatte, der Rat gezwungen wurde, auch Hartwig und Rickmeyer am 13. April zu enthaupten, und die übrigen sechs auch noch am 1. Juni ebenso zu Tode bringen zu lassen. Aber es hatte die Verurteilung schon den Kaiser veranlaßt, am 29. April 1686 „die Stadt wegen Mißbrauchs und Frevels der Kriminal-Jurisdiktion gänzlich zu privieren und zu entsetzen". Ein kaiserliches Mandat zitierte Schnitger, Jastram und den Bürgermeister Schlüter zur Verantwortung nach Wien. Der Herzog von Lüneburg zeigte am 14. Mai dem Rat an, der Kaiser habe Meurer zu seinem kaiserlichen Reichshofrat gemacht, und ihn (den Herzog) zu Meurers Protektor. Da aber die 30ger sich daran nicht kehrten, befahl der Herzog nun, wie er nach Lübeck schrieb, „Hamburg zu zwingen, kaiserlichen Befehlen zu parieren, Meurer und dessen Güter zu restituieren und diesem Satisfaktion zu geben". Lüneburgische Truppen nahmen Bergedorf und die Vierlande in Besitz. Der Amtmann von Bergedorf räumte, da er von Lübeck nicht schnell Hilfe bekommen konnte, sogleich das Schloß. Die Dreißiger drängten auf kräftige Gegenwehr, wenngleich Schnitger, als Kriegskommissar, selbst gefunden hatte, daß nichts zur Verteidigung der Stadt geordnet sei. Da ein Versuch, die Lüneburger aus dem hamburgischen Gebiet zu vertreiben, mißlang, mußte Einer Schuld daran sein; der Oberstleutenant Manecke wurde zum Tode verurteilt, weil er „einen faute begangen, daß er beim Heckkathen sich gänzlich retirieret und nicht bei der

Schleusenmühle wieder Posto gefaßt habe", obgleich selbst der Stadt-Kommandant, Generalmajor von Uffeln, in der Sitzung der Dreißiger hinzufügte, „man müsse es zu dieser Zeit nicht zu sehr ahnden", und der Rat den Oberstleutenant „mit einer verdienten, starken Reprimande durchkommen lassen wollte"; Manecke sah, als ein Christ, am 13. April 1686 mit Ruhe den Kugeln entgegen, die ihn treffen sollten, bezeugte, daß er niemals Falsches in seinem Herzen gegen diese Stadt gehabt; bat um Vergebung, wenn er etwas versehen habe, versicherte Allen seine Liebe, und endete mit den Worten: „Herr Jesu, dir leb ich, dir sterb' ich, dein bin ich tot!"

Von vielen Seiten war der Herzog von Lüneburg aufgefordert, das hamburgische Gebiet wieder zu verlassen. Der Kurfürst von Brandenburg riet den Hamburgern, eine Deputation nach Wien zu senden, um den Streit mit Lüneburg zu Ende zu bringen. Die Ratsherren Schaffhausen und Moller gingen hin, hatten aber mit dem lüneburgischen Minister von Mahrenholz in einer Straße von Wien einen so bösen Auftritt, da dieser sie verhöhnte, daß die Dreißiger dies zum Vorwande nahmen, nichts von auswärtiger Hilfe wissen zu wollen. Indes es kam der König von Dänemark, nachdem er seine Truppen in Holstein gesammelt hatte, selbst nach Glückstadt; und als der Rat, ihn zu begrüßen, den Syndikus Scheele und den Ratsherrn Dr. Uffelmann hinsandte, trafen diese Schnitger mit Freunden daselbst. Der Rat Pauly wußte Schnitger und Jastram nun zu überzeugen, der einzige Zweck des Königs von Dänemark sei die Erhaltung der Stadt in ihrer Freiheit. Als noch am 18. August Schnitger zu Pauly sagte: „Kommt der König feindlich vor Hamburg, dann vertragen wir uns sogleich mit Lüneburg und lassen den roten Hahn in Altona krähen!" (schießen es in Brand), beruhigte ihn der Diplomat und schwur, der König habe an dergleichen niemals gedacht. Aber am 19. August, früh morgens um 5 Uhr, kam Schnitger voller Schrecken wieder, sagte, der König sei, um seinen Rechten nichts zu vergeben, ins Lager von Ottensen gekommen und werde Lilienfron als Gesandten an den Rat senden, und die Erbhuldigung, die Schlüssel der Stadt und die Aufnahme von 2000 Mann Besatzung, sowie eine Baarzahlung von 400,000 Thalern fordern, im Weigerungsfalle

keinen Stein auf dem andern lassen. Schnitger stieß den Residenten aus dem Hause und eilte zum Bürgermeister, ihm die Schreckensnachricht zu überbringen; aber der Rat hatte schon am Tage vorher das Anerbieten des Herzogs von Hannover empfangen, zur Maintenierung der Freiheit der Stadt zu assistieren, und bald erboten sich auch Kurbrandenburg und Kurhessen. Der Rat hatte schon zum 19. die Bürgerschaft berufen. Dort empfing man Schnitger und Jastram mit Stachelreden. „Juer Snack gelt hier nich meer!" sagte der Oberalte Witte. Ohne Widerspruch wurde die Verteidigung der Stadt beschlossen und den 30gern Vollmacht gegeben, mit dem Rate wegen fremder Hilfe sich zu vereinigen. Die Hannoveraner nur wurden vertrauensvoll in die Stadt eingelassen; 200 freiwillige Bürger stellten sich sogleich. Die Dänen meinten es ernst; sie eröffneten die Laufgräben von der Kirche in St. Pauli nach der Sternschanze, und feuerten glühende Kugeln gegen die Stadt. Da vermittelte der Minister des niedersächsischen Kreises, von Fuchs, einen Waffenstillstand. Und als der König von Dänemark Friedensbedingungen machte, die weder dieser Minister, noch der des Kurfürsten von Brandenburg und des Herzogs von Lüneburg annehmbar hielten, da ersuchte Kaiser Leopold selbst schriftlich den König, sein gewaltsames Vornehmen gegen Hamburg einzustellen und seine Ansprüche rechtlich geltend zu machen. Es war gerade die Zeit, als Wilhelm von Oranien in England zur Regierung gekommen war, und England, wie die Niederlande, sich mit dem Kaiser verbunden hatten, da konnte Christian sich nicht der Gefahr eines allgemeinen Krieges aussetzen; nach einer achttägigen Kanonade mußte der König einlenken, und sich im Pinneberger Vergleiche dabei begnügen, daß Hamburg sich entschuldigte, daß es den Vertrag mit Gewalt habe zu brechen gesucht, und sich dazu verstand, die Kosten der Belagerung mit 300,000 Thalern zu decken. Am 14. September brach die dänische Armee aus ihrem Lager auf.

Der dänische Agent, der Rat Pauly, hatte sogleich die Stadt verlassen; in seinem Garten fand man vergraben eine Kiste mit Ratsprotokollen, Briefen von Schnitger und Jastram und 3000 Thalern bares Geld. Das empörte das Volk; dazu kam, daß die hamburgischen Reiter sich beschwerten, sie hätten seit 14 Tagen keinen Sold empfangen, wiewohl Jastram dazu 800 Thaler am 20. August von der

Kammer erhalten hatte. Am 21. befahl der Rat, mit Zustimmung der Sechszîger, Schnitger und Jastram zu verhaften, dann auch den Lt. Sylm und Dr. Crolau; Bürgermeister Schlüter wurde im Admiralitätszimmer auf dem Rathause in Arrest gehalten, dann aufs Eimbecksche Haus gebracht und mußte da bleiben, bis er am 21. Oktober 1686 starb. Schnitger und Jastram beharrten im Verhör auch unter den furchtbarsten Torturqualen dabei, sie hätten nicht glauben können, daß der dänische König etwas der Stadt Feindliches im Sinne gehabt, und Schnitger beteuerte das auch, nachdem das Todesurteil gesprochen war, in der Beichte seinem Beichtvater Hinckelmann. Am 4. Oktober wurden beide enthauptet, ihre Köpfe wurden auf eisernen Stangen auf das Millern- und Steinthor zur Warnung allen Aus- und Eingehenden ausgestellt. Der große Kurfürst konnte es dem dänischen Könige nicht verschweigen, daß es ihm nahe gegangen sei, daß die beiden Männer wegen eines Stadtverrates, der ihnen wohl nie in den Sinn gekommen sei, um Gut und Blut, Ehre und Leben gebracht seien, und äußerte, Meurer hätte wohl zu viel an seine Person gedacht. — Nachdem nun am 16. Oktober die Hilfstruppen Hamburg verließen, und am 30. in Hamburg ein Dankfest gehalten war, wurde Meurer durch Rat- und Bürgerschluß am 12. November an die durch den Tod des als Bürgermeister gestorbenen, ehemaligen Konsiliarius Johann Schlüter restituiret; am 12. November erschien er wieder im Rat, und blieb in demselben bis zu seinem am 14. Juli 1690 erfolgten Tode.

Mit dem bedeutenden Vermögen von Schnitger und Jastram waren die Unkosten, welche die dänischen Forderungen, die Erkenntlichkeit gegen den Kaiser, den Kurfürsten von Brandenburg, den Herzog von Lüneburg erforderten, nicht zu decken. Dazu reichten auch die großen Geldstrafen nicht hin, wozu die Teilnehmer an dem Verrat verurteilt wurden; und doch mußten zahlen: Dr. Andreas Schulte 10,000 Thaler, Lt. Sylm 3000, Joachim Jarchow 2000, Christian Meurer und Enoch Keiser jeder 2000, ebensoviel von der Linde, Jakob 10,000 u. a. m.

Die Kammer war erschöpft; der Handel lag darnieder; das Brauwesen hatte seine Blüte verloren, die Grundstücke waren im Preise gesunken, alle inneren Verhältnisse im Staate waren in Verwirrung; dazu

kam, daß die Stadt in den vergangenen kriegerischen Zeiten besonders oft außerordentliche Unglücksfälle zu überwinden hatte. Im J. 1673 hatte ein großes Feuer auf dem Kattrepel 30 Häuser und 100 kleine Wohnungen ergriffen; 1676 wurden eben so viele Häuser in Barmbeck vom Feuer vernichtet; kleinere Brandschäden fanden sich immer mehr; man hoffte durch die Erfindung der Schlangenspritze zu helfen, und stellte 1678 Caspar Hasse als Spritzenmeister an; aber 1684 entstand die große Feuersbrunst, von der wir schon gehört haben, die einen großen Teil des Katharinen-Kirchspiels vom Kannengießerort bis zu Ende des Kehrwieders vernichtete, und die der Stadt 1,286,600 Mark an Feuerkassengeld kostete. Da blieb es nicht aus, daß das niedere Volk verarmte und verwilderte, zumal bei dem bedeutenden Zuzug der Bewohner von außen, die Kirchenvorsteher bei ihren politischen Bestrebungen, ihre Pflicht, für die Erziehung der Jugend zu sorgen, gänzlich vernachlässigten. In allen Kreisen herrschten Unzufriedenheit und Neid, bei Eitelkeit und Verschwendung, so konnte es an Mißverständnissen, an Anlässen zu Streitigkeiten und Parteiungen nicht fehlen.

Neunzehntes Kapitel.

Der Kampf der Kirche mit dem Staate.

Vom J. 1686—1712 n. Chr. G.

Inmitten dieser politischen Wirren in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts that sich aber doch ein merkwürdiges, inneres, geistiges Leben unter den Gebildeten in den verschiedensten Kreisen in Hamburg kund. Wir haben es schon entstehen sehen in der früheren Periode bei der Bildung des Gymnasiums. Der Einfluß von Hugo Grotius (die Schola Grotiana) erwies sich aber mächtig nach beiden Seiten hin, bei denen, die ihm anhingen, wie bei seinen Gegnern, und zwar gar nicht nur auf politischem oder überhaupt wissenschaftlichem Gebiete, sondern gerade auch in Hamburg auf einem Gebiete, das, wie es scheint, ihm, dem Gründer dieser Schule, fremd geblieben ist, auf dem der Kunst. Das hamburgische Volk war der wittenbergischen Reformation treu geblieben auch wegen des Gesanges, der durch dieselbe gefördert wurde, der „Musika", durch die Luther das religiöse Gefühl zu wecken und beleben wußte. Wir haben schon gehört, wie bald nach der Reformation in den Hauptkirchen in Hamburg ein Wetteifer entstand, welche den besten Organisten habe. Die Freude äußerte sich an der kunstmäßigen Ausbildung des Gesanges geistlicher Lieder mit Hilfe der Orgel. Schon in der zweiten

Hälfte des 16. Jahrhunderts hatte die Harmonie der Töne bei dem mehrstimmigen Gesang zu den Versuchen geführt, in den Kirchen die Festgeschichten in dramatisierender Form zu größerem Leben zu bringen, indem man in den Festgeschichten die Worte, welche einzelne Personen sprechen, im Choralton rezitieren ließ, und ihre Gefühle durch begleitende Töne der Orgel oder anderer Instrumente auszudrücken suchte. Die Instrumentalmusik begann den wechselnden Gemütsbewegungen lebendigeren Ausdruck zu geben. Als aber nun die weltliche Musik sich entwickelte, Singspiele aufkamen, in Italien, an den Höfen besonders, sogar Opern (die erste Oper ward 1601 in Bologna aufgeführt); der Kapellmeister Heinrich Schütz 1627 die erste deutsche Oper auf die Bühne des sächsischen Kurfürsten Johann Georg brachte, da zeigte es sich, wie auch Hamburg die Musik gepflegt hatte. Im Jahr 1663 starb der damals berühmte Musikdirektor am Dom Thomas Selle (derselbe, welcher das Glockenspiel auf St. Nikolai-Turm eingeweiht hatte). Sein Kapellmeister Johann Schop, war ein ausgezeichneter Violinspieler, von dem die Choral-Melodien zu Rist's: „O Ewigkeit, du Donnerwort!“ und „O Traurigkeit, o Herzeleid,“ sind, welche noch gesungen werden. Nach Selle's Tode erlangte man zu seinem Nachfolger Bernhard, einen Schüler von Schütz, der sich schon einen Namen erworben hatte. Die Hamburger waren so froh, daß sie ihn in sechs Kutschen von Bergedorf her einholten. Ein anderer Schüler von Schütz ward Organist an St. Jakobi, Mathias Weckmann; dieser stiftete im Reventer (dem Refektorium) des Doms ein Collegium musicum, und auswärtige Künstler hielten es für eine Ehre, wenn ihre Werke dort zur Aufführung kamen. Bernhard ging 1674 nach Dresden zurück. Damals schon hatte sich auch in Hamburg der Wunsch geregt, eine Bühne zu haben. Zwei jüngere Juristen, die auf ihren Reisen den Beifall wahrgenommen hatten, welchen die Oper überall, wo sie sich fand, erweckte, Gerhard Schott und Lt. Lütgens, verbanden sich mit dem berühmten Organisten an der Katharinen-Kirche, Reincken, ein Theater zu errichten, und die sich in dieser Zeit hier aufhaltenden Gesandten, der Herzog von Holstein und andere angesehene Fremde traten ihnen bei. Das Theater auf dem Gänsemarkt ward errichtet, „der Schmuck des deutschen Reichs, Schmuck der polierten Welt!“ nannte es der Dichter Barthold Feind. Die

innere Ausschmückung war auch großartig für jene Zeit, die Dekoration des Salomonischen Tempels soll 15000 Thaler gskostet haben. Wer zu der gebildeten Welt gehören wollte, zeigte seine Teilnahme. Eine Menge Dichter wetteiferten mit einander, Operntexte zu machen, außer Feind, Hunold, der sich Menautes nannte, Postel, König, zwei Advokaten, die später in den Rat gewählt wurden, Lt. Bernhard Brockes und der Syndikus Lukas von Bostel, selbst ein Prediger Elmenhorst von St. Katharinen. Da in der Oper, wie Mattheson sagte, die elegantesten Werke der Poesie, die göttliche Musik auch ihre Trefflichkeit am besten sehen lassen konnte, legten sich auch alle Musiker aufs Komponieren. wie Theil, von dem die erste deutsche Oper in Musik gesetzt ist, Nikolaus August Strauch, den der Rat 1678 zum Musikdirektor berief, zwei Ärzte, Johann Wolfgang Francke und Philipp Förtsch. Wie eilig sie bei der Arbeit waren, zeigt, daß Francke in 7 Jahren 11 Opern auf die Bühne brachte, später Keyser 107 schrieb. Die erste Oper wurde hier am 2. Januar 1678 aufgeführt; das Haus wurde mit derselben eröffnet; sie hieß: „Der erschaffene, gefallene und wieder aufgerichtete Mensch." Die Oper sollte zur sittlichen Erbauung des Volkes beitragen, deshalb hatten die Prediger im allgemeinen nichts dagegen, war doch das Komödienspiel als Erziehungsmittel von Jungius in der Gelehrtenschule selbst wieder aufgebracht. Aber wie damals fromme Geistliche dagegen doch Einspruch thaten, so trat auch 1678 der gelehrte Pastor an St. Jakobi, Anton Reiser, in einer lateinischen Schrift, die er „Theatromania" titulierte, auf, und erklärte die öffentlichen Schauspiele für Werke der Finsternis; ja, Mag. Scheele sagte auf seiner Kanzel in der Maria-Magdalenen-Kirche: „Wollen Fürsten und Herren spielen lassen, laßt sie in ihr Land gehen und daselbst Opern sehen!" Und solche Erklärungen machten in den Tagen, wo alle über Mangel an Geld klagten, Eindruck; am 28. Januar 1686 wurde durch Beschluß der Bürgerschaft die Oper abbestellt, und als im Sommer darauf der Rat, wie die Oberalten und Dreißiger die Oper wieder erlaubten, erlangte Pastor Johann Winckler durch seine freimütige Predigt, daß die Bürgerschaft am 29. und 30. Juli die Opern wieder inhibierte. Pastor Reiser war am 27. April 1686 gestorben, an seiner Stelle war Dr. Johann Friedrich Mayer Pastor zu St. Jakobi geworden, ein Mann von

ausgezeichneter Begabung, umfassender Gelehrsamkeit, seltener Rednergabe, als Disputator nur mit Dr. Eck, dem berühmten Gegner von Luther, zu vergleichen. Er war am 6. Dezember 1650 geboren, eines Predigers Sohn, früh zum Prediger bestimmt; wegen seiner phantasiereichen Gemütlichkeit als Dichter beliebt. Er zeigte früh eine entschiedene Neigung zu Spener; gerade wie sein Vorgänger Reiser, der Speners Freund war. Philipp Jakob Spener hatte als Senior des Ministeriums zu Frankfurt am Main, die Collegia pietatis eingeführt, so nannte man Bibelstunden im Hause außer den gewöhnlichen Predigten in der Kirche, um in kleineren Kreisen die zum Glauben geneigten Christen durch Belebung des inneren religiösen Gemütes in der Erkenntnis der heil. Schrift zu fördern. Die Unwissenheit, die er in den lutherischen Gemeinden fand, mehr noch der Mangel an christlichem Leben, neigten seine Gedanken auf die Einrichtungen der reformierten Gemeinden in Frankreich hin, auf die Diakonie, wie auf die Aufnahme der Erwachsenen in die Gemeinde durch die Konfirmation. Er war aber schon von Frankfurt als Oberhofprediger nach Dresden gekommen, als Mayer, der als jüngster Professor der Theologie und Schloßprediger in Wittenberg, sich den Ruf eines Chrysostomus (Goldmundes) erworben hatte, am 24. Oktober 1686 nach Hamburg gerufen ward. Dieser hatte dieses Amt zwar nicht gewünscht, sein Sinn stand vielmehr darnach, auf der Universität zu glänzen; er wollte nur den Ruf, um diesen zu benutzen, höheres Gehalt oder größere Ehre in Wittenberg zu erlangen. Deshalb machte er in Hamburg zur Bedingung seines Kommens eine Gehaltszulage. Doch als er diese bekommen, und am 13. Dezember seine Einführungspredigt in Hamburg gehalten hatte, kehrte er nach Wittenberg zurück, um seine Vorlesungen bis Ostern zu Ende zu bringen, in der Hoffnung, vom Hofe noch ein Zeichen der Anerkennung zu erhalten. Allein er wartete umsonst; er merkte, Spener stand ihm entgegen; und ein unversöhnlicher Groll erfaßte sein Herz gegen den Mann, den er früher den „Unvergleichlichen" genannt hatte, in einer Vorrede zu den Postillen von Heinrich Müller und Lütkemann. Spener konnte, ihn zu befördern, allerdings nicht über sein Gewissen bringen, da er Mayer kennen gelernt hatte in dem Ehescheidungsprozeß, den dieser gegen seine frühere Frau, die Tochter eines Professors der Medizin, geführt hatte. Als

Mayer nun nach Hamburg kam, suchten die Interessenten des Opernhauses, die von den fremden Gesandten unterstützt wurden, Mayer zu gewinnen, gegen Reiser aufzutreten. Mayer, schlau, wie er war, versprach ihnen, lieber Responsa über die Opern von den Fakultäten in Wittenberg zu liefern. Diese fielen natürlich zu ihren Gunsten aus, das theologische wie das juristische, da jenes von der Voraussetzung ausging, daß der Text zu den Opern noch immer von dem Ministerio rezensiert sei, und die Fragen bei dem andern Gutachten nur juristisch gestellt waren. Als die Sache dann vom Rat ans Ministerium gebracht wurde, erklärte die Majorität nach heftigen Debatten sich, trotz derSchrift, die Winckler und seine Special-Kollegen dagegen erließen, für die Zulassung; und mit dem Jahre 1688 nahmen die Opern wieder ihren Anfang. Allein die Dichtungen waren weit entfernt von einem Verständnis des Christentums sowohl, als der biblischen Geschichte; und noch weiter von einer würdigen Behandlung der Gegenstände, um zur Förderung des Christentums beizutragen; man nahm heidnische Sagen und Mythen zur Ausschmückung des Inhalts; Götter, Heroen, wie Liebesgeschichten sollten das Publikum anziehen. Als Schott 1693 zum Mitglied des Senats erwählt ward, mußte er die Leitung der Oper niederlegen. Nun verschwand die biblische Grundlage ganz. Johann Siegmund Kusser und Kremberg schienen zuerst ein neues frisches Leben wecken zu wollen; sie brachten italienische und französische Musik in Mode; 120Opern mit neuen Melodieen; anstößigeGeschichten und Witze konnten den Mangel an sittlichem Ernste der Direktion nicht verbergen; Kremberg selbst verschwand zuletzt. Dr. Mayer fühlte im J. 1694 sich genötigt, auf der Kanzel seine Verwunderung auszusprechen, daß man sich nicht schäme, in der heiligen Adventzeit mit solchen liederlichen Sachen die Gemeinde von ihrer Andacht zu bringen. Man habe zur Erhaltung der Oper um Subsidien angehalten; es sei ein Wunder, daß man zu solcher Unterhaltung nicht auch Kirchengelder verlange. Die Oper war schon beim Tode des Ratsherrn Schott tief gesunken. Freilich suchte Mattheson sie zu heben. Im Juli 1703 kam auch Händel hierher, sich hier zu bilden; am 8. Januar 1705 brachte er hier seine erste Oper „Almira“ auf die Bühne, und diese wurde 30 Abende nach einander wiederholt; in seiner zweiten Oper „Nero“ trat Mattheson zum letzten Mal als Tenorist auf; aber

unter den rohen Musikern konnte Händel es nicht lange hier aushalten, er ging nach Italien, zuletzt nach England. Im J. 1703 pachtete der Musikdirektor Keyser die Oper zusammen mit einem Gelehrten Drusike; er auch wußte zuerst das Publikum durch nicht deutsche Musik heranzuziehen, doch 1717 mußte er bankerot machen, und nun suchen, durch Spektakelstücke sich zu halten; so brachte er 1723 „die Hamburger Schlachtzeit" auf die Bühne, in der der bekannte, ausgeschlachtete Ochse auf der Kaufmannsdiele zu sehen war. Schon im Jahre vor Keysers Tode ging die Oper ganz zu Grunde.

Wenn schon hier auf dem Gebiete der Kunst das Widerstreben der lutherischen Anschauungsweise gegen die neuaufkommende Lebensanschauung der reformierten Niederländer in einzelnen Erscheinungen hervortrat, da die Reformierten der Kunst überhaupt keinen Einfluß auf die Erbauung der Gemeinde zuerkennen, deshalb keinen Gesang und keine Orgel dulden, um dem Worte Gottes seine Wirkung nicht zu hindern; so können wir uns nicht wundern, daß die neuere Weltanschauung, welche mit durch Grotius zur Herrschaft zu gelangen suchte, auf dem rein kirchlichen Gebiete immer auf Widerspruch stieß. Bedeutsam ist für uns dabei die Ansicht eines Mannes, der später gerade in Hamburg in dem Kampfe der Kirche mit dem Staate als Märtyrer erscheint, über den Umschwung der Zeitansichten, als er zuerst denselben wahrgenommen das Urteil von Johann Hinrich Horbius; ein Urteil, das um so mehr Gewicht für uns haben muß, da Spener selbst dasselbe dem großen Philosophen Leibnitz mitgeteilt und dringend zu beachten empfohlen hat. Horbius war als junger Gelehrter auf einer Studienreise in England, als er Spener, der später sein Schwager ward, in einem Briefe folgendes mitteilte: „Abgesehen von der Religion, war seit Alexander des Großen Zeit nichts gedacht, was für die Menschheit so nützlich und notwendig wäre, wie die Londoner Akademie der Wissenschaften, in der die größten Naturhistoriker und andere Gelehrte vereinigt sind. Der König befördert die Wissenschaften aus Politik, um beim Überfluß des äußeren Reichtums die Seelen zu beschäftigen. Da seit Cromwells Zeit Gewissensfreiheit, wie man es nennt, eingeführt ist; diese aber zu solcher Zügellosigkeit geführt hat, daß jetzt in England alle Haeresien Europa's blühen, so befördert der König nur solche Männer,

in Kirchenämter, die sich in Naturwissenschaften auszeichnen und einen Namen erhalten haben; so kamen nur Arianer in die ersten geistlichen Stellen, zumal da der Erzbischof von Canterbury, dem es eher möglich gewesen wäre, den Zustand der Kirche zu bessern, mehr Politiker als Theologe ist, und alles zugiebt, um nur nicht die Gunst des Königs zu verlieren." Horbius erkannte also schon, daß die Gewissensfreiheit, welche Cromwell proklamierte, um den reformierten Gemeinden die Freiheit zu verschaffen, sich selbständig, unabhängig von einander zu gestalten (er selbst war ja Independent), der natürlichen Religion, die Grotius für das wahre Christentum hielt, den Eingang in alle Kirchen bahnte und der Religion Gefahr bringe.

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg wandte sich in einem sehr artigen, aber dringenden Schreiben an den Senat von Hamburg, unter Hinweisung auf die Hilfe, die er der Stadt geleistet hatte, mit mit der Bitte, seinen Glaubensgenossen, den Reformierten, freien Gottesdienst zu gestatten, da nach der Reichskonstitution die Evangelischen von beiden Konfessionen für Einen Körper zu halten seien, und unter den gegenwärtigen Drangsalen von dem gemeinsamen Feinde Gleiches zu fürchten hätten. Der brandenburgische Minister suchte sogleich auch das Ministerium zu gewinnen durch Pastor Elmenreich von St. Katharinen, da er ihn, als Verfertiger von Operntexten, für aufgeklärt hielt, und sagte ihm von dem geheimen Schreiben. Doch kaum hatte das Ministerium Wind davon bekommen, als es beschloß, am bevorstehenden Dankfest, den 29. Oktober 1689, von allen Kanzeln gegen das Vorhaben des Kurfürsten zu predigen. Der Rat, der in große Verlegenheit geriet, forderte ein Gutachten vom Ministerium, weshalb dem Anliegen des Kurfürsten nicht zu willfahren sei. Wer sollte das Gutachten verfertigen? Der Senior Klug war am 14. April 1688 gestorben. Sein Nachfolger, Schultze, war nicht der Ansicht des Ministeriums. Johann Winckler war selbst erst 1684 von Wertheim gekommen und Pastor an St. Michaelis geworden; allein er scheute sich nicht, hatte er doch schon großen Einfluß gewonnen. An St. Nikolai hatte er bei der Vakanz des Hauptpastorats erst Hinckelmann als Diakonus durchgebracht, dann selbst Horbius als Hauptpastor, wiewohl das Ministerium vorher gedroht, die Fürbitte

zu verweigern, weil er Speners Schwager war; ja, nachdem Winckler auch an seiner eigenen Kirche als Diakonus Firnhaber bekommen hatte, gelang es ihm wieder im J. 1688 Hinckelmann, der zwei Jahre vorher als Hofprediger nach Hessen-Darmstadt gekommen war, zurückzuberufen, um Hauptpastor an St. Katharinen hieselbst zu werden. Hinckelmann war ein gelehrter Mann, der Einzige, der bis in die neueste Zeit den Koran arabisch gedruckt herausgegeben hat; er hatte das Manuskript vom Senator Schaffhausen zum Geschenk erhalten, der dasselbe bei seiner Gesandtschaftsreise in Wien erworben hatte. Doch freilich Winckler bekam einen bösen Gegner an Johann Friedrich Mayer, Speners Feind, der, als er im Oktober 1686 an St. Jakobi gewählt ward, schon deshalb Winckler grollte, weil dieser ihm an Michaelis vorgezogen war, und sich desto enger an den Senior Dr. Samuel Schultze, einen streitbaren Dithmarsen, anschloß. Einen Anlaß bot ein Besuch, den Horbius bekam von einem Anhänger von Jakob Böhme, einem Würtemberger, Johann Jakob Zimmermann, und von dem wegen seiner Ansichten vom tausendjährigen Reiche verrufenen Lüneburger Petersen, der auch zu Speners Familie gehörte. Da schien es dem Senior Zeit, aufzutreten, damit nicht das wegen seiner Orthodoxie gepriesene Hamburg ein Sitz der Fanatiker, Böhmisten, Pietisten werde; er legte in einem Konvente des Ministeriums am 16. März 1690 allen Mitgliedern einen von Mayer geschriebenen Revers zur Unterschrift vor, in dem sie sich darin vereinten, daß sie alle sich fernhalten wollten von allen Pseudophilosophen, Antiskripturaniern, laxen Theologen, Fanatikern, namentlich von Jakob Böhme, den feinen und groben Chiliasten, und sie nicht als Christen anerkennen; daß sie auch aller Neuerungen in den Zeremonien sich enthalten wollten, sie möchten Namen haben, welche sie wollten. Horbius erklärte die Forderung selbst für eine Neuerung, und weigerte sich, zu unterschreiben. Hinckelmann war nicht im Konvente zugegen gewesen, und ließ sich nicht später zum Beitritt bewegen, Winckler unterschrieb, doch äußerte er gar bald Bedenken, ob das Ministerium ohne Vorwissen des Rates als Koepiskopus, das Recht habe, die Unterschrift zu fordern. Der Rat trat dieser letzteren Ansicht bei. Beide Parteien wandten sich darauf an die Universitäten; Spener auch gab sein

Gutachten; da trat Mayer hervor und ließ drucken eine „Abgenötigte Schutzschrift reverendi ministerii." — Eine Unvorsichtigkeit, welche Horbius beging, verursachte die bösesten Folgen. Es war in Hamburg in derselben Zeit bei einzelnen Predigern Sitte geworden, den Dienstboten, welche am Sylvester-Abend von ihren Herrschaften Neujahrsgeschenke brachten, ein kleines Schriftchen mitzugeben. Beim Abschiede des Jahres 1693 verteilte Horbius einen Traktat über die Erziehung der Kinder, der aus dem Französischen übersetzt war durch einen Lt. Beckhof. Es fand sich, daß diese schöne Schrift „die Klugheit der Gerechten" von Pierre Poiret stammte, der die vielbesprochene Mystikerin Antoinette Bourignon auch nach Hamburg begleitet hatte. Nun war Pastor Mayer schon 1687 vom Herzog Christian Adolf von Holstein zum Professor honorarius in Kiel gemacht, und hatte von seinem Kirchen-Kollegium das Privilegium, in seinem eigenen Wagen, ohne Wechsel der Pferde, viermal im Jahre nach Kiel reisen zu dürfen, um seine Vorlesungen zu halten, zu benutzen, die Erlaubnis erhalten. Doch kaum war er diesmal von Kiel zurück, so brachte er die Angelegenheit am 22. Januar auf die Kanzel; und verbreitete eine Warnung vor diesem Buche aus Gottes Wort gegen die Pietisten. Horbius erklärte in einer Gegenschrift, wie die verdächtig klingenden Worte mit unseren symbolischen Büchern zu vereinigen wären; aber der Name der Pietisten, der durch den Professor Johann Benedict Carpzov aufgekommen war, um diejenigen, welche, wie Spener, außer ihren Predigten in der Kirche, in den Häusern Bibelstunden hielten, zu bezeichnen, war so verrufen, daß August Hermann Francke mit einigen Freunden Erfurt hatte verlassen müssen. Francke war in Hamburg mit Winckler und Horbius bekannt gewesen, natürlich, daß auch diese den Spottnamen bekamen. Mayer, auf den Beifall, den sie dennoch fanden, ebenso eifersüchtig, wie der Senior Schultz, war noch mehr gereizt, da er mit den polemischen Vorlesungen, welche er im Gegensatz, gegen die pietistischen Konventikel in seinem Hause begonnen hatte, keinen Beifall gefunden. Der Prediger Lange von St. Petri und andere eiferten mit ihnen gegen die Pietisten sogar auf der Kanzel so, daß der Rat verbot, die Sache in den Predigten zu erwähnen. Da beschloß das Ministerium am

5. März, daß alle gegen das verschrieene Buch predigen sollten; nur Winckler und zwei Kollegen waren nicht dafür gewesen. Doch das setzte den Rat in solchen Schrecken, daß er dem Horbius, der den Anlaß gegeben, die Kanzel verbot und einen Verweis gab, und als das Ministerium mit dem Verweise sich nicht begnügen wollte, sondern ein Kolloquium begehrte, bestritt der Rat dem Ministerium dieses Recht, weil ihm mit der Bürgerschaft das jus episcopale quoad cognitionem et executionem zustehe. Da brachte Mayer das Konklusum des Senats auf die Kanzel und forderte die Juraten der Kirche auf, sich ins Mittel zu legen. Das öffnete allen Predigern den Mund. Winckler stellte Horbius dar als „den unrechtmäßig verquäkerten Lutheraner". Mayer zeigte ihn dagegen als „den des Meineides überführten Prediger". Mayer erklärte bald seiner Gemeinde, ihr Valet sagen zu wollen, falls das Dekret des Rates nicht aufgehoben werde. Und als er sein Kirchen-Kollegium zu einer Vorstellung an den Senat getrieben, und das Petrinitische zur Nachfolge gereizt hatte, legte er den Ämtern die Konsequenzen dar, wenn der Senat den Gemeinden ihre Prediger nehmen könnte. Das Ministerium hatte dem Rat eine Anklageschrift gegen Horbius übergeben; der Rat erteilte diesem eine so treffliche Verteidigung, daß er selbst mit Zustimmung der Oberalten „einen protokollmäßigen Bericht darüber" drucken ließ. Da warf Mayer ihnen öffentlich vor, daß sie sich das jus episcopale aneigneten, und klagte, daß in Hamburg kein Konsistorium existire. Und von Neuem Veranlassung, sich zu erheben, nahm er, als Horbius sich wohl bereit erklärte, mit jedem aus dem Ministerium öffentlich zu disputieren, nur, seiner geschwächten Gesundheit wegen, nicht mit Mayer; da fanatisierte dieser auch den Pöbel. Als darauf der Rat die Bürgerschaft zur Entscheidung über die Sache auf den 23. November berufen hatte, waren die Ämter schon früh um 8 Uhr auf dem Rathause, ließen die Nikolaiten gar nicht in den großen Saal, der diesen gehörte, weil sie selbst nichts von dem hören wollten, was der Rat, wie sie vernommen, vorbringen wolle, daß Horbius nämlich seine Resignation eingereicht, und der Rat diese angenommen habe; sondern sie blieben dabei, daß Horbius sein Amt verlieren und in sechs Tagen die Stadt verlassen müsse. Drei Kirchspiele protestierten gegen den Beschluß; allein die Jakobiten beharrten auf ihre Forderung die ganze Nacht, bis der Rat

am anderen Morgen um 9 Uhr nachgab. Er hatte die Macht verloren; vergebens protestierte das Kommerzium und stellte vor, daß Gut und Leben der Bürger bei dieser Pöbelherrschaft in Gefahr stehe; vergebens bot der Minister Danckelmann von Berlin aus dem Rat Hilfe an; Horbius mußte am 27. November aus dem Thor fahren. Er ging nach Schlems bei Steinbeck, wo ein Dr. Bloch ihm eine Zufluchtstätte öffnete. Indes die Nikolaiten nahmen seine Abdankung nicht an und gestatteten dem Archidiakonus Müller, der ein Gegner von Horbius war, nicht, die Hauptpredigt zu halten, wie er im Fall der Vakanz des Hauptpastorats befugt gewesen wäre. Das führte weitere Exzesse herbei. Eine neue Versammlung der Bürgerschaft sollte gehalten werden; als aber der Rat, um Unruhen vorzubeugen, die alte Ordnung zu beobachten, den Vorschlag machte, nur den fünf Graduierten außer den 180gern zu erlauben, abzustimmen, erhob Mayer auf der Kanzel gegen solche Beschränkung der Freiheit der Bürger seine Stimme. Die Folge war, daß nach der Eröffnung der Bürgerschaft am 22. Januar 1694 eine förmliche Schlacht auf dem Rathause entstand durch die nicht berechtigten Bürger, welche eindrangen, und daß nach dreißigstündigem Lärmen der Rat endlich nachzugeben genötigt ward, daß auch die Frau und die Kinder von Horbius aus der Stadt mußten. 36 Personen waren bei dem Aufruhr schwer verwundet, 10 sogar lebensgefährlich; ein Brauer wurde tot im Wasser gefunden. Da erließ der Kaiser Leopold ein ernstes Strafmandat, namentlich gegen Mayer, als den Urheber des Streites, im Monat April. Dennoch wurden die Unruhen immer ärger, bis endlich am 7. Juni in einer Versammlung der Bürgerschaft, die 36 Stunden dauerte, eine Generalamnestie zustande kam. Freilich Horbius war nicht in dieselbe eingeschlossen, trotz aller Mahnungen von außen (auch Spener hatte für seinen Schwager selbst in Wien sich bemüht), obgleich auch das Nikolaitische Kirchen-Kollegium ihn als ihren Pastor ehrte, er durfte nicht zurück, bis er am 26. Januar starb. Doch auch da noch wollte das Ministerium unter dem Senior Schulz ihm als einen Schwärmer keine Danksagung in der Kirche, kein Leichengefolge gestatten, trotz der Vorstellungen des Senats und der Oberalten; 18 Tage blieb die Leiche über der Erde, da erst ward sie von Schlems aus nach dem Steinbecker Kirchhof beerdigt. Doch tausende von Horbius Anhängern kamen von

Hamburg und folgten; man zählte 550 Kutschen, und Pastor Winckler hielt ihm die Grabrede.

Nach erfolgter Amnestie hatte das Ministerium sich aber vor dem Syndikus von Bostel und dem Ratsherrn Schott zur Unterschrift eines Versprechens verpflichten müssen, jede Berührung des Streites auf der Kanzel zu vermeiden. Mayer wußte sich über das ärgerliche Mandat des Kaisers, „das ihn an den Pranger stelle", zu trösten; er war ja schwedischer Kirchenrat! Darum ging er nach Schweden und ließ sich dort, wo er konnte, hofieren; machte viel von sich sprechen und nährte bei seinen Anhängern die Sehnsucht, ihn wieder zu haben, so daß sie endlich, als er kam, ihn pomphaft einholten. Klug genug war er, von der Sache zu schweigen; doch furchtlos übte er auf der Kanzel sonst den elenchus nominalis, z. B. indem er den Bankschreiber Albag nannte, der wegen Unterschleif, den Gerichtsvogt Lt. Wigand, der gleichfalls wegen Unterschleif, den Ratsherrn Röver, der wegen Unrechtfertigkeiten bei der Verwaltung der Walddörfer angeklagt wurde. Das gefiel der großen Menge, und im Volke herrschte ein Geist der Unruhe und der Zwietracht, der zu großen Unordnungen führte. Dies trat zuerst hervor, als die Bürgerschaft am 17. September 1696 den ältesten Gerichtsherrn Hieronymus Sillem unter die Krone forderte, um sich zu rechtfertigen, daß er den Kupferschmied Martin Reese hatte auf den Winserbaum gesetzt. Es half ihm nichts, daß er erklärte, er habe es nach einem Commissorio des Senates gethan; daß der Rat selbst eintrat und die Notwendigkeit der Verurtheilung darthat, da sie auf Forderung des Kaisers erfolgt sei, wegen Beleidigung der kaiserlichen Geheimräte. Die Bürgerschaft blieb dabei, der Gerichtsverwalter müsse sein Amt verlieren, weil er nicht befugt sei, zu parieren, wenn der Rat ihm etwas gegen die Gesetze kommittiert habe, und — verlangte sogleich seine Absetzung und die Neuwahl eines anderen. Und als der Rat sich widersetzte, wählte die Bürgerschaft 24 Personen aus ihrer Mitte, und zeigte hernach dem Rate an, sie habe Hermann Stubbe zum Ratmann erwählt, der Rat möge ihn in Eid nehmen. Ja, als nun am 16. Oktober 1697 der alte Ratsherr Cord Vegesack gestorben war, im Ärger wegen seiner Verurteilung durch die Bürgerschaft in der Albagschen Banksache, und der Rat vergebens gesucht hatte, Sillem wieder einzusetzen,' genehmigte

die Bürgerschaft auch die Wahl des Giese Burmeister nicht, sondern wählte durch 24 Deputierte aus ihrer Mitte: Adrian Boon.

Nun bekam Pastor Mayer mit dem neuen Jahre neue Veranlassung, das Volk für sich zu gewinnen. Der Rat hatte sich schon lange den Israeliten gewogen gezeigt; er konnte seine Augen nicht verschließen gegen die Verdienste, welche die portugiesischen Israeliten durch die Eröffnung des Handels nach Spanien, wie nach Portugal, sich erworben hatten; wie aus ihrer Mitte die ersten Interessenten der 1619 errichteten Bank gewesen waren; wie sie sich dabei immer durch Moralität und Gemeinsinn Achtung erworben hatten. Mit der portugiesischen Gemeinde hatte die Stadt deshalb einen ganz ähnlichen Kontrakt geschlossen, wie mit den Niederländern. Das Volk erkannte aber den Unterschied zwischen den portugiesischen und den deutschen Juden nicht, und da auch unter den deutschen es reiche, angesehene Leute gab, sahen sie mit Neid und Mißgunst die Reichen durch ihren außergewöhnlichen Aufwand und Staat in dem armen, verachteten Volke hervorglänzen. Als nun der Rat am 29. Januar 1697, in großer Geldverlegenheit, von der Bürgerschaft einen Schoß bewilligt verlangte, erklärte diese, ihre Zustimmung nur geben zu wollen, wenn den portugiesischen, wie den hochdeutschen Juden verboten würde, öffentliche Schulen zu halten, und des Freitags ihre Lampen anzustecken; wenn auch die Portugiesen 20,000, die Hochdeutschen 30,000 ℳ außerordentlich zuschössen. Der Rat berief sich einfach auf die Verträge mit den Juden, die das nicht gestatteten; die Bürger aber gaben nicht nach, sondern steigerten in einer Reihe Versammlungen, welche sie in den folgenden Monaten hielten, ihre Forderungen immer mehr, so z. B., daß sie bei keinem Christen in Dienst bleiben könnten, ihre Toten nicht mit Gepränge bestatten dürften, niemals am Sonntage; daß nie mehr als 10—12 Familien zu ihrem Gebet zusammenkommen dürften u. dgl. Umsonst ließen die Portugiesen sich in Unterhandlungen ein; umsonst nahm die Kaufmannschaft sich ihrer an, erklärte der Rat am 9. September, daß er unmöglich zugeben könne, daß man die Portugiesen aus der Stadt vertreibe; zuletzt verbot die Bürgerschaft, dem Rat das Honorar aus der Kammer auszuzahlen, und drohte, wie sie am 13. November 1696 schon gethan hatte, die Ratswahlen in die Bürgerschaft zu bringen; da wich der Rat der Not der Zeit und gab

nach. Doch am 13. Januar 1698 zeigte der Rat den Bürgern an, daß die Portugiesen ihre Kapitalien von der Börse einzögen, ihre Häuser verkauften und alle Anstalten zum Abzuge machten; die Bürgerschaft blieb noch am 28. Juli bei ihrem Beschluß. Den 31. März 1698 teilte er darauf der Bürgerschaft mit, daß der König von Dänemark Jmanuel Texeira zu seinem Residenten im westfälischen Kreise gemacht; allein die Bürger wollten nicht ihre Einwilligung geben, daß ein zweiter Resident des dänischen Königs hier wohne; und die Bürgerschaft verlangte immer von neuem, daß der Rat thue, was sie wolle, und schloß die Thür des Rathauses zu, ihn zu zwingen, nachzugeben, wenn er nicht wollte. So setzte sie denn auch durch, daß statt des am 19. August 1698 für ewige Zeiten angesetzten Dankfestes am 23. September für den 15. September, zum Andenken an Snitgers und Jastrams Hinrichtung, ein allgemeiner Fast-, Buß- und Bettag angeordnet würde. Doch trotz der sich immer erneuenden Streitigkeiten sah die Bürgerschaft es noch zuerst für eine Übereilung des Senats an, als er am 1. September 1698 den Vorschlag that, eine Kommission des niedersächsischen Kreises anzunehmen, um die Ruhe wiederherzustellen; mit Mühe nur willigte sie in den Antrag, einen Ausschuß von 50 Bürgern, unter welchen die Oberalten und fünf Gelehrte sich befinden sollten, zu erwählen, um mit dem Rate die Mängel und Mißverständnisse auszugleichen. Nach unendlichen Debatten kam endlich im J. 1699 ein Vergleich zustande, der aber dennoch in der Verfassung gar nichts änderte.

Diese Zänkereien boten Mayer freilich vielen Anlaß, seine hochberühmte Kunst auf der Kanzel in Strafpredigten zu zeigen; nicht nur die Herren des Rats, sondern auch die Mitglieder der bürgerlichen Kollegien machten sich oft genug Übergriffe und Unrechtfertigkeiten schuldig, und der Umschwung des Zeitgeistes zeigte nicht gerade, daß durch ihn das Wollen und Vollbringen des Guten gefördert wurde. Die Vorliebe zur Kunst reizte nur die Eitelkeit und Herrschsucht; denn die Kunst, wenn sie nicht aus der wahren Quelle entspringt, giebt dem Herzen die rechte Nahrung nicht. Ein trauriges Beispiel giebt der Mann, der damals gerade so vor Allen von sich sprechen machte, Pastor Mayer. Es ist wohl ergreifend, wenn wir hören, daß er einst mit seinem gelehrten Kollegen, Pastor Dr. Volckmar zu St. Ka-

tharinen auf einem Spaziergange nach Horbius Grabe in Steinbeck gekommen war, diesem dasselbe mit den Worten gezeigt hat: „Da lieget Herr Horbius, dessen Seele nun bei Gott pranget!“ Und als sein Begleiter erstaunt gesagt habe: „Ei, Herr Doktor, wie sprechen Sie? dergleichen haben Sie vor diesem nie gesprochen!“ seien ihm die Zähren über die Wangen gelaufen, und habe er seufzend gerufen: „Verzeihe es Gott demjenigen, der mich dazu verführet hat!“ — Und wenn wir uns dann vorstellen, daß dieserselbe Mann einen Auftritt hervorrufen konnte, welcher ihn freilich am meisten bekannt gemacht hat, weil er im wahren Sinne echt komisch zu halten wäre, wenn er nicht an einem heiligen Ort sich zugetragen hätte.

Die Oberalten waren in ihrem eitlen Streben, immer höheres Ansehn zu erlangen, in ihren eigenen Augen so hoch gestiegen, zu wähnen, daß es sich mit ihrer Stellung nicht vertrüge, in der Kirche mit dem Klingelbeutel zu sammeln. Sie hatten sich Habite (spanische Stallröcke) angelegt, ähnlich wie die Ratsherren; blieben lebenslänglich in ihrer Würde; wurden seit 1695 in versammelter Bürgerschaft gewählt, bekamen seitdem ein jährliches Honorarium; am 26. Mai 1701 beschloß die Bürgerschaft, „daß sie nun und künftig von der Sammlung mit dem Klingelbeutel sollten befreiet sein.“ Der Rat opponierte; die Bürgerschaft gab nicht nach, sondern vertagte sich auf 14 Tage. Am folgenden Sonntage, den 5. Juni, 1701, trat Mayer auf die Kanzel und hielt nicht — eine Predigt, er verlas zwar das Evangelium Luc. 14,16—24, aber er berührte es nicht weiter, — aber er hielt eine mächtige Strafpredigt gegen den Hochmut der Oberalten. Er sagte ihnen: „Ihr seid Väter der Stadt, ihr sollt der Stadt Bestes suchen, es sei euch gleich, ob ihr in der Kirche oben an sitzet, oder nicht; — in der Kirche, da sitzet der hochmütige und stolze, aber von Gott verworfene Pharisäer oben an, der arme bußfertige und gottgefällige Zöllner tritt gern von fern. Und da der Klingelbeutel so verächtlich gehalten würde, solltet ihr nicht gesagt haben: Ihr Oberalten, was seid ihr? Ihr seid wohl nur ehrliche Bürger, als wir, wir wissen hier von keinen Nürnberger Hosen; und da es eure Vorfahren gethan, warum wollt ihrs nicht thun, wollet ihr euch schämen, Brod zu sammeln für euren Jesu?“ Im Verfolg der Rede faßte er einen Klingelbeutel, den er mit auf die

Kanzel genommen, hielt ihn der Gemeinde vor und sprach: „Nun, hier ist der von den hochmütigen Leuten verlassene Klingelbeutel; die Glocke ruft, der Göttlichen Racheglocke! Dieser Aufenthalt der Almosen aber ruft: O Gott, hoffärtige Leute schämen sich, das Brod zu sammeln für deine armen Brüder und Schwestern? Bleib liegen, armer, verlassener Klingelbeutel. Jesus, erbarme dich über die Armen!" — Dann klagte er, daß all sein Predigen nichts geholfen, daß er an einem Tage zweimal, in einer Woche sechsmal gepredigt habe; bat dann, am nächsten Donnerstage in die Bürgerschaft zu kommen, daß man den Satan unter die Füße träte, und schloß: „Wer weiß, ob dies nicht die letzte Predigt ist, die ich unter euch thue!" Am Tage darauf versammelten sich an 300 seiner Freunde und forderten die Oberalten auf, das Sammeln wieder zu übernehmen. Aber, da dies nicht geschah, Mayers Predigt auch auf die Bürgerschaft nicht wirkte, nahm Mayer wirklich einen Ruf an. Der Generalsuperintendent von Pommern und Rügen starb, und er ward an seine Stelle berufen. Warum sollte er die Stellung nicht annehmen, da er schon schwedischrr Superintendent war? Wie er gedroht hatte, zu gehen, weil „seine Gemeinde ihm bei lebendigen Leibe absterbe", so dankte er am Bußtage, den 15. September, Gott, „daß er ihn aus der Stadt führe, wo die Gerechtigkeit nicht vorwalte, nach Gunst und Gaben Recht gesprochen werde". Am anderen Tage ging er nach Kiel, seine Vorlesungen fortzusetzen, ließ sich aber bei seiner Rückkehr nach Hamburg erbitten, noch einmal, am 19. September nach Trinitatis, die Kanzel zu besteigen. Erst am 16. Oktober hielt er seinen Einzug in Greifswald. Er ward als Generalsuperintendent instituiret, als Präses des Konsistoriums introduzieret, ward gleich zum Rektor der Universität kreiret, und hielt am 9. November als Stadtsuperintendent seine Antrittspredigt. Dennoch that er Einspruch, als der Senior Winckler wegen der Vakanz bei seiner Abwesenheit die Wahl eines Diakonus an der Jakobi-Kirche leiten wollte. Der Rat sandte ihm mit Bewilligung der Oberalten seine Demission. Mayer nahm diese aber nicht an; denn seine Freunde im Kirchen-Kollegium, namentlich Baltzer, Stielcke, Hans Jürgen Lütge, Pape, erkannten ihn immer noch als Pastor an und wählten auf Mayers Vorschlag einen Pastor Hennings zum Diakonus, und setzten es mit ihrem Rumoren durch, daß der Rat am

14. März 1704 Mayer wirklich eine Renovation seiner Vokation sandte. Stielke hatte die ganze Bürgerschaft aufgeregt, sich am 27. September 1702 auf den Präsidentenstuhl gesetzt, die Oberalten ohne Erfolg vor sein Gericht gefordert. Der Lärm ward noch stärker, als der Rat auch nicht unter die Krone treten wollte, Tische und Bänke wurden zerschlagen. Als der Rat dann sogar die Rädelsführer, Frahmen, Bülow, Küster, gefangen setzen wollte, kamen am 6. Dezember 2000 Personen aufs Rathaus, obgleich der Rat gar nicht versammelt war, gerierten sich als die Bürgerschaft, erklärten die Verhaftung der Inquisiten für statutenwidrig, verweigerten dem Rat den Gehalt, eigneten sich die Ratswahl zu und wiesen die Ratmänner aus der Deputation der Schoßtafel. Das Ministerium hatte sich natürlich gegen die Renovation der Berufung erklärt (ein Ausdruck, den Pastor Volckmann aufgebracht hatte), den der berühmte Kirchenratslehrer Justus Henning Böhmer in einer der vielen Schriften, die bei dem Streite erschienen, für eine gottlose Cautele, einen Deckmantel der Ungerechtigkeit, erklärte. Doch auch im Ministerium hatte sich Pastor Krumbholz, der sich ganz Mayer hingegeben hatte, da dieser, als Dekan der Kieler Universität, ihn bei seiner Ankunft in Hamburg, zum Doktor der Theologie gemacht, wie auch Pasmann und Köthen, und der frühere eifrige Gegner von Horbius, Vake sich gegen die Renovation ausgesprochen. Krumbholtz war beim Antritt seines Pastorats an St. Petri von Mayer mit einem großen Lobgedicht begrüßt; er war eine außerordentlich schöne Erscheinung, der dabei dem Volke nach dem Munde zu sprechen wußte, in seiner satirischen Laune gern Stadtgeschichten auf der Kanzel mitteilte, und dann wohl die Oberalten das „Tausendthaler-Kollegium", den Rat „das Magisträtchen" nannte, auf der Kanzel auf „die Laurer" spottend hinwies, welche die Gegner geschickt, ihn zu fangen. Sein Ziel war die Trennung der Kirche vom Staat. Darum war er Stielcke's Mann, der auch in der Bürgerschaft für eine neue Kirchenordnung strebte, da weder die Aepinsche noch die Bugenhagensche gehalten würde. War Krumbholtz doch auch verehrt von Kandidat Feuftking, der ihm Beistand leistete gegen Stielcke's am meisten gefürchteten Gegner, den Lizentiaten Barthold Feind. Dieser, der Sohn eines Lehrers am Johanneum, hatte in seiner satirischen Laune von Anfang an mit seinen

Spottgedichten Mayer verfolgt und die Lacher auf seine Seite gezogen. So erschien 1702: „Das verirrte Haus Jakobs", 1703: „Stielcke und Lutze, ein Schauspiel auf dem Naumburger Theater in der Peter Paul-Messe aufgeführt". Doch kein Gedicht machte mehr böses Blut, als sein „Lob der Geldsucht", das setzte Stielcke so in Wut, daß er nicht ruhte, bis daß Feind im J. 1704 aus der Stadt vertrieben ward. Als er im folgenden Jahre zurückkehrte und wieder mit Kandidat Feustking in Streit geriet (es war über einen Operntext zu Händels „Almira"), brachte er es dahin, daß die Bürgerschaft beschloß, daß zwei von Feinds Schriften vom Frohn öffentlich verbrannt werden, und sein Bild zu ewigen Tagen an den Galgen gehängt werden solle. Als die Ratsherren das nicht zugeben wollten, wurden die beiden jüngsten Mitglieder desselben unter die Krone gefordert, und als diese zugaben, daß sie selbst gegen die Bürgerschaft gestimmt, für abgesetzt erklärt. Vier Versammlungen der Bürger, am 23. September, am 6. und 28. des folgenden Monats und am 30. November wurden mit Schelten zugebracht, sowie die am 26. Januar 1708, und ob diese gleich bis zum anderen Morgen um 4 Uhr dauerte, wurde nichts beschlossen. Am 8. März wählte die Bürgerschaft, nachdem sie die vom Rat vorgenommenen Wahlen annulliert hatte, sieben neue Ratsherren. Doch vergebens kamen Deputierte zu den Erwählten, keiner von diesen folgte aufs Rathaus. Nach und nach blieben auch wie im Rat, so in der Bürgerschaft die Mitglieder fort; denn bei jeder Versammlung mußten zwei Bürger-Kompagnien vor dem Rathause Wache halten, und die Bürger blieben die Nächte hindurch zusammen, doch selbst die Gerichtshöfe verrichteten zuletzt nicht mehr die ihnen aufgetragenen Exekutionen.

Endlich erhielt der Rat ein Schreiben aus Wien vom 25. April 1708, in dem der Kaiser Joseph kundthat, daß er den Grafen Damian Hugo von Schönborn befohlen, und dem Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg Macht gegeben, dem Ursprunge der Verwirrungen nachzuspüren und dem Übel abzuhelfen. — Pastor Krumbholtz war freilich frech genug gewesen, von der Kanzel aufzufordern, nicht zu dulden, daß fremde Potentaten sich in die hamburgischen Angelegenheiten mischten. Aber als man nun am 13. Mai aus der Hauptpredigt kam und erfuhr, daß schwedische, preußisch-kurhannoversche, braunschweig-wolfenbüttlische Kriegs-

völker den Hammer- und Lübecker Baum besetzt, die Hamburger Soldaten ohne Gewehr zurückgeschickt und hinter dem Hochgericht ein Lager aufgeschlagen hätten; da wurden die Schreier stille. Die ordentlichen Bürger versammelten sich auf die Berufung des Senats; anfangs hofften diese noch, die Kommission vom Kaiser vermeiden zu können; aber am 19. faßte die Bürgerschaft doch den Beschluß, die kaiserliche Kommission zu genehmigen, es sollten aber keine Truppen in die Stadt marschieren. Diese Bedingung mußte die Bürgerschaft freilich auch noch aufgeben, so daß die Stadt 2000 Mann zu Fuß und 300 Mann zu Pferde aufnehmen mußte. Am 31. Mai morgens zogen sie ein: die Schweden durchs Steinthor, die Preußen durchs Dammthor, die Hannoveraner durchs Deichthor, die Braunschweig-Wolfenbüttler durchs Millernthor; und die Ruhe war so schnell hergestellt, daß die Truppen schon am 27. Juni entlassen werden konnten. Der Pastor Krumbholtz ward vom Obergericht des Todes schuldig befunden, doch aus bewegenden Ursachen zur Degradation und zu ewigem Gefängnis kondemniert, und von der kaiserlichen Kommission auf die Festung Hamel geschickt. Er blieb dort, bis er starb am 3. Dezember 1725. Stielcke starb auch auf der Festung in Dömnitz, wie fast alle seine Gefährten, im Gefängnis. Der Oberalte Witte, der vom Gericht seiner Würde entsetzt wurde, mußte Haus-Arrest leiden bis zu seinem Tode im Jahre 1746, da er in seinem Eigensinn nicht Urfehde schwören wollte.

Die kaiserliche Kommission setzte den Ratsherrn Garlieb Sillem am 7. März feierlich wieder in sein Amt ein.

Nun wurde am 19. Juli 1709 von der Bürgerschaft eine Kommission von 100 Bürgern, unter denen 10 Gelehrte waren, eingesetzt, welche mit der kaiserlichen Kommission der Stadt Bestes beraten sollte. Den Rat sollte der Syndikus von Bostel vertreten, da dieser aber am 27. November Bürgermeister wurde, ward nicht nur seine Stelle besetzt, sondern auch am 1. September 1710 ein vierter Syndikus gewählt, die Menge der Geschäfte zu bewältigen. Die Sechsziger hatten zum Vertreter den fleißigen Lizentiaten Führsen. Die Arbeiten schienen rasch zu Ende zu kommen. Der Union-Rezeß mit dem Reglement für die Rat- und Bürger-Konvente ward schon am 10. September 1710 vom Kaiser ratifiziert; am 10. Dezember konnte auch das Reglement für die Ämter und

Brüderschaften publiziert werden. Am 8. April 1711 gab die kaiserliche Kommission das unwiderrufliche Fundamental-Gesetz für die Regierungsform; doch freilich, Rat und Bürgerschaft wiesen die Annahme ab, weil sie nicht zu Rate gezogen waren, und während der Debatte über diese Weigerung kam die Nachricht von dem am 11. April erfolgten Tode des Kaisers, und, als natürliche Folge die der Auflösung der kaiserlichen Kommission. Graf Schönborn eilte nach Wien; schon am 12. Oktober brachte er ein neues Kommissorium zurück; inzwischen war aber die Pest in Hamburg ausgebrochen; in höchster Eile wurde deshalb am 15. Oktober nur der Haupt-Rezeß der Stadt Hamburg unterschrieben.

Dieser Rezeß bestimmte nun, daß das Kyrion, also die Herrschaft über den Staat, dem Rat und der Bürgerschaft gemeinsam, nicht dem Rat allein und nicht der Bürgerschaft allein, zustehe. Der Rat soll bestehen aus 4 Bürgermeistern, 4 Syndizi und 24 Ratsherren, und sich bei Erledigung von Sitzen selbst ergänzen und zwar nach einer bestimmten Wahlform, die jeden Einfluß der Menschen von außen ausschließt, da sie den Vorschlag für drei Kandidaten durch die kurz vorher durchs Los erwählten, eigens für diesen Fall in Eid genommenen Männer, und dann erst aus diesen dreien, nachdem auch diese von den Anwesenden gutgeheißen sind, wieder durchs Los geschehen läßt. Die Ausschließung der nahen Verwandten, die der frühere Wahlrezeß schon bestimmt hatte, war beibehalten. Die Verteilung der Ämter im Senat, wie die Gehalte der einzelnen Glieder ward bestimmt. Die Bürgerschaft darf nur von den Oberalten, nicht vom Rat berufen werden. Die Oberalten werden von dem Kollegium der Sechsziger im Beisein zweier Ratsherren gewählt; die Sechsziger aus den Hundertachtzigern. Die Oberalten erhalten jährlich jeder ein Douceur von 1000 Mark. Die Unabhängigkeit der Bürgerschaft vom Rate in ihren Beschlüssen zu bewahren, ward wohl vorgesehen.

Die kaiserliche Kommission hatte mit diesem Haupt-Rezeß keineswegs ihre Arbeit beendet; sie hinterließ den hamburgischen Mitgliedern allein für den Haupt-Rezeß noch 32 wichtige Anlagen. Sie hatten aber alle fünf Hauptteile der Verfassung ins Auge gefaßt; Rat und Bürgerschaft, die Kirche, die Schule, die Polizei und die Finanzen. Da der Graf Schönborn rücksichtsvoll genug war, als Katholik sich nicht in die kirchlichen

Angelegenheiten mischen zu wollen, hatte er nur eine clausula poenalis verlangt, um den Predigern auf der Kanzel Bescheidenheit zu empfehlen. Der Senat forderte deshalb vom Ministerium einen Entwurf zu einer neuen Kirchenordnung, und übergab demselben, als der ihm vorgelegte ihm nicht genügte, einen andern von den Sechszigern, durch Lt. Führsen verfaßten. Allein er bekam diesen, wie er, ihn abweisend, bemerkte, „mit sehr unzeitigen Zensuren und ungegründeten Skrupulositäten" zurück, und konnte das Ministerium nicht bewegen, auch nur „das Priester-Reglement", das der Kaiser selbst hieher aus Wien gesandt hatte, anzuerkennen. Da dieses letztere aber der Obrigkeit die Hauptsache war, unterblieb die Abfassung der Kirchenordnung auch in späterer Zeit ganz, und man begnügte sich, auch in Zukunft einzelne Bestimmungen in Bezug auf Ordnung und Zeit des Gottesdienstes zu ändern.

Nach der Annahme des Haupt-Rezesses fand der Rat wie die Bürgerschaft nach den gemachten Erfahrungen, es doch rätlicher, die Deputation der 100 Bürger aufzuheben, um so auch von der kaiserlichen Kommission frei zu werden. Der Aufenthalt der vornehmen Herren hatte doch vielen Aufwand erfordert, ihnen das Hiersein lieb zu machen. Zu dem Ende hatte man unter Anderem die großen Alleen vor dem Steinthor als Palmaille, in Nachahmung des Wiener Prater, angelegt, um dort Nachmittags bis zum Thorschluß eine tour à la mode in glänzenden Equipagen zu machen. Doch freilich, die Vergnügungen wie die Geschäfte wurden unterbrochen durch die Bubonenpest, die schon im J. 1708 in Ungarn und Polen sich gezeigt, und unserer Stadt immer näher gekommen war. Lange hatte man Vorkehrungen getroffen; zum erstenmal ein Collegium sanitatis eingesetzt, zu dem, unter dem Präsidiat des Syndikus Garlieb Sillem, außer dem Physikus fünf Bürger hinzugezogen wurden. Die Thor-Kontrolle über die Einwandernden wurde eingeführt; die Viehmärkte wurden vor die Thore gelegt; die Straßen und Kanäle wurden gesäubert; die Colonelschaft mußte in ihrem Bezirk jedes Haus untersuchen und Bericht namentlich über die Armen abstatten, wie die Vorsteher des Pesthofes, des Zucht- und Waisenhauses und ähnlicher Anstalten über ihre Bewohner; Leichenzettel wurden bei dieser Gelegenheit gesetzlich verlangt; keine Leiche durfte fortan über acht Tage über der Erde stehen. Pestlazarette wurden errichtet, außer je einem für diese, auch sechs andere Ärzte und eine Anzahl

Wundärzte für den ersten Anlauf angestellt. — Im September 1712 wurde der erste Pestfall in der Böhmkenstraße gemeldet; erst im März und April stieg die Zahl der Befallenen; die der Sterbenden, welche gewöhnlich im Monat 45 betrug, war im August 100, im Septemher 744. Im Ganzen sind 7—8000 Menschen, als an der Pest verstorben, beerdigt; man hatte einen eigenen Pestberg vor dem Dammthor, beim Judenkirchhof (im jetzigen zoologischen Garten) errichtet. Am 22. März 1714 gestattete das Collegium sanitatis, ein Dankfest wegen Befreiung von der Seuche zu begehen. An der Krankheit waren aus den bemittelten Ständen wenige, aus den höheren gar keine gestorben. Die Ausgaben für die Stadt waren nur 15,000 Mark Kurant gewesen, obgleich die Kriegsunruhen im Holsteinischen die Zufuhr gesunder Nahrungsmittel erschwert hatte.

Zwanzigstes Kapitel.

Hamburgs Kampf um seine Selbständigkeit.

Vom J. 1712—1769 n. Chr. G.

Kaum hatten die kaiserlichen Truppen Hamburg verlassen, so trat Friedrich IV., der im J. 1699 seinem Vater Christian V. als König von Dänemark gefolgt war, mit der Beschwerde hervor, daß Hamburg „seine jura auf den Schauenburger- oder Königshof (!) angetastet". Die Stadt mußte erst bei dem königlichen Residenten von Hagedorn zur Geltung bringen, daß schon im „liber resignationum von 1260" der Graf Gerhard von Holstein die Erklärung abgegeben habe, daß dieser Hof nicht auf holsteinischem Territorium liege, und daß später bei der Teilung Holsteins der Graf Adolf keine Territorial-Ansprüche auf die Jurisdiktion gemacht habe. Nun machte der König große Ansprüche auf Entschädigung dafür, daß seine Truppen wegen der Pest Hamburg umzingelt, die Vierlande und Billwärder besetzt, und daß seine Schiffe die Elbe bewacht hätten, und forderte 2000 Thaler Entschädigung für jeden Tag Zögerung. Alle Unterhandlungen brachten es nur dahin, daß am 18. November 1712, in einem Vergleich in Altona, Hamburg sich entschließen mußte, eine Deputation nach Kopenhagen zu senden, um des Königs Huld und Gnade durch ein Lösegeld von 246,000 Thaler zu gewinnen.

Der Kaiser Karl IV. kassierte freilich am 10. Januar 1713 diesen Vergleich und verbot, ohne sein Vorwissen dem Könige von Dänemark oder sonst jemandem das Geringste zu zahlen, oder gar eine einem Reichsstande unanständige Deputation zu senden, bei Pön von 200 Mark lötigen Goldes; befahl dagegen, sich nur an den Kaiser, als des Reiches alleinigen Oberhaupt, zu halten. Doch der Kaiser hatte keine Macht, seinen Worten Nachdruck zu geben. Indes kam Hilfe von anderer Seite. Der König von Dänemark hatte Schweden angegriffen, als der König Karl XII. die schwere Niederlage bei Pultawa erlitten hatte; dafür sandte dieser, der ein Schwager des jungen Herzogs von Schleswig-Holstein war, den schwedischen General Steenbock gegen ihn. Steenbock besiegte die Dänen bei Gadebusch, zog nach Altona, forderte eine unerschwingliche Brandschatzung, und steckte wirklich, als er diese nicht erhielt, die Stadt in Brand. Die armen Bewohner flüchteten sich auf den Hamburgerberg, allein Hamburgs Thore waren wegen der Pest, die in der Stadt herrschte, verschlossen; die Häuser Altona's brannten am 8. und 9. Januar 1712, bis auf die Kirchen, nieder. Doch die Russen und Sachsen kamen nun den Dänen zu Hilfe. Menzikoff nahm sein Quartier in Wandsbeck; der Czar Peter der Große wohnte in Hamburg bei seinem Residenten Böttger am Jungfernstieg; bald vertrieben sie die Schweden, verfolgten sie, und führten den General Steenbock nach dem Siege auf der Gardinger Heide bei Tönningen auf die Festung von Kopenhagen, wo er bis an sein Ende blieb. Den Hamburgern hinterließ Menzikoff freilich kein freundliches Andenken; er forderte ohne jede Veranlassung, unter dem Vorwande, daß ein Russe von den Hamburgern beleidigt sei, ein Sühnegeld von 400,000 Thalern, unter der Drohung, sonst auch Hamburg einzuäschern; da zahlte man ihm lieber die Hälfte, um ihn loszuwerden.

Auch der König Friedrich IV. ließ den Hamburgern keinen guten Namen zurück. Durch seine beständigen Kriege geriet er in solche Finanznot, daß er sich nur zu helfen wußte durch eine höchst verderbliche Maßregel. Er ließ das dänische Geld nach einem niedrigeren als dem gesetzlichen Münzfuß prägen, so daß der Unterschied zwischen Courant und Spezies 16 statt 33 Prozent war. Für Hamburg war dies um so mehr von Bedeutung, da es seit der Einrichtung der Bank im J. 1619 das

dänische Spezies-Banko als Normalmünze angenommen hatte, und Dänemark verlangte, daß sein Geld in den öffentlichen Kassen in Hamburg für den von ihm angegebenen Wert angenommen werde. Die nächste Folge war natürlich, daß das vollwichtige Kurantgeld durch Beschneiden, Auskippen und sonst verschlechtert wurde. Doch, als alle Gegenvorstellungen beim König nicht halfen, bediente der Rat sich im J. 1725 seines Münzregals und errichtete auf dem Kaiserhof eine „Kurant-Bank", in der man jederzeit Kurant-Münze zum rechten Kurs gegen Banko erhalten konnte. Der König, darüber empört, verbot jeden Handel „mit seiner ununterthänigen Stadt Hamburg" in seinem Lande, und drohte mit strengen Maßregeln, wenn nicht am 27. Januar 1727 die Kurant-Bank geschlossen würde. Nichts half ein Dekret des Reichshofamtes, nichts Unterhandlungen; hamburgische Schiffe wurden im Sunde und in der Nordsee aufgebracht, immer strengere Mittel wurden angewandt, den Handel Hamburgs zu vernichten; das dauerte fort bis zum Tode Friedrich IV. im J. 1730. Nun hoffte die Stadt wieder freien Handel! Den neuen König Christian VI. zu bewillkommnen, gingen Syndikus Klefeker und Vincent Rumpf nach Kopenhagen. Es gelang ihnen, jeden der drei Minister durch ein „Douceur von 1000 Dukaten" zu gewinnen, auch, um vom König, unter Vermittelung der Fürsten des niedersächsischen Kreises durch ein Geschenk von 200,000 Thalern (300,000 hatte er verlangt), das Versprechen, den Münzfuß von 1710 zu Stande zu bringen, zu erhalten, bedurfte es ähnlicher Wege. Allein dennoch brachte die Regierung dieser Könige von Dänemark Hamburgs Handel einen großen Vorteil durch die Hebung ihres eigenen Landes vermöge des Handels, der Fabriken uud des Wohlstands überhaupt.

Hamburgs Politik war nur eine Handelspolitik, sein Streben, mit allen Völkern Frieden zu haben, um mit ihnen frei verkehren zu können. Dafür brachten sie die größten Opfer. Darum hatten sie gleich nach dem Utrechter Frieden (1713) den Syndikus Andersen und den Senator Stockfleth nach Paris geschickt, den im J. 1655 mit Frankreich geschlossenen Handelsvertrag zu erneuern. Und es gelang nicht nur dieses, sondern auch nach dem Tode Ludwigs XIV. durch den Regenten, den Herzog von Orleans, die Aufhebung des droit daubaine, wodurch jedem Fremden in Frankreich das Recht gewonnen wurde, über seine Güter auch nach seinem Tode zum

Besten auswärtiger Erben zu disponieren; es war dieses sehr wichtig, da der Handel mit Frankreich sehr bedeutend geworden war. Denn seit dem Jahre 1685 waren die französischen Weine durch die aus dem Vaterlande flüchtigen Franzosen nicht nur in Hamburg, wie sonst in Deutschland, beliebt geworden, sondern auch über Hamburg weiter nach dem Osten und Norden verbreitet. Und der Leinenhandel hatte einen besonderen Aufschwung genommen, da hamburgische Kaufleute die französische Leinewand, die wegen ihres losen Gespinnstes und ihrer trefflichen Appretur im spanischen Amerika vor anderen beliebt war, in Schlesien nachmachen, und nach Spanien gehen ließen. Als nun die französische Regierung die Vorrechte der westindischen Kompagnie aufhob, erweiterte sich auch der Kolonialhandel; Indigo und Kaffee fanden in Hamburg einen guten Marktplatz, und der Handel mit Zucker rief eine Menge Zuckersiedereien hervor.

Zugleich hob sich der spanische Handel. Spanien und Portugal verschlossen ihre Kolonieen zwar den fremden Schiffen, aber die deutschen Häuser auf der Halbinsel selbst sandten die Kolonialwaaren nach Hamburg, um von hier nach dem Norden und Osten weiter zu gehen. So zog auch der Handel nach den Städten des mittelländischen Meeres sich über Portugal hierher, weil der frühere direkte Seehandel dahin durch die Barbaresken in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts unsicher geworden war; die Konvoi-Schiffe reichten nicht mehr hin; 1747 wurde deshalb die Seefahrt dahin ganz aufgegeben; 1767 wurde der letzte Seefahrer von der Kasse „der Stücke vom Achten", welche die Schiffer, um die Gefangenen loszukaufen, unter sich gegründet hatten, aus der Sklaverei befreit.

Am 29. November 1755 brachte der „Hamburger Correspondent" die erste Nachricht von dem furchtbaren Erdbeben in Lissabon, das am 1. November begonnen hatte, und bis zum 23. Dezember dauerte. Anzeichen dieses wunderbaren Naturereignisses hatte man im hamburgischen Gebiete schon in jener Zeit in der Kirche zu Groden im Amte Ritzebüttel und in Kirchwärder gehabt, durch unwillkürliches Geläute der Kirchenglocke; aber der Eindruck der Nachricht aus Lissabon war überwältigend; wie viele Hamburger hatten dort Verwandte; welches Vermögen war gefährdet! Die Hauptstadt von Portugal war verschüttet, über 30,000 Menschen verloren das Leben! Ein allgemeiner Buß- und Bettag ward in Hamburg ange-

ordnet, eine Bitte um Bewahrung vor einem Erdbeben ins Kirchengebet eingefügt. Die Behörden wie die Bürger wetteiferten, Hilfe zu leisten; der Senat sandte dem Könige ein lateinisches, vom Syndikus Faber verfaßtes Kondolenzschreiben. — Von Hamburgern verloren, soviel bekannt, zehn ihr Leben; auf wunderbare Weise wurde der später hier so hochgepriesene Johannes Schuback gerettet, der bis zu seinem Tode auf seinem Kontor den Tag seiner Erhaltung feierte. Der Verlust der Börse wurde auf Banko-Mark zehn Millionen geschätzt; am schwersten wurde allgemein gefühlt das plötzliche Fallissement von Paul Poppe, welches die Zahlungseinstellung seiner Brüder, des Bürgermeisters Cornelius Poppe und des Oberalten Lorenz Poppe, die Banko-Mark 210,000 verloren, nach sich zog. Ein wichtiges Zusammentreffen war die Einführung der neuen Fallitenordnung, die von den Ratsherren Nikolaus Schuback, Corthum und Anckelmann ausgearbeitet war, im Juli 1753.

Es war ein Glück für Hamburg, daß diese Verlüste gerade in eine für den Handel der Stadt sehr günstige Zeit fielen. Den Anschein hatte das freilich nicht. Die Könige von Preußen Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. hatten, wie die dänischen, um den Wohlstand, insbesondere der Mark Brandenburg, zu heben, Monopole erteilt und Handelsverbote erlassen, Fabriken gefördert und namentlich auch die Stapelgerechtigkeit von Magdeburg erneuert. Allein der Rat in Hamburg bildete, wie 1741 beim Ausbruch des österreichischen Successionskrieges, so beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges, mit der Bürgerschaft eine geheime Deputation, um der Stadt Sicherheit, Defension und die durch die Ereignisse entstehenden Konjunkturen zu überwachen, eine Maßregel, die unberechenbaren Nutzen der Stadt brachte. Dazu kam, daß die ergiebigen Kornernten in Deutschland Hamburg einen Kornhandel verschafften, wie nie zuvor, dagegen der steigende Wohlstand der Mark dort größere Bedürfnisse erzeugte; die Leipziger Messen nahmen an Umfang zu, wie Hamburgs Seehandel durch die Kriegsbedürfnisse der verbündeten Staaten. Der Schoß brachte im J. 1759 20,000 Thaler mehr ein, als vor dem Kriege; die Bürger taxierten sich also selbst 8 Millionen reicher als damals, da jeder Bürger auf sein Gewissen 1/4 Prozent von seinem Einkommen verdeckt auf die Schoß-

tafel legen mußte. Das Jahr 1759 hielt Professor Büsch in seiner Geschichte der Handlung freilich auch für das Jahr des größten und solidesten Wohlstandes der Stadt. Die großen Geldumsätze, welche die nächsten Jahre erforderten, führten schon zu einer Wechselreiterei, die den Diskonto auf 12 Prozent brachten, und eine Handelsverwirrung veranlaßte, welche viele große Fallissemente herbeiführte. Die Handelsunternehmungen der preußischen Regierung, die Tabaksmonopole Österreichs, die Subsidiengelder, die England über Hamburg nach anderen Staaten sandte, mehrten die Geldnot auch in Dänemark. Der König Friedrich V., der hier 1746 Christian VI. gefolgt war, hatte, um im siebenjährigen Kriege seine Neutralität sich zu erhalten, unter dem Vorgeben, dadurch auch Hamburg zu schützen, hier eine Anleihe von 1,400,000 Mark erlangt; im J. 1762 nötigte er die Bürgerschaft durch die Besetzung von Eppendorf und Winterhude mit seinen Truppen zu einer neuen Anleihe von einer Million Thalern. Der junge Herzog von Schleswig-Gottorp hatte ja, als Peter III. den russischen Thron bestiegen, und zog in Verbindung mit dem Könige von Preußen gegen ihn. Als der Kaiser nun am 17. Juli 1762 sein Leben geendet hatte, sah sich die vormundschaftliche großherzogliche Regierung genötigt, wieder in Hamburg um ein Darlehen von 318,224 Thlr. 44 Schill. Banko anzusprechen unter Verpfändung der Ämter Reinbeck und Trittau mit Territorial-Hoheit. Doch am 27. Mai 1768 kam der Gottorper Vergleich zustande durch den dänischen Minister Heinrich Carl von Schimmelmann, durch den Geheimrat Caspar von Saldern, der die holsteinischen Fürsten vertrat, mit dem Syndikus Schuback und den Ratsherren Wagener, Burmester und Ritter von Seiten Hamburgs. Durch diesen Vertrag trat das Gesammthaus Holstein seine Ansprüche auf den Schauenburger Hof an Hamburg ab, ferner die in der Elbe zwischen Billwärder und Finkenwärder gelegenen Wärder und Sände, Veddel, Grevenhof, Peute, Muggendorf, Griesenwäroer und Kaltenhofe, sechs kleinere Wärder und Pagensand, wie die der Stadt 1750 auf 20 Jahre als Pfand überlassenen Pertinentien der Ämter Reinbeck, Reitbrook, den holsteinischen Kraul, Nettelburg, 11 Kathen bei der Curslaker Schleuse (weil die Hamburger ihr Gebiet mit Bergedorf in Verbindung bringen wollten). Dagegen gaben die Hamburger die übrigen Teile der Ämter Trittau und Reinbeck zurück, erließen an den

vorgeschossenen Kapitalien eine Million Thaler gegen das Versprechen, das Übrige in Terminen zurück zu erhalten.

Durch den Gottorper Vergleich wurde auch das Verhältnis der Kirche in Eppendorf zu Dänemark geordnet, das seit der Reformationszeit immer unklar geblieben war. Das Rektorat (Pastorat) dieser Kirche wurde bis zur Reformation vom Domkapitel besetzt. Bugenhagen aber vereinbarte mit der Klosterverwaltung von Harvestehude, da das Kloster in diese Kirche eingepfarrt war, und dieselbe erhielt, sie solle aus dem Klostergute die Anstellung eines eigenen Predigers bestreiten, der die Kirche zu Eppendorf mit Gottes Wort versorgen könne, „wenn man ihn dort haben und leiden wolle". Die Gemeine, für welche die Kirche ursprünglich gebaut war, stand unter holsteinischer Herrschaft, aber der Graf Jodek I. von Holstein-Schauenburg blieb dem alten Glauben treu, und hatte den aus Hamburg vertriebenen Domprediger Vullgreve zu seinem Hofprediger in Pinneberg gemacht. Deshalb hören wir erst 1546 von einem evangelischen Prediger in Eppendorf. Es war Pastor Sina, der um seines Glaubens willen seine Gemeinde in Krempe verloren hatte. Der Graf Otto V. von Pinneberg schrieb den ihm untergebenen Predigern im J. 1561 die mecklenburgische Kirchenordnung von 1552. durch seinen Drosten Hans Barnim als Norm vor, da finden wir unter denen, die sie unterschrieben, den Pastor von Eppendorf, Franz N.... — Erst 1574 erscheint ein Hamburger als Pastor in Eppendorf, Mag. Joh. Osenbrügge, aus der Familie Moller (vom Hirsche), und erhielt, als er 1581 Kaplan zu St. Nikolai in Hamburg geworden war, von der Klosterbehörde zu St. Johannis zu seinem Nachfolger Mag. David Penshorn, einen Vetter des Pastor zu St. Nikolai, den späteren Senior Mag. David Penshorn, der 1580 diese, wie die anderen Landkirchen, visitierte. Doch schon 1612 machte der Landdrost von Pinneberg Ansprüche auf die Verwaltung der kirchlichen Güter und die Besetzung der Stellen. Neuen Anlaß zu Verhandlungen gab der Beschluß im J. 1622, einen Neubau der Kirche auf Kosten der Eingepfarrten zu unternehmen. Und der Bau war noch nicht vollendet, als im J. 1626 Tilly mit seinen Scharen erschien, die Dorf und Kirche plünderten. In Folge dessen erwählte die Klosterbehörde wohl am 30. August 1628 den Pastor Hermann Hoyer aus Süllfeld, als der alte

Pastor Penshorn am 9. Februar dieses Jahres gestorben war, denn sie hatte für den Verstorbenen schon 1615 den Mag. Wilhem Matthias (Matthiessen) und nach dessen Tode (am 15. Januar 1628) ad interim Michael Lüders als Kaplan angestellt. Doch nach Hoyers Erwählung forderte der Amtmann von Pinneberg, Dr. Franz Stapel, die Präsentation der Pastoren und Kirchendiener; bald darauf befahl er auch das Kirchengebet für den Landesherrn, darauf das Kirchengeläute bei dessen Ableben, die Verlesung der Pinneberger Mandate von der Kanzel. Der Bürgermeister Hieronymus Vogeler suchte durch kluges Nachgeben die Pinneberger zu beschwichtigen; allein im J. 1640 stellte der Graf von Schauenburg den Pfarrer in Eppendorf unter seinen Hofprediger in Glückstadt, und befahl, als im J. 1639 am 6. Februar der hamburgische Senior Hardkopf und Pastor Schlüter die Eppendorfer Kirche visitiert hatten, weil dem Schauenburger Superintendent Dr. Johann Gyssenius vorher, dasselbe zu thun, nicht zugelassen war, diesem auch, am 15, September eine Visitation zu halten. So ließ denn auch der König von Dänemark, als er nach dem Aussterben der Gottorper Linie die Herrschaft in Pinneberg übernommen, durch den Propst in Glückstadt, Rothbeck, und den Pastor Schepler von Ottensen in Eppendorf die Visitation halten. Als nun im J. 1649 der Pastor Hoyer in Eppendorf plötzlich schwer erkrankte, rief die Klosterbehörde seinen Sohn Johann, der im Bremischen angestellt war, ihm zu Hilfe, und machte ihn zum Adjunkten, ja, gab ihm, als die Angesehensten im Dorfe damit zufrieden waren, die spes succedendi. Acht Tage später starb der Vater. Der Senior beschwerte sich, daß die Wahl ohne sein Wissen vorgenommen sei, allein der Bürgermeister beschwichtigte ihn dadurch, daß er den Senior Hoyer in der Stille das Kolloquium halten ließ und schnell, nicht solemniter Hoyer introducierte. Der Landrat in Pinneberg, dem er seine Aufwartung machte, überraschte ihn mit einer königlichen Konfirmations-Urkunde, da der Landrat eine Entschuldigung seines Vorgängers, bei der Vorstellung des Propsten Kirchhoff nicht gegenwärtig sein zu können, als Anerkennung seines Rechtes als Vorgesetzten betrachtete. Der hamburgische Senior hielt nun auch ferner die Visitation, wie die Ordination des Pastor Hermann Uphoff, der 1661 Hoyer adjungiert ward. Doch nach Uphoffs am 12. April 1683 erfolgtem Tode erschien plötzlich am 29. April (am

Sonntage Jubilate) nach der Predigt des wegen der Vakanz bestellten Kandidaten der Propst von Itzehoe und ordinierte den neunundzwanzigjährigen Peter Krebs zum Pastor in Eppendorf und Assessor des Pinneberger Konsistoriums. Trotz des Protestes von Seiten des hamburgischen Ministeriums und aller Einwendungen des hamburgischen Rates bei der Regierung in Pinneberg am 4. Mai, blieb Krebs in seinem Amte, nahmen die Pinneberger Beamten die Kirchenrechnungen ab, und wurde die Fürbitte für die Regierung und die Beamten in Pinneberg ins Kirchengebet eingeschoben. Erst 1690 verglichen sich die Regierungen über eine alternierende Besetzung des Pfarramtes; doch drei Jahre nachher entstand wieder nach dem Tode des Küsters ein so heftiger Streit in der Kirche, da die Gemeinde den dänischen Küster nicht dulden wollte, daß selbst der Gottesdienst ausfallen mußte. Auch nach Pastor Krebs Tode (1724) fürchtete der hamburgische Senat, daß Dänemark, das sich das Episkopatrecht vorbehalten hatte, Schwierigkeiten machen würde. Ohne Zeitverlust erwählte die Behörde darum den Kandidaten Franz Hermann Schönemann. Heimlich wurde dieser, bei verschlossenen Thüren, in der Michaelis-Kirche ordiniert; der Senior fuhr mit ihm und den Pastoren von St. Johannis und St. Pauli, hinaus; er hatte den Anfang des Gottesdienstes eine Stunde früher angesetzt, weil ein Gerücht laut wurde, von Pinneberg aus werde Protest erhoben werden, Soldaten seien schon beordert. Allein alles blieb ruhig. Später wählte der König von Dänemark nach Schönemanns Tode, 1757, dem Vertrage gemäß, Johann Daniel Granau, und machte ihn zum Assessor des Konsistoriums in Pinneberg. Bei Granau's Lebzeiten kam nun durch den Gottorper Vertrag 1768 die Kirche von Eppendorf ganz an Hamburg, und blieben bei derselben die dänischen Dörfer Alsterdorf und Steilshop; Hamburg gab dagegen 6000 Thaler für den Bau einer Kirche in Niendorf her, bei der die Dörfer Lockstede, Stellingen, Langenfelde, Eidelstedt, Schnellsen, Burgwedel und Hummelsbüttel eingepfarrt wurden.

Hatte Hamburg so seine Selbstständigkeit gegen Dänemark gar sehr zu wahren, so mußte es seine Abhängigkeit vom deutschen Kaiser auch oft genug fühlen.

Der Graf Fuchs, der 1719 als kaiserlicher Gesandter an die Stelle des Grafen Metsch getreten war, hielt den, erst 1693 zu einer Kapelle

ausgebauten Flügel des kaiserlichen Palastes nicht für anständig genug, und ließ den Grundstein zu einer dem Heiligen Carl Borromeus zu weihenden Kapelle durch den apostolischen Vikar, den Weihbischof von Osnabrück, legen. Das rief einen Zwiespalt hervor zwischen dem Rat und dem Ministerium. Als dieses den Rat aufforderte, den Fortbau der Kapelle zu untersagen, ward es von den Sechszigern, da es keinen Anklang im Rate gefunden hatte, wegen seiner Wachsamkeit gerühmt; allein da der Rat nun vom kaiserlichen Residenten aufgefordert wurde, das kaiserliche Reglement für die Herren Ministerialen zu publizieren, und nun ein Streit über das jus episcopale entstand, trat das Sechsziger-Kollegium auf die Seite des Rates und bestritt, daß das Ministerium dasselbe je gehabt. War durch diese Verhandlungen schon eine Aufregung gegen die Katholiken entstanden, so wurde diese plötzlich am Sonntag den 10. September, aufs höchste gesteigert. Die Frühpredigt in der großen Michaelis-Kirche war beendigt, das Volk kam in Scharen aus dem Gotteshause, da sah es die Thür an der kaiserlichen Kapelle geöffnet, und die Priester am erleuchteten Altare die Messe halten. Man sagt, einer der Knaben, die aus der Frühpredigt gekommen, habe beim Spielen einen Stein durchs Fenster der Kapelle geworfen, und dadurch seien die Katholiken erschreckt in Haufen hinausgestürzt und hättendie Thür offen stehen lassen; gewiß ist, daß die jesuitischen Priester dieses benutzt haben, Hamburg aufs schmählichste beim Kaiser anzuschwärzen. Denn, als nun die Lutheraner, empört über diese Frechheit, in die Kapelle drangen, und alles zerstörten, konnten sich die Priester kaum in die Keller flüchten. Der Spektakel mehrte sich durch den herbeieilenden Pöbel. In der Frühe konnte der Rat nicht so schnell zusammenkommen, die Colonelschaft nicht so eilig Lärm schlagen lassen, als das Haus niedergerissen war. Am anderen Morgen erließ der Rat, nachdem er Belohnungen ausgesetzt für die verloren gegangenen und wieder gefundenen Kostbarkeiten und Papiere der Kapelle und des Gesandten, und ein sehr demütiges Schreiben an den Kaiser Karl VI. mit der Bitte, der Stadt wegen der sehr schweren Verletzungen des höchsten Respektes von Seiten des Pöbels, keine Ungnade zu erweisen. Allein die Missionare hatten, sobald sie sich befreit fühlten, die weitläufigsten Berichte mit den boshaftigsten Verdächtigungen auch der Prediger, welche die Verfolgung geplant und angestiftet zu haben beschuldigt wurden, an

den abwesenden Minister und nach Osnabrück für den Kaiser und Bischof geschickt (diese sind vor 30 Jahren in Görre's Münchener katholischen Blättern und in Drewes Geschichte der katholischen Kirche in Hamburg uns mitgetheilt) und es dahin gebracht, daß am 1. Oktober ein Schreiben des Kaisers verlangte, daß der präsidierende Bürgermeister in Begleitung von zwei Herren des Rates und zwei Oberalten solle nach Wien kommen und in actu publico, in Gegenwart des ganzen kaiserlichen Hofes, vor dem Thron, auf den Knieen Abbitte thun; ferner, daß das Gesandtschafts-Hôtel wieder aufgebauet und von allen öffentlichen Abgaben befreiet, die Kapelle wieder hergestellt, und ein Sühnegeld von 200,000 Thlr. gezahlt werden solle. Der Rat geriet in große Verlegenheit. Das Ministerium beklagte sich gleich, daß es vom kaiserlichen Gesandten mit einer unerweislichen Imputation belegt und auswärts belangt sei, und wollte sich öffentlich verantworten. Die Bürgerschaft erschien nicht wieder, als der Rat sie berief. Der Herzog von Braunschweig, der Schwiegervater des Kaisers, versuchte vergeblich, zu intervenieren. Erst nach vier und einem halben Monat, am 15. Februar, gelang es, die Bürgerschaft zur Zustimmung zu bringen, daß Syndikus Winckler und Senator Johann Luis nach Wien gehen sollten, um für die Stadt Abbitte zu thun. Allein auch das war umsonst; der Kaiser nahm diese Deputation nicht an. Da erkrankte der hochverehrte Bürgermeister Dr. Matfeld, der in jenen Tagen das Präsidium gehabt, und starb in seinem Gram über die Zumutung am 20. Juli. Nun sollte Bürgermeister Sillem an seine Stelle treten, aber kein anderer Ratsherr wollte ihn begleiten; Syndikus Klefeker, der bei den Friedensunterhandlungen in Braunschweig die Stadt vertrat, ward mitgesandt, und der jüngste Ratsherr, der ebenerwählte Dr. Brockes, ging mit, wie von den Oberalten Wahn und Darnedden. Der Akt der Abbitte verlor äußerlich viel von dem Demütigenden, das gefordert war. Brockes wußte durch ein sehr schmeichelhaftes Gedicht die Kaiserin zu gewinnen; der Prinz Eugen von Savoyen den Kaiser zu überreden, die Handlung nur privatim, im Gartenhause, in Gegenwart des Grafen Schönborn (doch nicht des früheren nach Hamburg gesandten) vorzunehmen, auch den Bürgermeister nicht niederknieen zu lassen, sondern ihm gleich die Hand zu reichen. Die Satisfaktionssumme war schon um ein Drittel ermäßigt;

für den kaiserlichen Residenten kaufte die Stadt das Palais, das der schwedische Minister von Karl XII. sich auf dem Neuenwall hatte bauen lassen, der Baron von Görtz, der später durch den Architekten Kühn sein Leben verloren hat, — das jetzige Stadthaus, richtete in demselben durch zwei Etagen eine Kapelle von 50 Fuß Länge und 38 Fuß Breite ein, und am 3. Dezember 1723, am Tage des heiligen Xaver, konnte die Kapelle geweiht werden.

„Iterum censeo Carthaginem tam Papisticam, quam Calvinisticam esse delendam“ (nämlich durch eine Schrift an die Gemeinden), damit die Nachkommen nicht sagen, daß die membra Ministerii seien Verräter und Schüler gewesen; hatte schon am 9. Juli 1719 Erdmann Neumeister in ein Missive ans Ministerium geschrieben: (Wiederum stimme ich dafür, daß das papistische, wie das calvinistische Karthago zu zerstören sei.) Neumeister war am 7. April 1715 Hauptpastor an St. Jakobi-Kirche geworden. Er war durchaus keine polemische Natur, vielmehr eine poetische. Seine Jugend war in die Zeit der ersten schlesischen Dichterschule gefallen; er freuete sich, zuerst eine Geschichte der deutschen Poesie drucken zu lassen, und hat selbst mehr als 700 Kirchenlieder veröffentlicht, von denen einige, wie „Jesus nimmt die Sünder an", noch jetzt in Gesangbüchern sich finden. Das auch gab seinen Predigten einen Reiz, daß er fast alle seine Predigten, einzeln, in drei Gestalten, kürzer und ausführlicher, in Druck gegeben. Er ließ zuerst, um den Zuhörern in der gedrängt vollen Kirche das Auffassen derselben zu erleichtern,, vor dem Halten „Denkzettel" auf einem Viertelbogen, anfangs zum Unterhalt eines armen Landsmannes, drucken, und mußte, nachdem er 61 Jahre im Amt gewesen, als er durch sein Alter gelähmt und erblindet war, nicht mehr die Kanzel besteigen konnte, diese seine „Texte" auf Bitten seiner früheren Zuhörer 1½ Jahre hindurch herauszugeben fortfahren. Dessen ungeachtet fühlte er schon im Jahre 1706 sich getrieben, als ihm erst als Pastor in Bibra, dann als Hofprediger in Sorau, die wunderbaren Erweckungen selbst unter den Kindern zur Zeit des Aufenthaltes der schwedischen Truppen unter Karl XII. in Schlesien, nahe traten, gegen die Halle'sche Schule aufzutreten, und den Zusammenhang des Pietismus und Calvinismus aufzudecken. Nur daraus erklärte

er, habe Spener Hofprediger des reformierten Kurfürsten von Brandenburg werden können, weil der Pietismus gleichgültig gegen die Reinheit der lutherischen Kirche mache.

Damals war die Zeit, daß von vielen Seiten der Unterschied der verschiedenen christlichen Konfessionen für gleichgültig erklärt ward. Selbst die Vereinigung der römischen und der protestantischen Gemeinden erstrebte ja der große Philosoph Leibnitz in seiner Idee von einem christlichen Staate, welche er dem Völkerrechte zu Grunde legte, und geriet dadurch in Kampf mit dem französischen Kirchenhistoriker, dem berühmten Hofprediger Bossuet. Es war gerade in dem Sommer, während der Herzog Ernst August vor Hamburg lag, als der Beichtvater des Kaisers Leopold, Spinola, zu Leibnitz nach Hannover kam, um diesen auch, wie die übrigen protestantischen Fürsten, durch seine Schriften für die Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche zu gewinnen. Leibnitz riet ihm, lieber mit Staatsmännern, als mit Theologen, diese Sache zu verhandeln. Und er hatte Recht. Als der König Friedrich I. von Preußen durch seinen Hofprediger Jablonsky den Versuch machte, die Theologen zusammenzubringen, erklärte Spener und sein Propst Lütkens, daß das keinen Erfolg haben würde. Allein der magdeburgische Domprediger Joseph Winckler meinte dem Könige das „arcanum regium" in einer Schrift zu bieten, in der er behauptete, daß jeder Fürst in seinem Lande Papst sei, und aus dem Grunde ihm den Rat gab, nur Prediger aus der Halle'schen Schule anzustellen. Das erregte gewaltigen Widerspruch beim Superintendenten Valentin Löscher in seinen „Unschuldigen Nachrichten", und noch heftigeren bei dem Professor am hamburgischen Gymnasium, Sebastian Edzardi. Die Akademie in Halle verklagte den Edzardi wegen seiner Ausfälle beim Könige, und Friedrich I. ließ fünf Schriften von Edzardi durch den Scharfrichter verbrennen, und verklagte ihn bei seiner Obrigkeit. Der Rat aber konnte ihm nichts anhaben, da das Ministerium Edzardi's Partei ergriff und erklärte: „die Aufhebung der Konfessionen werde mehr Konfusion herbeiführen, als die Religion fördern, und es zuletzt zum Atheismus bringen; es sei geradezu gegen die lutherische Kirche, wenn der Verfasser des Arcanum den Exorcismus bei der Taufe, die Abschaffung der Lichter beim Abendmahl und sogar der kleinen Feste fordere."

Und da der Rat dem Könige zu seiner Rechtfertigung einen Abriß der hamburgischen Kirchenverfassung durch den Syndikus sandte, machte der König die Sache beim Corpus evangelicum anhängig. Allein, ehe dieses sich erklärte, starb Friedrich I. im J. 1713. Als aber wenige Jahre später, 1719, der Tübinger Kanzler Christian Klemm die Vereinigung der protestantischen Kirchen wieder zur Sprache brachte, und der Professor Pfaff ihn unterstützte, unterzog das Corpus evangelicum die Frage einer eingehenden Prüfung. Das Dresdener Konsistorium, der weimarische Superintendent Cyprianus, der gelehrte Kanzler Mosheim traten dagegen auf; da schrieb auch Neumeister in der Vorrede zu der Sammlung seiner Predigten, die er „Geistlicher Abel" nannte: „Es ist etwas Betrübtes, daß in dem Namen der protestantischen Kirche die Lutheraner und Calvinisten in Einen Kessel zusammengeworfen werden. Zur Zeit des Königs Heinrich von Navarra wurden dadurch unzählige Lutheraner, wie der vortreffliche Admiral Coligny, unterdrückt. Daß die Calvinisten mit uns in den Fundamental-Artikeln unseres Glaubens nicht übereinstimmen, habe ich in dem „kurzen Beweis, daß das itzige Vereinigungswesen mit den s. g. Reformierten oder Calvinisten dem lutherischen Katechismus schnurstracks zuwiderlaufe", gründlich nachgewiesen. Daß die Calvinisten hier und in Altona dies bald nach Holland berichten, und die holländische Gazette mir die Ehre anthun werde, mich anzuschwärzen, konnte ich wohl erwarten." Der Rat zeigte bald darauf dem Ministerium an, daß der König von Preußen Friedrich Wilhelm I. ihm geschrieben, es gebühre sich, daß „der Urheber der unter dem Namen des berüchtigten Erdmann Neumeister gedruckten Scharteke exemplarisch bestraft werde"; auch daß die Generalstaaten in Holland aufs nachdrücklichste die Bestrafung des Schreibers verlangt hätten; das Corpus evangelicum aber das Projekt der Union wirklich verhandle, und verlangt habe, daß Private ihr judicium bis zur Entscheidung suspendierten, und bat beweglich, am 16. Januar 1722, die Schrift zu supprimieren, da sie auch im Lüneburgischen confiszciert sei." Das Ministerium aber erwiderte, daß es nach sorgfältigster Prüfung die Schrift approbiert habe. Sie sei nicht gegen die hiesigen Reformierten gerichtet, sondern gegen die Dogmatiker; diese sollten billig ihre Federn gebrauchen, sie zu widerlegen, und nicht hohe Puissanzen behelligen. Dem

Ministerium läge es ob, für das Beste der Kirche zu sorgen; das ausgebrochene Unionswerk könne aber der Kirche nur zum Schaden gereichen. Als zugleich Neumeister in einer Privatschrift die Notwendigkeit der Verteidigung auseinandergesetzt, und die Direktion des niedersächsischen Kreises (die großbritannische Majestät!!) sich veranlaßt fand, den Buchhändlern den Vertrieb dieser Schrift zu untersagen, da erklärte das Ministerium sich für kompromittiert, und verlangte vom Senat, „das Inhibitorium sogleich aufzuheben, und den hohen Häuptern einen Ber'cht zu senden, der eine bessere Impression auf dieselbe machen könne.“ Während dessen hatte der König von Preußen das Corpus evangelicum heftig urgiert, den bekannten Neumeister exemplarisch zu bestrafen; „ihm ein Traktement wenigstens wie dem Dr. Krumbholtz zu bereiten.“ Doch als der Senat das dem Ministerium am 6. Februar mitteilte, konnte dieses in seiner Erwiderung nur seinem Erstaunen Ausdruck geben über solche Gedanken des Corpus evangelicum, und an das Wort des Apostels Petrus (1. Petr. 3, 14) erinnern: „Fürchtet euch vor ihrem Trotzen nicht, und erschrecket nicht!“ — Neumeister aber konnte dreißig Jahre später in seiner Vorrede zum „Rauchopfer“ Gott danken, daß er den größten Potentaten die Augen habe öffnen können, während auch lutherische Doktoren sich erst lustig gemacht hätten über „seinen Beweis“. — Es geschah ihm nichts!

Nicht so gut ging es seinem Kampfgenossen gegen die Pietisten, dem Professor Sebastian Edzardi. Sein fleischlicher Eifer für die Wahrheit riß ihn hin; mehr als 130 Schriften ließ er drucken in dieser Sache; da konnte es nicht fehlen, daß er in seiner Leidenschaftlichkeit seinen Gegnern wohl unrecht that, ja, ihnen mehr als einmal Grund gab, ihm einen fiskalischen Prozeß zu machen, so daß er im J. 1733 auf drei Jahre von seinem Amte dispensiert, zu einer Geldstrafe von 3000 Thalern verurteilt wurde, und nichts durfte drucken lassen ohne Genehmigung der obrigkeitlichen Zensur. Wenige Monate nach überstandener Strafe starb er im 64 Lebensjahre. Und dieser Edzardi war dabei der freundlichste und liebevollste Kollege, frisch und lebendig, das Werk seines Vaters fortzusetzen.

Sein Vater, Esdras Edzardus, war der Sohn des ersten Pastors von St. Michaelis, Edzardi Glanaeus, gewesen. Als dieser von der Universität

zurückgekehrt war, ganz erfüllt von dem Verlangen, die Botschaft des Heils den armen Israeliten zu eröffnen, da er sich auf die Studien der morgenländischen Sprachen, besonders des Hebraeischen und Talmudischen geworfen hatte, sammelte er in den Morgenstunden um sich arme Israeliten, um sie gründlich in ihren eigenen heiligen Schriften zu unterrichten und ihnen ihre Einwendungen gegen das Christentum zu nehmen. So entstand die Proselyten-Anstalt, die von der Obrigkeit bestätiget, noch jetzt besteht. Um die Kosten zu decken, suchte er Schüler, Studenten, welche auch die orientalischen Sprachen lernen wollten, und unterrichtete diese des Nachmittags. Von allen Seiten kamen bald Studiosen hierher; die meisten Orientalisten, welche später einen Namen erhalten haben, wurden seine Schüler, wie auch Morgenweg, der später als Pastor am hiesigen Waisenhause, die schöne Quartbibel von Luthers Übersetzung herausgab, auch Anckelmann, den er zur Professur am Gymnasium bei einer eingetretenen Vakanz empfahl, weil er selbst nur als ein freier Streiter Christi leben wollte.

Der berühmteste von Erdras Edzardus Schülern war wohl Johann Christoph Wolf, der durch seine Gelehrsamkeit unter den Theologen sich einen unvergeßlichen Namen erworben hat, da er in der Zeit lebte, in der eben eine Fülle von Kenntnissen am meisten geehrt ward. Er hinterließ der Wissenschaft 30 größere Werke. Seine „Hebraeische Bibliothek", die er in drei Folio-Bänden aus Handschriften hat drucken lassen, riß selbst den ausgezeichneten französischen Gelehrten Bernhard Montfaucon zur Bewunderung hin. Doch Wolf war keineswegs ein bloßer Polyhistor (Vielwisser); er hatte schon im J. 1707 eine Schrift: „Absurda Hallensia" herausgegeben und durch diese sich den Zorn des ersten Königs von Preußen Friedrich I. in so hohem Grade zugezogen, daß, als der erste Präsident der von diesem Monarchen gegründeten Akademie der Wissenschaften in Berlin, der Franzose La Croze, ihn auf Leibnitzens Empfehlung vorschlug, der König nicht zu bewegen war, seine Einwilligung dazu zu geben. Wolf selbst hatte die Versetzung nach Berlin nicht gewünscht, da er, wie er an La Croze schrieb, sich für ein akademisches Licht zu dunkel achtete, auch die Universitäten nur als Kampfplätze des

Neides und des Hochmutes kennen gelernt habe; dagegen sich freue, Professor der orientalischen Sprachen in Hamburg zu sein. Allein bei seiner Gelehrsamkeit war er auch als Prediger so beliebt, daß ihn das katharinitische Kirchen-Kollegium im Jahre 1716 zum Hauptpastor wählte. Nun legte sich Wolf aufs Neue Testament und gab in 4 Bänden seine „Curae philologicae“ heraus, die noch jetzt den Auslegern große Dienste leisten, da sie nicht nur die Erklärungen älterer Theologen wiedergeben, sondern auch die Richtigkeit des Textes nach den verschiedenen Handschriften und den armenischen und koptischen Übersetzungen prüften. Wolf war der Erste, der, früher als John Mill in Oxford seine dreißigjährige Arbeit in der Vergleichung der griechischen Handschriften vollendete (1716), also viel früher als J. A. Bengel (1754) und Wetstein (1751) die neuere Wissenschaft der biblischen Kritik angebahnt hat. Er hatte mit seinem Bruder, der später auch Professor am Gymnasium ward, eine gelehrte Reise durch England und Holland gemacht, und dort Vitringa, Hemsterhuys, Reland, Basnage, Whisby, Barnes, Grabe u. a. m. kennen gelernt. Darum ist aber Wolfs Briefwechsel mit La Croze, seinem Berliner Freunde, so wichtig nicht nur für die Geschichte der Theologie dieser Zeit überhaupt, sondern auch für das Verständnis der hamburgischen Zustände insbesondere. Wolf, der früher gegen die Pietisten in Halle geeifert hatte, sprach gegen La Croze sein Entsetzen aus, als er sah, wie seine englischen Freunde, Whiston und Woolston, durch ihre kritischen Studien ihren Glauben verloren. „Was wollen diese Menschen,“ antwortete ihm La Croze, „die apokryphischen Fabeln, die schon alle Kirchenväter mit Recht verworfen haben, den kanonischen Büchern gleichstellen? Es ist entsetzlich, was sie ausbrüten“, und erinnert an die unglückseligen und thörichten Bemühungen des Toland. Es ist freilich etwas Garstiges, um der Dogmatik willen zu streiten, und diejenigen, die nicht unserer Ansicht sind, zu verketzern. Das schreib ich Dir um so freimütiger, da ich weiß, daß Du und Fabricius weit von jener Bitterkeit der theologischen Raserei entfernt sind. Von Neumeister und Edzardi denken hier in Berlin alle anders, als bei euch, selbst viele, die sich sonst strenge an die Augsburgische Konfession halten. — Ich beneide keinen um die Freiheit, zu philosophieren, wenn ich auch die Ansichten von

Leibnitz und Wolff selbst nicht billigen kann." La Croze, wie der Pastor Wolf, freueten sich nach ihren Briefen mit zunehmendem Alter immer mehr des Trostes des göttlichen Wortes; am 21. März 1739 starb La Croze, sein Freund folgte ihm am 25. Juli. Noch im J. 1734 hatte Wolf die besondere Anerkennung des großen hannoverschen Ministers von Münchhausen erfahren, der bei der Gründung der Göttinger Universität sich bemühte, ihm alle seine Forderungen zu bewilligen, wenn er nur durch seinen Namen der neuen theologischen Fakultät den Charakter aufpräge, in dem sie wirken solle. Wolf schlug diese Ehre ab, weil er sich ihrer nicht würdig achte, und nahm auch im J. 1738 nach Johann Friedrich Wincklers Tode das Seniorat nicht an, nachdem Neumeister dasselbe seines Alters wegen abgeschlagen hatte. Bei seinem Tode vermachte Wolf der Katharinen-Kirche eine großartige Stiftung zum Besten der Armen und der Stadt-Bibliothek seinen bedeutenden Bücherschatz, der aus über 26,000 Werken mit vielen Handschriften und einer seltenen Sammlung von Briefen Gelehrter bestand.

La Croze hatte sich schon gefreuet, Johann Albert Fabricius neben Wolf als Professor am Gymnasium kennen zu lernen. Dieser war als junger Gelehrter durch Johann Friedrich Meyer nach Hamburg gerufen, um diesem seine reichhaltige Bibliothek zu ordnen, und im J. 1699 an des berühmten Vincent Placcius Stelle zum Professor am Gymnasium befördert. Durch eine große Anzahl Schriften, auch über die hamburgische Geschichte, that er eine außerordentliche Belesenheit kund. Dabei verwaltete er für seinen Schwiegervater Johann Schultze das Rektorat des Johanneums vier Jahre lang. In diesem Amte hatte er zum Nachfolger Johann Hübner, der durch seine „Zwei mal zwei und funfzig biblischen Historien" noch jetzt seinen Namen bekannt erhält. Er hatte das Verdienst, die Geschichte der heiligen Schrift neben dem Katechismus in den Schulen als Lehrgegenstand einzuführen, wenn er selber auch leider nicht tief in den Geist der Geschichte eingedrungen ist. Seine besondere Gabe war, durch eine einfache, klare Darstellung jeden Unterricht faßlich und anziehend zu machen. So erweckte er durch seine genealogischen Tabellen am preußischen Hof den Wunsch, ihn als Professor der Geschichte nach Frankfurt an der Oder zu ziehen; er blieb aber Ham-

burg treu. Er war hier ein Mitglied der „Teutschübenden Gesellschaft" geworden; weil er, ein Schüler von Christian Weise in Zittau, früh in der Schlesischen Dichterschule geübt war, Verse zur Verherrlichung von öffentlichen und Familien-Festen zu machen, und auch selbst ein „Reimwörterbuch" in Druck gegeben hatte, wandten sich die Gründer dieser Gesellschaft gern an ihn. Es war der schon mehrmals erwähnte Licentiat Barthold Heinrich Brockes. Dieser hatte sich auf seiner Reise, die er nach seinen Universitätsjahren machen konnte, mehr als Schöngeist nach damaliger Mode, denn als Jurist ausgebildet. Als er nun eine Dom-Vikarie und eine reiche Frau bekommen hatte, begann er ein Leben für die Kunst. Nach dem Vorgange von Philipp von Zeesen, der die „Teutschgesinnte Gesellschaft" gegründet hatte, war eine „fruchtbringende", sowie der „Palmen-Orden an der Elbe" entstanden; Brockes verband sich mit dem späteren sächsischen Hofpoeten Ulrich König, mit seinem Jugendfreund Barthold Feind, Richers und Wolf zu der „Teutschübenden Gesellschaft". Brockes benutzte, um die deutsche Versekunst zu vervollkommnen, die italienische Poesie, König die holländische, Fabricius die lateinische; Richez führte das Protokoll. Doch erlaubten ihre Amtsarbeiten die Übungen nicht länger als bis 1717. Brockes war mit Johann Mattheson bekannt geworden, der durch seine schöne Diskantstimme erst fürs Domchor und dann für die Oper gewonnen war, und im achtzehnten Jahre (1699) schoneine Oper komponierte. Mattheson sang in seiner dritten Oper beide Rollen, die des Antonius und die der Kleopatra, und wollte zugleich das Orchester dirigieren; diese Eitelkeit, sich einzubilden, allein alles zu können, brachte ihn mit allen in Streit und vertrieb auch Händel 1707 aus Hamburg. Mattheson war dabei schon Erzieher des Sohnes des englischen Gesandten geworden, ward in demselben Jahre auch Sekretär bei der englischen Gesandtschaft, und vertrat den Gesandten, als derselbe, Johann von Wich, erkrankte und starb, bis sein ehemaliger Schüler Cyrillus von Wich des Vaters Nachfolger wurde; 1715 bekam Mattheson auch das Direktorium musikum am Dom mit einem Kanonikat, und konnte nun ganz der Musik leben. Er schrieb eine große Anzahl musiktheoretischer und didaskischer Werke, die noch ihren Wert haben, wie sie damals die dramatische Musik in eine neue Bahn brachten.

Er aber klagte über den Mangel an Kräften zu musikalischen Aufführungen in Hamburg: „Sieben Kirchen und nur Einen Direktor!“ rief er. Im November 1715 wollte er eine große Kirchenmusik im Dom aufführen; er bat die Opernsängerinnen, die Soli zu übernehmen. Frau Kaiser, die Gattin des Musikdirektors, war die erste Sängerin, die ihre Stimme allein in der Kirche hören ließ. Mattheson führte sie aufs Chor. „Das war unerhört! Frauen auf dem Chor und gar Opernsängerinnen!“ Der Dompastor widersetzte sich; — aber — der Dom kam gerade damals in die Hände des Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg, und der Gesandte Cyrill von Wich ward vom König Georg II. zum Baronet erhoben. Mattheson hatte seine Sekretärstelle bei ihm beibehalten, auch als er wegen Harthörigkeit 1728 sein Direktorium am Dom niederlegen mußte; er bekam aber sehr viel zu thun, namentlich, als 1741 sein Gesandter von seinem Könige nach Petersburg versetzt wurde, und er ihn vertreten mußte, auch der Herzog von Holstein ihn zum wirklichen Legations-Sekretär machte. Die hamburgische Oper konnte Mattheson nicht halten, sie sank ihrer Kostspieligkeit wegen, namentlich da auch Brockes als Ratsherr sich zurückzog, und ging 1739 ganz ein. Allein Mattheson hatte als tüchtiger Orgelspieler selbst die Wirkung nicht unbeachtet gelassen, welche die weltliche Musik auf die kirchliche ausgeübt, und seiner Natur nach dem Aufkommen der Konzerte und Oratorien gehuldigt. Hierin fand er sich verbunden mit Brockes.

Brockes hatte ein zartes, leicht erregtes Gefühl für die Freundlichkeit, die ihm widerfuhr, das Gute, das ihm zuteil ward. Die Offenbarung der göttlichen Liebe in der Natur war es, die sein Herz anzog, und in den geringsten Spuren, die er fand, ihn begeistern konnte. Im J. 1721 gab er eine Sammlung Poesien heraus: „Irdisches Vergnügen in Gott, bestehend in physikalischen und moralischen Gedichten.“ Sie fanden solchen Anklang, daß sie, in 3500 Exemplaren schon gedruckt, im J. 1744 die siebente Auflage nötig machten, und der letzte, neunte Band noch 1748 nachgedruckt ward. Im J. 1735 war Brockes als Amtmann nach Ritzebüttel gegangen; dort legte er in der Heide, bei dem alten Sahlenburg, ein liebliches Gehölz an, das noch jetzt ein Lustort der Umgegend, vor nicht langer Zeit einen Anstoß gegeben hat, die Dühnengegend, welche seit Jahrhunderten durch

Kriegszüge der Bäume beraubt, durch Wasserfluten verödet daliegt, zu kultivieren, oder doch wenigstens den Versuch damit zu machen. Brockes freute sich kindlich, dort die Natur im Kleinsten zu beobachten, und die ersten Spuren des Aufkeimens, die unbedeutendste Blume, wie die Steine, stimmten ihn, sie zu besingen. Dabei übersetzte er Thomsons Jahreszeiten, Pope's Landleben, Hale's: Vom Ursprung menschlicher Gefühle. In diesem inneren Genusse bewundert und gepriesen von seinen Zeitgenossen, achtete er aber freilich nicht die heilige Stimme Gottes im Gesetz, und so blieb ihm der freudige Glaube eines Neumeister ans Evangelium ein Rätsel, und er konnte in der Freude über dessen Poesie diesem zurufen:

„Auf Morgenstern, gepriesener Neumeister!
Erheitre deinen Sinn, beflügle deine Geister!
Laß auch vom Schöpfer nun dein Saitenspiel erklingen,
Bei dem Erlösungswerk die Schöpfung zu besingen;
So wirst du, wie ein großer du gewesen,
Nun auch ein neuer Meister sein!"

So erklärt es sich, daß Brockes bei seiner Schwärmerei für die Kirchenmusik, als Patron der Kirche in Ritzebüttel, gerade das Erntefest in der Kirche, die im Dorfe Groden lag, durch eine Kantate zu verherrlichen suchte, und er veranstaltete eine, in der die Gemeinde, die Kinder und die Vorsänger abwechselnd anstimmten:

„Lasset doch den edlen Weizen
Uns zur Lust und Andacht reizen!
Ja, es soll der edle Weizen
Uns zur Lust und Andacht reizen!
Laßt auch ebenfalls den Rocken
Uns zum Lob und Danke locken!" u. s. w.

Bei seiner Bekanntschaft mit den Engländern war er durch Pastor Wolf mit Wolston und den Freidenkern bekannt geworden, die Wolfsche Philosophie hatte ihn schon früher mit ihrer matematischen Beweismethode so angezogen, daß ihn schon 1730 die berühmte Jubelpredigt des Propsten Reinbeck in Berlin, welche die Augsburgische Konfession verstandesmäßig rechtfertigen sollte, hingerissen, und, da er damals gerade Patron von St. Michaelis war, zu dem Versuche getrieben hatte, für den verstorbenen Seelmann ihn zum Hauptpastoren in Hamburg zu gewinnen. Die Einnahme von 4000 Thalern, die Brockes ihm bieten

konnte, lockte Reinbeck; das Kirchen-Kollegium wählte ihn, der Senat bestätigte die Wahl; aber als der Syndikus Lipstorp, der gerade in Berlin war, das Entlassungsgesuch unterstützte, schrieb der König eigenhändig an den Rand des Schreibens: Plat, plat, absolut abgeschlagen! F. W." Als die Michaeliten darauf auf Reinbecks Empfehlung den Propst Wagner, der mit Reinbeck gleicher Gesinnung war, gewählt hatten, und sich wieder an den König wandten, schrieb dieser: „Was haben die Hamburger um meine braven Prediger zu werben; sie wollen ja nicht leiden, einen Lumpenkerl (einen großen Grenadier) zu werben, und wollen meine besten Stützen aus dem Lande debouchieren? Ist nicht Manier!" — Dennoch ließ er es zu.

Es waren nicht nur La Croze und Wolf, die sich mit der neuen Leibnitz-Wolffschen Philosophie, welche die Wahrheit mit mathematischer Gewißheit durch den Verstand festgestellt haben wollte, nicht recht befreunden konnten. Die Freigeisterei hatte im Stillen schon weite Fortschritte gemacht, so daß schon im J. 1714 das Ministerium eine Warnung vor den Indifferentisten, Naturalisten und Atheisten an die Gemeinden, hatte ergehen lassen, als der Prediger Mushardt zu St. Michaelis seiner Gemeinde hatte durch eine Schrift seine Freude mitteilen müssen, daß ein bekannter Separatist, der juris practicus Heinrich Hintze, auf dem Sterbebette das heilige Abendmahl begehrt und zu allen christlichen Lehren sich bekannt hätte. Reinbecks Berufung an die Michaelis-Kirche gab jetzt die Veranlassung, daß die, welche sich für aufgeklärt hielten, offener hervortraten. Reinbeck hatte es sehr übel genommen, daß der Senior Palm in Folge der herkömmlichen Umfrage im Ministerium „ein kleines scrutinium concientiae mit ihm angestellt hatte", wie er an den Syndikus Lipstorp schrieb, und der Senator Widow, als Kirchspielsherr, hatte auch über diese „chicane theologique', sich beschwert; als nun der Senior Palm im nächsten Jahre (1736) in einer Schrift: „Von der Unschuld Gottes bei der Zulassung des Bösen" mit einigen in der Reformationspredigt enthaltenen Behauptungen nicht übereinstimmte, trat Reinbeck mit einer Beantwortung der Einwürfe hervor und erweckte einen heißen Kampf. Zu gleicher Zeit war durch die „Hamburger Berichte von gelehrten Sachen" die „Wertheimer Bibel" warm empfohlen, durch welche die Grafen von Löwenstein-Wertheim

alle einzelnen biblischen Begriffe in größmöglichster Klarheit nach Wolffschen Grundsätzen dargestellt sehen wollten; doch da erschienen in derselben Zeitung: Anmerkungen eines berühmten Hamburger Gelehrten, welcher hierüber zu urteilen vollkommen geschickt, dazu auch als ein unparteiischer Wahrheitsfreund und friedliebender Mann bekannt ist (1736). Diese waren von Hermann Samuel Reimarus, der seit 1727 als Professor der orientalischen Sprachen am Gymnasium lehrte. Reimarus wies nach, der Verfasser (der Erklärungen in der Bibel) habe sich wohl vorzusehen, wenn er auf dieses Werk ein theologisches System bauen wolle, denn dieses würde nur auf des Verfassers Ansichten, nicht auf die Bibel erbauet heißen können. Wenn das, was er bei seiner Erklärung zur Regel nimmt, heißen solle: „Was ich nicht als möglich begreife, das glaube ich nicht, und was sich aus den mir bekannten Wahrheiten nicht begreifen läßt, das ist nicht wahr," so würde diese Regel mit Recht können verworfen werden. (Reimarus verkannte und leugnete also die Gefahr nicht, welche diese Verstandes-Beweise dem Glauben brächten.) Aber, wenn auch ein anderes Mal Wagner sage, daß er die Geheimnisse und Dogmen unserer Religion so auseinanderzusetzen suche, daß es klar würde, wie die Grundsätze der Vernunft der Lehre des Heils widerstreiten, da diese über die Vernunft ist: so könne er des Glaubens an diese Lehren doch nicht entbehren. Reimarus sah ein, daß der Mensch freilich die Kraft habe, die höheren Wahrheiten zu erkennen, aber in Irrtum gerate, wenn er nicht mit reiner Begierde die Wahrheit zu erkennen, die Wahrheit suche. Er selbst suchte die Wahrheit; mit einer ungemeinen Ausdauer, und mit ungewöhnlichem Fleiß durcharbeitete er in der Stille für sich die ganze heil. Schrift, um zu sehen, wie sich ihre Geschichte und ihre Lehren aus Reflektionen des natürlichen Verstandes herleiten lassen. Eine besondere Veranlassung bot ihm freilich der langjährige Kampf, in den das Ministerium mit dem Senat über die Einführung eines hamburgischen Katechismus geriet. Hatte der Senior Johann Winkler schon 1703 die Notwendigkeit, einen von der Kirche rezipierten Katechismus zu haben, anerkannt, erst 1740 wurde Neumeister, wiewohl er schon im 70. Lebensjahre war, durch den Senior Palm veranlaßt, denselben auszuarbeiten. Doch, wenn sein Entwurf auch vom Ministerium gebilligt wurde, der Senat zog die

Approbation hin; die Referenten, die Syndici Lipstorp und Klefeker, die Senatoren Brockes, Widow und Corthum überredeten nach Palms Tode den Senior Wagner, er möge Neumeister dahin bringen, ihm, Wagner, zu überlassen, einen Auszug, das Kleine Lehrbuch, zu verfertigen, und machten dann Umstellungen, Zusätze, Anmerkungen, welche theils von der Lehre der Kirche, theils der biblischen und theologischen Lehrart abgingen, und auf allerlei philosophische und metaphysische Subtilitäten hinauskämen", wie Neumeister sagte, bis dieser 1752 durch sein Alter gezwungen war, aus der Kommission auszutreten. Da übergab im folgenden Jahre der Senat mit den Sechzigern das größere Lehrbuch mit dem Auszug, der oft mit jenem in Widerspruch stand zum kirchlichen Gebrauch. „O sancta Crisis, ora pro nobis!" rief Neumeister. Der Senior gab in der Vorrede als Hauptgrund an, „weshalb man die christliche Lehre auf etwas andere Weise, als man es bisher gewohnt gewesen, erörtert habe, um die Jugend in der gegenwärtigen verkehrten Zeit gegen die im Schwange gehenden Verführungen der Feinde und Spötter unseres Glaubens zu verwahren, da ja der Unglaube zu herrschen und Kaltsinnigkeit, Gleichgültigkeit, ja, Freigeisterei einzureißen begönnen". Reimarus hoffte, den tausend aufrichtigen Christen, die ihren Glauben zwar nicht aufgeben, aber heimlich mit ihren Zweifeln sich quälen, durch seine Schrift „von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion" helfen zu können. Er gab es freilich zu, „die gesundeste Vernunft kann gegen Irrtümer nicht helfen, wenn sie nicht in allen Fällen zur Übung und zur Fertigkeit im Denken gebracht wird; der Gebrauch der Vernunft hängt aber vom Willen ab; es giebt Gemüter, die lüstern nach vieler Erkenntnis immer Neues suchen; dann auch mischen sich aber sinnliche Begierden in die Forschung; man will dieses oder jenes mehr finden; Eigenliebe, Ehrgeiz, Eigennutz machen die Vernunft zur Sklavin; der blinde Eifer macht, daß ein jeder seine heilige Schrift lieset, um seine Meinung darin zu finden; in der Weltweisheit ist man nicht unparteiischer." Solche Ansichten gefielen denen, die sich der Reinheit ihrer Absichten und der Klarheit ihrer Vernunft bewußt waren; und Reimarus' Schrift erforderte bald neun Auflagen, und Übersetzungen in fremde Sprachen. War Reimarus doch wegen seiner klassischen Gelehrsamkeit berühmt; noch 1748 hatte er einen

Ruf nach Göttingen erhalten, um seinen berühmten Lehrer, den Philologen J. Matthias Gessner, zu ersetzen; und dabei hatte er sich in seinen Ansichten stets tolerant gegen Andersdenkende bewiesen. So hatte er den Verfasser der Wertheimer Bibel, den Pfarrer Johann Lorenz Schmidt, den vom Reichskammergerich zu strengem Arrest verurteilten, als er dem Gefängnis entsprang und in den vierziger Jahren nach Hamburg kam, in sein Haus aufgenommen; auch hatte er den Konrektor Richerz nicht von sich gestoßen, als dieser verklagt war, in der Religionsstunde im Johanneum die Wunder Christi natürlich erklärt zu haben. Doch freilich, die Eitelkeit seines Herzens konnte nicht ertragen, daß seine Wirksamkeit am Gymnasium immer geringer wurde. Nach des Rektors am Johanneum Hübner Tode im J. 1732, war Samuel Müller an seine Stelle gekommen. Er auch huldigte der neuen Zeit, und meinte, das alte System einseitiger klassischer Bildung aufgeben zu müssen. Er begann in Prima Literatur-Geschichte des Altertums, Logik, Poetik und andere philosophische Wissenschaften zu lehren. Reimarus sah dadurch die Gründlichkeit des Unterrichts gefährdet und die Oberflächlichkeit gefördert; als er nun aber auch merkte, daß die Frequenz der Schüler des Gymnasiums abnahm, weil die Studierenden zu früh nach Universitäten eilten, erklärte er sich gegen diesen neuen Stundenplan in dem Programm des Gymnasiums, und wurde in jedem Jahre heftiger, so daß er zuletzt, vom Scholarchat verurteilt, öffentlich seinem Gegner Abbitte thun mußte. Noch tiefer war vielleicht der Schmerz, den ihm der Gründer des bekannten dessauischen Philanthropins, Johann Bernhard Basedow, machte. Es war dies der höchst talentvolle Sohn eines Friseurs, der Reimarus sehr ans Herz gewachsen war, weil er ihn, der früher ein wilder, durchtriebener Junge gewesen war, als Gymnasiast durch seine religiösen Grundsätze mit Liebe zu Gott erweckt und zum dankbaren Schüler gemacht hatte. Basedow aber spottete des Lutherischen Katechismus und seiner Lehren als unnütz in Gedichten und sonst, so daß, als er von Universitäten kam, das hamburgische Ministerium ihn nicht unter die Zahl der Kandidaten aufnehmen konnte, aber er fand desungeachtet in Dänemark Anstellung und große Anerkennung. Da schrieb er in einer Zeitschrift in Kopenhagen, welche Klopstock und der Hofprediger Johann Andreas Cramer 1758 herausgaben, einen

Artikel, in welchem er für die Erziehung in der Religion als rechte Methode empfahl die, welche sein Vater (er meinte Reimarus) bei ihm angewandt habe. Dagegen aber erschien in den „Berliner Litteraturbriefen" ein Artikel von Lessing, eine Erwiderung, daß „nicht alle Leser die ekeln Umschweife billigen werden, mit welchen sein Vater ihm die ersten Gründe der geoffenbarten Religion beigebracht habe". Denn, als dieser ihm mit der Lehre von der Notwendigkeit und dem Dasein eines Erlösers der Menschen und der Genugthuung für sie bekannt machen wollte, so habe er auch hier die Regel zu befolgen gesucht, von dem Leichten und Begreiflicheren zu dem Schwereren fortzugehen, und sei einzig darauf bedacht gewesen, ihn Jesum erst blos als einen frommen und ganz heiligen Mann kennen und als zärtlichen Kinderfreund lieben zu lernen; — allein dies ist nicht blos für eine Verstümmelung, sondern für eine Entkräftung der schweren Wahrheit und für eine solche Herabsetzung derselben anzusehen, daß sie das, was sie eigentlich sein sollte, gar nicht bleiben. Doch, als nun Basedow später weltberühmt geworden war; sein Buch aber: „Philalethie, oder Aussichten, in die Wahrheiten und Religion der Vernunft bis in die Grenzen der glaubwürdigen Offenbarung", eine Menge Prediger zum Widerspruch reizte, das Ministerium trieb, beim Senate Vorsichtsmaßregeln gegen die Verbreitung desselben zu suchen, da erhob sich sogar Basedow über Reimarus in einem Buche, und erklärte, die Grundsätze, die Reimarus aufgestellt, seien zwar gut, aber nicht die einzigen, nicht die, auf welche sich die ganze Logik bauen läßt, nicht Lehrerinnen der Wahrheit sind sie, sondern „Rathgeberinnen über die Irrtümer". Reimarus entschlief am 1. März 1768.

Wie die Schriften der Freigeister immer weitere Verbreitung fanden, so nahm die Liebe zur Kirche ersichtlich ab. Wir sehen das schon an der Zeit der Errichtung der Kirchen. Es ist zwar beim ersten Anblick überraschend, wie viele Kirchen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts dennoch neu gebaut sind; allein eine Erklärung dazu findet sich darin, daß man ein Mittel gefunden hatte, das Geld zum Bau der Kirchen nicht nur von der Liebe zum Höchsten bei der Gemeinde zu erwarten. Im J. 1696 hatte

man den Versuch gemacht, durch eine Stadt-Lotterie Geld zusammen zu bringen; das war eine neue Methode, sich zu bereichern, die man zu guten Zwecken mit seinem Verstande rechtfertigen konnte. Man erneuerte den Versuch im J. 1724 zur Erbauung der Kirche in Allermöhe, 1735 in St. Georg, 1738 in Billwärder, 1741 für den Turmbau an St. Jakobi. Doch bekam auch ohne diese Hilfe 1745 das Hiobs-Hospital eine Kirche, und 1748 der Pesthof die Lazarus-Kirche. Die Einäscherung der Groß-Michaelis-Kirche durch einen Blitzstrahl am 10. März 1750 rief eine Kollekte in allen Kirchen des hamburgischen Staates hervor, am außerordentlichen Bußtage am 13. Mai, die 116,628 Mark brachte. Die Verlegenheit, für die große Gemeinde zu sorgen, war um so schwerer, da man die kleine Michaelis-Kirche im J. 1750 schon wegen Baufälligkeit abgebrochen hatte. Die Johannis-Kirche, wie die zum Heiligen Geist-Hospital gehörende reichten aus. Als nun ein Ungenannter (erst Jahrzehnte später ward es bekannt, daß es ein junger Hamburger, der in Lissabon Geld verdient hatte, der spätere Ratsherr Joachim Caspar Voigt gewesen ist) sich erbot, 25,000 Mark zu geben, wenn in Jahresfrist die Kirche hergestellt werde; allein im Kirchen-Kollegium wurden Schwierigkeiten erhoben, und erst im Juni 1757 konnte die kleine 150 Fuß lange und 60 Fuß breite Kirche mit dem kleinem Turm eröffnet werden. Auch der Bau der großen Kirche wurde verzögert, da man dem Steinmetzmeister J. L. Prey, der 1743—47 die St. Georgs-Kirche erbaut hatte, den genialen E. G. Sonnin an die Seite gesetzt hatte. Sonnin hatte den Versuch gemacht, eine große christliche Kirche nach lutherischen Grundsätzen zu bauen. Die heiligen Sakramente sollten im Chor abgeschlossen gefeiert werden, an dasselbe die Kanzel sich anschließen, damit in der weiten Kirche die Predigt von der großen Gemeinde überall gehört werden könnte. Leider hatte Sonnin die Dekoration seinem Freunde Cord Michael Möller überlassen, der dem neueren Geschmack huldigte. Den Gesang der Gemeinde sollte die große Orgel unter dem Turm beherrschen. Diese zu errichten, hatte Johann Mattheson Muth gegeben, schon 1753 durch das Versprechen eines Legates von 40,000 Mark, das er Sonnin gegeben, und als der Herr ihn die Vollendung der Kirche erleben ließ, verkaufte er im Jahre 1759 sein Erbe auf dem Valentinskamp, und endete auf einer Etage, die

er beziehen mußte, sein Leben am 17. April 1764. Sein Bild, das oberhalb der Orgel vom dankbaren Vorstande angebracht ist, soll daran erinnern. — Sonnin hoffte, die Kirche würde sein Denkmal bleiben und wünschte nur sein Grab im Gewölbe unter dem Altar der Kirche zu haben.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Hamburg als kaiserliche freie und Hansestadt.

Vom J. 1768—1799 n. Chr. G.

Die Hansa mit dem Schutz, den sie den einzelnen Städten gewährte, welche sie bildeten, hatte sich aufgelöst; die inneren Staats- und Regierungsverhältnisse Hamburgs waren durch den Hauptrezeß geordnet, wie die äußeren durch den Gottorper Vertrag mit Dänemark; als kaiserliche freie Reichsstadt hatte Hamburg jetzt einen größeren Schutz gegen auswärtige Mächte. Indes da das deutsche Reich keine Marine hatte und den deutschen Schiffen keine Sicherheit im Auslande gewähren konnte, lag es Hamburg nahe, mit den früheren Hansestädten sich diejenigen Handelsprivilegien und Rechte zu sichern, welche sie früher genossen hatten, und neue zu erwerben.

Da war der Stadt Hamburg Frankreich, wegen seiner Kolonieen, von der größten Bedeutung, wie wir schon darauf geführt sind. Von den Waren, welche beim Antritt der Regierung Ludwig XV. aus den beiden Indien nach Frankreich kamen und die auf 16,700,000 Livres geschätzt wurden, kamen für 6 Millionen nach den Hansestädten. Der Wert der aus dem Reiche nach Frankreich ausgeführten Waren war aber auch im J. 1763 schon auf 25 Millionen Mark Banko gestiegen, und nahm bei den reichen Ernten bis 1775 immer zu; und selbst nach der Unab-

hängigkeits-Erklärung Amerika's betrug die Ausfuhr von Frankreich nach den Hansestädten 80 Millionen Mark Banko, und steigerte sich so, daß sie größer ward, als die von allen übrigen europäischen Kolonieen in Ost- und Westindien, weil Hamburg den ganzen Norden mit Kolonialwaren zu versorgen sich bemühte. Der Wert von Zucker und Kaffee, der 1791 nach Hamburg ging, wurde auf 38 Millionen Livres tariert; und für das Geld, das Hamburg für diese Waren aus Südrußland bezog, brachte es wieder Korn aus dem Süden über Archangel nach Frankreich zurück. In diesem Hafen lagen im J. 1771 zu gleicher Zeit 75 mit Korn nach Hamburg beladene Schiffe. Dadurch steigerte sich wieder der Geschmack an französischen Weinen in Rußland, und der Import von diesen stieg von 1770—95 von 40 auf 75 Tausend Oxhoft, da der französische Wein die heißen spanischen Weine verdrängte, und die Franzosen bei dem Kriege, in den sie mit England gerieten, ihre Weine lieber nach Hamburg sandten.

Wie mit Frankreich suchte Hamburg aber auch mit Amerika seine Verbindungen offen zu erhalten, um sich mit den westindischen Produkten zu versorgen. Die Einfuhr von Zucker stieg im J. 1794 von 4500 auf 8405; von Kaffee im J. 1793 von $11^1/_2$ Millionen Pfund auf $22^1/_2$ Millionen; die von St. Domingo, trotzdem, daß die Negersklaven sich gegen die Weißen erhoben hatten, von 1254 Faß Kaffee 1793 auf drei Millionen, 1794 auf $4^1/_2$, 1796 auf $8^3/_4$.

Die Freiheitskriege in Amerika, wie die in Frankreich brachten aber auch in Hamburg einen Umschwung in dem Geldverkehr. Die Auszahlung der Gelder für die Soldaten, die in Deutschland für Amerika gekauft wurden, geschah über Hamburg durch Wechsel. Von Diskonto war in früheren Zeiten noch kaum die Rede gewesen; der Kaufmann, der Diskonto als Geschäft getrieben hätte, würde seinen Kredit verloren haben; doch im Revolutionskriege stieg der Diskonto von 3 auf 12, ja 15 Prozent. Die große Zahl der Emigranten, welche 1794 nach der Besetzung von Belgien durch Pichegru hierher nach Hamburg kamen, brachten in Massen Assignaten, d. h. Anweisungen auf das große Schuldbuch in Frankreich, mit, und setzten diese in hiesiges Bankgeld um.

Die Hamburger Bank hatte den Ruf der größten Solidität, denn freilich, die Staaten hatten ihren Kredit verloren. Seitdem Friedrich der

Große hatte Geld ausgehen lassen, das nicht seinen Wert in sich trug, waren andere Staaten, Dänemark, Schweden, gefolgt; jetzt kam Frankreich mit seinen Assignaten. Hamburgs Bank schien sicher bei der höchsten Blüte seines Handels.

Doch plötzlich brach eine Krisis im Handel hervor, die den Wohlstand der Stadt zu zerstören drohte. Im September 1799 stellte eins der größten Londoner Häuser, Persent and Baker, seine Zahlungen ein, und zog durch seinen Fall allein 24 hamburgische Häuser nach sich. In England war eine solche Not an barem Gelde entstanden, daß der große Minister Pitt schon am 27. Februar 1797, auf Bericht der Bankdirektoren, vorschlug, die Einlösung der Noten zu verbieten, und die Bewilligung des Parlamentes erlangte; da zog England Millionen aus Hamburg, so daß der Kurs auf eine unglaubliche Höhe getrieben wurde. Schon länger war aber Handel und Schiffahrt durch die politischen Ereignisse auf alle Art gefährdet und molestiert. Bei dem Kriege des römischen Reiches mit Frankreich hatte der Kaiser als Kontrebande Waren verboten, die es nach französischen Begriffen nicht waren. Frankreich hatte dafür alle hamburgischen Güter in Frankreich mit Beschlag belegen lassen. Dazu kam, daß der Kaiser verlangte, daß der vom französischen Konvent nach Hamburg gesandte Minister ausgewiesen wurde, während Hamburg durch denselben einen Handelsvertrag am 24. Juni 1796 einging; aber schon hatten Preußen, Hannover und Braunschweig ein Observationskorps zur Deckung der norddeutschen Küste aufgestellt, und auch Hamburg genötigt, Moorburg und Ritzebüttel zu besetzen; und Frankreich hatte trotz des Vertrages, gleichwie England, gestattet, neutrale Schiffe durch Kaperschiffe zu visitieren. Ja, im J. 1798 forderte Frankreich plötzlich die Zahlung von 18 Millionen Francs, weil Hamburg durch die Aufnahme zahlreicher Emigranten kontrerevolutionäre Umtriebe, zugleich auch die englischen Interessen gefördert. Nun trat 1798 schon früh ein ungewöhnlich strenger Winter ein; fünf Monate war die Elbe mit Eis bedeckt; die Schiffahrt war gehemmt; die Speicher und Läger füllten sich so, daß die aufgehäuften Waren auf 80 Millionen an Wert tariert wurden. Da geschah der Krach. Die Folgen waren so schlimm, daß der Senat außerordentliche Maßregeln für notwendig hielt, damit Hamburg, das seit 10 Jahren als der vornehmste Handelsplatz des

Kontinentes, ja, als der Mittelpunkt des Handels galt, nicht seinen öffentlichen Kredit verliere. Die Admiralität schoß 3 Millionen Mark Banko vor; eine Anzahl großer Häuser errichteten eine Diskonto-Bank für $1^1/_2$ Millionen; eine Darlehns-Anstalt für 6 Millionen ward angelegt; die Verlüste waren aber zu groß, als daß der Handel das ertragen konnte.

Der französische Gesandte, von dem die Rede war, wollte Hamburgs Wohl. Es war ein Deutscher, Karl Friedrich Reinhard; der Sohn eines schwäbischen Predigers, hatte er auf dem Tübinger Stift mit den Theologen Planck, Ständlin zugleich studiert, war aber, als er als Hauslehrer in Bordeaux war, durch die Girondisten für die Freiheitsideen so begeistert, daß er sich ihnen ganz hingab, und dann vom Abbé Sieyès in seinen Talenten für Diplomatie erkannt, als Minister nach Hamburg geschickt wurde. Besonders nach dem Sturze seiner Partei konnte Reinhard noch der Stadt nützen, als der Bürger Leonhard Bourdon hierher gesandt wurde, um hier, wie in Orleans, durch das Schreckenssystem der Jakobiner eine nordalbingische Republik zustande zu bringen. Er trat selbst in die philanthropische Gesellschaft ein, die sein Sekretär Dr. Georg Kerner und der batavische Legations-Sekretär Reinhold „in ihrer Freude über den Sieg der Freiheit über den Despotismus der Fürsten" gegründet hatten. Doch als Kerner und Reinhold beide 1798 versetzt waren, kam Reinhard in Verlegenheit. Die Engländer beschwerten sich, daß die irländischen Aufrührer nach ihrer Niederlage bei dieser Gesellschaft Unterstützung gefunden hatten. Der Brigade-General Napper Tandy war mit dem Schwadronen-Chef Blackwell als französischer Offizier nach Hamburg gegangen, hier aber am anderen Morgen, 25. November 1798, auf Requisition des englischen Gesandten Crawford verhaftet, weil sie Irländer waren. Der französische Gesandte erklärte das für eine Verletzung der Neutralität und Beleidigung der französischen Nation, und brach im Oktober 1799 den diplomatischen Verkehr ab; Frankreich verband sich mit der batavischen Republik. Der Kaiser Paul von Rußland hatte dagegen wieder, wie früher seine Mutter, einen bewaffneten Neutralitätsbund, auf dem Grundsatze: „Neutrales Schiff, neutrales Gut", um die britische Seeherrschaft zu brechen, gebildet, und Dänemark, Schweden

und Preußen traten bei. Der Kaiser Paul, der Hamburg für die Brutstätte aller revolutionären Umtriebe hielt, hatte ein Embargo auf alle hamburgischen Schiffe in russischen Häfen gelegt (April 1797), aber er ward durch die Auslieferung der Aufrührer an England versöhnt. Allein mit Preußen entstand im November 1800 ein Streit wegen eines von englischen Schiffen genommenen preußischen Schiffes „Triton", das aus Not in Cuxhafen eingelaufen war, und dessen Festnehmung Rat und Bürgerschaft am 31. November 1800 verweigerten; da erfolgte die Besetzung des Amtes durch 2260 preußische Füsiliere. Doch die Engländer bestanden auf die Rückgabe, und nach Jahresfrist mußten die Hamburger das Schiff für die Engländer einlösen. Ritzebüttel ward jedoch die preußische Besatzung nicht los, da dieselbe zum Observationskorps des Herzogs von Braunschweig gehörte. Dagegen aber erzwang Buonaparte, als er nach seiner Rückkehr aus Aegypten sich zum ersten Konsul in Frankreich gemacht, zur Sühne für die frühere Auslieferung der Irländer an England eine Summe von 4½ Millionen Francs.

So waren es große Sorgen, mit denen Hamburg ins neue Jahrhundert eintrat; es sollte lernen, daß Hochmut vor den Fall kommt. Denn unglaublich war mit dem Reichtum der Übermut der Bevölkerung gegestiegen. Die Kaufleute hielten sich für Könige, die Krämer für Fürsten, natürlich, daß die Handwerker, welche wohl viel verdienten, aber sich auch oft durch die Erweiterung der Fabriken in ihren Zunftrechten gekränkt und beeinträchtigt fühlten, mit ihren Forderungen hervortraten und Unruhen erregten. Die Ansprüche an ein glänzenderes Leben wuchsen mit dem Luxus; die alte Einfalt der Sitten war schon vor dem Beginn der letzten Periode gesunken; das Perrückenzeitalter angegangen. Man schob das Schwinden der besseren Zeit gerne dem Einfluß Frankreichs, besonders in der letzten Zeit den Emigranten zu, die in großer Menge sich hier niederließen; und gewiß war der Einfluß der französischen Bildung, der von den Höfen ausging, kein geringer; aber unterstützt wurde er durch die s. g. Aufklärung, welche durch die neuere Philosophie verbreitet, und je mehr sie nach Klarheit und Verständnis strebte, desto oberflächlicher wurde, aber auch desto mehr Beifall gewann.

Die größeren Kaufleute in Hamburg waren durch den täglichen Umgang mit Geschäftsleuten aus der ganzen Welt in der Notwendigkeit, sich eine umfassendere Bildung nach dem Fortschritt der Zeit anzueignen; sie empfingen ihren Unterricht in den Kirchenschulen, welche den gelehrten Schulen würdig zur Seite zu stehen suchten. Die Pastoren, welche die Aufsicht über das Schulwesen in ihren Kirchspielen hatten, suchten die tüchtigsten Lehrer zu gewinnen, welche mit der Zeit fortschritten. So rief Jürgen Eler Kruse, der von 1724—75 Kirchenschullehrer an St. Nikolai war, durch die immer verbesserten Ausgaben seines Werkes: „Der hamburgische Kontorist", bei den älteren Kaufleuten die Furcht hervor, daß er zu viel Licht über Dinge verbreite, die sonst nur durch die Praxis gelernt wurden, und durch die Veröffentlichung der Geheimnisse dem Handel schade. Allein er fand im Laufe der Jahre 2303 Schüler, die ihm anvertraut wurden, und rühmte sich zu Zeiten, daß die meisten Kaufleute im Rate und angesehensten Häuser bei ihm gebildet seien. Ihm zur Seite stand Hermann Wahn an St. Michaelis, wie am Johanneum, 1729—47, der Nachfolger des bekannten Rechenmeisters Valentin Heins (1670—1704), Georg Christoph Konrad Westphalen (1730—52), dessen Rechenbuch noch nach seinem Tode sein Sohn (der Senator) und sein Enkel fast ein Jahrhundert hindurch herausgaben. Daß aber die Pastoren ihr Augenmerk auch auf den Fortschritt der Lehrmethode richteten, zeigte die Anleitung zum Katechisieren, welche sie 1753 zugleich mit dem „neuen Katechismus" herausgaben, in der sie schon die Lautiermethode beim Lesenlehren, welche damals erst aufkam, den Lehrern empfahlen. Um den ärmeren Kindern in seiner Gemeinde eine bessere Vorbereitung auf die Konfirmation zuteil werden zu lassen, gründete der Diakonus Bernhard Raupach zu St. Nikolai 1759 die Nikolaitische Freischule. Die Mitglieder der Kirchen-Kollegien halfen aber leider den Predigern nicht, neue Schulen zu errichten; die Pastoren mußten deshalb, dem Bedürfnis abzuhelfen, Privatschulen in ihren Kirchspielen zu errichten, gestatten. Der preußische Kommerzienrat Wurmb, der es zuerst unternahm, im Jahre 1767 eine Handlungs-Akademie zu gründen, mußte das Unternehmen, weil es nicht bestehen konnte, nach zehn Jahren dem Professor am hiesigen Gymnasium, Johann Georg Büsch, überlassen, der als Kandidat des

hiesigen Ministeriums schon den mathematischen Unterricht auf derselben übernommen hatte, und nun mit seinem Landsmann aus Lüneburg, dem witzigen Christian Daniel Ebeling, die Schule erweiterte. Seine geistreiche Frau, eine geborne Schwalb, wußte sein Haus zu einer Vereinigungsstätte aller geistreichen Fremden zu machen. Aus der Ferne, selbst über See, kamen Zöglinge, da die Anstalt einen großen Ruf bekam. Carsten Niebuhr, der Geschichtschreiber, und Alexander von Humboldt wurden von ihren Vätern hierher geschickt, haben sich aber später nicht befriedigt erklärt. Ebeling ward 1784 auch Professor der Geschichte und Geographie am Gymnasium, wie Bibliothekar der Stadtbibliothek; er sammelte sich einen Schatz von Schriften über das damals aufblühende Nordamerika, der nach seinem im J. 1817 erfolgten Tode von der nordamerikanischen Regierung durch Kauf erworben wurde. Allein seine Taubheit, wie die Erblindung von Büsch machten sie unfähig, die Akademie fortzusetzen. Büsch, der mit seinem klaren Verstande und seinem lebhaften Interesse der raschen Entwickelung des hamburgischen Handels folgte, war gerade der Mann, das belebende Prinzip einer Gesellschaft zu werden, welche die Förderung der Künste und nützlichen Gewerbe im Auge hatte. Er stiftete am 11. April 1765 die Patriotische Gesellschaft im Verein mit seinem Kollegen am Gymnasium, dem jüngeren Professor Reimarus, dem Baumeister der großen Michaelis-Kirche, Sonnin, Dr. Pauli und dem Assekuradeur Ulrich Moller. In dieser Gesellschaft kam zuerst, nach dem Vorbilde von London und Amsterdam, eine Assekuranz-Kompagnie zustande, und fand solchen Anklang, daß nach 40 Jahren, im J. 1804, 14 Kompagnien, mit 16 Privatassekuranzen, zusammen 388 Millionen Mark Banko versicherten. Professor Büsch empfahl für die Versicherung der Brandschäden das Prinzip der Gegenseitigkeit, und Georg Elert Bieber begann nach demselben Alles zu versichern, indem er die Brand-Versicherungs-Gesellschaft (B. V. A.) gründete. Das zog mit Notwendigkeit die Numerierung der Häuser und die Bezeichnung der Straßen herbei. Da der Nikolai-Turm im J. 1767 wieder vom Blitz getroffen war, drang Professor Büsch mit seiner Empfehlung der Blitzableiter durch. Zum Andenken an den Deichbruch am 8. Juli 1771 in Neuengamme, der eine Wasserflut verursachte, welche die ganze Elbniederung im Hammerbrook bis zum

14. Juli überschwemmte und einen Schaden von $1^1/_2$ Millionen Mark verursachte, wurde vor dem Deichthor eine steinerne Pyramide gesetzt, welche die Höhe zeigte, die das Wasser erreichte. Durch Dratelns Bemühen wurde 1772 die allgemeine Versorgungskasse, 1773 durch Senator Günthers die Kreditkasse für Erben und Grundstücke errichtet. Ulrich Moller richtete zuerst die Fußbotenpost ein, die bis zum Jahre 1832 im Besitz seiner Familie blieb. 1767 bestätigte der Senat die Rettungsanstalt für Ertrunkene oder Erstickte (im Wasser oder Feuer Verunglückte). Im folgenden Jahre eröffnete der Schullehrer in Eppendorf, Samuel Heineke zuerst eine Anstalt, um den unglücklichen Taubstummen Mittel zu weisen, sich Anderen mitzuteilen. Senator Kirchhof begann im Eimbeckschen Hause Vorlesungen über Physik zu halten und mit Experimenten zu begleiten; 1784 ließ der Kattunfabrikant Cambpel zuerst einen Luftballon in Hamburg aufsteigen. In der patriotischen Gesellschaft war es auch gewesen, wo bei ihren gewöhnlichen Zusammenkünften Sonnin die kluge Bemerkung machte, als geklagt wurde, daß die benachbarten Staaten durch die schlechte Präge den Münzen ihren sichern Wert raubten: „Wie klug sind doch die Chinesen! Sie kennen kein Gepräge, sondern nehmen das Silber nur nach Gewicht!" Dies brachte die Bankbürger Lütkens und Kirchhoff auf den Gedanken, vom Januar 1776 an, der Bankrechnung nur die Barren reinen Silbers zum Grunde zu legen. Die größte Wirksamkeit übte Büsch durch die Beförderung der allgemeinen Armenanstalt in Hamburg, für die er durch seine Aufsätze in den öffentlichen Blättern das Publikum zuerst gewann. Das Bedürfnis lag auf der Hand. Das Gotteskasten-Kollegium hatte seine Arbeit gänzlich versäumt; die Kirchspiele waren so groß geworden, daß die Diakonen unmöglich die Armenpflege bestreiten konnten, und doch sollten die kleinen Kirchspiele die Armen in den größeren mit unterhalten. An Aufsicht über die Armen war nicht zu denken; die Menge der Bettler bildete bei dem Andrange aus der Fremde in den engen Höfen und Gängen eine Ungezjefer-Republik, in der alle Unsittlichkeit und Gottlosigkeit gepflegt ward. Dem abzuhelfen, war sehr schwer. Doch der Sohn des Ratsherrn Caspar Voght, der von seinem Vater die Erlaubnis bekommen hatte, auf mehrjährigen Reisen sich zu bilden, und ehe er in sein kaufmännisches Geschäft eintrat, in den bürger-

lichen Verwaltungsämtern seine Thätigkeit zu beschränkt fand, schloß sich gleich Büsch an, der mit dem Oberalten Bartels, mit Georg Heinrich Sieveking, Syndikus Matsen, Günther, Westphalen eine Direktion bildeten, welche durch den Rat- und Bürgerschluß vom 7. Juli 1788 die staatliche Genehmigung erlangte. Man ging von dem gesunden Grundsatze aus, daß die Armenversorgung als Werk der Wohlthätigkeit nie zu den Pflichten des Staates gezählt und mit erzwingenden Auflagen bestritten werden darf; und durch den Feuereifer ihrer ersten Beförderer lebendig erhalten, konnte die Verwaltung im 10. Jahresbericht schreiben: „Wenn Hambnrgs Gassen 1788 mit Bettlern angefüllt waren, wird 1798 kein Bettler mehr geduldet. Bei der ersten Untersuchung der Armen fanden sich 600 Menschen ohne Betten und Decken, 2000 hatten keine Hemder; im J. 1798 war jedermann bekleidet, niemandem wird ein Bett oder ein Hemd versagt. Im J. 1788 gingen 2200 Kinder zerlumpt und schmutzig umher; im J. 1790 waren 2698 in Industrieschulen untergebracht. Jeder, der nicht imstande war, Arzt und Medizin zu bezahlen, konnte freie Kur und Arzenei erhalten; auch wurde 1795 eine Entbindungsanstalt eröffnet. Im J. 1789 waren 9757 Arme eingezeichnet; 1799 nur 6015. Der Ruf der Trefflichkeit unserer Armenanstalt verbreitete sich schnell, und sie wurde zum Vorbild genommen an anderen Orten, selbst in Oesterreich, Rußland, England und Frankreich. Doch freilich, die unglücklichen Jahre beim Wechsel des Jahrhunderts ließ die Jahresrechnung 1801 schon mit einem Defizit von 61,000 Mark schließen; nach dem Winter 1804 und 1805 überschritt die Ausgabe die Einnahme 88,536 Mark 13 Schill. Kurant. Nun gewährte die Bürgerschaft der Armenanstalt für die folgenden fünf Jahre den Ertrag des Stempels auf die Feuer-Assekuranz-Polizen und rechnete auf 60,000 Mark; allein schon 1806 kamen die Franzosen nach Hamburg, und die Armenfürsorge mußte beschränkt werden,

Freilich hatte sich das Leben in Hamburg seit der Stiftung der Armenanstalt gar sehr verändert. Das Zuströmen der Fremden, die hier in der freien Stadt Sicherheit suchten, war sehr stark; aus Brabant, Holland, Irland, Schweden kamen sie, besonders aus Frankreich; wurde doch die Zahl der französischen Emigranten auf 40,000 geschätzt. Sie sahen sich nach Beschäftigung um, nach Zeitvertreib; Kaffeehäuser, Restaurationen

öffneten sich; schön aufgeputzte Läden lockten zum Kauf; neben dem deutschen Schauspiel fand sich ein französisches, englisches. Das Getriebe des ganzen öffentlichen Lebens empfand eine neue Schwungkraft; die Gesellschaft bekam einen neuen Charakter; die stille Zurückgezogenheit, die Einfachheit der Sitte, die fromme Gewohnheit des kirchlichen Lebens hörte auf. Die Frivolität nahm zu; die Zuchtlosigkeit zeigte sich nicht nur auf den Straßen, selbst in den Familien. Die Kaufleute, welche bei dem Aufschwung des Handels Reichtümer gewonnen, fingen an, größeren Aufwand zu treiben, den Fremden hier den Aufenthalt so angenehm, wie möglich, und ihre Handlungen berühmt zu machen. Nicht nur vor dem Steinthor, an der Alster und an der Elbe, wie in Billwärder wurden Gartenhäuser für den Sommer errichtet, auch unterhalb von Altona in Flottbeck (Voght), Neumühlen (Sieveking), Nienstedten (Parish), Blankenese (Godeffroy). Die Revolution wurde im Anfange mit Jubel begrüßt. Klopstock pries sie als „des Jahrhunderts edelste That! Gallien krönt sich mit einer Bürgerkrone!" Der Jahrestag der Erstürmung der Bastille, der 14. Juli 1793, wurde auf Georg Sievekings Anstiften durch ein großartiges Fest im Garten von Harvestehude gefeiert. In dem Augenblick, in welchem in Paris die Mittagsglocke ertönte, wurde dreimal mit Kanonen geschossen; ein Kreis junger, weiß gekleideter Mädchen, wie alle Gäste mit den französischen Nationalfarben geziert, sangen ein Lied, von Sieveking gedichtet, in dem es hieß:

Fünf und zwanzig Millionen
Feiern heut' das Bundesfest,
Das nun der Despoten Thronen
Und die Sklaven zittern läßt.
Danket Gott durch gute Werke,
Tugend giebt der Freiheit Wert;
Freiheit giebt zur Tugend Stärke,
Nicht Verdienst, nur Tugend ehrt!

Klopstock, der am 2. August 1792 in Frankreich zum Ehrenbürger gemacht war, las zwei Oden auf die Freiheit vor. Bei Tische wurden Toaste auf die große Nation und die baldige Nachfolge Deutschlands unter dem Donner der Kanonen ausgebracht. Vertreter aller Nationen waren zugegen, auch zwei Neger; alle fielen sich um den Hals, gaben sich den Bruderkuß und jubelten.

Allein diese laute Parteinahme an dem französischen Aufstande erweckte den Unwillen der deutschen Regierungen; in Berlin wußte man lange, daß in Hamburg ein Agent der französischen Regierung, wenn auch freilich nicht offiziell vom Senat anerkannt, sich bewegte; plötzlich kam ein Reskript der kreisausschreibenden Fürsten, Kur-Brandenburg und Braunschweig, an den Rat und sprach die Verwunderung aus, daß Männer, wie Voght und Sieveking, hier geduldet würden, die an der Spitze einer Bande Leute ständen, die allenthalben Aufruhr predigten, und forderte vom Senat, den französischen Aufwiegler Le Hoe sogleich aus dem Kreise zu weisen. Dies geschah; und die Schwärmerei für die Revolution nahm bald ab, bei Klopstock nach der Hinrichtung Ludwig XVI. Leonhard Wächter, der unter dem Namen Veit Weber sich durch seine Sagen der Vorzeit bekannt gemacht, auch schon, wie Schiller, ein Schauspiel „Wilhelm Tell" gedichtet hatte, mußte erst als Dragoner-Hauptmann mit dem General Dumouriez nach den Niederlanden ziehen, um nach der Auflösung des Heeres als „bekehrter Emigrant" seine „Nachtboten oder Geschichte der französischen Auswanderung" 1794 zu schreiben.

Die französischen Emigranten aus höheren Ständen übten durch ihr feines, liebenswürdiges Betragen einen großen Einfluß auf die äußere Bildung aus. Waren es doch sehr viele angesehene Personen, die ab- und zugingen, oft längere Zeit hier weilten, von sehr verschiedenen, politischen Ansichten, wie der Kardinal Montmorenci, die Marquise Paulmy, die Palastdame der Königin Marie Antoinette, die in Altona bis zu ihrem Tode, 1808, blieb, der Herzog von Aiguillon, der als Pair der Erste gewesen war, welcher vorgeschlagen hatte, die Feudalrechte aufzuheben, hierher kam, um, nicht um ein Haus, nein, quelques petites chambres, zu bitten, weil er nichts mehr hatte. Auch Mirabeau, Charles und Alexander Lameth, d'Aiguillon, fand sich ein, Dumouriez, Talleyrand, Lafajette und sein Leidensgefährte in der Gefangenschaft, Bureau de Puzi, die Frau von Genlis, die Frau von Flahaut, die Familie Rochefaucould, der Philantrop Liancourt an der Spitze, der General Matthieu Dumas (Funk), der Graf d'Angevillier, Portalis, der Erzbischof von Toulouse Clermont-Tonnère, der sich als wüthender Fanatiker gezeigt hatte, und der Bischof Gregoire. Denn unter den Geist-

lichen, die hierher gekommen waren, zeigten sich auch die verschiedensten Richtungen. Die meisten folgten freilich den Bahnen der Encyclopädisten, Diderot und d'Alembert, welche in ihrem encyclopädischen Wörterbuche die Folgerungen der neueren Philosophie von der Abhängigkeit unseres Geistes von unseren Sinnen auf die Spitze getrieben, die Schöpfung dem Zufall, die Regierung dem Schicksal zugeschrieben, welche den Menschen zur Maschine machen, um die verderbten Sitten der höheren Stände zu rechtfertigen. Sie fanden in Hamburg einen bereiteten Boden für ihre Lehren.

Freilich hatte schon 1749 die Freigeisterei in Hamburg so zugenommen, daß der Senior Wagner es für notwendig hielt, die Gemeinde durch ein Pastoralschreiben zu warnen, und der Senat das Ministerium für seine Wachsamkeit eigens belobt hatte. Aber die Zeiten ändern sich schnell. Als nach Wagner's Tode Johann Melchior Goeze sein Nachfolger im Seniorat ward, erfuhr er gar bald den Umschwung der Zeit. Er erließ, wie schon erzählt, ein Pastoralschreiben gegen Basedow, das im Grunde gar nichts anderes sagte, als was Wagner schon ausgesprochen hatte, aber es war gegen Basedow gerichtet. Basedow war freilich vom hamburgischen Ministerium zurückgewiesen, aber von Dänemark in seiner Bedeutung erkannt, Professor der Akademie in Soroe geworden, und vom Grafen Johann Hartwig Ernst von Bernstorff nach Altona befördert, 1763 hatte er die „Philalethie" geschrieben, die von allen Aufgeklärten gepriesen wurde. Goeze hatte einen persönlichen Feind, Johann Gustav Alberti; dieser war Prediger an St. Katharinen geworden, um später die Hauptpastorstelle zu bekommen, und sein Geist und seine Rednergabe eröffneten ihm die Aussicht, aber Goeze aus Magdeburg war ihm vorgezogen. Goeze war freilich gegen ihn sehr freundlich, nahm auch eine von seinen Predigten in die Mustersammlung von geistlichen Reden auf, welche er jährlich herausgab. Indes Alberti, der ein feiner Gesellschafter, durch seinen Witz gern glänzte, hatte gleich nach seinem Amtsantritt Anstoß genommen, daß im hamburgischen Bußtags-Gebet die Worte sich fanden: „Schütte deinen Zorn auf die Heiden, die dich nicht kennen!" Er spottete in Gesellschaften darüber, wie im Konvent des Ministeriums; und als im nächsten Jahre (1769) die Worte wieder

beibehalten waren, auf der Kanzel. Da gab Goeze eine Schrift heraus, um das Ministerium zu rechtfertigen: „Richtige Erklärung der Worte Assaphs im 79. Psalm", und schrieb: „Wir sind verpflichtet wegen unserer Nachkommen also zu beten, denn schon jetzt fahren sie (die Gottesverächter) stolz, mit Herzen voll schnöder Verachtung des Wortes Gottes und der schönen Gottesdienste an Sonn- und Festtagen an unseren geöffneten Tempeln vorbei, um außerhalb der Stadt unter grünen Bäumen Erquickung zu suchen. O, wie werden unseren armen Kindern die Zähne stumpf werden, wie werden unsere armen Nachkommen mit thränenden Augen vor diesen von feindlicher Hand verschlossenen oder gar verwüsteten Gotteshäusern vorübergehen!" — Alberti, wutentbrannt, verklagte den Senior beim Ministerium, daß er die Schrift habe drucken lassen, ohne diesem etwas zu sagen; denunzierte ihn bei dem kaiserlichen Gesandten, Grafen Raab, seinem Freunde, wegen einiger Äußerungen gegen die Katholiken; beschwerte sich beim Senat, und erlangte es, daß dieser Goeze einen Verweis zukommen ließ wegen — „allzu freien Schreibens!" Da sandte Goeze sogleich am 15. August 1770 ein Gesuch ein, um von der Last des Seniorats befreiet zu werden. Der Senat kam in Verlegenheit; keiner der Pastoren wollte das Seniorat annehmen; man drohete, einen auswärtigen Theologen zu berufen; da entschloß sich der jüngste Hauptpastor, der von St Michaelis, Herrnschmidt. Goeze besuchte nach wie vor die Konvente. Aber Alberti ließ eine Rezension drucken von einer Schrift, die in Berlin erschienen war: „Vom falschen Religionseifer", und lobte die Äußerungen über die Reformierten, welche darin vorkamen, auch auf der Kanzel; da blieb Goeze aus den Versammlungen fort, weil Alberti nicht genötigt wurde, sich über seine Behauptungen zu erklären; und als Alberti im Dezember 1771 seine „Gespräche über die Religion" herausgab, in welchen er in populär-oberflächlicher Weise die neue Weisheit als Christentum, dann in der Kirche als die allein geltende Wahrheit darstellte, begann Goeze am folgenden Sonntage, ohne Alberti zu nennen, die in dem Buche vorkommenden Lehren auf der Kanzel zu widerlegen. Er hatte die Gewohnheit von Neumeister angenommen, am Sonnabend seinen „Text", den Inhalt seiner Predigt für den folgenden Tag, seinen Zuhörern gedruckt anzubieten. Da hörte er am Abend vor dem fünften

Sonntag nach Trinitatis von dem Druckerburschen, daß sein Text durch den Prätor in der Druckerei konfisziert sei. Das machte natürlich einen gewaltigen Lärm. Das Ministerium, bei dem Goeze sich beschwerte, konnte seine eigene Freiheit nicht preisgeben. Der Syndikus Klefeker glaubte seinen Auftrag an den Prätor mit dem Befehl des Rates rechtfertigen zu können, „jeder Erwähnung des Lehrbuches auf der Kanzel sich zu enthalten". Er hatte den ersten Abdruck des Textes bekommen von dem Buchdrucker, dem Goeze diesen im guten Glauben übergeben hatte, und der Drucker, der in seiner Aufklärung, der Wahrheit einen Dienst zu leisten glaubte, hatte den Abdruck nicht an Goeze gesandt, sondern der Obrigkeit denunziert. Dieser Buchdrucker war der bekannte Schriftsteller Johann Joachim Bode, der mit Lessing zusammen einen Buchhandel in Hamburg trieb. Er hatte auch den „Wandsbecker Boten", eine kleine Zeitung, an sich gekauft, und durch Matthias Claudius weltbekannt gemacht. Als nun die ganze Stadt in Aufregung kam, die Anhänger von Goeze und von Alberti öffentlich ihren Helden verteidigten, so daß es selbst auf der Straße zu Reibungen kam, suchte Claudius in seiner Zeitung den Streit zu schlichten in der „Disputation vor dem Präsidenten Lars und dem Kollegio der Sechsziger", die sich in seinen Werken findet. Da starb plötzlich am 30. März 1772 Pastor Alberti.

Der caesareopapistische Standpunkt, den der Syndikus Klefeker in seiner „Sammlung hamburgischer Gesetze und Verfassungen" bis an seinen 1775 erfolgten Tod zu verteidigen suchte, und von seinem gleichgesinnten Kollegen, Syndikus Matsen, behauptet wurde, verleitete den Senat bei seiner s. g. Freisinnigkeit und Toleranz zu den größten Widersprüchen. Im J. 1774 wurde das Gesuch der Reformierten abgeschlagen, auch außerhalb der Kapelle des holländischen Gesandten einen Gottesdienst zu halten; aber schon drei Jahre später, 1777, ward der reformierten Gemeinde gestattet, auf dem Valentinskamp ein Bethaus mit einer Predigerwohnung zu errichten; am 19. September 1785 schlug der Senat der Bürgerschaft vor: „Um eine der ersten Pflichten der Menschheit und des Christentums zu erfüllen (!), den Bekennern der römisch-katholischen, wie der evangelisch-reformierten Religion die Konzession für ein freies Privat-Religions-Exerzitium in besonderen Bethäusern unter freigewählten Geistlichen zu bewilligen,

und nur eine Deputation von zwei Mitgliedern des Senates und zwei Sechszigern einzusetzen zur Bestätigung der Wahlen und Genehmigung der Jahresrechnungen. Der Mangel an Pietät gegen die Vorfahren, und der steigende Hochmut tritt aber, im Gegensatz zu Goeze, immer dreister hervor. Goeze war keineswegs, wie er verlästert wurde, ein blinder Anhänger des Alten; in seinem kurzen Seniorat hat er den Antrag gebracht, die Ablegung der weißen Meßgewänder (der Alba und Casula) bei der Feier der Messe, wie die der dicken spanischen Halskragen bei dem Ornate überhaupt, welche durch die Spanier aus den Niederlanden eingeführt waren (1777) zu beschließen. Er machte den Vorschlag, ein neues Gesangbuch einzuführen, und setzte die Abschaffung des Gesanges der lateinischen Lieder, welche noch beibehalten waren, durch. Aber sein Nachfolger setzte nicht auf seinen Vorschlag die Kommission fürs Gesangbuch aus dem Ministerio, die er wünschte, ein, sondern eine aus lauter Männern, die als Freisinnige bekannt waren, Evers (von St. Michaelis), Liebrecht, Flügge, Schuhmacher, Hornbostel, Ewerwein. Die von dieser, unter Gerlings Präsidiat getroffene Auswahl rühmte der Syndikus Matsen zwar als vorzüglich geraten, hielt aber eine Prüfungs-Kommission unter seiner Leitung notwendig, da doch noch eine Menge alter Gesänge wegfallen könnten, weil alle Lieder Luthers z. B. sich nicht mehr für unsere Zeit schickten, viele andere wenigstens Änderungen erleiden müßten. In diese neue Kommission trat natürlich der 1786 an die Petri-Kirche gerufene Pastor Sturm, der schon durch seine Morgen- und Abend-Andachten in vielen Häusern geliebt war, und dessen Lieder von C. P. E. Bach mit Melodien versehen wurden (1780). Kaum war diese Redaktion aber 1786 dem Ministerium übergeben, so zeigte Goeze in einer Predigt, wie sich schon in dem Liede: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr!" „Socinianismus" zeige. Das Ministerium bat ihn, „wegen vermeinten Mangels an Übereinstimmung mit unserem Lehrbegriff „das Gesangbuch nicht in einen üblen Ruf zu bringen. Aber, wenn auch eine offiziöse Schrift das Buch rühmte, weil unser Jahrhundert aufgeklärter sei, als das von Johann Rist, und man statt der älteren Gesänge von Paul Gerhard, Luther, Olearius die erbaulicheren von Gellert, Klopstock, Cramer, Sturm, auch statt 632 nur 441 genommen habe", erhoben eine Menge Stimmen sich gegen die Einführung; dennoch wurde es im Jahre 1788 obrigkeitlich beschafft. In demselben

Jahr wurde auch obrigkeitlich die Ordnung des Gottesdienstes in den hamburgischen Kirchen nebst den öffentlichen Gebeten und anderen Formularien, wie solche vom Rev. Ministerio entworfen ist, zum öffentlichen Gebrauch verordnet. Dem Ministerio lag nur am Herzen, so schnell wie möglich Luthers Tauf- und Traubüchlein, den Exorcismus und andere anstößige Stellen loszuwerden; das Übrige vorläufig mundgerecht zu machen, überließ es dem jüngsten Hauptpastor Johann Jakob Rambach, und setzte eine Kommission ein, die ganze Agende gründlich nach den damals in der ganzen Kirche, der römisch-katholischen, wie evangelischen, angenommenen Grundsätzen der reinen Vernunft einzurichten. Allein die Einigkeit fehlte; und nachdem die Göttin Vernunft in Frankreich auf den Altar erhoben war, sank sie auch bei uns immer mehr im Ansehn. Am 7. April 1802 erschien noch eine Verordnung des Senates und der Sechsziger, durch welche Vieles, was den Predigern unbequem und nur zeitraubend, den Laien, weil unverständlich, anstößig, vorkam, und nichts einbrachte, abgeschafft würde, so die Früh- und Wochengottesdienste, die Liturgie vor dem Hauptgottesdienst in den Hauptkirchen, der Introitus vor dem Abendmahl, die direkte Zustimmung der Paten bei der Taufe zum Glaubensbekenntnis. Die bald folgende Schreckenszeit ließ die Kommission nicht tagen; nach der Befreiung von den Feinden trat sie freilich wieder zusammen, doch unter dem Einfluß der Neuzeit löste sie sich auf, ohne sich einig zu werden, im Jahre 1821, nachdem sie eine Menge Vorschläge gesammelt hatte.

Die zunehmende Freidenkerei und Liebe zur Welt übte ihren Einfluß mächtig auf den Kirchenbesuch. Im J. 1772 gingen in den lutherischen Kirchen Hamburgs 74,829 zum heiligen Abendmahl, im J. 1799: 48,546, im J. 1819: 28,368, während im ersteren Jahre getauft wurden 2690, im J. 1799: 3938, im J. 1819: 3515. Man hielt deshalb nicht nur die vielen Gottesdienste, sondern auch die Kirchen, namentlich, wenn sie wenig benutzt wurden, für überflüssig. Nach dem Tode des alten gelehrten Dompredigers, Johann Heinrich Daniel Moldenhauer, gab man im J. 1790 es zu, daß die dänische Regierung das Amt nicht wieder besetzte; und ebenso, daß die Oberalten auch die Stelle des Pastors am Marien-Magdalenen-Kloster offen ließen, als der durch seine Geschichte

der Quäker berühmt gewordene Barthold Nikolaus Krohn aus diesem Leben geschieden war.

Mit dem Bewußtsein dessen, was wir an der Kirche haben, war auch die Freude am Gottesdienst geschwunden, und die Lust an den weltlichen Vergnügungen zur Herrschaft gekommen. Diese Sucht ward am Anfang des Jahrhunderts durch die kaiserliche Kommission genährt. Die Gesandten Wich und Wedderkop, wie der Kammerherr von Alefeld suchten die Oper unter der Leitung eines ausgezeichneten Musikers zu halten, es war Georg Philip Telemann, der Kantor des Johanneums und Direktor des Musikchors. Derselbe wurde auch in seiner Zeit in seinen Kantaten und Oratorien für unübertrefflich gehalten, und war unermüdlich in Herausgabe von Oratorien, Kantaten, Instrumental-Kompositionen; die Oper konnte sich doch unter ihm nicht wieder heben; in dem Jahre 1738 mußte sie ganz aufhören; nachdem seit dem J. 1678 440 neue Operntexte gedruckt waren. Der Geschmack aber änderte sich; der Gesang, wie die Vokalkompositionen bildeten sich aus; die italienische Sängerschule übte ihren Einfluß; die Macht einer biegsamen Stimme über das Theater-Publikum zeigte sich bei jedem neuen Virtuosen, der auftrat; das persönliche Interesse an dem Künstler gewann das Übergewicht über das Kunstwerk. Durch die Franzosen wurden die Deutschen zuerst mit der italienischen Musik bekannt; doch der sie zuerst in Ansehn brachte, war ein — Bergedorfer, Hasse, der unter Kaisers Direktorium in Hamburg seine Schule gemacht hatte, ehe er in Italien seine Lorbeeren erwarb. Nach Hamburg kam die erste italienische Truppe unter Angelo Mingotti im J. 1740. Doch eben so wenig, als Telemann konnte C. Philipp Emanuel Bach, der ersterem 1767 als Musikdirektor folgte, rechtes Interesse für die Oper erwecken. Er war der Sohn von Sebastian Bach, aber er hatte nicht den tiefen, innigen Ernst, die heilige Liebesglut und die Fülle der Schöpferkraft, welche diesen so hoch stellt; der kirchliche Geist schwand, da mußte die Kirchenmusik verflachen. Sie fand auch bei seinem Nachfolger, Christian Friedrich Gottlieb Schwencke, die rechte Pflege nicht. Er ward Kantor des Johanneums und Musikdirektor, und suchte die Kirchenmusik zu heben zuerst dadurch, daß er die Zahl der öffentlichen Aufführungen gleich anfangs im J. 1790, auf 30 im Jahre beschränkte, um die Begleitung durch Instrumente durch die ersparten Kosten vervollständigen zu können; später durch

eine andere Ordnung der Chorschüler; allein er zeigte, daß es ihm mehr auf den Wohllaut der Töne, als auf die Erbauung der Gemeinde ankam, indem er selbst Texte zu Gehör brachte, in denen die Jungfrau Maria angerufen wurde. Aber auch das Publikum hatte mehr Geschmack an weltlicher Musik, und strömte hinzu auch wo auf der Orgel mit aller Kraft der Töne eine Schlacht oder ähnliches vorgeführt wurde. Emanuel Bach, um auf diesen zurückzukommen, war aber ein gelernter Salonmusikus, als Klavierspieler ersten Ranges von Mozart geehrt, ein Vorgänger von Joseph Haydn, ein Abgott des Publikums, der Begründer einer neuen Klavierschule, für die Instrumentalmusik von Bedeutung.

Beim Fall der Oper stieg das Theater. Es war Frau Caroline Neumann, geborne Weissenborn, die mit ihrer Schauspielertruppe im Juni 1728 nach Leipzig gekommen war, welche mit Professor Gottsched ihrer Kunst einen neuen Aufschwung verlieh. Der Hanswurst ward von der Bühne verbannt; statt abgeschmackter Komödien gab man hochstrebende Schauspiele im französischen Geschmack. Das fand ungemeinen Beifall. In Hamburg ward der Kaufmann und Amsterdamer Bote, Georg Behrmann, der selbst für einen Trauerspieldichter galt, ein mächtiger Förderer ihrer Bestrebungen. Im J. 1741 kam mit seiner Gesellschaft der Direktor Johann Friedrich Schönemann hierher, dessen Schwiegersohn, Johann Friedrich Loewen, sich nicht nur alle Mühe gab, die Schauspieler so zu bilden, daß sie die Menschen nach der Natur darstellten, sondern auch dahin strebte, ihnen eine soziale Stellung zu verschaffen, um durch sie dem Staate vergnügte und gesittete Bürger zu erziehen. Ja, er faßte höhere Gedanken; unter ihm bildeten sich Ackermann und Eckhof zu Schauspielern ersten Ranges heran. Die Witwe Schröder vermählte sich 1765 mit Ackermann, der das Theater auf dem Gänsemarkt zu einem National-Theater zu erheben suchte, zu welchem Ende er Lessing hierher berief, um als Dramaturg die Leitung zu übernehmen. Aber dieser, der im April 1767 seine dramaturgischen Arbeiten begann, gab sie schon nach wenigen Monaten (im Oktober 1768) auf und schrieb an Friedrich Nicolai, der die Allgemeine deutsche Bibliothek in Berlin

herausgab, die dem neuen Zeitgeiste dienet: „Sagen Sie Ihren Freunden, daß ich nicht sehr böse zu sein brauchte, um vom Theater mehr Übles zu sagen, als Goeze davon gewußt hat. Ich wünsche von Herzen, daß auf Goeze's Schrift alle Theater in ganz Deutschland geschlossen würden!" Der Hauptpastor Goeze hatte bekanntlich die Frage, ob ein Geistlicher die Schaubühne, in ihrem damaligen Zustande ein Schaden der Sittlichkeit, preisen könne, verneint, als der junge Pastor in Bergedorf, der Sohn seines Vorgängers, des Senior Schlosser, 1766 dies bei der Herausgabe einiger Lustspiele gethan hatte. Lessing aber hatte bei der Hamburger Bühne sehr traurige Erfahrungen gemacht, das bewies er dadurch, daß er selbst das Anerbieten, mit größerem Gehalte als Dramaturg nach Wien zu gehen, nicht annahm. Fühlte sich doch auch später, im Jahre 1800, der gefeierte Schauspieler Friedrich Ludwig Schröder, der Sohn der Schröder-Ackermann, nachdem er dreizehn Jahre die Direktion dieses Theaters geführt hatte, gedrungen, dem Publikum öffentlich zu erklären daß er wegen des vielen Unangenehmen, das ihm widerfahren, vom Schauplatz abzutreten genötigt sei. Lessing war mit Goeze bekannt geworden; er achtete ihn nicht nur wegen seiner trefflichen Kenntnisse; hatte er doch früher dieselben Studien getrieben, wie Goeze, und durch treffliche Arbeiten bewiesen, daß er auch die schwersten Geheimnisse der heiligen Schrift hoffte durch vernünftige Gründe verteidigen zu können; in Hamburg war Lessing aber, wie in Berlin früher mit Nicolai's Freunden, in den Kreis von Goeze's Gegnern gekommen, wo er angestaunt ward, wenn er auf Goeze nichts kommen lassen wollte. Es war dies ein Kreis von geistreichen Männern, die sich schon unter dem alten Professor Reimarus zusammengefunden hatten, welche auch nach dessen Tode die namhaften Gebildeten, die nach Hamburg kamen, an sich zogen. Er hatte schon lange einen Ruf empfangen; besonders durch Friedrich von Hagedorn, der durch seine Lieder, nach Anakreons Vorbild, beim hamburgischen Publikum sehr beliebt geworden war, und oft den hochgelobten Alsterfluß gepriesen hatte. An der Alster, im Garten des ehemaligen Klosters Harvestehude, war ein Wirtshaus, in dem sich im Sommer die geistreiche Gesellschaft gern zusammenfand. Am 1. Oktober

1746 setzte Hagedorn, um seine Freunde zu überraschen, in den „Hamburgischen Correspondenten" ein Lied, in dem es hieß;

„Das schwör' ich bei der alten Eiche,
In der so mancher Vogel heckt,
Und die hier Tisch und Bänk' und Sträuche
Mit neun und neunzig Ästen deckt."

Als er am Nachmittage hinaus kam, empfingen ihn lachend seine Freunde und baten ihn, den Baum einmal anzusehen, und — überrascht, ließ er im folgenden Blatte das Lied wiederholen mit der Abänderung:

„Das schwör' ich bei der alten Linde,
In der so mancher Vogel heckt,
Die gegen wilde Wirbelwinde
Mit neun und neunzig Ästen deckt.

Hagedorn's Linde ist über ein Jahrhundert im Volksmunde geblieben, obgleich sie 1798 durch einen Blitzstrahl vernichtet ist; sie stand unten an der Alster; die Fama übertrug aber den Namen auf die schöne Linde auf dem Lizentiaten-Berge, den sie noch diesen Augenblick mit der dicksten Eiche der Umgegend und einer starken Buche ziert.

Hagedorn hatte auch Klopstock hierher geführt, wo dieser im J. 1751 seine Meta Moller fand, und ihn, (wie auch seine viel besungene Cidly, Fanny Schmidt) darüber fast vergaß, und Klopstock mag später oft dort seine Freunde besucht haben, als er 1754 nach Hamburg kam, seine Meta zur Gattin zu nehmen, und 1758, sie unter die berühmte Linde in Ottensen zu beerdigen. Länger blieb er in Hamburg, als sein Beschützer, der Minister Graf Bernstorff, nach des Königs Friedrich V. Tode unter Christian VII. Regierung durch den Grafen Struensee verdrängt, nach Wandsbeck ging. Schönborn und Gerstenberg folgten diesem. Die Begeisterung für die Freiheit war erwacht. Am 19. April 1771 erscholl im „Hamburgischen Correspondent" Klopstocks: „Ich bin ein deutscher Mann!" und am 23. tönte es wieder im „Wandsbecker Bothen": „Ich bin ein deutscher Jüngling!" Es war Matthias Claudius, der so sang. Auch in Göttingen jauchzte der „Haynbund", die Dichter Johann Heinrich Voss, Hölty, Boye, Hahn u. a. Klopstock zu. Da konnte der kluge Buchhändler Johann Joachim Bode, der den „Wandsbecker Bothen", ein kleines Zeitungs-

blatt, angekauft und Matthias Claudius zum Redakteur gemacht hatte, nicht zurückbleiben, sondern nötigte diesen zum Neujahr 1773 das Publikum zu überraschen mit der Nachricht:

„Und, du Wandsbecker Leiermann,
Sollst „Deutscher Bothe" heißen!"

Doch bei der feurigen Begeisterung für Freiheit und Vaterland, die den Kreis berühmt gewordener Männer um Klopstock immer erweiterte, fehlte doch, was ihn im Innern zusammenzuhalten vermochte. Das trat freilich erst nach Jahrzehnten öffentlich hervor, als der Dichter Johann Heinrich Voss öffentlich gegen des Grafen Stolberg Adelsgeist und katholischen Sinn auf so rohe Weise sich aussprach; doch ließ sich das schon im Keime spüren. Durch die Freigeisterei in England hatte sich mit dem achtzehnten Jahrhundert die Freimaurerei ausgebildet. Im Gegensatz gegen die herrschende bischöfliche Kirche vereinigten sich die freier Gesinnten in der Bauhütte der großen Londoner Kathedrale unter dem Baumeister Wren, und gründeten eine Brüderschaft von solchen, die sonst durch äußere Verhältnisse des Lebens, Verschiedenheit des Vaterlandes, Standes und des Glaubensbekenntnisses sich fern bleiben würden, um sich zu guten Menschen zu bilden durch die Religion, in der alle Menschen übereinstimmen. Das Grundprinzip des Bundes war die Ubung der Toleranz, obgleich sie bei den Verhandlungen die Bibel, aber freilich zugemacht, auf die Tafel legten, weil sie nichts gegen die Bibel lehren durften. Schon im J. 1730 wurde in Hamburg der Versuch gemacht, eine Loge zu gründen, doch erst 1740 wurde die Loge Absolon von der Großen Loge in England anerkannt; wenngleich schon am 14. August 1738 der Kronprinz von Preußen die drei Johannisgrade erhielt, der später, als er als Friedrich II., der Große, den Thron bestiegen hatte, selbst der Großmeister der königlichen Mutterloge in Berlin wurde. In Berlin und in Hamburg waren nämlich, wie in England, Schottland, Frankreich, Schweden Logen, die nach verschiedenen Systemen eingerichtet waren und arbeiteten. Diese Verschiedenheit war ein Geheimnis der Freimaurerei, dasjenige Geheimnis, durch welches sie alle verbunden waren, und trotz ihrer inneren Kämpfe eins schienen; das war das Geheimnis, welches selbst Lessing, der früher in einem Gedichte den Orden lächerlich gemacht hatte, reizte, in denselben zu treten, um Bode zu necken, der ihm

das Geheimnis nicht hatte sagen wollen; als ein gewisser Rosenberg, aus Berlin kam, für ein neues System viele ihrer Freunde gewann und eine neue Loge gründete. Nun aber war auch Lessing gebunden. Er verriet den Orden nicht, wie J. H. Voss that, der im Musenalmanach von 1776 den Vergleich veröffentlichte, den der Sohn des hamburgischen Courtmaster Charles Hambury zwischen der obersten großen Landesloge in London und der großen Landesloge in Berlin zustande gebracht hatte. Voss fügte dem Vergleich noch dazu die Bemerkung hinzu: „daß außer den Logen, die unter dieser großen Loge in Deutschland ständen, keine wahre Freimaurerei in Deutschland zu finden sei". Darüber war er aber auch nicht aufgeklärt; denn als nun in Folge dieses Vertrages Deputierte der Logen „die drei Rosen" und „die goldene Kugel" zu dem alten gelehrten Arzt, Dr. Gottfried Jaenisch, gingen, der vor 15 Jahren das Patent als „Provinzial-Großmeister über Hamburg und Niedersachsen" von der großen Loge in London erhalten hatte, und von ihm, wie von Bode das Patent zurückforderten, da dasselbe „in dem Vergleich für kraftlos" erklärt war, erkannten diese die genannten Logen gar nicht an, sondern nötigten durch ihre Loge nach langen Kämpfen im J. 1788 die Loge von England, den Vertrag mit der Berliner Landesloge zu renovieren. Indessen Lessing hatte mit dem Eintritt in die Loge genug gehabt; und hat die Loge nicht wieder besucht, auch nicht in Braunschweig. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte ihn zwar zum Bibliothekar in Wolfenbüttel gemacht, und als Großmeister der englischen Mutterloge in Braunschweig, wie von den schottischen Logen, bei den heftigen Logenkämpfen, die den Zerfall des Ordens fürchten ließen, aufgefordert, seine Ansicht zu veröffentlichen; Lessing entsprach auch, wie er als Maurer mußte, der Aufforderung seines Großmeisters in den „Gesprächen zwischen Ernst und Falk" (1778 und 1780) und zeigte, wie die wahre Freimaurerei nichts sei, als die Bildung zur Humanität; diese aber durch die Logen, wie dieselben jetzt wären, nicht erreicht werden könne. Lessing sandte diese Gespräche an Claudius mit der Bemerkung, „er glaube zwar nicht, daß er (Lessing) von den Freimaurern verstanden wäre, überhaupt nicht von Vielen". Claudius Antwort haben wir leider nicht, denn dieser fühlte auch als Maurer sich verpflichtet, seine Briefe an Lessing zu vernichten; doch läßt sie sich aus Lessings Briefen vermuten.

Die Veranlassung zu dieser Bemerkung war nämlich der Streit, in den Lessing in derselben Zeit mit Pastor Goeze geraten war.

Lessing hatte früher auf dieselbe Weise, wie Goeze und die derzeitigen Theologen, die höheren Wahrheiten des Evangeliums durch Verstandesbeweise zur Anerkennung zu bringen gesucht, da kam ihm ein Fragment eines Buches in die Hand, „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes.“ Es war von dem verstorbenen Professor Hermann Samuel Reimarus. Das Werk war nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, oder sollte doch nur zu einer Zeit herausgegeben werden, wo es nicht mehr schädlich wirken konnte, oder wo es notwendig geworden sein sollte, um die Unterdrückung der Wahrheit zu verhindern. Es legte nackt und bloß die Einwendungen dar, welche die natürliche Vernunft gegen die Wahrheiten der Erzählungen der heiligen Schrift etwa vorbringen könnte. Lessing ließ mit den Fragmenten, welche er aus dem Buch drucken ließ, Anmerkungen zur Widerlegung der Irrtümer erscheinen, bekannte aber auch offen, wo er sie unwiderlegbar fand, und wollte damit den Scharfsinn der Verteidiger anfeuern. Seine Absicht war, die Theologen zu überführen, daß sie sich selbst gestehen müßten, die göttlichen Wahrheiten in der Bibel könnten nicht mit der menschlichen Vernunft allein verteidigt werden. Lessing wurde nicht verstanden; man hielt ihn für zu aufgeklärt, um an die Bibel zu glauben, und seine Gegner stellten ihn, oder wenigstens Reimarus, für den kühnsten Leugner des göttlichen Wortes dar. Als Lessing unter diesen Gegnern auch Goeze sah, ließ er sich mit ihm in eine Disputation ein, bestritt ihm in Streitschriften seine Vorwürfe, wies ihn auf den Unterschied von Religion und Konfession hin, und gab ihm, als er ihn mit seinen Verstandesgründen nicht besiegen konnte, in dem Schauspiele „Nathan der Weise“ zu erkennen, wie ein frommer Jude mehr Liebe habe, als ein römischer Tempelherr, ein Mönch oder ein muhammedanischer Sultan. Claudius hatte in dem Gespräche seines „Asmus, dem Kaiser von China,“ den Lessing vorgestellt als einen, der eigentlich nicht zu den Philosophen gehöre, aber auch nicht zu den gläubigen Christen, und Lessing bedankte sich bei Claudius dafür, und erkannte es als richtig an in dem Briefe, den er ihm mit dem Gespräche sandte, in welchem er ihm sagte, daß er wenigstens kein gewöhnlicher Freimaurer sei.

Aber Goeze war auch keineswegs ein gewöhnlicher kalter Orthodoxer, dem es nur auf das Bekenntnis der reinen Lehre ankommt; er drang mächtig auf „ein rechtschaffenes Wesen in Christo“. Nur ein Beispiel, das davon zeugt. In der Zeit der Aufklärung nahm das Lottospiel, namentlich das in der Zahlenlotterie, schrankenlos überhand; Claudius, der bei der Zahlenlotterie eine Anstellung erhalten, warnte zwar in seinem „Bothen“ vor demselben, aber Lessing selbst erwartete mit jeder Woche auch in der Fremde die Nummern, welche gezogen wurden, zu hören, ob er etwas gewonnen habe. Der Senat fühlte sich im J. 1786 veranlaßt, dem beliebten Nachmittagsprediger in St. Pauli, Johann Otto Thieß, ein Ehrengeschenk zu machen für eine „Predigt, die lehrt: Was ist nach den Grundsätzen der Vernunft und des Christentums vom Spiel, besonders von der Zahlenlotterie, zu halten?“ — Goeze hatte schon am 13. September 1774 in einer Predigt die Ziehungstabellen der Nummern der Altonaer und Wandsbecker Lotterie, welche wöchentlich bekannt gemacht wurden, als Fallstricke dargestellt, und geschlossen: Unsere fleißigen Vorfahren ließen noch vor 40 Jahren eine Münze prägen — und dabei zog er auf der Kanzel ein großes Goldstück, einen Portugalöser, hervor, und zeigte ihn — auf dem die Sinnbilder der Religion, der Gerechtigkeit, der Klugheit und der Arbeitsamkeit zu sehen waren, mit der Unterschrift: Sic satis reipublicae Hamburgensi! nämlich: ad salutem! Gegenwärtig möchte man eine andere prägen lassen mit einem Glücksrade und der Unterschrift: „Sic satis ad perniciem!“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Hamburg als freie Reichsstadt.

Vom J. 1801—1810 n. Chr. G.

Es zeigte sich aber der Einfluß der Gleichgültigkeit gegen die Verschiedenheit der Konfessionen mit der Erhebung der eigenen Vernunft nicht nur in der Abnahme des kirchlichen Sinnes, sondern auch in der Demoralisation aller Stände, die sich immer offener kund that. Was half es, daß der Rationalismus die Liebe als das Höchste pries, Moralpredigten forderte, die Menschen zum Guten zu locken; daß man in den Freimaurerlogen einander suchte, zu wahren, edlen Menschen zu bilden; in der patriotischen Gesellschaft arbeitete, einander Gutes zu thun, indem man Prämien aussetzte zur Belohnung für die Erfüllung der ersten Pflicht der Menschlichkeit, sich einander in der Not beizustehen; oder für anhaltende Diensttreue; daß man Monumente setzte denen, deren Bürgertugenden man kennen gelernt hatte. Die stilleren Tugenden schwanden, die eheliche Treue, die hingebende Kindesliebe, die Pietät, die Heilighaltung des Eides, ja des Wortes, das man gab, die Reinheit der Sitten. Die Vergnügungssucht nahm reißend zu, die Sucht zu glänzen, zu besitzen, sich hervorzuthun. Die Gegenwart suchte man zu ehren; Hamburg in seinem Glanze darzustellen, wozu die Geschichte der Vergangenheit als dunkeler Hintergrund dienen mußte.

Dr. von Hess hatte in seiner Beschreibung der Stadt dazu den Anstoß gegegeben; Professor Suhr wußte durch seine charakteristischen Portraits bekannter Persönlichkeiten, seine Hamburger Ansichten mit den Schilderungen von Pastor Hübbe, das Interesse zu erwecken. Der Rationalismus, der in seiner Beschränktheit nur in der Belehrung die Besserung der Zustände, wie der Menschen überhaupt suchte, nahm sich vor Allem der Kinder an, sie zu erziehen. Hermann Rentzel, der Diakonus an St. Jakobi, der seinen Grundsätzen treu, als ein persönlicher Freund der Armen sich hervorthat; legte zuerst eine Töchterschule für die Armen an, die bisher ganz fehlte; versammelte die Schulgehilfen um sich, sie zu unterrichten, da man von einem Seminar oder einer Bildungsklasse für Lehrer nichts wußte. Daraus erwuchs die Gesellschaft für Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens, welche der Schullehrer Curio stiftete, welcher vom Jahre 1801—1806 eine Zeitschrift, „Hamburg und Altona", herausgab, „zur Geschichte der Zeit, der Sitten und des Geschmacks". Von Religion wußte man nicht viel zu reden; die berühmten „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern von Schleiermacher" blieb den Hamburgern ein unbekanntes, unverständliches Buch. Der große Neumeistersche Katechismus, so vortrefflich er war, er war wohl obrigkeitlich eingeführt, aber er ward wenig gebraucht; die Kinder mußten in den Schulen ihn haben; die Pastoren hielten beim Examen darauf, weil der Ertrag des Buches der Prediger-Wittwen- und Waisen-Kasse zugute kam; indes die Lehrer gebrauchten ihn, wie sie wollten. Die Zahl der Privatschulen nahm immer mehr zu, so daß die Hauptpastoren selbst gar bald bei einem Antrag an den Senat, ein Verbot der Eröffnung von Winkelschulen zu erlassen, klagten, daß es mit der Bildung des Verstandes und Herzens der Kinder sehr übel aussähe! Im J. 1788 erklärte sich das große Armen-Kollegium entschieden gegen den Gebrauch der eingeführten Katechismen in ihren Schulen; und erst 1791 gelang es dem Hauptpastor Brake zu St. Nikolai im Armen-Kollegium durchzusetzen, daß die Kinder, die in der Woche in den Fabriken arbeiten mußten, „nach dem Muster des frommen Englands, in Sonntagsschulen in nützlichen Kenntnissen unterwiesen, auch über die Religion belehrt", und dann auch ein Religionslehrbuch für die größeren eingeführt würde, nämlich „der hannöversche Katechismus". Im Jahre 1799

erregte der Prediger zu St. Katharinen Johann Michael Wolters großes Aufsehen durch seine „Reformationspredigt, als er in derselben den Mut zeigte, die Notwendigkeit der Beseitigung des alten Katechismus trotz seiner Trefflichkeit" auseinanderzusetzen. Aber wenige Jahre darauf versah der Hauptpastor Klefeker den kleinen Lutherischen Katechismus mit erklärenden Anmerkungen, um denselben den „kleinen Kindern ungefährlich zu machen", und schenkte diesen zum Gebrauch der Gesellschaft der Freunde des Schulwesens für ihre Wittwen. Die höheren Stände sorgten für ihre Kinder durch Privat-Institute. Basedow hatte sich ja einen großen Namen erworben; einige der angesehensten Kaufleute, Johannes Schuback, Johann Valentin Meyer, Johannes Jakob Böhl errichteten deshalb durch den braunschweigischen Edukations-Rat Joachim Heinrich Campe, der sich gerade 1778 von dem Basedowschen Philanthropin in Dessau zurückgezogen hatte, für ihre Söhne eine Erziehungsanstalt am Grünen Deich bei Billwärder in ländlicher Gegend. Hier schrieb Campe seine Kinderschriften, namentlich seinen „Robinson", der bei seinen Lebzeiten 17 Auflagen und viele Übersetzungen und Bearbeitungen erforderte, und ließ dadurch seine Zöglinge schon einen Namen durch ihre moralischen Bemerkungen sich erwerben. Als dies Institut nach 10 Jahren aufhören mußte, traten andere Lehrer auf, Trapp, Johann Ludwig Voigt aus Preußen, der, als er 1814 als Schulinspektor nach Riga ging, seine Anstalt seinem Mitarbeiter Leonhard Wächter überließ, welcher sich der Erziehung der Jugend widmete, nachdem er seinen Freiheitsschwindel im Revolutionskriege verloren hatte. Dr. J. Heinrich Christ. Runge wußte besonders durch seine Lehrergaben seine Schüler zu fesseln, und bildete viele treffliche Bürger, aber der Leitfaden beim Religionsunterricht für seine reiferen Schüler, den er 1804 herausgab, zeigt, daß er keine Ahnung von der Wahrheit des Evangeliums hatte.

Das Johanneum war sehr in Verfall geraten. Die Hauptpastoren Sturm und J. J. Rambach hatten freilich schon nach des schwachen Johann Martin Müllers Tode eine Reform der Anstalt, welche nicht mehr den Fortschritten der Zeit entsprach, erstrebt; aber der aufgeklärte, witzige, gelehrte Anton August Heinrich Lichtenstein, der 1777 Konrektor geworden war, und nun 1782 zum Rektor aufrückte, fand die alte Einrichtung so vortheilhaft, und die Schwierigkeit der Änderung

zu groß. Nach dem Herkommen hatte der Rektor, gleichwie die anderen Lehrer, seine Klasse, in der er allein unterrichtete, und die Schüler bis zum vorgeschriebenen Ziel führen sollte, dafür aber auch Herr war und sich durch das Schulgeld der Knaben sein Einkommen vergrößern konnte. Eine bestimmte Anzahl Stunden hatte er zu geben; des Nachmittags durfte er aber dieselben Schüler weiter bilden, und sie so lange in seiner Klasse behalten, wie die Väter sie ihm lassen wollten. Der Rektor hatte über die Schule selbst so gut wie gar nichts zu sagen, und es konnte kommen, daß die eine Klasse ganz gefüllt war, während die obere leer blieb. Aber diese Freiheit zu behalten, war nicht nurden Lehrern, sondern auch den Eltern der Kinder lieb, welche dadurch sich nicht genötigt sahen, ihre Söhne auch schlechteren Lehrern übergeben zu müssen. Deshalb wurde es Lichtensten so schwer nicht, den Vorschlägen der Hauptpastoren entgegen zu arbeiten, und dagegen auch 1795 die vakante Stelle eines Professors der orientalischen Sprachen, wie des Bibliothekars am Gymnasium zu übernehmen. Nun mußten die Pastoren warten, bis Lichtenstein, wiewohl er niemals die Ordination empfangen hatte, im Januar 1799 zum Superintendenten und Professor der Theologie in Helmstedt gewählt ward. Da konnte das Scholarchat eine neue Schulordnung einführen. Die Schwierigkeiten waren groß, wiewohl der Staat einen jährlichen Zuschuß von 30,000 Mark bewilligte. Es wurden zwei Schulen eingerichtet, deren unterste Klassen, die Bürgerschule, gemeinsam die Knaben vorbereiten sollten; für die Kaufleute wurde dann eine höhere Klasse eingerichtet, für die, welche studieren wollten, vier Klassen. Diese Klassen sollten aber nach dem Fachsystem geordnet werden, so daß jeder Schüler, der nach seiner Fähigkeit im Lateinischen in der 1., 2., 3. oder 4. Klasse saß, zugleich im Griechischen, Mathematik, Französischen in einer der anderen Klassen am Unterricht teilnehmen, und auch andere Lehrer, als den Klassenlehrer, da in derselben Stunde in allen Klassen derselbe Lehrgegenstand getrieben wurde, kennen lernen konnte. Schwierigkeiten machte auch, daß bis dahin die Schüler des Johanneums in den Kirchen, sowie bei Leichen den Gesang geleitet hatten. Es waren dazu eine Anzahl Schüler der unteren Klassen genommen. Diese Chorschüler zu stellen, übernahmen die Kirchenschullehrer der Altstadt; allein der Musikdirektor verlor dadurch seine Wirksamkeit. Es ist nicht zu leugnen, daß

die Umgestaltung der Schule bei aller Berücksichtigung der Freiheit der Eltern und Lehrer sehr schnell vollendet ist, da sie schon am 22. Oktober 1801 vom Rat und der Bürgerschaft bestätigt ward, und am 16. März 1802 der Direktor der Schule im Kloster Bergen bei Magdeburg zum Direktor des Johanneums gewählt ist.

Dieser, Johannes Gurlitt, war der rechte Mann, um die neue Schulordnung ins Leben zu rufen. Er, der sich freute, aus seinem Vaterlande Sachsen nach Preußen gekommen zu sein, weil er das Ideal eines modernen Staates in Preußen sah, in Preußens Heer auch die Grundlage für Denkfreiheit, Aufklärung und Publizität; er wußte sich durch seine innere Autorität bald die Alleinherrschaft in der Schule, das Direktorat in vollem Sinne zu verschaffen, indem er mit Kraft, aber auch dann wieder mit Nachgiebigkeit, der Einmischung der „Unberufenen", wofür er die Mitglieder der Schul-Deputation, die ihm vom Scholarchat zur Seite gesetzt war, hielt, entgegentrat. Als ein Schüler von Ernesti und Gedike, war als Philosoph sein leitender Gedanke, daß „der Zweifel der erste Schritt zur Wahrheit ist". Freisinnig, konnte er jede andere Meinung dulden; aber er wollte auch diese seine Meinung geduldet haben, und that so alles, in fester Überzeugung, recht zu handeln, wenn er denen, welche nicht ihre Ansicht, ihre Vernunft, wie er diese ansah, sondern die christliche Lehre in Ansehn erhalten wollten, widerstand. So war er schon, ehe er sein neues Amt antrat, dem Mann entgegengetreten, dessen Empfehlung er seine Berufung verdankte, dem Senior Rambach. Dieser forderte ihn auf, nach der Ordnung unserer Kirche, die symbolischen Bücher, welche die Lehrsätze unserer lutherischen Kirche, im Gegensatz gegen römische und reformierte, enthalten, zu unterschreiben. Gurlitt schlug das entschieden ab, um auch nicht den Schein zu haben, als ob er diese Lehren für recht halte, also orthodox sei. Rambach mußte der Beharrlichkeit des schon erwählten Direktors nachgeben, und sich mit der Erklärung begnügen, „daß er sich zur evangelisch-lutherischen Kirche bekenne". Doch diese Nachgiebigkeit seiner Behörde, die niemand erfuhr, war ihm nicht genug. Im Osterprogramm 1804 hob er unter den Vorzügen des verwichenen Jahrhunderts „die veränderte Ansicht über die Juden" hervor. Denn die französische Akademie hätte im J. 1788 einen Preis ausgesetzt für die beste Schrift „über die physische, moralische und politische Wiedergeburt der Juden", und der Abbé Gregoire hatte durch den Gewinn

dieses Preises seinen Ruhm begründet und sich den Weg zum Bischofssitz in Lyon gebahnt. Wiewohl der Senior Gurlitt bat, in dem Programm doch Rücksicht auf Andersdenkende zu nehmen, gab Gurlitt im folgenden Jahr einem Israeliten zum Thema seiner Abschiedsrede von der Schule, „die beste Art, die Juden in den Staat aufzunehmen“. Er ließ diese Rede später, zugleich mit der eines anderen Abgehenden, als Muster des lateinischen Stiles seiner Schüler, drucken, und fügte in der Einleitung seine eigenen Ansichten über das gegebene Thema hinzu. Dieser Freimut gefiel der Mehrzahl der Bürger, zumal da Gurlitt sich auch im Leben tolerant zeigte, und demselben Israeliten, dem er das Thema gegeben, da er bald darauf als Gymnasiast durch das Lesen der Griechen Plutarch und Plato zum Christentum bekehrt wurde, als Taufzeuge seinen eigenen Namen „Johannes“ gab. Dieser Jüngling war David Mendel, der später als Verfasser der Kirchengeschichte sich unvergeßlich gemacht hat unter dem Namen „Neander“, welchen er zur Erinnerung an seine Wiedergeburt angenommen hatte; er nannte sich aber nicht Johannes nach Gurlitt, sondern „August“ nach seinem andern Gevatter Varnhagen von Ense, der mit ihm auf dem Gymnasium war. Gurlitt indes freuete sich, den reichen jüdischen Banquier Salomon Heine so freisinnig zu finden, daß er Neander, der sich bald zum Theologen berufen fühlte, das versprochene Stipendium ließ, und später zweimal anderen Christen, um Theologie zu studieren, sich behilflich zeigte.

Es war aber Neander nicht allein, welcher doch persönlich die Früchte der philosophischen Toleranz so reichlich genossen hatte, der in der neuen Weltanschauung, dem Christentum ohne Christum, sich nicht beruhigen konnte. Der Mangel am inneren Herzensfrieden in den edleren Gemütern zeigte sich nicht nur in der Sehnsucht der Dichter, noch mehr in der wachsenden Neigung zum Katholizismus. „Wenn man einmal ein Christ sein will, muß man auch ein Katholik sein können!“ schrieb ein Hamburger, der nicht katholisch geworden ist, der Dichter Johann Dietrich Gries, der Übersetzer des „Torquato Tasso“. Er schrieb es seinem Jugendfreunde Nikolaus Böhl von Faber, der einst der Lieblingsjünger von Campe, nach schwerem Kampfe zur römischen Kirche übertrat, und als hanseatischer General-Consul in Cadix sich um die Verbreitung der deutschen Litteratur

in Spanien große Verdienste erwarb, dessen Tochter aber jetzt als spanische Dichterin den Katholizismus zu stärken sucht. Gleich wie Faber, trat der Maler Klinkhofström, der Vater des bekannten Jesuiten-Paters, welcher in Hamburg sehr geliebt war, zum Katholizismus über. Auch Dr. Nikolaus Heinrich Julius folgte, der Arzt, der sich durch seine Schriften über die ältere deutsche Litteratur schon einen Namen gemacht hatte, später wegen seiner Verdienste um das Armen- und Gefängniswesen bekannt geworden ist. — Doch Viele hielt von diesem schweren Schritte, katholisch zu werden, eine innere Stimme zurück, die sie nach etwas Höherem zu suchen trieb, sei es in der Romantik, sei es in der Philosophie. In Wandsbeck fanden sie ihren Anziehungspunkt in Matthias Claudius „kleiner Hütte", die Gleim schon so traulich besang; dorthin kamen Friedrich Heinrich Jacobi, der Philosoph, der seine Söhne Claudius zur Erziehung gab, Georg Schlosser, Goethe's Schwager, Reinhold, Steffens. Und als der junge Buchhändler Friedrich Perthes die Tochter von Claudius zum Weibe genommen, kam er selbst mit seinen Freunden Speckter, Hülsenbeck und dem geistreichen Maler Philipp Otto Runge häufig hinaus, und sie empfingen durch Claudius eine Liebe zum Evangelium, durch welche sie Ströme des Lebens weit hin zu ergießen vermochten. Wohl wurden sie auch mit den erwachenden Gläubigen in dem katholischen Kreise in Münster vertraut, mit der Fürstin Gallitzin, dem Freiherren von Droste-Fischering, Fürstenberg; aber zur römischen Kirche überzutreten, davor bewahrte sie die Kenntnis des Wortes Gottes in der heiligen Schrift.

Es war natürlich, daß diejenigen, welche den Einflüssen des höheren Lebens überhaupt weniger zugänglich geworden, und nur mit hoher Verachtung auf Rom blicken konnten, das ihnen längst überwunden schien, durch die furchtbare Handelskrisis am Schlusse des vorigen Jahrhunderts in Angst und Sorge gerieten, und doch sollte ihre Unruhe noch gesteigert werden durch die politischen Ereignisse, die Hamburg mit dem neuen Jahrhundert erwarteten.

In dem Vertrage wegen der bewaffneten Neutralität, von dem schon gesprochen ist, hatte der König von Preußen, als Kreisoberster, die Verteidigung der Elb- und Wesermündungen übernommen, und das Ham-

burger Gebiet am 24. März besetzt, mit dem Versprechen, die Stadt, nebst Handel und Gewerbe zu behüten. Dänemark und Schweden sollten den Engländern die Durchfahrt durch den Öresund wehren, die Dänen auch die Küste der Elbe hüten, und dazu ein Lager zwischen Rendsburg und Itzehoe aufschlagen. Der Prinz Karl von Schleswig-Holstein zog im März dorthin; doch am 23. sandte er plötzlich eine Botschaft an den Senat von Hamburg, er habe Befehl von seinem Könige, diese Stadt auch zu besetzen. Der Senat erschrack um so mehr, da er erst vor einiger Zeit im Gedanken der Sicherheit der Stadt die letzten 1000 Pfund Pulver aus dem Arsenal nach Altona hatte verkaufen lassen; er wandte sich an den preußischen Minister, und sandte, da dieser sich ihm anschloß, Gesandte an den Prinzen. Doch der preußische Minister riet, als der Prinz mit ihm allein gesprochen, der Besetzung nicht zu widerstreben. Man sagt, daß Preußen den Dänen die Stadt überlassen hätte, weil der Kaiser von Rußland gegen die Besetzung durch die Preußen gewesen sei. Nach der Rückkehr der Deputierten nach Hamburg berief der Rat noch Abends 11 Uhr die Bürgerschaft zusammen. Die Bürger waren natürlich im höchsten Grade aufgeregt, sie verlangten, trotz aller Vorstellungen des Senats, immer noch Aufschub; bis der Senat am Morgen um 6 Uhr, als er sie zum drittenmal zur Abstimmung in die Kirchspiele treten ließ, erklärte, daß nun schon die dänischen Kanonenböte im Hafen lägen; da kam der Rat- und Bürgerschluß zustande, den Dänen die Thore zu öffnen, unter den gemachten Bedingungen. Um 10 Uhr Morgens, am 20. März 1800, es war am Palmsonntage, zogen die Dänen ein und besetzten die Thore, die Wälle, die Sternschanze und Billwärder. Die Haltung der Truppen war musterhaft. Der Prinz aber mußte am 1. April die Angabe alles englischen Eigentums fordern; der Handel war gestört; die in der Elbe liegenden Tonnen für die Schiffahrt zwischen Glückstadt und Kuxhafen waren aufgenommen; zur Verpflegung der Truppen, 12,000 Mann, wurde täglich 9100 Mark verlangt. Als aber die Dänen am 2. April durch ein Bombardement von Kopenhagen durch die englische Flotte unter den Admirälen Parker und Nelson zu einem Waffenstillstand getrieben waren, war schon der Kaiser Paul in der Nacht vom 23. auf den 24. März 1801 ermordet. Am 24. April kam die frohe Botschaft, daß der friedliebende neue Kaiser von

Rußland, Alexander, die Gesinnungen des preußischen Königs teile, daß der Streit über das freie Gut auf friedlichem Wege ausgeglichen werden müsse; und am 23. Mai zogen die Dänen von Hamburg ab; sie hatten der Stadt 555,555 Mark 15½ Schill. Kosten verursacht.

Hamburg suchte nun wieder seine Handelsverbindungen mit Frankreich anzuknüpfen. Nachdem Reinhard 1798 erst in Florenz Gesandter, dann Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris durch des bedeutenden Minister Sieyes Einfluß geworden war, hatte der Citoyen Claude Robertjot seine Stelle bekommen; doch freilich war dieser schon im Juni nach Rastadt gesandt, und dort am 28. April 1799 ermordet worden; sein Nachfolger Le Citoyen Marragon hatte Hamburg, ohne Abschied zu nehmen, verlassen. Als nun Bonaparte am 18. Brumaire als erster Konsul zu herrschen begann, ließ er sich gern mit der Stadt in Unterhandlungen ein, die ihm nach und nach 4½ Millionen Francs einbrachten. Er konnte die Stadt gut gebrauchen. Als nach dem Frieden von Campo Formio, am 27. Oktober 1797, das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten war, wurden die deutschen Fürsten, die ihren Besitz jenseits des Rheins ungern verloren, mit dem Ersatz durch die Säkularisation der geistlichen Güter getröstet. Alle kirchlichen Güter sollten den Landesfürsten zufallen. Durch den Reichsdeputations-Hauptschluß, der in Folge dessen am 23. Februar 1803 die kirchlichen Güter verteilte, fiel auch der Stadt Hamburg der Dom zu, der bis dahin noch unabhängig von der hamburgischen Regierung, unter Hannover, einen Staat im Staate gebildet hatte. Das war ein großer Gewinn für die Stadt; freilich nicht so groß, wie die Hamburger sich einbildeten, weil die benachbarten Regenten diejenigen Güter des hamburgischen Domes, die innerhalb ihrer Territorien lagen, für sich beanspruchten; aber wenn das auch weitläufige Verhandlungen mit dem Könige von Dänemark und dem Kurfürsten von Hannover zu erfordern schien, Bonaparte wußte Eile zu machen, weil er nur den Vollzug der Abtretung abwartete, um sich selbst vom Papste am 2. Dezember 1803 zum Kaiser krönen zu lassen. Am 1. März 1804 kam die Übereinkunft des Staates mit dem Kapitel friedlich zu Ende. Die Mitglieder des aufgehobenen Domkapitels wurden pensioniert und behielten die Einnahmen, die sie aus den Benefizien hatten, für die Zeit ihres Lebens. Die Stadt

erhielt innerhalb ihrer Wälle 120 Häuser, außerhalb derselben in ihrem Gebiete 3 Morgen Land im Hammerbrook, 60 in Neuengamm, 23 in Moorburg; sie überließ an Holstein die Häuser in Spitzendorf und Poppenbüttel, und bekam Alsterdorf gegen Bilsen, das dem Kloster St. Johannis gehört hatte. Der Abbruch der Dom-Kirche ward einer Kommission übertragen, die aus dem Syndikus von Sienen, dem Senator Klefeker und den Kämmereibürgern Amsinck und Wiegbers bestand. Die Entfernung der alten Gräber verursachte viele Schwierigkeiten und nahm sechs Monate in Anspruch. Inzwischen war man eifrig bemüht, alles zu Gelde zu machen; Glocken, Orgel, Gemälde, Kunstwerke den Meistbietenden zu überlassen (die alte, an Seltenheiten reiche Bibliothek war schon 1784 aus Mißachtung in einer Auktion verschleudert); so konnte die Kommission denn am 20. Oktober 1807 der Stadt einen leeren Platz von 142,500 Quadratfuß und 50,000 Mark Kurant übergeben. Der Sinn für die Werke der altdeutschen Kunst und für das Altertum war durch die neue Aufklärung fast ganz verschwunden; nur der Maler Wilhelm Tischbein sprach seinen Schmerz aus über den Verlust in dieser Beziehung; Ein französischer Abbé Laud verfertigte ein größeres Blatt in Aquatinta, die Ruinen des Doms darstellend, der Architekt Jens Bunsen gab uns zwölf Blätter, in Aquarel getuscht, Zeichnungen des allmähligen Abbruchs, und J. L. H. Wagen suchte die alten Kunstwerke sich, so viel in seinen Kräften stand, zu erhalten; dadurch wurde Fr. Stöter im J. 1879 in den Stand gesetzt, ein Bild des hinsinkenden Domes wenigstens der Nachwelt zu erhalten.

Im März 1803 schon hatte Bonaparte seinen Vertreter Duroc nach Berlin gesandt und erklärt, daß er sich genötigt sehe, Hannover zu besetzen, und mitten im Frieden war General Berthier mit einer Armee in dies Land gezogen, und hatte den General Walmoden mit seiner hannöverschen Armee zu einer Kapitulation genötigt. Da das verarmte Hannover nicht im stande war, die ihm aufgelegte Kriegskontribution zu zahlen, wandte Berthier sich an die Stadt Hamburg, und verlangte von ihr einen Vorschuß von 4 Millionen Livres an die hannöversche Regierung unter Frankreichs Garantie, mit der Drohung, bei etwaiger Zögerung die Stadt mit 36,000 Mann zu besetzen. Die Stadt zahlte da lieber; sie hat auch das Geld wiedererhalten, — aber erst im Jahre 1820, und zwar

für 2,125,000 Mark nur 1,700,000 Mark, die Nebenausgaben nicht mitgerechnet, nach langen Verhandlnngen.

Der Friede, den Frankreich mit England geschlossen, hat nicht lange gedauert. Bonaparte's Herrschbegier zog ihm Aller Feindschaft zu; von allen Seiten auch persönlich bedroht, ließ er sich zu der Ermordung des Herzogs von Enghien am 24. März 1804 hinreißen; um die Schmach dieses Verbrechens von sich zu schieben, suchte er den Engländern die Schuld aufzubürden; und dies veranlaßte ihn, auch Hamburgs neutrale Stellung zu mißachten. Am 7. Oktober 1804 schrieb er an seinen Polizeimeister Fouché: „Ich wünsche den englischen Gesandten in Hamburg mit samt seinen Papieren aufheben zu lassen. Man versichert mir, daß der Gesandte in der Nähe des Flusses wohnt; es dürfte dem General Bernadotte leicht fallen, denselben entführen zu lassen!" Fouché forderte Bernadotte, der das Kommando in Hannover hatte, am 10. Oktober auf, alle dazu notwendigen Anstalten zu treffen. Dieser übertrug die Angelegenheit seinem Adjutanten Maison. Dieser zog Reinhard ins Geheimnis, der kurz vorher wieder als Gesandter nach Hamburg gekommen war. Dieser erschrack, erst Fouché's Brief konnte ihn vermögen, seine Bedenken aufzugeben und Auskunft zu erteilen. In der Nacht vom 24./25. Oktober ließ der in Harburg kommandierende General Frère 100 Mann über die Elbe nach dem Hamburgerberge fahren, von dort gegen 10—12 Mann nach dem auf dem Grindel belegenen Landhause des Ministers Rumbold schicken; ein abgedankter Offizier, Namens Steck, ließ das Haus erbrechen, drang in Rumbold's Schlafzimmer, nahm ihn gefangen und führte ihn fort mit allen Papieren, die er im Hause fand; um 6 Uhr Morgens waren sie auf der Elbe, auf dem Wege von Harburg nach Paris. Der Senat wandte sich an diesem Morgen an Reinhard, dieser that überrascht, und suchte solches Verfahren, als wider den Willen des Kaisers geschehen, darzustellen. Doch der Kaiser ließ ihn dafür sogleich abberufen; denn trotz der höchsten Mißbilligung der That in allen Ländern, verteidigte Napoleon sein Recht, bis er einen eigenhändigen Brief von dem Könige von Preußen Friedrich Wilhelm III. erhielt, der es seit 1791 für seine Aufgabe gehalten hatte, die Neutralität Deutschlands aufrecht zu erhalten. Als Napoleon den Brief bekommen hatte, verkündigte der „Moniteur am 11. November 1804, daß der frühere

englische Gesandte in Hamburg durch die Fürsprache des Königs von Preußen freigelassen, und über Cherbourg nach England zurückgeschickt sei.

Es schmeichelte Bonaparte's Eitelkeit, ein Schreiben empfangen zu haben, das unterschrieben war, de V. M. I. le bon Frère Fr. Guill. Potsdam, le 30. Octobre 1804. Denn war er auch schon am 18. Mai vom berauschtem Volke nach einer allgemeinen Abstimmung zum Kaiser ausgerufen, erst am 2. Dezember 1804 ließ er sich vom Papste in der Kirche Nôtre Dame in Paris die Krone aufsetzen. Doch Napoleon war es auch in diesem Augenblick um Preußens Freundschaft zu thun. Rußland, England, Österreich, Schweden waren zusammengetreten in einen Bund gegen Frankreich; Preußen hielt es aber für geraten, seine Neutralität zu bewahren, einen Norddeutschen Bund zu schließen. Napoleon, der schon den Rheinbund im Auge hatte, bot außerdem dem Könige die Kaiserkrone an, wenn er nur die Hansestädte nicht nähme, ja, bot ihm auch für die Hansestädte das Königreich Neapel. Während dieser Verhandlungen hatte Hamburg unangenehme Auftritte wegen eines preußischen Schiffes, „Triton", das die Engländer genommen und nach Kuxhafen als in einen Nothafen gebracht hatten. Auch ward es, um Ritzebüttel vor französischer Besatzung zu schützen, und sich die freie Elbfahrt zu bewahren, zu einem Vorschuß von 300,000 Thalern genötigt. Denn die Preußen hatten, nachdem die Österreicher am 21. Dezember 1805 von Napoleon geschlagen waren, im Vertrage von Schönbrun, Hannover mit der Verpflichtung, die Engländer von den Häfen der Nordsee auszuschließen, zum Ersatz für das Herzogtum Cleve und die Festung Wesel sich aufdringen lassen.

Sich gegen solche Anforderungen zu wehren, konnte den Hamburgern nicht in den Sinn kommen. Bei den Stockungen des Handels und des Gewerbes war die Einnahme des Mittelstandes immer geringer geworden, dabei die Wohnungsnot immer größer, so daß der patriotisch-gesinnte Georg Elert Bieber am 18. Oktober 1804 in der Bürgerschaft es durchgesetzt hatte, die Festungswerke abzubrechen und die Wälle mit Bäumen zu bepflanzen, um Plätze zum Bebauen zu gewinnen. Es wurde dann die Thorsperre bis Mitternacht eingeführt, damit man nicht gezwungen sei, mit Dunkelwerden in der Stadt zu bleiben. Die Wälle wurden stellenweise abgetragen, auf dem Walle wurde ein Observatorium für den Astronomen Georg Repsold gebaut, Prof.

Büsch ein Monument gesetzt; die Sternschanze wurde gänzlich geebnet und bei derselben wurden Beerdigungsplätze für Petri-, Nikolai-, Katharinen-, Michaelis-Kirchspiel angelegt. Dadurch hoffte man, Hamburg zu sichern, damit auch fremde Mächte die Stadt nicht als einen festen Punkt benutzten könnten.

Als nun der Kaiser Franz II. am 6. August 1806 nach der Errichtung des Rheinbundes die Kaiserkrone niedergelegt hatte, erklärte der Rat am 13. November der Bürgerschaft, da die durch die Verbindung mit dem Reich begründete Beschränkung aufgehört habe, werde die Stadt inskünftige statt „Kaiserliche freie Reichsstadt" den Namen führen: „Freie Hansestadt".

Ein unglücklicherer Zeitpunkt für diesen Namen wäre kaum zu finden gewesen. Denn da Preußen in Napoleons Anerbieten hinsichtlich Neapels nicht einging, bekam es eine mehr als kalte Antwort, und der „Moniteur" erklärte mit klaren Worten, daß die Hansestädte Frankreich ihre Unabhängigkeit zu verdanken hätten, da sie schon lange Preußens Gelüste erregt hätten. Hamburg fühle aber die Niederlage des europäischen Handels, und deshalb sei es von Wichtigkeit, daß es unter dem Schutz der unmittelbaren Überwachung derjenigen Macht stände, welche berufen sei, den Handelsdespotismus zu zerstören. — Am 14. Oktober 1806 wurden die Preußen bei Jena geschlagen. Nun konnte Napoleon seine Ideen weiter verfolgen, die Hansestädte mit zum Rheinbunde zu gewinnen. Derselbe sollte unter seinem Protektorate stehen. Die Stadt hätte dann das französische Wappen annehmen, dem Kaiser die haute police abtreten und des Kaisers Syndikus Sitz und Stimme im Senat einräumen müssen. Doch dazu kam es nicht. Der preußische General Blücher war, von Murat, Bernadotte und Soult verfolgt, von Jena nach Lübeck gekommen und mußte zu Ratkau am 6. November kapitulieren. Am 16. November betrat der Oberst Almville mit einem Korps reitender Jäger im Dorfe Hamm, als er einen Zug Gefangener eskortierte, das hamburgische Gebiet; er erhielt von der Stadt 36,800 Francs, um nur schnell weiter zu ziehen. Doch am 19. November zeigte der französische Marschall Mortier, der den Oberbefehl in Hannover hatte, dem Senat an, daß er im Namen des Kaisers von der Stadt Besitz nehmen müsse; und schon am Nachmittage zogen 2000 Infanteristen, meistens Italiener, und 600 Kavalleristen (Holländer) ein. Der Senat hatte in der Eile eine

Einquartierungs-Kommission eingesetzt. Doch das war nicht genug. Der Marschall verlangte sogleich die Aufgabe aller Waren und Gelder, die aus englischen Manufakturen herrührten, beim Kommandanten, Oberst Bazancourt, und erließ ein Verbot, aus den Thoren und Bäumen der Stadt ohne ein Zertifikat des französischen Konsuls Waren auszuführen; und am 25. November erschien dann in Berlin das Dekret wegen der Kontinental-Sperre. Alle Häfen Großbritanniens wurden in Blockadezustand erklärt; aller Handel, jede Korrespondenz mit England wurde verboten; jeder Engländer im französischen Gebiet sollte als Gefangener, jedes englische Gut als Prise betrachtet werden. Der Schreck, den dies Dekret in Hamburg hervorrief, war unbeschreiblich; nur der Wert der Waren, welche in den 30 Seeschiffen, welche augenblicklich im Hafen sich befanden und mit Sequester belegt waren, wurde auf 32 Millionen Mark berechnet. Der Senat machte sogleich durch den Syndikus Doormann die dringendsten Vorstellungen; allein am 24. August 1807 mußte er der Bürgerschaft anzeigen, daß nach einem Schreiben des General-Intendanten Daru die ausdrückliche Erklärung des Kaisers der Franzosen dahin gehe, daß für die sequestrierten Waaren 16 Millionen Livres bezahlt werden müßten, oder es solle sogleich die Wegnahme der englischen Waren erfolgen. Die Bürgerschaft übernahm die Abkaufssumme. Aber am 21. September mußte der Senat der Bürgerschaft mitteilen, daß die 16 Millionen innerhalb 6 Monaten, und zwar 4 Millionen sogleich, und dann jeden Monat 2 Millionen geliefert werden sollten. Die Stadt geriet in die größte Verlegenheit, zumal da die Ausgaben, welche sie außerdem durch die Okkupation durch fremde Truppen hatte, so enorm waren, daß dieselben am 15. Oktober schon 4,260,000 Mark erforderten, und in den nächsten 6 Monaten je 1 Million außerordentlicher Ausgaben in Aussicht standen. Die Stadt war genötigt, immer neue Anleihen zu machen, so daß der Senat am 6. September 1810 der Bürgerschaft anzeigte, daß die Summe des Bedürfnisses der Kammer wieder eine Kontributionsmäßige Anleihe von 1½ Million Mark Banko nötig mache, indem allein zur Abbezahlung der während der Okkupation kontrahierten Schulden wenigstens 100,000 Mark Banko gebraucht würden, mithin doch nur 400,000 Mark für Okkupationskosten übrig blieben, obgleich noch 802,100 Mark 11 Schill. zu bezahlen seien.

Der Senat hatte sich anfangs geirrt durch die Forderung, die der Kaiser im J. 1807 machte, die Posten gegen eine jährliche Entschädigung von 50,000 Mark Kurant an den Großherzog von Berg, eine Einnahme für den Staat zu gewinnen, denn es gehörten die Posten den Handels-Gesellschaften zu. Doch sollte er nicht nur in pekuniärer Hinsicht seine Abhängigkeit spüren; schon am 10. Dezember 1807 mußte er die Bürgerschaft auffordern, ihre Bereitwilligkeit zu erklären, am 1. Januar des künftigen Jahres das französische Gesetzbuch, den Code Napoleon, für hiesige Stadt und deren Gebiet als Gesetzbuch anzunehmen. Die Stadt konnte dagegen nichts thun; sie stand ja unter beständiger Aufsicht des Kaisers. Dieser hatte nach Reinhards Abberufung im J. 1805 seinen Jugendfreund Louis Antoine Fauvelet de Bourienne als Gesandten hierhergeschickt, den er sich wohl, um gewisser Dinge willen, zum Freunde erhalten mußte. Bourienne, der immer nur seinen eigenen Vorteil im Auge hatte, saß hier an der Quelle, sich zu bereichern. Er stellte sich scheinbar in Opposition gegen die harten Maßregeln, welche die Kontinental-Sperre erforderte, und suchte als den Schutzgeist der Bürger zu erscheinen, indem er große Geschenke sich gefallen ließ, um das Contrebandieren großer Ladungen zu befördern, und zu gestatten, sie direkt nach Paris zu schicken und dort zu verkaufen. Während die Douane den Mittelstand durch ihre Härte plagte und zu den raffiniertesten Betrügereien trieb, ward der Schmuggelhandel von Helgoland aus, namentlich über Tönningen, aufs großartigste betrieben. Am 9. Dezember 1806 kam General Michaux als General-Gouverneur der drei Hansestädte hierher, ward aber schon am 21. Januar 1807 durch Marschall Brune ersetzt; doch machte dieser es auf die Weise, wie er sich bestechen ließ, so unverschämt, daß am 23. Juli der Marschall Bernadotte, der zum Herzog von Ponte Corvo von Napoleon ernannt war, an seine Stelle gesetzt ward. Bernadotte wußte seiner adligen Gestalt, seiner Bonhomie, seiner lebendigen Unterhaltung wegen den Kaufleuten zu gefallen; er machte großen Aufwand, gab gern Gesellschaften und Bälle. Sein Hofstaat kostete der Stadt monatlich 144 Napoleondor. Mit ihm kamen 12,000 Spanier, liebenswürdige Leute, die dem Volke, besonders den Kindern, sehr gefielen; sie hatten ein tiefes Heimweh; ihnen wurde die kleine Michaelis-Kirche zum Gottesdienst eingeräumt, überhaupt die größte Teil-

nahme bewiesen. Als sie später nach Fühnen versetzt wurden, und von da auf englischen Schiffen zur Heimfahrt entwichen, während ihr General, der allbeliebte Marquis de la Romana, Bernadotte's Gesellschaft noch besuchte, bis er die Nachricht bekam, daß seine Zeit war, ihnen nachzueilen, konnte selbst Bourienne nicht lassen, laut aufzulachen. Bernadotte ward natürlich, weil er sich hatte täuschen lassen, abberufen. Doch es begann auch der Krieg in Österreich.

Es war dem Kaiser in dieser Zeit der Gedanke nahe getreten, wie es das vorteilhafteste sei, die Hansestädte mit Frankreich selbst zu verbinden. Nicht unwahrscheinlich ist es d'Aubignosc gewesen, der ihn darauf gebracht. Dieser höchst gewandte Mann hatte bei der Einnahme von Hannover die Administration des Herzogtums Lauenburg bekommen, und wies Napoleon darauf hin, wie dies Herzogtum mit seinen Spitzen das Gebiet von Hamburg und Lübeck berühre, und wenn es nicht, wie früher auch nicht immer geschehen, zu Hannover hinzugezogen würde, bei der Bildung des Königreichs Westfalen dienen könne, das ganze Norddeutschland bis an die Ostsee unmittelbar mit Frankreich zu vereinen. Der Kaiser, der den ehemaligen Konsul Reinhard zum französischen Konsul an dem Hofe des neuen Königs von Westfalen, seines Bruders Jerôme, gesetzt, um über diesen die Aufsicht zu führen, sandte Reinhard nach Hamburg, um mit d'Aubignosc die Sache zu überlegen. Reinhard ließ Charles Villers auch dahin kommen, der, einer vornehmen französischen Familie in Lothringen angehörend, schon seit 1797 als Emigrierter in den Hansestädten die deutsche Litteratur und die Stellung der Hansestädte zum deutschen Handel in Schriften besprochen hatte. Napoleon, dem die Bekämpfung Englands das notwendigste schien, entthronte seinen Bruder Louis in Holland, trennte das Münsterland vom Großherzogtum Berg, das nördliche Hannover vom Königreich Westfalen, und hob das Großherzogtum Oldenburg auf. Bourienne, der dem Senate den Rat ertheilt, dem König Jerôme 300,000 Francs zukommen zu lassen, um denselben gegen diesen Plan zu gewinnen, wurde plötzlich entlassen, und statt seiner am 20. November ein General-Konsul Le Roy gesandt. Am 20. Dezember notifizierte dieser dem Senat eine Depesche des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, des Herzogs von Cadore, die demselben den Entschluß des Kaisers mitteilte, die

Gebiete der Hansestädte, sowie einige Teile von Hannover, Westfalen und dem Großherzogtum Berg mit Frankreich zu vereinen: „Da die Engländer ihre Absicht angekündigt haben, den Krieg zu verewigen, den sie mit allen Mächten des Festlandes führen, und keinen anderen Handel zu gestatten, als unter englischer Flagge, so wird es für diese Mächte unvermeidlich, sich neue Wege zur Beförderung des Handels zu eröffnen. Es lassen sich leicht von der Ostsee bis zum Rhein Kommunikationen durch Wasseranlagen herstellen; aber, um solche Unternehmungen anzufangen, müssen die Länder, durch welche die Kanäle geführt werden sollen, Teile Eines großen Reiches ausmachen. Dies ist einer der vornehmsten Beweggründe, um derentwillen der Kaiser die Vereinigung befohlen hat. Die Hansestädte werden die Vorteile zu schätzen wissen, welche für sie aus der Verbindung mit dem großen Reiche hervorgehen; ihre Betriebsamkeit wird unermeßliche Hilfsquellen in dem innern Handel finden, dem sie sich fortan mit völliger Sicherheit überlassen können."

Am 18. Dezember setzte der Kaiser eine Regierungs-Kommission ein, die unter dem zum General-Gouverneur des hanseatischen Departements erwählten Marschall Davoust, Prinzen von Eckmühl, stand, der zugleich Kommandeur der 32. Militär-Division war. Der General Morand, der die erste Division dieses Armeekorps führte, löste den General Molitor ab. Der Senat, der nichts weiter erfuhr, versammelte noch am 29. Dezember die Bürgerschaft und ernannte eine Kommission, um die Übergabe zu vermitteln, doch — am ersten Januar 1811 war Hamburg eine französische Stadt.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Hamburg, eine französische Stadt.

In den J. 1811 und 1812 n. Chr. G.

Nach einander waren die Männer hier eingetroffen, welche die neuen Behörden bilden sollten. Vor allen der Graf Chaban, ein würdiger Greis, milde, rüstig und arbeitsam, um die Finanzen zu ordnen, dann der Staatsrat Chevalier Faure, als die vom Prinzen von Eckmühl zur Organisation der neuen Departements beauftragten Kommissare. Sie ließen am 1. Januar 1811 ohne weitere Zeremonien die Kassen und Archive in der Stadt versiegeln, und gestatteten dem Rat, noch zusammen zu kommen, um die laufenden Geschäfte zu Ende zu führen. Dann erschien der Präfekt der Elbmündungen, de Conink, und nahm den Syndikus Gries zum Generalsekretär. Zum Generaldirektor der Polizei war d'Aubignose aus Lauenburg wider sein Hoffen und Erwarten ernannt. Zum Präsidenten des kaiserlichen Gerichtshofes war der Baron de Serre berufen, ein sehr junger Mann, aber der ausgezeichnetste von allen, ein sehr tüchtiger Jurist, der später unter Ludwig XVIII. Minister und Großsiegelbewahrer ward, dabei war er auf deutschen Universitäten mit der deutschen Litteratur vertraut geworden. Als die Kommission die ersten Anordnungen getroffen, und die Stadt am 30. Januar gehuldigt hatte, er=

schien am 2. Februar der Prinz von Eckmühl, der Herzog von Auerstädt, selbst. Furcht und Schrecken gingen vor ihm her. Denn Bernadotte hatte, aus einem persönlichen Hasse gegen den Marschall Davoust, ihn als den gehässigsten Despotenknecht, den größten Feind Deutschlands verschrieen. Davoust ehrte freilich seinen Kaiser aufs höchste, und gehorchte ihm aufs pünktlichste mit Unterdrückung jedes weicheren Gefühls, war strenge, aber uneigennützig und gutmütig. Als er in Hamburg eingezogen war, erließ er am 10. Februar aus seinem „Regierungspalais" (auf den großen Bleichen, im Schröderschen Hause) eine Proklamation, in der er erklärte, daß Hamburgs Glück mit dem Glücke Napoleons und seines Reiches eins sei; Hamburgs Unabhängigkeit sei doch nur eine eingebildete gewesen; um diese sich zu erhalten, sei die Stadt übermäßigen Aufopferungen unterworfen worden, welche die Habsucht gefordert hätte. Der erste Beweis des Glückes, zu den Völkern zu gehören, deren Glück Napoleons Ruhm sei, solle die Eröffnung der Verbindung der Ostsee mit den Strömen Frankreichs sein." Am Tage darauf befahl Davoust die Mitglieder des Senats zur Audienz, und erklärte ihnen kurz und trocken die Auflösung des Senats und den Anfang der französischen Herrschaft durch die Installierung der provisorischen Regierungs-Kommission unter dem Präfekten de Conink-Dutrave, welcher die General-Verwaltung des ganzen Departements der Elbmündungen habe, zu dem die Arrondissements Hamburg, Lübeck, Bremen, Lüneburg und die früheren Herzogtümer Bremen und Verden gehörten. Der Präfekt setzte einen Municipal-Rat von 30 Personen ein, größtenteils aus früheren Senatoren und Kämmereibürgern, da dieser aus zwei Kommissionen, eine für die Verwaltung, eine für die Finanzen, bestand. Unter dem Präfekten sollte ein Maire stehen. Als am 1. Juli das Provisorium aufhören sollte, erklärte Graf Chaban dem Mininister des Innern, Grafen Montalivet, für den Einzigen, der geeignet sei, diesen Posten auszufüllen, den früheren Senator Dr. Abendroth. Dieser hatte als Amtmann von Ritzebüttel in den letzten schwierigen Zeiten sein Geschick bewiesen, die Regierung zu führen, als bei der Kontinental-Sperre die fremden Truppen das Amt besetzten; dann im Juli 1809 Lord G. Steward mit englischen Truppen landete und die Batterie, welche an der Elbe errichtet war, einnahm; dann eine französische Division

unter General Molitor und Marschall Morand einrückte. Ein besonderes Dankschreiben hatte er noch vom Senat für den würdevollen Empfang des Bruders des Kaisers erhalten, als Jerôme am 17. August 1810 als König von Westfalen Ritzebüttel besuchte, und so wußte er auch seine Stellung zu behaupten, als im Oktober 1810 General Barbenègre Festungswerke anlegte, und Admiral Ver Huel die Verteidigungsmaßregeln auf der See traf. Sein einziges Streben war das Wohl seiner Untergebenen, ihnen den Übergang in die neue Ordnung der Dinge zu erleichtern. Da Hamburg damals, außer den Vorstädten, 95,080 Einwohner hatte, zählte der Kaiser die Stadt zu den 49 Städten seines Reiches, die er als bonnes villes auszeichnete. Er wünschte Hamburg deshalb auch bei den Feierlichkeiten der Taufe seines Sohnes, des Königs von Rom, vertreten zu sehen. Abendroth mußte mit den Munizipalräten Bartels, dem früheren Senator, der Vizepräsident des kaiserlichen Gerichtshofes geworden, und Knorre, der früher Kämmereibürger gewesen war, zuerst nach Paris, die Glückwünsche der Stadt zu überbringen; er ließ, des Kaisers Gunst für die Stadt zu gewinnen, seinen zweiten Sohn als Kadett in die französische Marine treten (dieser ward später Lotsen-Kommandeur in Ritzebüttel). Napoleon wollte die Stadt für seine Regierung einnehmen. Schon in den letzten Tagen des Märzes wurde die versprochene Chaussee, die in gerader Linie von Hamburg nach Paris führen sollte, zu bauen angefangen; (an 2000 Männer mit 1200 Wagen waren in Arbeit genommen), und nicht nur bei Hamburg, sondern auch inmitten Westfalens an verschiedenen Stellen in Angriff genommen. Für Arbeit nicht nur, auch fürs Vergnügen des Volkes wurde von oben herab Sorge getragen. Die kleine Michaelis-Kirche war schon den spanischen Truppen früher zum Gottesdienst geöffnet; jetzt ward sie den römischen Katholiken ganz eingeräumt; am 16. März ward zum letztenmal ein lutherischer Gottesdienst in derselben gehalten; am 24. März ward die Kirche, auf Anordnung des Präfekten, in Übertragung des Bischofs von Hildesheim, durch den Missionar der deutschen Kapelle benefiziert. Beim Tauffest des Königs von Rom ward sie mit kostbaren Paramenten aus dem Dom zu Köln geschmückt; es war eben die Zeit, wo der Kaiser mit dem Papste das Konkordat schloß, um in der Kirche geehrt, und schon in den katholischen Katechismen, die unter seiner

Autorität herauskamen, den Kindern als der höchsten Ehren würdig vorgestellt zu werden. Das Tauffest des Königs von Rom ward zum Volksfest gemacht, durch öffentliche Spiele, Lotterien, Feuerwerke auf der Lombardsbrücke. Ebenso wurden an anderen Tagen dem Publikum öffentliche Vergnügungen bereitet. So sollte am 9. Juni ein Luftschiffer Augustin in einem Ballon aufgehen, und gab, als dieser verunglückte, Veranlassung zu dem bekannten Volksliede: „O du mein lieber Augustin, alles ist weg!" — Alle Anstrengungen der Regierung machten aber den Hamburgern die Herrschaft der Franzosen nicht erträglich. Der Syndikus Doormann sagte in seiner Rede bei der Huldigung mit Recht: „Es war nicht nur der Ruhm ihres Handels, die Thätigkeit ihrer Industrie gewesen, worauf sie mit Stolz hinzusehen hatten, sondern ihr Ruf der Rechtlichkeit, die Einfachheit ihrer Sitten, der Glanz ihrer öffentlichen Etablissements, jene glückliche Mischung von Aristokratie ohne Stolz, und Demokratie ohne Aufregung; jene überall bemerkbare und nirgends zu bemerkende Polizei; jene wachsame und väterliche Administration, jene uneigennützigen Arbeiter für den Staat, jene Anstalten für die Armen, um derentwegen selbst Könige zu uns schickten, um ihr Geheimnis zu erfahren"; — das war es, was sie glücklich gemacht hatte, und was sie nun verloren sahen. Der Handel und die Schiffahrt waren zu Grunde gerichtet. Von 428 Zuckersiedereien, die früher blüheten, konnten nur einzelne sich in Thätigkeit erhalten; die Kattundruckereien hatten ohne Ausnahme zu arbeiten aufgehört; die Tabackspinnereien waren ganz durch die Regie verdrängt. Dabei stiegen die Lebensbedürfnisse im Preise, Brennholz wurde der Faden mit 40 Mark bezahlt (Steinkohlen kannte man nicht), Kaffee und Zucker mit 30 Schilling fürs Pfund; der Bordeaux-Wein, der früher mit 6—8 Schilling die Flasche bezahlt ward, stieg wegen des Landtransports auf 20—24 Schilling. — Hamburg, die vor kurzem so stolze, reiche Stadt, bot das Bild des allmähligen Verfalles. In den ersten Häusern gewahrte man, bei allem äußeren Schein, den sie noch zu wahren suchten, den inneren Wurm, der sie zernagte; viele Kaufleute zogen ins Ausland; große Häuser mußten ihre Zahlungen einstellen.

Denn bei dem Verlust der Einnahmen stiegen die Forderungen des neuen Regimentes. Der Kaiser, der immer mehr Geld für seine fortschreitenden Unternehmungen bedurfte, hatte berechnet, daß die drei hanse-

atischen Departements, ohne neue Staatsanleihen nötig zu haben, 20 Millionen Francs aufbringen könnten; für das, was die anderen Städte nicht liefern könnten, solle Hamburg aufkommen, sagte er später. Und dabei waren alle öffentlichen Kassen gleich an Frankreich gefallen; die Zinsen, die auf denselben hafteten, aber nicht anerkannt als eine Schuld der Kammer, die Frankreich zu zahlen habe. So wurde das Budget für Hamburg, das 1803 583 Millionen betragen hatte, auf 954 Millionen angeschlagen. Als Klage erhoben wurde, daß die Zinsen der Kammerbriefe nicht bezahlt würden kam für das Jahr 1812 ein Befehl, daß die Kommune wenigstens ein Dritteil der Zinsen zahlen müßte. Nun wurde alles besteuert; zu den direkten Steuern, der Grund-, Personal-, Militär-, Thür- und Fenster-, Patent-Steuer, kamen die indirekten für Stempel-, Kanzleigebühren, Einregistrieren der Armen u. a. m. Die lästigsten waren die droits reunis an die Regie für Wein, Bier, Branntewein, Taback und Spielkarten, Fuhrwerke, Gold- und Silberwaaren, nicht nur wegen ihrer Höhe, sondern auch wegen der damit verbundenen Plackereien; durch diese wurde z. B. der Weinhandel zum großen Teil nach Altona getrieben. Ein dreifaches Heer von Schergen achtete selbst das Innere der Häuser nicht; die Gensdarmes, die Grünröcke, durften selbst des Nachts in die Häuser dringen, wenn sie versteckte Kolonialwaren oder Betrügereien vermuteten, ohne einmal ein procès verbal aufzunehmen; diese Menschen, die den Feinden sich zu Werkzeugen der Tyrannei, nach den Ansichten der Leute, hergaben, wurden deshalb für den Abschaum der Menschen gehalten; die zweite Klasse waren die Offizianten der Polizei, welche abgesandt wurden, Papiere zu versiegeln, und sehr oft angsterregende Prozesse herbeiführten. Die schlimmsten waren aber die, welche die droits reunis eintreiben sollten; sie wurden die rats de cave genannt; glücklich, wer durch Bestechung sie los wurde; auch die achtbarsten Kaufleute kamen sonst von den Drangsalen, die sie brachten, nicht frei. Aber wehe dem, der vor ein Douanen-Tribunal oder gar vor den Prevotat-Gerichtshof gebracht wurde! Der Grand Prevot hatte mit dem Präfekten gleichen Rang, wie der Präsident des obersten Gerichtshofes; sein Beruf war, den Schleichhandel zu unterdrücken; er durfte ohne ordentlichen Prozeß wegen Kontrebandierens zu 4, 5, 10jähriger Zwangsarbeit mit Ausstellung am Pranger und Brandmark, bei Widersetzlichkeit mit

dem Tode bestrafen. Nun lockte der Überfluß wohlfeiler Kolonialwaren in Altona; die Kontinental-Sperre galt für eine feindliche Kriegsmaßregel; wer den französischen Zoll betrog, galt im Auslande selbst vor den Gerichten nicht für einen Verbrecher, im Publikum für klug. So wurde die Schmuggelei ein gewöhnliches Handwerk. Die Kaufleute förderten sie im Großen; bei den Armen wurde sie ein Industriezweig; Weiber, Kinder trieben sie und wurden zum Betrügen gewöhnt. Das Sittenverderben riß immer mehr ein. Kein Wunder, daß die Gefängnisse zu klein wurden, so daß bei der Kälte des Februars 1812 100 zu Zwangsarbeit Verurteilte nach Antwerpen transportiert werden mußten. Wenn aber unter solchen Verhältnissen es schon an Klagen und Unwillen nicht fehlen konnte, so kam dazu ein Gesetz, das damals den Hamburgern ganz unerhört erschien und furchtbare Angst und Not in alle Häuser brachte, die allgemeine Wehrpflicht, die Konskription, welche die Deutschen zwang, den Feinden ihre Söhne in den Dienst zu geben. Wenn auch die französische Regierung klug genug war, grundsätzlich aus den neuen Provinzen weniger auszuheben, als aus den alten; die Widersetzlichkeit, welche sie fand, die Täuschereien, welche, um frei zu bleiben, angewandt wurden, zwangen die Militärbehörde zu immer härteren Maßregeln.

Wenn aber die meisten in ihrem Leichtsinn in den traurigen Zeiten durch Klagen und Schimpfen, durch List und Betrug vergebens Erleichterung suchten; einzelne ernstere Gemüter wurden doch zu höheren Ideen erweckt. So war Karl Sieveking, der Sohn von Georg Heinrich Sieveking, als junger Doktor der Rechte, nach dem Fall des Hauses seines Vaters nach Hause gekommen, da war aber seines Bleibens nicht hier und er schrieb seiner Mutter: „er sei durch das hanseatische Geheul am Ende mürbe gemacht. Die weinerlichen Spießbürger würden sich hoffentlich auf etwas Besseres besinnen! Ein etwas adliger Sinn wäre durch diese babylonische Gefangenschaft nicht zu teuer erkauft gewesen, aber: Israel wäre doch zu jämmerlich! Die Anglomanie unserer jungen Leute war am Ende nichts als eine verkehrte geistliche Äußerung eines natürlichen Bedürfnisses, das durch den Stolz auf die Trefflichkeit unserer Armenanstalt, auf den großen Gedanken des alten Bürgermeisters Lütkens: „Dat Sylver mus da wesen!" (in der Bank!) doch wohl nicht

ausgefüllt werden konnte. Man hat gefühlt, daß man zu einem Volke gehört, mit dem man Leid und Freude zu teilen hat, und daß nur der rechte Krieg den rechten Frieden würzen kann; wenigstens hätte man das fühlen sollen!" Sieveking hatte durch seinen väterlichen Freund Perthes einen mächtigen Eindruck bekommen. Dieser war bei Österreichs Erhebung 1807 ein Mitglied des Tugendbundes geworden, der die wenigen Deutschgesinnten im Vaterlande heimlich verband, und während Dörnberg und Schill 1809 ihre Feldzüge unternahmen, begründete Perthes im November eine Quartalschrift: „Das vaterländische Museum zur Fortbildung der deutschen Sprache, Kunst, Geschichte und Litteratur", in der Absicht, den deutschen Gemeinsinn zu wecken. Er reiste zu dem Zwecke umher; alle seine Freunde, bis auf Goethe, versprachen zu helfen; Görres schrieb ihm: „Die Nation hat ja Nichts, was sie ererfreuen könnte, als ihre Litteratur." Otto Runge zierte den Umschlag der Zeitschrift mit sinnreichen Handzeichnungen, im Hinblick auf Stolbergs Wort: „Deutschland habe als das Herz Europa's einen besonders hohen Beruf!" zeigte die Rückseite ein „Herz, das in lichter Lohe aus einer Lilienblüte sich entfaltet, und die Taube, das Ölblatt des Friedens bringt". Selbst der alte Claudius sang in Bezug auf Deutschland sein Auferstehungslied: „Sterben und Auferstehen!"

Sieveking war nach Kassel gegangen, da sein Oheim Reinhard seiner Mutter anbot, ihm weiter zu helfen. Reinhard hatte seine großen Fähigkeiten erkannt, und suchte ihm die diplomatische Laufbahn unter Napoleon zu eröffnen. Dem widerstrebte aber Sieveking; er trat in die nächste Verbindung mit den Gebrüdern Grimm, und trieb mit ihnen ihre Edda-Studien, und stärkte sich in seinem deutschen Streben mit seinen Universitätsfreunden, den Gebrüdern von Gerlach, von Rumohr und anderen, und erklärte seinem Onkel offen, Diplomat könne er nicht werden; er möge ihm eine Stelle an der Göttinger Universität, die damals unter dem Könige von Westfalen stand, eröffnen. Das vermochte der Minister des Kaisers, trotz des Widerstrebens der Göttinger Professoren; und am 7. November 1812 eröffnete Sieveking als Privatdozent seine Vorlesungen über die Geschichte von Florenz vor einem ungemein zahlreichen Auditorium zu aller Erstaunen. „Zu einer Zeit — begann er — wo Italien der

Schauplatz verheerender Kriege zwischen der spanisch-deutschen und der französischen Macht durch gänzliche Erschlaffung eigener militärischer Kraft die leichte Beute auswärtiger Sieger war, richtete sich das Augenmerk aller vaterländisch gesinnten Männer auf seine Befreiung. Das politische Verderben war die Folge des sittlichen; die Selbstsucht hatte die angestammte Sitte verdrängt. Wo war Hilfe? In Christo! rief Savonarola; zerschlagt, was euch von Israel entfernt! Vergesset eure gekräuselten und klingenden Reden. Verschmähet die Unzucht des Altertums, selbst jenen künstlerischen Sinn, der rundet und faltet, bis alle Ecken der Sittlichkeit abgestoßen sind. In büßender Zerknirschung werft euch hin vor Gott, ob er seine Hand, die schwer auf euch ruhet, von euch nehmen wolle! Seine Gnade ist überschwenglich!" — So predigte im Dom zu Florenz der Mönch; und selbst Pio, der Fürst von Mirandola, ein Inbegriff aller Bildung und Gelehrsamkeit des Mediceischen Zeitalters, machte sich auf, um barfuß die Welt zu durchziehen, um Christum zu predigen. — Machiavelli war es versagt, wie Savonarola die Sache in ihrem eigentlichen Kern zu erfassen; er warf auch die Frage auf: Wo ist Hilfe? „In der Verfassung!" erwiderte er. Doch für bürgerliche Freiheit war das entsittlichte Italien nicht mehr empfänglich; da nun lehrte Machiavel dem Lorenzo de Medicis in seinem Buche: „Vom Fürsten" tyrannische Künste! Er leugnete das nicht, als man ihm das vorwarf. „Ja, erwiderte er, um das Volk zu lehren, sie zu verschmähen!" — Und wir, fuhr nun Sieveking fort, hören wir das „Ja!" mit kaltem Blute? Wem wird nicht klar jener großartige Wunsch: Der Teufel möge durch Beelzebub vertrieben werden, wenn nur Italien dadurch frei wird!" Von diesem Gesichtspunkte aus erklärte Sieveking die Geschichte darstellen zu wollen. Eine allgemeine Begeisterung ergriff die Zuhörer; sie teilte sich schnell den Freunden in Hamburg mit; selbst Gurlitt freuete sich über den Beifall, den sein Schüler fand. Doch Sieveking sollte gar bald dem Katheder entrissen werden.

Napoleon hatte schon seinen Zenith erreicht. Durch die Herstellung des Königreichs Polen und die Beraubung des Großherzogs von Oldenburg, der zu dem Hause des Zaren gehörte, hatte er den russischen Krieg herbeigeführt. Schon im Januar 1812 hatte er das frühere Bündnis

mit dem Könige von Dänemark erneut, und diesem Hilfe versprochen gegen Rußland, das dem Könige von Schweden Finnland genommen und dafür das Königreich Norwegen, auf das Dänemark Ansprüche machte, zum Ersatz verheißen, wie gegen England, das sich hierin Rußland angeschlossen hatte. Von Dänemark waren ihm auf Requisition des Militär-Kommandanten der 39. Division beim Angriff von Rußland oder England 10,000 Mann zugesagt. Den König von Preußen hatte Napoleon genötigt, ihm ein Hilfskorps von 20,000 Mann zu einem Zuge gegen Rußland unterzuordnen, ihn auch, wie den früheren deutschen Kaiser und alle deutschen Fürsten, im Mai nach Dresden eingeladen, um Zeuge zu sein, wie die große Armee (sie betrug im Ganzen 650,000 Mann, und war die größte, welche die Welt seit der von Xerxes gesehen) über die Elbbrücke zog. Der Marschall Davoust, der Prinz von Eckmühl, der den Oberbefehl über das erste Armeekorps erhalten hatte, verließ am 30. März Hamburg; als er nach Pommern kam, nahm er plötzlich den Präsidenten dieses Landes, von Wettersted, gefangen, und sandte ihn mit allen seinen Papieren an den Generaldirektor der Polizei, d'Aubignosc. Er selbst zog weiter und drang vor über Thorn, Danzig, Pillau, weiter, und vereinigte sein Heer am 28. Juli mit der großen Armee in Witebsk. Die Russen hatten sich zurückgezogen, aber vorher alles weit und breit zur Wüste gemacht. Der Kaiser hielt hier einen großen Kriegsrat; Davoust drang darauf, weiter zu ziehen und die Russen bis Moskau zu verfolgen. Das Regiment, zu dem die Konskribierten aus Hamburg gehörten, wurde bei der Erstürmung von Smolensk am 17. August, und zwei Tage darauf in der Schlacht von Valentina fast aufgerieben, erwarb sich aber vom Kaiser bei dem Geschenk eines Adlers das Lob: „Ihr seid Männer, mit denen man die Welt erobern kann; eure gefallenen Brüder sind eines unsterblichen Todes gestorben!" Am 14. September zog das 137. Regiment mit ein in Rußlands Hauptstadt. Allein, als der Kaiser am 18. Oktober 1812 den Rückzug antrat, da ging dies Regiment zu Grunde, nicht so sehr durch die Kosacken und andere russische Krieger, die sie verfolgten, als aufgezehrt durch die Kälte, die am 17. November bis zu 18 Grad Reaumur stieg. Der Prinz selbst schrieb seiner Gemahlin, daß er von Smolensk bis zur Beresina von Pferdefleisch gelebt, und sich vor dem Er-

frieren nur habe schützen können, indem er Pferden den Bauch habe aufschneiden lassen, um sich hineinzulegen. Der Sturm und das Schneegestöber seien so stark gewesen, daß seine Soldaten bei Krosnoe mit denen des Herzogs von Moskau (des Marschalls Ney) zusammengestoßen und ins Handgemenge gekommen seien. Ein Haufe kranker, in Lumpen gehüllter Pilger kam auf dem Rückmarsch am 6. Dezember in Wilna an.

Gerade an diesem Tage ward in Hamburg das Tedeum für die Einnahme von Moskau gesungen. Am 3. Dezember hatte Napoleon freilich das 29. Bulletin ausgegeben, aber am Christabend erst verbreitete sich das Gerücht, daß am 25. Dezember das Bulletin über die Einnahme von Moskau durch den „Correspondenten" bekannt gemacht werden würde!

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Hamburgs Befreiung.

1813—1815 n. Chr. G.

Unbeschreiblich war der Eindruck, den das 29. Bulletin Napoleons in Hamburg machte. Man hatte bis dahin nur von Siegen gehört, nun kamen Gerüchte von Niederlagen; man glaubte sie nicht, hielt sie für übertrieben; die Behörden leugneten sie; doch eine Botschaft verbreitete sich nach der anderen, immer wunderbarer; nun erschienen die lebendigen Zeugen, flüchtige französische Offiziere und Soldaten, auch Beamte, abgezehrt, krank, verkrüppelt, — der kleine Überrest eines baierischen Dragoner-Regiments. Da konnten die obrigkeitlichen Behörden ihre Ängstlichkeit nicht verbergen; waren doch von der ganzen Militär-Division kaum ein paar Tausend Konskribierte in den Depots zurückgeblieben. Es kam freilich im Anfang des Februar der General Lauriston, ein frischer, liebenswürdiger Mann, als Lieutenant de l'Empereur, gerades Weges von Paris, mit Vollmachten, Alles zu inspizieren, und wollte von Not und Verlegenheit nichts wissen, sondern sprach nur von dem großen bevorstehenden Feldzuge, zu dem man sich rüste, von den Verstärkungen, die aus Westfalen und von allen Seiten im Anzuge seien. Aber, als er nach einigen Tagen nach Magdeburg ging, nahm er noch 2000 Mann von der hiesigen schwachen Garnison mit, so daß nur 4—500 Invalide, wenige

Rekruten und notwendige Gensdarmes zurückblieben, und zum Schutz der Stadt mußte man schnell aus solchen jungen Leuten, die nicht konskribiert waren, eine Präfektur-Garde bilden. Der rüstige Friedrich Perthes sah gleich schon die Hoffnung erfüllt, daß der Tag von Deutschlands Befreiung nahe wäre; das Seine dazu zu thun, hatte er die jungen Leute, die in seinem Geschäfte waren, mit ihren Freunden sich in seinem Hause einexerzieren lassen, um zum Kampfe bereit zu sein. Er selbst eilte zum Herzog von Oldenburg, der, obgleich ein Verwandter des Kaisers von Rußland, von Napoleon seines Landes beraubt war, und forderte ihn auf, sich an die Spitze des Aufstandes zu stellen; aber dieser, nach dem Ausdruck des Freiherrn von Stein, „langsam in seinen Entscheidungen, wie der alte Reichstag, stans pede in uno", hatte formelle Bedenken; doch Perthes ruhte nicht, er fand an dem russischen Legationsrat von Struve, der in Altona lebte, wie an dem Grafen Moltcke Männer, die mit auftreten wollten. Da erhob sich am 24. Februar, ohne daß jemand etwas ahnte, das Volk beim Baumhause am Steinhöft. Es sollten einige aus der Präfektur-Garde nach Harburg geführt werden; diese riefen vor ihrer Einschiffung um Hilfe; es waren gerade Douanen am Wasser beschäftigt, Goldfässer fortzuschaffen; über diese fiel man zuerst her; der Lärm verbreitete sich bis nach dem Millernthor; man riß den Adler ab von diesem und trug ihn jubelnd davon. Kaum hatte der Maire Abendroth das gehört, so eilte er hin, das Volk zur Ruhe zu sprechen. Aber leider hatte er einen Beamten bei sich, Namens Nohr, der dem Volke besonders verhaßt war; als Abendroth kam, hörten die Leute ihn nicht, sondern bedrängten ihn so, daß er in einem Hause Zuflucht suchen mußte. Der General Clara St. Cyr erbat sich, um die Ruhe herzustellen, eine Eskadron Husaren von dem Kommandanten von Altona. Als diese am Nachmittag kamen, wurden sie vom Volke mit Jubel begrüßt; von Unruhe war keine Spur mehr; die Dänen patrouillierten die ganze Nacht und hatten nicht nötig, einen Säbel aus der Scheide zu ziehen. Doch die französischen Offiziere wurden angst; sie bewaffneten, um sich Respekt zu verschaffen, was nur Waffen tragen konnte, Rekruten, Matrosen, auch Gensdarmes; sie hatten ja Befehl, alles zu thun, um die Ruhe zu erhalten; da wurde arretiert, was eine fremde Sprache verriet, auch Unschuldige wurden eingesteckt; es fielen

einzelne Schüsse; das erbitterte das Volk; die Munizipalität riet, die alte Bürgerwache wieder aufzubieten und die Waffen herauszugeben. Da sah man die Bürger-Kapitäne in den bekannten roten Röcken; die Tamboure trommelten durch die Straßen; die Bürger bekamen 559 alte Gewehre; an 1500 Säbel wurden ihnen verabfolgt. Auch Friedrich Perthes meldete sich mit seinen Freunden beim Maire, und der Bleidecker Mettlerkamp, wie ein Kaufmann Wiedemann folgten ihm, und erlangten die Erlaubnis, sich einzuexerzieren. Am 26. Februar wurde Dr. Ludwig von Hess, Dr. Fr. Beneke und den Herren Prell und Ewald gestattet, eine Bürgergarde zu errichten. Leider gerieten diese letzteren mit der Bürgerwache, die sich verachtet hielt, bald in einen Prinzipienstreit, und dieser ward so stark, daß der Generalgouverneur Lauriston den General St. Cyr und D'Aubignosc aufforderte, den ganzen Aufstand nicht leicht zu nehmen, sondern dem Militärgericht zu übergeben. Das geschah, und infolgedessen wurden sieben Männer auf dem Heiligen-Geistfelde erschossen, trotzdem Abendroth um Aufschub bat. Der Präfekt de Coningk verlor darüber den Verstand. Doch General St. Cyr konnte sich nicht mehr Achtung verschaffen. Als die angeworbenen Seesoldaten ihre Schiffe versenkten und davonzogen; andere Hilfstruppen nicht zu bekommen waren, da zog er selbst am 12. März ab, und begab sich nach dem Zollenspieker, um den von Stettin heranziehenden General Morand zu erwarten. D'Aubignosc wollte von Abdanken nichts hören, übergab indes doch, weil er von einer Regierungskommission nichts wissen wollte, sein Feuilleton an Abendroth, und die Mairie dem Maire adjoint Jean de Chapeaurouge. General Morand hatte als Gouverneur von Stettin den Auftrag erhalten, beim Einrücken der Russen in Berlin sich nach Hamburg zurückzuziehen; allein als er mit seinen 2500 Mann und 16 Kanonen nach Escheburg kam, ward er von den Russen eingeholt und wandte sich nach Lüneburg. Es war der russische Oberst von Tettenborn, der ihm nachgekommen war. Dieser, ein Badenser von Geburt, hatte schon den österreichischen Krieg mitgemacht und dann bei der österreichischen Gesandtschaft in Paris sich aufgehalten, als er beim Ausbruch des russischen Krieges ins russische Lager eilte, und, als kühner Parteigänger, die Franzosen auf ihrer Flucht aus Moskau bis Berlin rastlos verfolgte. Gleich nach dem Einzuge

in Berlin, am 11. März, hatte er seinem Obergeneral Tschernitscheff eine Expedition nach Hamburg als eine vorteilhafte vorgeschlagen, und war, von ihm mit derselben beauftragt, schleunigst weitergerückt. Am 14. März war er in Ludwigslust und bestimmte, schon an diesem Tage den Herzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, sein Verhältnis zum Rheinbund abzubrechen und sich für die Russen zu erklären. Hier empfing er auch durch einen Herrn von Winnenden ein Buch: „von Hess Geschichte von Hamburg"; das war das Wahrzeichen, das Dr. von Hess durch den preußischen Staatsrat Stägemann Tettenborn zu senden versprochen hatte, sobald die Franzosen Hamburg verlassen hätten. Am andern Tage überschritt Tettenborn die Grenze und nahm die erste französische Stadt Lauenburg. Auf dem weiteren Vorgehen traf er noch den Nachtrab von Morands Armee bei der Überfahrt über die Elbe und nahm ihr 6 Kanonen. Als er am Abend nach Bergedorf kam, fand er hier viele junge Leute, die von seinem Herkommen gehört, und sich ihm anschließen wollten; auch den früheren russischen Geschäftsträger von Struve, der schon am 13. dem Munizipalrat geschrieben hatte, „Hamburg könne sein Wohl nur durch Schritte begründen, welche Europa und seinen herannahenden Befreiern bewiesen, daß es frei sein wolle. Es müsse erklären, daß es Frankreich auf immer entsage!" Zugleich traf er den Dr. von Hess, mit dem er schon in Verbindung gestanden, und Bartels und Knorre, als Abgeordnete der Munizipalität. Es war ein starkes Verlangen, das von Struve an die, welche Napoleon Treue geschworen hatten, gestellt hatte. Man bedenke! Am 15. März war erst der Minister von Plessen nach Kalisch gesandt, das Bündnis zwischen Preußen und Rußland zu schließen. Am 17. März erläßt erst der König von Preußen in Breslau seinen Aufruf: „An mein Volk!" Und an demselben Abend erklärte Tettenborn den Abgeordneten der Munizipalität, er werde mit dem Maire und der Munizipalität einer französischen Stadt schlechterdings nicht in Unterhandlungen treten! — Die Abgesandten mußten in der Nacht zurück. Tettenborn hatte ihnen noch gesagt, wenn er bei seinem morgenden Einzuge noch einen Maire und die Munizipalität anträfe, würde er die Stadt nicht allein als eine eroberte, feindliche Stadt ansehen, sondern auch sämmtliche Mu-

nizipal-Beamte verhaften lassen. Noch um 11½ Uhr Abends am 17. März versammelte sich der Munizipalrat. Abendroth erklärte, es bliebe keine Wahl; für die Behauptung ihrer Stellung sprächen zwar heilige Verpflichtungen; für die Auflösung, aber die dadurch abgewandte Gefahr für die Stadt. Es wurde beschlossen, provisorisch die Leitung der Geschäfte in die Hände des ehemaligen Senates zurückzugeben. Bürgermeister von Graffen hielt noch in dieser Nacht eine Sitzung des Senats, und die Senatoren Schulte und Koch wurden deputiert, dem russischen Obrist die Stadt zu empfehlen. Beide eilten am 18. um 9 Uhr Morgens nach dem Garten des Senator Koch beim „Letzten Heller", um Tettenborn zu begrüßen. Um 1 Uhr erfuhren sie aber, daß die Russen schon durch Billwärder ihren Einzug hielten. Obrist Haffner hatte Tettenborn nämlich vom Prinzen von Holstein-Beck, der die Steinbecker Höhen besetzt hielt, ersuchen lassen, Dänemarks Neutralität zu achten. Um Mittag erschien eine Proklamation in Hamburg, in der die Bürger von der Wiedereinsetzung der alten Magistratur auf Verlangen des russischen Kommandierenden in Kenntnis gesetzt wurden. Ein Jubel entstand in der Stadt, wie Hamburg ihn niemals erlebt hatte, der aber immer stieg, als Tettenborn mit seinen 1300 Mann nun einzog. Das Festgeläute von allen Türmen, wie das Schießen hörte nicht auf; die Schiffe zogen ihre Hamburger Flaggen auf; schnell wurden Hamburger Kokarden (eine weiße Kokarde mit einem roten Kreuz) verfertigt, und wer nur einer habhaft wurde, steckte sie auf; das Hamburger Wappen, die drei Türme, wurde überall aufgestellt; an vielen Orten auch die Büste „Alexanders, des Erretters" oder „des Befreiers von Deutschland oder Hamburgs"! Der Zug Tettenborns bewegte sich durch die Hauptstraßen. Überall Jubel, Weinen und Lachen, Bekannte und Unbekannte, die sich gerührt in die Arme fielen. „Unstreitig das Rührendste, schrieb Abendroth später, war zum Schluß auf dem Gänsemarkt das Absingen des Liedes „Nun danket Alle Gott", das nach Beendigung jedes Verses mit allgemeinem Hurrah besiegelt wurde." Die Truppen wurden im Jungfernstieg gespeist; Tettenborn fuhr am Abend ins Theater; die Stadt war illuminiert, wie? dazu giebt Antwort eine kurze Inschrift, die sich fand:

„Sonst mit Schmerzen,
Heut' vom Herzen!"

Tettenborn zeigte sich als ein rüstiger Agitator, der sich durch Nichts aufhalten ließ. Hamburg hatte sich ihm ergeben; am andern Morgen erließ er eine Proklamation, und forderte zur Teilnahme an dem Freiheitskriege auf; er erklärte die Elbe für frei, behauptete dabei sein Recht über die Elbe, und daß er kein Parlamentieren der Dänen mit den Franzosen dulde. Die Franzosen versenkten ihre Kanonenböte, und zogen zu Fuß nach Frankreich. Das Amt Ritzebüttel hatten sie schon am 15. März verlassen. Tettenborn ward darauf nach seinem ersten Bericht aus Hamburg, vom Kaiser zum russischen General erklärt.

Es war Tettenborns Unglück, daß er sich dem Dr. von Hess anvertraut hatte, dem bei aller seiner Kenntnis von den städtischen Verhältnissen, die wahre Liebe zur Vaterstadt fehlte; er war ein Kind seiner Zeit, von den französischen Freiheitsideen beseelt. Daher entsprang seine Abneigung gegen das Alte, zunächst gegen die alte Verfassung; er schwärmte für eine Republik, die er in seiner Phantasie jetzt schon fertig sah. Dadurch erregte er vielen Streit, indem er Tettenborn gegen den Senat, der diesem doch die Stadt geöffnet, einnahm. Am folgenden Tage zeigte auch die vom Senat berufene Bürgerschaft ihre Opferwilligkeit. Sie bewilligte dem Senat die doppelte Summe, die dieser zu verlangen gewagt hatte; sie bewilligte auf Tettenborns Vorschlag nicht nur eine hanseatische Legion von 8—10,000 Mann, auch eine Nationalgarde, eine Bewaffnung der Bürger. Ein Korps zu Pferde und zwei Bataillone Jäger bildeten sich aus Freiwilligen, die sich selbst versorgten. Nun bekam die Stadt das Ansehen eines Waffenplatzes. Die Formation der Infanterie übernahm der Oberst Ernst von Pfuel (derselbe, der später, 1848, preußischer Kriegsminister ward), die der Kavallerie Graf Joseph von Westphal, die der Artillerie der holländische Oberst von Obstal. Die Nationalgarde sollte, auf Tettenborns Wunsch, der Dr. von Hess bilden, der leider schon durch seine Kränklichkeit der Aufgabe nicht gewachsen war; er bekam aber zu Kompagnieführern Fr. Perthes, Leonhard Wächter, Mettlerkamp und Dr. Beneke. Von allen Seiten kam man zu Hilfe. Es bildeten sich z. B. Frauenvereine unter der Frau des Ministers von Struve, um Fahnen zu sticken, andere, für die neuen Korps Strümpfe zu stricken und Hemden zu nähen, für die Krieger Charpie zu

zupften. Allein ein nicht zu hebender großer Mangel fand sich an Waffen; die Engländer erboten sich zwar schon am 26. März 1813, für 10,000 Mann zu sorgen; aber der Krieg der Engländer mit den Dänen verhinderte lange die Sendung. Doch, als Sir Charles Steward, der Bruder des Ministers Lord Castlereagh, am 19. April durch Hamburg kam, um Hildesheim und Minden fürs Welfenreich zu verlangen, konnte er wenigstens schon einer Parade der Bürgergarde mit ihren dunkelblauen Waffenröcken mit hellblauen Aufschlägen, wie der Fahnenweihe in der großen Michaeliskirche beiwohnen. Von allen Seiten strömten Jünglinge und Männer herzu, die am Freiheitskampfe teilnehmen wollten. In Hamburg rüstete neben dem Korps freiwilliger Jäger, ein Schlachter Johann Joachim Hanfft, auf eigene Kosten eine Eskadron Kavallerie aus. Der Jagdjunker von Düring führte selbst 50 uniformierte Jäger her; der Oberförster von Beaulieu kam mit seinen Jägern, Herr von der Decken mit Husaren, ebenso Herr von Zesterfleth; der Oberstleutenant Ebstorff eröffnete ein Werbe-Kontor mit der Inschrift: „Hier wirbt Georg Soldaten für seine deutschen Staaten!“ Ende März trat hier auch ein hannöverscher Regierungsausschuß zusammen, die Minister von der Decken und Bremer mit dem von England gesandten königlichen Kommissarius, Grafen von Kielmannsegge. Denn Tettenborn hatte nicht gesäumt, gleich nach seiner Ankunft in Hamburg Kosacken unter dem Lieutenant Loffan über die Elbe zu senden, die hannoverschen Lande zu allarmieren.

Doch es war schlimm, daß sich um Tettenborn ein Hauptquartier bildete, das ihn sehr verzog; nicht nur ihn gegen den Senat reizte, um Verfassungsänderungen zu gewinnen, sondern seiner Eitelkeit schmeichelte und ihn durch Wohlleben verführte, seinen ursprünglichen Gedanken nicht fest im Auge zu behalten. An der Spitze des Hauptquartiers stand zwar der Oberst Pfuel, aber dessen Sekretär Varnhagen von Ense verstand wohl zu schreiben, aber vom Kriegswesen verstand er nichts; dann war in demselben der bankerotte Landwirt, Graf Hahn, der Kriegsrat Oswald, der später wegen der Führung der Rechnungen in Streit kam; Dichter, die für Freiheit schwärmten, wie von Blomberg und von Hardenberg (ein Bruder von Novalis) u. dgl. m. Die Stadt machte

Tettenborn zu ihrem Ehrenbürger und begleitete das Diplom mit einem Geschenke von 5000 Friedrichsdor. Das machte dem General das Leben in Hamburg zu angenehm.

Denn General Morand hatte sich inzwischen mit General St. Cyr vereinigt, und war nach Lüneburg gezogen. Am 1. April sollte es zuerst zu einer Schlacht kommen, und siehe, der Major vom ersten pommerschen Füselier-Regiment, von Borcke, war der erste, der den vom Könige von Preußen am 13. März neugestifteten Orden vom eisernen Kreuz gewann; er stürmte das Lühner Thor; die Stadt ward genommen; General Morand verlor das Leben. Am 3. April ward in Hamburg illuminiert. Aber — am 2. sah der russische General Dörnberg, zu dessen Korps der Major von Borke gehörte, sich schon genötigt, Lüneburg wieder zu verlassen. Der Marschall Davoust, der vom Kaiser Befehl erhalten hatte, mit Vandamme den Norden Deutschlands wieder zu nehmen, hatte seinen Vortrab unter General Montbrun schon bis Celle vorgehen lassen, und Dörnberg in Gefahr gebracht, zwischen zwei Armeen zu kommen; denn während Davoust von Magdeburg aus drohte, war Vandamme, der sich von ihm getrennt, und schon wieder eine Armee von 20,000 Mann zusammengebracht hatte, von Bremen aus im Anzuge. Der Kaiser von Rußland hatte in dieser Zeit sein Heer nicht so schnell ordnen können, wie Napoleon. Vor allem mußte er Polen besetzen, das sehr an Napoleon hing; dann mit Österreich sich vereinen und Preußen für den Bund gewinnen. Erst am 25. März war der Aufruf von Kalisch erfolgt, der das am 20. Februar zu Kalisch geschlossene Bündnis der Welt verkündigte; am 3. April war erst Blücher von Dresden aufgebrochen, am 7. April bekam Kutusow den Oberbefehl über die russischen Truppen. Am 17. ernannte der Kaiser Alexander den Schwager des Herrn von Stein, den Grafen von Wallmoden-Gimhorn, zum General-Leutenant, und stellte die einzelnen für sich in Deutschland eingefallenen Führer von Korps, Tettenborn, Dörnberg und Czernitschef, unter seine Leitung. Nach Kopenhagen hatte Alexander aber schon gleich am 22. März von Kalisch aus den Fürsten Dolgorucki als Unterhändler gesandt. Denn (das war die Quelle von Hamburgs späterem Unglück) der Kaiser Alexander hatte nach der

Besitznahme von Finnland dem Könige von Schweden das Königreich Norwegen zugesagt. Deshalb mußte Dänemark, als es am 25. März durch Syndikus von Sienen die Befreiung Hamburgs erfahren, das Versprechen, die Stadt in seinen Schutz zu nehmen, an die Bedingung knüpften, daß nicht russische oder schwedische Truppen sie besetzt hätten. Dänemark, das Hamburg gerne helfen wollte, sandte bei der Nachricht von dem Nahen des Prinzen Eckmühl, mit dem es ja früher in Verbindung gewesen, im Anfang des April den Grafen Joachim von Bernstorff nach England, das auch den Schweden den Besitz von Norwegen garantiert, und ihm eine Million Pfund Sterling als Subsidie versprochen hatte, wenn es helfen wollte, Deutschland zu befreien, da Schweden schon seinen Kronprinzen mit einer Armee nach Deutschland gesandt hatte. Bernstorffs Rückkehr war noch nicht erfolgt, als die Franzosen immer mehr sich nahten. Der General-Leutenant Walmoden kam zwar, inspizierte die Truppen und erfüllte sie mit neuem Mut, ging auch über die Elbe und suchte die alten Autoritäten einzusetzen; aber er erkannte doch das Ungenügende seiner Macht zum Widerstande, und sah nach Hilfe aus. Ein Angriff, den Vandamme am 22. April auf Otterndorf versuchte, ward vom Obristleutenant von Beckendorf zurückgewiesen; bei dieser Gelegenheit kamen auch 100 hanseatische Reiter ins Gefecht, die mit 250 Rostockern unter Rittmeister von Herbert standen. Doch der Prinz Eckmühl verband sich mit dem General Sebastiani, der 8000 Mann herbeiführte, und nahm Lüneburg. Da mußte Beckendorf zurück, und am 29. selbst das Schloß Harburg dem Fürsten Reuss, der unter Vandamme stand, übergeben. Tettenborn, obgleich tief verletzt, daß Dänemark an die Entfernung der Russen seinen Beistand an Hamburg geknüpft hatte, rief nun den jungen Herzog von Holstein-Beck, der unter dem General Wegener hier das Kommando hatte, um Hilfe an, erhielt aber zur Antwort, daß dieser durch seine Instruktion nur auf die Verteidigung der Stadt Hamburg beschränkt sei. Die Wilhelmsburg mußte also nun befestigt werden. Allein schon am 8. Mai setzte Vandamme über die Elbe, drängte die auf der Wilhelmsburg aufgestellten hannöverschen Jäger auf die dahinter plazierten Hanseaten zurück, und forderte schon die Stadt zur Übergabe auf, da führte der Graf Kielmannsegge die

beiden Mecklenburger Grenadier-Kompagnien, welche eben eingetroffen waren, herbei und trieb die Franzosen zurück, die zugleich von Ochsenwärder aus durch den Major Berger, der das Kommando in der Hoopter Schanze auf Kirchwärder hatte, angegriffen ward. Tettenborn aber wollte von einem Waffenstillstand nichts wissen, sondern räumte die Wilhelmsburg, um die Dänen zu nötigen, an den Kämpfen teilzunehmen. Allein der Oberst Haffner ging von Altona nach Harburg und riet Vandamme ab, über die Elbe zu gehen, da in diesem Falle die königlich dänischen Truppen zur Verteidigung von Hamburg Befehl hätten. Vandamme versicherte, nichts Ernstliches gegen die Stadt im Sinne zu haben. Doch als die Gerüchte kamen von den Siegen Napoleons über die alliirten Armeen bei Groß-Görschen am 2. Mai und bei Bautzen am 20. Mai, besetzte der Herzog von Holstein-Beck doch die Höhen von Steinbeck mit Kanonen, um bereit zu sein, Billwärder zu decken, ja, er sandte 600 Dänen nach dem Grasbrook. Da kam am 10. der Graf Bernstorff von England zurück mit der Nachricht: England wie Rußland beständen auf Abtretung Norwegens von Seiten Dänemarks, und nötigten so die Dänen, die deutsche Sache zu verlassen, um nicht Norwegen zu verlieren. Noch konnten sie am 12. von der Veddel aus den Hanseaten zu Hilfe kommen, als Tettenborn den Angriff auf Wilhelmburg so übereilt unternahm, daß gar keine Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, als die Hanseaten zurückgeschlagen wurden, und nun viele von diesen in der Elbe ertranken. Wunderbar blieb das Vertrauen der Hamburger zu dem Erretter, bei den täglichen, unnützen Anstrengungen, wie der Wetteifer der Fremden, die zu Hilfe kamen, und an Beispielen von Kühnheit und Opferwilligkeit fehlte es nicht. Doch was konnte das helfen? Am 13. Mai kam der Prinz Eckmühl nach Harburg; er fragte, ob die Dänen Krieg mit den Franzosen wollten, da ihre Truppen gegen sie gekämpft hätten; da zogen die Dänen am 19. in der Stille ab, und wurden auf der Veddel von den Franzosen als Bundesgenossen gegen die Schweden, Engländer und Russen begrüßt. Tettenborn sandte Eilboten an das Kommando der Avantgarde der Schweden, und dieses ließ das erste Bataillon auf Wagen nach Hamburg eilen. Der General-Major Boye kam noch am 21. zur rechten Zeit hin, um an dem Zusammentreffen mit den Franzosen teilzunehmen,

welche im Dunkel der Nacht die hamburgische Admiralitäts-Jacht wegführten. Allein am andern Tage wurde der General-Leutenant von Döbbeln, der die schwedische Avantgarde kommandierte, auf die Festung gesetzt dafür, daß er ohne Erlaubnis vorwärts gegangen war. Am 27. kam dann endlich, vom General Walmoden gesandt, ein Bataillon preußischer Freiwilliger, unter Oberstleutenant Borcke, und eine Kompagnie Mecklenburger Jäger, 600 Mann; aber was sollte das kleine Korps mit den abgearbeiteten Hamburgern, die sich einen Monat lang umsonst gewehrt hatten und kaum bewaffnet waren, nun am Abend des 26. nur noch 2400 Mann stark waren? Es war genug, daß die dänischen Truppen sich nur drohend zusammenzogen, so gingen auch die Schweden zurück; Tettenborn verließ auch die Stadt, und die Preußen zogen am Morgen des 30. davon, die Hanseaten und ein Teil der Bürgergarde folgte. Der Marschall Davoust sandte einen Parlamentär in die Stadt, und ließ die Übergabe derselben durch Vermittelung der Dänen fordern. Um Mittag des 30. zogen diese in die totenstille Stadt, in der die Wachen der Gardisten zum Teil noch nicht abkommandiert waren. Der Senat und das Sechziger-Kollegium löste sich zwischen 4 und 5 Uhr auf. Die Mitglieder der alten Munizipalität wurden berufen; etwa acht erschienen, um vom Baron von Breteuil Vorwürfe zu hören, daß sie keine Deputation dem General Vandamme entgegen gesandt hätten. Während dessen marschierten die französischen Soldaten durch alle Thore in die Stadt, durchzogen alle Straßen; um 12 Uhr Nachts befahl Vandamme eine allgemeine Illumination; am anderen Mittag empfing er die Munizipalität mit Schimpfen und Spotten.

Hamburg war, wie alle Orte der 23. Militär-Division, durch den Beschluß des kaiserlichen Senats vom 3. April auf drei Monate außer dem Gesetz (hors de la constitution) erklärt. Die Franzosen mußten sich nun wieder in Respekt zu setzen suchen. Der „Correspondent“, der auch früher, zur französischen Zeit, in zwei Spalten gedruckt war, erschien am anderen Morgen gleich wieder in beiden Sprachen, und verkündigte das Erstaunen der Hamburger über das treffliche Aussehen der französischen Truppen. Der Kriegskommissar verlangte 60,000 Rationen Brod, Bier und Fleisch, und die doppelte Portion von Branntewein für die 14,000 Mann, die

eingerückt waren. Davoust ließ sich in den ersten Tagen nicht sprechen Erst mußte d'Aubinose, der auch wiederkam, bei Todesstrafe, befehlen, alle Waffen und waffenähnliche Geräte auszuliefern, ebenso alle Libelle, Pamphlete, Karrikaturen, die seit dem 24. Februar erschienen waren. Die Soldaten waren im Bivouak gelagert. Endlich gab der Prinz der Munizipalität und allen öffentlichen Behörden eine große Audienz, sie zu verhöhnen, „daß ein so kleiner Geist, wie Tettenborn, ein russischer Parteigänger, dem ganzen Rat und der ganzen Stadt habe den Kopf verrücken können.“ Am 4. Juni schloß Napoleon mit den Alliirten den sechswöchentlichen Waffenstillstand in Poischwitz; am 6., dem ersten Pfingsttage, mußten die Hamburger ein Dankfest für die Siege bei Wurtzen und Bautzen feiern. — Der 8. Juni brachte das Strafedikt des Kaisers. Der Stadt ward zunächst eine außerordentliche Kontribution von 48 Millionen Francs auferlegt. Als der erste Termin, für den der 12. Juni bestimmt, am 14. noch nicht bezahlt war, ließ der Präfekt Breteuil 40 der angesehensten Kaufleute als Geiseln ohne weiteres nach Harburg schicken, um nach Paris geführt zu werden. Nun war das Geld gleich da; und der Prinz gestattete eine Deputation an den Kaiser; aber diese erlangte nur, daß die Stadt 30 Millionen bar, 10 in Waren und 10 in Bons geben dürfe. „Die Departements müssen es fühlen, sagte der Kaiser, welch Unterschied es ist, unter einer konstitutionellen Regierung zu leben oder außerhalb der Konstitution zu stehen.“ — Hamburg sollte eine Festung werden, in der eine Besatzung von 25,000 Mann sich verteidigen könnte. Der Kaiser selbst entwarf dazu den Plan, und übertrug die Ausführung dem General Haxo. Er trieb zur Eile, 10,000 Schanzarbeiter wurden aus allen Departements zusammengebracht, oft mit roher Gewalt; und am 5. September war die s. g. Harburger Brücke, d. h. die Straße vom Brookthor über die Wilhelmsburg im Anschluß an die Chaussee, die in gerader Linie von Harburg nach Paris führen sollte, fertig. Die Brücke war 15,491 Fuß lang, bestand aber eigentlich aus vier Brücken, da sie durch die Norder- und Süder-Elbe und einen langen Steindamm auf der Wilhelmsburg getheilt war. Diese vier Brücken lagen auf 855 Jochen, auf Balken, die in den moorigen Boden gerammt waren; über jeden der beiden Elbarme gingen zwei Fährprahme, 72 F. lang und 24 F. breit, um zur Zeit 500 Mann

hinüber zu schaffen. Bei Hamburg wurden zwei Zitadellen errichtet, die eine beim Stintfang, um die Elbe, die Neustadt und St. Pauli; die andere bei der Lombardsbrücke, um die Alster und die Altstadt zu beherrschen; die Wälle wurden mit einem Kranze kleiner Lunetten umgeben, und um den Kugeln Spielraum zu gestatten, begann man schon am 29. Juni das Terrain vor allen Thoren von Bäumen zu entblößen, und dort alle Häuser, Mauern u. s. w. niederzureißen

Als der Kaiser am 16. Juni die Stadt in Belagerungszustand erklärte, drohete er alle mit Konfiskation ihres Vermögens zu strafen, die bei der Rückkehr der Franzosen ausgewandert waren und nicht innerhalb 14 Tagen zurückkehrten, überhaupt die härtesten Maßregeln anzuwenden, die Senatoren, die sich empört hätten, zu erschießen u. s. w. Der Prinz Eckmühl wählte den General-Direktor d'Aubignosc, den Colonel der Gensdarmerie Charlot und den General-Procureur Méaulle zu Vollstreckern des Auftrags, zunächst das Verzeichnis der politischen Verbrecher aufzusetzen. Am 24. Juni kam die Entscheidung des Kaisers zurück; sie lautete, vier ehemalige Senatoren sollten als Teilnehmer an der Insurrektion erschossen werden: Abendroth, Bartels, Schulte, Koch, und Syndikus Gries; ebenso der Anführer der Bürgergarde u. a. m. Da verwandte sich der Prinz selbst für sie bei dem Kaiser, und der Kaiser überließ ihm bei seiner Verantwortung die Entscheidung. Davoust verbannte nur acht Hamburger aus dem Reich, die sämmtlich schon aus der Stadt fort waren: Dr. Gries, Dr. von Hess, Mettlerkamp, Perthes, Hanfft, Professor Zimmermann, von Ehrenstein und Bruchvoigt Meyer. Der Prinz ließ keine Person politischer Vergehungen wegen arretieren oder gar vor Gericht stellen; er verhinderte sogar die Aufsuchung solcher, welche man der Aneignung französischen Eigentums verdächtigte. Abendroth durfte zwar nicht nach Hamburg kommen; er bekam aber später die Erlaubnis, nach Paris zu gehen, weil er als Mitglied des gesetzgebenden Korps sein Gehalt inne behielt. So zeigte sich Davoust wohlwollend gegen die Hamburger, ganz anders, als der Holländer, Graf von Hogendorp, eine rohe Natur, der als Gouverneur zurückblieb, als Davoust gar bald ins Feld mußte.

Der Kaiser sandte den Prinzen nämlich gleich nach Beendigung des Waffenstillstandes nach Mecklenburg, um den Kronprinzen von Schweden, der die ganze Nordarmee des Feindes kommandierte, so lange zu beschäftigen, bis der Herzog Oudinot über Berlin auch dahin mit seinen 70,000 Mann käme und sich mit ihm vereint hätte, und dann Ende August mit der ganzen (französischen) Nordarmee von 100,000 Mann weiter vorzurücken. „Der Feind, der Ihnen gegenübersteht, schrieb Napoleon, ist von geringer Stärke. Lassen Sie Sich nicht täuschen von einer Kanaille, wie die hanseatische Legion und Wallmodens Scharen; es stehen keine gute Soldaten Ihnen gegenüber, außer den Schweden!" Der Kaiser hatte nämlich das erste Armeekorps, das Eckmühl früher geführt, nach Sachsen gerufen nnd dem General Vandamme anvertraut. Davoust hatte nur 30,000 Mann zurückbehalten; sein 13. Armeekorps bestand fast aus lauter jungen Soldaten, die erst gebildet werden mußten, und 12,000 Dänen unter dem Prinzen von Hessen. Dabei hatte er Holstein und Hamburg doch im Auge zu behalten, als er am 16. August aufbrach. Er traf in Lauenburg schon die Lützower Jäger; sie waren während des Waffenstillstandes bei Kitzen zusammengehauen; die übriggebliebenen mit Tettenborns leichten Kosacken dem Oberbefehl des General Wallmoden überwiesen. Davoust schlug sie und zog unverzüglich weiter und trieb am 26. August den Herzog und seine Regierung aus Schwerin nach Rostock. Dadurch sah sich der General Vegesack, der den äußersten rechten Flügel der Schweden kommandierte, und schon der Stadt Lübeck Hoffnung auf Befreiung gemacht hatte, genötigt, zurückzugehen. Der Kronprinz hätte nach dem großen Kriegsplan, den die Alliirten am 10. Juli in Trachenberg festgesetzt hatten, eigentlich bei Torgau und Magdeburg über die Elbe gehen sollen; er hatte es aber, um sein Pommern zu sichern, für ratsam gehalten, hinter Berlin zu bleiben. Da konnte Oudinot geradezu, wie er meinte, nach Berlin gehen, indes das gelang ihm nicht; der preußische General von Bülow schlug ihn am 23. August bei Großbeeren zurück, und General Hirschfeld den französischen General Girard bei Havelberg; dadurch nötigten sie zwar den Prinzen Eckmühl, der Oudinots Armee nicht mehr erwarten konnte, zurückzugehen, aber dieser nahm am 2. September an der Stecknitz bei Ratzeburg eine vortreffliche Stellung

Bei General Wallmodens Vorrücken verlor Lützow in der Nacht vom 25. auf den 26. August, als er zwischen Schwerin und Gadebusch einen französischen Wagenzug abfangen wollte, seinen Adjutanten, den geliebten Dichter Theodor Körner. Auch traf am 1. September die letzte Kugel beim Angriff auf Lübeck den Führer der hanseatischen Kavallerie, Ludwig von Arnim-Suckow. Doch am 11. September trug Wallmoden einen bedeutenden Sieg davon. Von den 7000 Mann, welche Davoust über die Elbe bei Lüneburg gesandt hatte, um die Verbindung mit der Hauptarmee zu behalten, konnten nur 1200 Mann von der Legion des General Pecheux am Göhrder Walde über Winsen sich nach Hamburg zurückziehen. In dieser Schlacht an der Göhrde zeichnete sich zuerst die hanseatische Artillerie unter dem Hauptmann Spooremann aus. Doch bald sollte sie bei einem Streifzuge, den sie machte, unter Tettenborns Führung mitten in der Nacht aus Bremen drei eiserne Feldkanonen herausholen. Die Hanseaten gewannen dadurch an Ansehen, während sie bis dahin denen, die sich ihnen, wie der Bürgergarde und den Gardisten, die sich dem Major Mettlerkamp beim Auszug aus Hamburg angeschlossen, viel Mühe und Sorge gemacht hatten. Es waren besonders Dr. Ludwig von Hess, Friedrich Perthes, Dr. Beneke gewesen, die mit Syndikus Curtius aus Lübeck, dem hamburgischen Syndikus Gries und Dr. Sieveking durch Hilfsgelder und Sendungen, die sie aus England, wie aus Schweden und anderen Orten erhielten, durch Rat und That ihnen zu Hilfe zu kommen suchten.

Tettenborn, der in seiner Siegesfreude nun um so kühner das Volk aufwiegelte, durch Blätter mit Siegesberichten, Spöttereien über den „Einsiedler von Ratzeburg", „Robinson" und „den Prinzen, der sich nicht rühre", aufzureizen suchte, nahm gerade am Tage der Völkerschlacht bei Leipzig Bremen ein, und befreite es. Das machte den Kronprinzen von Schweden nachdenklich. Er sollte nach dem Trachenberger Vertrag mit der Nordarmee die Franzosen jenseits der Elbe verfolgen; dadurch würde er aber sein eigenes Land in Gefahr gebracht haben. Da wandte er sich an den Prinzen von Eckmühl, ihn zu gewinnen mit dem Vorschlage, ihm Hamburg zu öffnen, um frei abzuziehen. Aber Davoust erhielt vom Kaiser am 11. November den

Befehl, auf jeden Fall diese Stadt zu halten. Der Fürst verließ deshalb in der Nacht vom 13. auf den 14. November sein Lager in Ratzeburg. Von Schwarzenbeck aus machte er dem Prinzen Friedrich von Hessen den Vorschlag, mit vereinter Macht die Linie des gemeinsamen Feindes zu durchbrechen; doch als die dänischen Feldherren darauf nicht eingehen wollten, verlegte er, erst am 3. Dezember, sein Hauptquartier nach Hamburg. Der Kronprinz von Schweden überließ nun den Oberbefehl über die Nordarmee dem preußischen General von Bülow; ihm lag ja nur daran, die Dänen zu vernichten. Er ließ deshalb den General Woronzof mit seinen Russen, um den Prinzen zu beobachten, hinter Harburg; er selbst ging, da er den 28. und 29. November schon über die Elbe gezogen war, weiter zurück nach Lübeck, zwang den General Lallemand, zu kapitulieren, und hielt einen feierlichen Einzug in die befreiete Stadt. Von den hanseatischen Truppen, welche er aus Wallmodens Korps mitbekommen hatte, konnte nur die dritte Eskadron der Kavallerie an dem Einzuge teilnehmen; die beiden anderen, die nicht mehr unter Graf Westphalen, sondern unter Oberstleutenant Baumbach standen, mußten, wie Wallmodens Korps überhaupt, Hamburg vorbei, den Dänen nachziehen; sie erwarben sich aber in den Schlachten bei Bornhöved, Jeversted und Rendsburg großes Lob. Am 14. Januar 1814 wurde der Frieden in Kiel geschlossen. Dänemark mußte an Schweden Norwegen, an England Helgoland abtreten und dem französischen Bündnis entsagen. Nun traten die Hanseaten den Weg nach der Heimatstadt an, aber — um nach einem kalten, höchst beschwerlichen Winterfeldzug vor die verschlossenen Thore von Hamburg zu kommen und in Moorburg und Ritzebüttel Quartier zu erhalten.

Davoust fand bei seiner Rückkehr nach Hamburg im Dezember viel zu thun. Außer der Vollendung der Festungswerke war für die Unterbringung der großen Armee zu sorgen, wie der Kaiser selbst schon darauf aufmerksam gemacht hatte, bei dem großen Mangel an öffentlichen Gebäuden, in der Stadt keine Kleinigkeit. Die St. Johannis-Kirche, wie die zum Heiligen Geist, war schon im Juni zu einem Magazin genommen. Die Waisenkinder wurden nach Eppendorf gebracht, da sie doch in einer belagerten Stadt nicht bleiben durften; ihr großes Haus, wie mehr als 50 große Wohnhäuser und Speicher, wurden zu Hospitälern eingerichtet.

Als nun General Bennigsen, der nach dem großen Kriegsplan mit der russisch-polnischen Armee den Rücken der Heerscharen der Alliirten decken, zunächst aber Davoust hindern sollte, nach Hamburg zu kommen, im Dezember heranzog, fand er, daß der Kronprinz von Schweden ihm schon ohne Erfolg zuvorgekommen. Er übernahm deshalb, als der Kronprinz weiter zog, die Belagerung der Stadt, und nötigte Davoust nun, auch für 5000 Pferde Stallraum in der Stadt zu schaffen. Da wurde am Ende des Jahres die Börse und die vier Hauptkirchen der Altstadt zu Pferdeställen eingerichtet. Die große Michaelis-Kirche blieb verschont, da besonders durch die Bemühungen von Pastor Tönnies für die anderweitige Unterbringung der für diese Kirche bestimmten Pferde in Privatlokalen gesorgt wurde. Die Petri-Gemeinde mußte sich nun beim Gottesdienst mit der Prima des Johanneums begnügen; die Katharinen- mit der unteren Etage des Eckhauses bei den Mühren und dem Steckelhörn; die Nikolai- mit dem großen Saal in der Börsenhalle; die Jakobi-, die zuerst noch die Kirche im Spinnhause hatte, als auch diese zu anderen Zwecken notwendig gebraucht wurde, mit dem Unterhause der Wedeme, des Hauptpastorats bei ihrer Kirche; doch brauchte leider auch nur der Hauptgottesdienst gehalten zu werden.

Da nun der Kronprinz von Schweden schon in einer Proklamation nicht nur die Hamburger, die ihre Vaterstadt verlassen hatten, sondern auch die Holländer, die gezwungen in Hamburg dienten, aufgefordert hatte, in sein Lager zu kommen, um triumphierend mit ihm einzuziehen, weil die alliirten Armeen schon im Begriff ständen, über den Rhein zu gehen; so erließ Eckmühl am 22. Dezember einen Tagsbefehl, und that kund, daß er eine Prevotal-Commission unter dem Gensdarmen-Obrist Charlot eingesetzt habe, mit der Vollmacht, jeden Aufwiegler oder Spion in 24 Stunden zum Tode zu führen. Alle Kommunikation mit Altona wurde strenge untersagt, am 16. Januar sogar das Lesen des „Altonaer Merkur" bei Todesstrafe verboten. Dem General Bennigsen ließ der Prinz sagen, daß er Altona als eine befreundete Stadt betrachte, da die Franzosen nicht mit den Dänen im Kriege ständen; desungeachtet würde er aber, sobald die Russen sich ihrer zu bemächtigen suchten, sich genötigt sehen, sie in Grund zu schießen. Die Verwüstung der nächsten Umgegend der Festung war am 22. Dezember bis auf 250 Toisen voll-

zogen, und wurde die Strecke auf 600 Toisen (4080 Fuß) ausgedehnt, im Weihnachtsfeste wurden alle Häuser vor dem Dammthore abgebrannt, in der Vorstadt wurden 484 Häuser mit 624 Sählen, 112 Kellern und 14 Buden zerstört; am 31. Januar 1814 ward die Kirche St. Pauli, am 4. die Kirche bei dem Pesthof am Schulterblatt in Brand gesteckt. Bennigsen wollte Altona nicht besetzen; doch auch nicht die Einfuhr von Lebensmitteln gestatten, und verbot, Lebensmittel nach Hamburg zu bringen. Als nun Bennigsen auf die Bitten des Präsidenten von Altona, des Grafen Blücher, dennoch die Einfuhr in diese Stadt erlaubte, befahl Davoust, erzürnt, einen Angriff; das dänische Schulterblatt brannte schon, die Gärtnerstraße ward noch zum Teil durch die Bemühung des Grafen Blücher gerettet, aber bis nach Eppendorf hin wurden die Häuser zerstört. Natürlich war die Not in Hamburg noch höher gestiegen, als in Altona. Zwar hatte Davoust schon am 20. Oktober den Einwohnern anzeigen lassen, daß sie sich bis zum nächsten Monate mit Nahrungsmitteln versehen müßten, aber doch wuchs die Zahl der Bedürftigen so, daß er am 20. und 21. Dezember, trotz des früheren Verbots, die Auswanderung der Armen gestatten mußte, und an 4000 benutzten dies. Aber eine Menge konnte sich von ihrer Wohnung nicht trennen, da hielt in der Weihnacht eine Zahl Armenpfleger Haussuchung, und sammelte bei 19 bis 20 Grad Kälte die, welche sie nicht hinreichend verproviantiert fanden, in die Petri-Kirche und führte sie am Morgen aus dem Thore. Die Altonaer nahmen sich der Armen mit aufopfernder Liebe an, suchten ihnen zu helfen, sie weiter zu befördern, aber als die Vereine, die sich zu dem Zweck bildeten, schon 4217 Personen weiter nach anderen Orten befördert hatten, blieben doch täglich noch 3550 Personen allein in Altona zu speisen.

Bennigsen hatte auch eine schwere Aufgabe. Davoust hatte alle seine Truppen nach Hamburg zurückgezogen und die Stadt mit Harburg nach des Kaisers Vorschrift, nicht nur zu Einer Festung, sondern auch zu einem Waffenplatz für seine große Armee gemacht. Altona mußte als neutrales Gebiet betrachtet werden; deshalb nahm Bennigsen Pinneberg zum Hauptquartier. Aber er hatte nur den Oberbefehl über die Truppen am rechten Elbufer; den Oberbefehl über die Truppen am linken, also hinter Harburg, hatte der Kronprinz von Schweden bei seinem Abzuge nach Holstein dem russischen General Woron-

zof übergeben, der also, wie die Russen, die er unter General Stroganof zur Belagerung nach Harburg gesandt hatte, nicht unmittelbar unter Bennigsens Kommando stand. Belagerungs-Geschütze hatte Bennigsen gar nicht, bekam auch selbst nach dem Kieler Frieden, trotz mehrmaligen Versuches, keine vom Kronprinzen. Er teilte die 4000 Mann, welche er hatte, in zwei Korps, das eine am linken Alsterufer unter dem General Markof, das andere am rechten unter dem General Doctorof. Nun suchte er mit den Russen jenseits der Elbe gemeinsam vorzugehen. Am 20. Januar brach der russische General Schemtschusnikof, unter dem Metlerkamp mit seiner Bürgergarde stand, von Ochsenwärder auf, nahm am 20. Januar Moorwärder, am 26. Moorfleth. Von hier zog der General der Jäger Görgel nach Hamm; zugleich warf General Kossi von Wandsbeck her, und General Doctorof selbst von der Altonaer Seite her die Feinde zurück. Das war die Vorbereitung zu einem kräftigen Angriff. Es war ein strenger Winter. Bennigsen selbst ging am 9. Februar des Nachts um 3 Uhr mit 8 Bataillons Infanterie, zwei Schwadronen Kavallerie, außer 800 Kosaken und 4 leichten Kanonen bei Blankenese auf die zugefrorne — Elbe, hinauf bis gegen Wilhelmsburg, während auch falsche Demonstrationen von Wandsbeck und Eppendorf aus gemacht wurden. General Doctorof sollte zugleich die Wilhelmsburg einnehmen durch ein Korps unter General-Leutenant Emme von Ochsenwärder aus, und von Rothenburgsort über die Peute durch ein zweites unter General Tolstoi, zu dem vier Kompagnien der Hamburger Bürgergarde gehörten. Der Plan war, durch die Einnahme der Wilhelmsburg die Festung Hamburg-Harburg zu durchbrechen. Leider wurde aber das letzte Korps durch Zwischenfälle zurückgehalten. Am Nachmittage kam mit bedeutenden Truppenmassen und schwerem Geschütze der Marschall selbst auf die Insel und zwang um 4 Uhr Bennigsen, seine Truppen in ihre Kantonierungen zurück zu kommandieren. Am 16. versuchte Bennigsen noch einmal einen Angriff, um die Brücken auf der Insel zu zerstören; es gelang an der Südseite, doch machte das eintretende Thauwetter weitere Angriffe auf die Wilhelmsburg unmöglich.

Die Franzosen hatten zwar eine große Zahl von Toten und Gefangenen; unter den ersteren waren zwei Generäle, aber das größere Un-

glück war die Menge der Verwundeten und Erkrankten; die Hospitäler füllten sich so, daß die Soldaten schon als gewiß annahmen, wenn sie hinein mußten, sie würden nicht wieder herauskommen. Das Hospitalfieber raffte täglich 60—70 dahin; im ganzen rechnete man 820 Mann, die an diesem Fieber starben. Auf dem Militär-Kirchhofe in St. Georg sind allein 10,700 Leichen begraben. Sieben beliebte Ärzte wurden Opfer ihres Berufes. Auch Graf Chaban fand durch den Besuch der Lazarette seinen Tod.

Der Graf Chaban hatte sich durch seinen Charakter die höchste Achtung erworben, wenn ihm auch oft, freilich mit Unrecht, der s. g. Bankraub zugeschrieben ward. Schon im September 1813 war das Budget fürs nächste Semester, das er eingesandt, in Paris nicht gebilligt worden, weil es ein Defizit von 3 Millionen Franken ergab. Auf seinen Antrag hatte der Prinz Eckmühl schon von Ratzeburg aus dem Kommerzium als Drohung vorhergesagt, wenn die Kaufleute nicht ihren Verpflichtungen nachkämen und die Kontributionen leisteten, so wäre des Kaisers Befehl, die Siegel auf die Bank zu legen und alle Münzen wegzunehmen und die Silberbarren auszuprägen. Die Kaufleute hielten den „Bankraub" für unmöglich; aber Chaban hieß trotz der voraussichtlichen Protestation der Bankbürger und ihres Präses Christian Nikolaus Pehmöller, des späteren Senators, die Bank versiegeln, und nach und nach 7,506,956 Mark 4 Schill. Banko herausnehmen, dagegen aber befahl er, vollkommen legalisierte Empfangscheine der französischen Regierung mit dem Versprechen des Ersatzes, wieder hineinzulegen. Ende November wurden Hamburger Zweimarkstücke mit der Jahreszahl 1809, aus diesem Silber geprägt, ausgegeben, welche als „Chabans" verschrieen wurden, doch wegen ihres höheren Silberwertes so beliebt wurden, daß sie jetzt nur als Seltenheiten aufbewahrt werden.

Die Vertreter der Regierung bedurften wohl des baren Geldes; denn die Einnahmen wurden geringer; aus der Fremde kam nichts in die Stadt; und die Soldaten mußten ihren Lohn haben bei dem schweren Dienst; that doch die strengste Disciplin not, da sich namentlich bei den vielen Holländern die Unzufriedenheit laut kundthat. Das Leben in der Stadt ward immer unerträglicher. Der anhaltende Frost gestattete keine Ebbe und Flut. Wie in den Straßen sich Misthaufen mehrten, so

wurden die Fleete oft bis unter die Decke der Brücken mit Unrat angefüllt. Der Mangel an Nahrungsmitteln ward unerträglich. Im Monat März wurden noch 1400 Arme aus der Stadt gelassen, weil man ihnen nicht das Geringste geben konnte. Beim anbrechenden Frühling befahl Davoust Ausfälle der Truppen, nur um frische Nahrung für Menschen und Vieh zu bekommen. Bei einem größeren Ausfall des Generals Pecheux gegen die Moorburger Schanzen am 1. April kam Bennigsen auf die Vermutung, das feindliche Heer wolle sich nach dem Rhein durchschlagen. Er konnte damals mehr Truppen jenseits der Elbe sammeln, da die hannöverschen und hanseatischen Truppen von dem Kronprinzen Ordre erhalten hatten, nach Bremen und weiter zu marschieren, und der russische General Oppermann die Garde unter Mettlerkamp über die Elbe hatte gehen lassen. Als Bennigsen nun sah, wie erbittert die Bewohner der Umgegend durch die häufigen Ausfälle der Franzosen wurden, erließ er eine Proklamation, und forderte zu einer strengen, förmlichen Belagerung der Stadt auf. Da strömten von allen Seiten die Ausgewanderten herbei, sich mit der Bürgergarde Mettlerkamps zu vereinigen; doch plötzlich wurden die Vorbereitungen unterbrochen durch die Nachricht von dem Einzuge der Verbündeten in Paris, die die Bremer Zeitung vom 8. April brachte. Da ließ Bennigsen gleich die weiße Fahne mit der Inschrift: „Vive Louis XVIII.!“ auch bei den Vorposten aufziehen, den Belagerten in Hamburg die Botschaft von der Thronbesteigung des neuen Königs von Frankreich zu bringen; allein der Prinz von Eckmühl, der selbst den Zeitungen, die ihm gesandt wurden, nicht glauben wollte, ließ auf die Fahnen schießen. Erst am 28. April, als er durch einen Hannoveraner eigenhändige Briefe von seiner Frau und seinen Verwandten mit den französischen Zeitungen vom 28. März empfangen hatte, befahl er, die weiße Fahne auf Michaelis-Turm aufzuziehen, und alle Zivil- und Militär-Behörden dem Könige zu schwören, trotzdem, daß Graf Hogendorf sich auch da noch weigerte. Erst als der General Graf Gerard, der das Kommando des 13. Armeekorps von dem neuen Könige empfangen, am 11. April von Paris kam, trat Davoust zurück und ging nach Paris. Sein Nachfolger trat in seine Fußstapfen; er auch nahm den Sold für seine Truppen aus der hamburgischen Bank. Erst am 5. Mai ward der Verkehr und

Handel freigegeben, am 16. ward die Börse eröffnet, am 18. erschien der „Correspondent" zuerst in alter Form und nicht mehr, wie seit dem 11. Dezember französisch und deutsch als Journal du Département des Bouches de l'Elbe; am 23. übergab der Präfekt Breteuil das Interesse der Kommune wahrzunehmen, der Munizipalität, und ersuchte diese dann, die alten Bürgermeister und Ratmänner sich als rechtmäßige Obrigkeit zu konstituieren. Bürgermeister Dr. von Graffen berief den Senat, erließ am 25. im Namen desselben eine Proklamation, daß der Rat das Ruder der Regierung wieder in die Hand nehme, und berief die alte Bürgerschaft. Diese versammelte sich am andern Morgen, 234 Bürger genehmigten die Wiederaufnahme der Freiheit und Selbständigkeit der Stadt, bestätigte im Wesentlichen die Wiederherstellung der älteren Grundverfassung, wählte jedoch eine Reorganisations-Deputation zur schleunigen Abhülfe der Mängel in der Verfassung. Am 31. Mai sollten die alten Gesetze in Kraft treten.

Nun zog die französische Armee ab, 25,632 Mann mit 5333 Pferden und 90 Geschützen; sie zogen auf den vom General Bennigsen genehmigten Wegen; die meisten über Valencienne und Lille, etwa 1000 Mann zu Schiff; 4800 blieben noch im Lazareth zurück. Am Morgen des 31. Mai verließ der General Gerard die Stadt; um 12 Uhr hielt General Bennigsen seinen Einzug, zugleich mit 1262 Bürgergardisten unter Oberstleutenant Mettlerkamp; am 5. Juni ward ein Dankgottesdienst in der großen Michaelis-Kirche gehalten. Die hanseatische Legion war noch im Oldenburgischen, denn sie hatte dem russischen Kaiser den Fahneneid geschworen, und stand noch wegen der Goldberger Konvention vom 22. Juli 1813 in hannöverschem (englischem) Solde. Diese Verbindungen aufzulösen, bedurfte es der Zeit bis zum 30. Juni. An diesem Tage zogen die Hamburger, 3327 Mann stark, ein, und hingen ihre Fahnen auf in der Michaelis-Kirche am 29. September.

Bennigsen sollte länger in Hamburg bleiben, als man ahnte. Denn als die Norweger wegen ihres Abscheus gegen die schwedische Herrschaft den Prinzen Christian von Dänemark (den späteren König Christian VIII.) zu ihrem König genommen hatten, war Bernadotte, dessen Hoffnungen auf den Pariser Frieden nicht erfüllt waren, nach Norwegen gezogen, und nötigte Christian, abzudanken. Das war im

Grunde nicht Rußlands Wunsch gewesen, und auch nicht Englands Wohlgefallen, die Norweger dazu zu zwingen. Der König von Dänemark ging nach Wien zum großen Kongreß; da traten bei den Verhandlungen über Norwegen Preußens Gelüste nach Holstein und den Hansestädten so deutlich hervor, daß die Russen, denen das noch weniger gefiel, um diesem entgegen zu arbeiten, Bennigsen in Hamburg das Kommando ließen über eine Armee von 50,000 Mann mit 11,000 Pferden im Holsteinischen. Erst als Dänemark sich in Wien genötigt sah, für das abgetretene Norwegen sich mit Schwedisch-Pommern zu begnügen, und dieses wieder Preußen zu überlassen, löste der Kaiser Alexander die Nordarmee auf. Am 4. Dezember begannen die russischen Truppen in Hamburg, sich in Bewegung zu setzen, um heimzuziehen, und erst am 28. Januar 1815 verließ der General en chef Bennigsen die Stadt zur großen Freude der Bürger, die mehr noch als über die Befreiung von großen Ausgaben welche die Einquartierung veranlaßte, froh waren, von so manchen Beschränkungen in ihren Unternehmungen erlöst zu werden.

Inzwischen hatte die Zwanziger-Kommission, welche die Bürgerschaft am 27. Mai zur Revision der Verfassung erwählt, schon am 29. August ihre Arbeit beendet, die große außerordentliche Vollmacht, die sie bekommen, dem Rat und der Bürgerschaft zurückgegeben, und denselben anheim gegeben, die 36 Wünsche, die sie in ihrem „Testamente" aussprachen, durch die ordentlichen Behörden zu befriedigen. Diese Zwanziger wählten sich zum Präses Lizentiat Mönckeberg, der, obgleich Hausbesitzer, bis dahin nie in die Sitzung der Bürgerschaft gegangen war, weil er mit sich nicht eins war, ob er wegen seiner Stellung als Protokollist des Kommerziums, sich als freien Bürger betrachten dürfe. Außer ihm waren fünf spätere Senatoren, Sillem, Luis, Jencquel, Merck und Pehmöller, und sieben Oberalte (Rücker, Knorre, G. E. Bieber, H. Fr. Justus, J. C. Gläser, A. Schwalb und Lohmann) von der Bürgerschaft gewählt. Sie waren, wie sie in ihrem Testamente sagten, von dem Grundsatze ausgegangen, das Glück der Völker wird nicht sowohl von der Verfassung, als durch die Verwaltung bestimmt. Es kommt nur darauf an, daß die Wächter der Verfassung ihre Pflicht thun, nicht einschlummern. Aber je vollkommener eine Verfassung ist, desto eher er-

schlaffen die Bande, welche das Ganze zusammenhalten; das gilt besonders in den Freistaaten. Nichts berauscht mehr, als das Gefühl der Güte einer Verfassung. Je stärker der Rausch ist, desto eher schlummert der Geist ein. Der Patriotismus ist von Zeit zu Zeit aufzuregen, wie die Natur zuweilen einen Sturmwind sendet, um die Luft zu reinigen." Bei der Menge der Vorschläge, die schon vor der Befreiung Hamburgs zu einer neuen Verfassung gemacht waren, hatte die Kommission besonders des Amtmanns Abendroth Wünsche bei Hamburgs Wiedergeburt beachtet. Darnach hatten sie nur zeitgemäß gefunden, das frühere Admiralitäts-Kollegium aufzuheben und dafür das Handelsgericht, das sich in der französischen Zeit selbst mit seinem mündlichen Verfahren so trefflich bewährte hatte, beizubehalten.

Gleich beim Zusammentritt war den Zwanzigern schon die Beratung wegen der Entschädigung der durch die Bank erlittenen Verluste entgegengetreten. Am 8. Juni ward die Bank wieder eröffnet; aber die neue französische Regierung erklärte die Forderung der Wiedererstattung des Bankfonds für eine Beleidigung gegen sie, da sie die Bankfonds nicht genommen; sie machte dem Marschall Davoust einen Prozeß wegen dieses Eingriffs in das Privateigentum; doch wohl nur zum Schein, da sie in einem Geheimartikel versprach, alle Kräfte einzusetzen, den Bankfonds wiederherzustellen. Doch freilich erst nach vieler Mühe und Deputationen nach England und Frankreich bekam die Bank im Oktober 1816, also nach dem zweiten Pariser Frieden, eine halbe Million Francs Renten, d. h. 10 Millionen statt 13,773,971 Francs, zurück.

Zur Schätzung des Schadens, den die einzelnen Bürger durch die französische Regierung erlitten, hatte General Gerard schon 1814 eine Kommission niedergesetzt. Die Arbeit war sehr schwierig. Berechnete doch Senator Westphalen in einer Druckschrift denselben auf 150 Millionen, während Bürgermeister Amsinck nur auf 80 kam. Die 1207 demolierten Grundstücke z. B. wurden auf eine halbe Million wertgeschätzt; die zu Kasernen und Hospitälern benutzten über zwei Millionen. Die Verhandlungen dauerten bis ins Jahr 1818, in welchem der Herzog von Wellington einen Vertrag zustande brachte, nach welchem eine Rente von 12,040,000 Fr. ins große Schuldbuch Frankreichs geschrieben wurde, also 51,962,244 Fr.

für 20 Millionen Mark bezahlt wurden. Dadurch erhielten bis 1827 60 Prozent ersetzt die, welche direkte Verlüste nachzuweisen hatten, 30 Prozent die, welche wegen Demolierung ihrer Grundstücke, Kasernements oder Requisitionen reklamiert hatten.

Alle diese Verhandlungen wurden durch die Rückkehr Napoleons von Elba am 7. März 1815 unterbrochen. Die acht großen Mächte, die noch auf dem Kongresse in Wien vertreten waren, hatten gleich Bonaparte, als Störer des Friedens, der öffentlichen Rache übergeben, und, um den Frieden zu erhalten, den Vertrag zu Chaumont geschlossen; am 25. traten die Hansestädte diesem Allianz-Traktat bei. Schon am 3. April beschloß die Bürgerschaft in Hamburg, 1100 Mann Infanterie und 200 Kavalleristen auszurüsten, und zwei Kompagnien Jäger, die sich selbst uniformieren und ohne Sold dienen wollten, zu stellen. Am 12. Juni zogen die ersten Hanseaten ins Feld. England hatte Subsidiengelder versprochen, wenn sie unter dem Herzog von Wellington dienen wollten. Dr. Karl Sieveking begleitete die Truppen von Seiten des Senats, dem Übereinkommen zu entsprechen. Allein schon hatte die entscheidende Schlacht am 18. Juni begonnen, als die ersten Hanseaten in Brüssel ankamen. Sie zogen deshalb gleich unter dem Schotten Sir Neil Campbel mit in Frankreich ein; doch der Krieg nahm ein so schnelles Ende, daß die freiwilligen Jäger schon im November entlassen werden konnten; die Hanseaten kamen am 27. Januar 1816 zurück.

Hamburg war schon am 3. August 1815 durch Rat- und Bürgerschluß in den neu errichteten „Deutschen Bund" getreten und hatte eine Stimme in der Plenarversammlung erhalten, da es mit den Hansestädten Lübeck und Bremen und der freien Stadt Frankfurt am Main die 17. Stimme bekommen hatte. — Am 17. Juli trat es auch der heiligen Allianz von Österreich, Preußen und Rußland bei.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Wiederherstellung der freien und Hansestadt Hamburg.

Vom J. 1815—1830 n. Chr. G.

Nach einer so langen Zeit gewaltiger Aufregung war es eine besondere Gnadenerweisung Gottes, daß Hamburg über ein Menschenalter hinaus frei sich im Frieden entwickeln konnte. Es war zunächst wiederherzustellen, was im Laufe der Zeit zerstört und zu Grunde gerichtet war, und da war es von großer Bedeutung, daß der Senator Amandus Augustus Abendroth, sobald nur Ritzebüttel von den Franzosen verlassen war, die ihm vor der französischen Wegnahme übertragene Amtmannschaft wieder übernommen hatte, ohne auf die Befreiung der Stadt zu warten. Er knüpfte sogleich die Verbindung mit England wieder an, und erlangte, daß die englische Post, welche nach Bremen zu dirigieren schon von anderer Seite gearbeitet wurde, von Kuxhafen aus durch den früheren Postmeister Stäker weiter dirigiert ward. Auch wirkte es sehr aufmunternd, daß nun in der ersten Woche der wieder eröffneten Schiffahrt schon 400 Schiffe an die Stadt kamen; vom 17. Mai bis Ende des Jahres schon 873 große Seeschiffe, außer 1074 Flußschiffen, in den Hafen einliefen, während 850 Seeschiffe und 1124 kleinere Schiffe ausgingen. Am 14. Juli

1816 kam zum ersten Male ein Dampfschiff nach Hamburg; „The lady of the lake“ hieß es; am 17. begann es seine regelmäßige Fahrt nach Kuxhafen, wo Abendroth schon ein Seebad (das erste Nordseebad in Deutschland) errichtet hatte. Als Amtmann legte Abendroth in demselben Jahre den Grundstein auch zu der Kirche in Ritzebüttel, die am 22. August 1819 geweiht ward, um den Bewohnern, die von ihrer Kirche in Groden durch die tiefen Marschwege verhindert gewesen waren, das Kirchgehen im Winter zu erleichtern.

Indes hatte die Sanitäts-Kommission in Hamburg, die schon 1814 eingesetzt war, eifrig für die Herstellung gesunder Luft in der Stadt gesorgt. Die Kirchen, die zu Pferdeställen waren benutzt gewesen, wurden von dem in den Gewölben zurückgebliebenen Mist gereinigt, und neu geweiht, so daß bei der Feier der dreihundertjährigen Reformation am 31. Oktober 1817 in allen hamburgischen Kirchen eine Sammlung zum Aufbau auch der abgebrannten St. Pauli-Kirche gehalten werden konnte, und der Hamburger Berg, der allmälig wieder Häuser bekam, sich am 3. März 1820 seines Gotteshauses erfreuen konnte. Eine wichtige Frage war gewesen, ob Hamburg eine Bundesfestung werden sollte; die Freiheit des Handels ward durch die militärische Benutzung gewaltig beschränkt; deshalb eilte man so mit der Entfestigung der Stadt, daß schon 1817 die Harburger Brücke, wie das große Gewölbe des Dammthors abgebrochen werden konnte; doch erst am 16. Dezember 1819 konnte (der Entscheidung des Bundestages wegen) die vollständige Demolierung der Festungswerke beschlossen werden. Nun wurden die Wälle allmälig unter der Leitung des Kunstgärtners J. H. Altmann, der seinen Geschmack für diese Arbeit in Bremen bewährt hatte, in Gartenanlagen umgewandelt. Die Thore wurden gußeiserne Pforten an steinernen Säulen. Die Niederlegung des Walles bot Erde, mit der nicht nur die Moräste innerhalb der Stadt, die früher durch die Absperrung der Kanäle hinter den Nikolai-, Petri- und Jakobi-Kirchenhäusern entstanden waren, die s. g. „Hasenmoore“, zugeworfen, sondern auch am Glacis beim Dammthor schon im Jahre 1820 der botanische Garten, und 1823 beim Altonaer Thor eine Navigationsschule angelegt werden konnten. Ja, es war da Platz und Material gewonnen, um 1825 die Anlegung des neuen Jungfernstiegs zu unternehmen, und 1827 in der Dammthorstraße ein neues Theater zu bauen

Denn der Wall zwischen dem Dammthor und der Lombardsbrücke ward in eine schöne Esplanade umgewandelt, und die Häuser des alten Lombard konnten geräumt werden. Diese Häuser hatte die Sanitäts-Kommission vorläufig für die Kranken in Beschlag genommen, für welche nach der Zerstörung des Pesthofes gesorgt werden mußte; denn für die im Lombard niedergelegten Sachen fand sich in den Lägern des alten Englischen Hauses ein Platz, der mehr geeignet war; jetzt waren sie durch die Erbauung des allgemeinen Krankenhauses überflüssig geworden. Die Sanitäts-Kommission errichtete in ihrer Lebendigkeit auch eine Anstalt für Impfung mit Kuhblattern, besonders durch das Interesse, das Dr. Jean Henry de Chaufépie, der auch in der französischen Zeit sich große Verdienste erworben hatte, zeigte; sie erneuete 1816 die Entbindungsanstalt, wie sie die Venerischen und Krätzigen aus dem Hiobshospital ins Kurhaus versetzte, und arbeitete eifrig an ihrer eigenen Auflösung dadurch, daß sie am 19. Februar 1818 die schon durch Senator Günther 1796 entworfene Medizinal-Ordnung durch die Bürgerschaft zum Gesetz erheben ließ. Am 19. Oktober 1819 wurde der Gesundheitsrat eingesetzt, und nachdem der am 9. September desselben Jahres begonnene Bau des Allgemeinen Krankenhauses in der Vorstadt St. Georg vollendet und am 30. Oktober 1825 eingeweiht war, dieses dem neuorganisierten Krankenhaus-Kollegium übergeben.

Das Justizwesen war schon nach den durch die Zwanziger-Kommission geordneten Grundsätzen geordnet. Die neue Gerichtsorganisation ward am 16. Februar 1815 von der Bürgerschaft angenommen; am 21. Februar das Nieder- und Handels-Gericht, am 8. März das Obergericht eingesetzt. Das Oberappellationsgericht mußte wegen der Verhandlungen mit den anderen drei freien Städten, mit denen es gemeinschaftlich arbeiten sollte, bis zum Jahre 1819 verschoben werden.

Die größte Schwierigkeit fand das große Armen-Kollegium, das wieder, wie früher, zusammengesetzt war. Im letzten Jahre vor der französischen Zeit hatte es 452,000 Mark Kurant ausgegeben; das Arbeitshaus aber, das 250,000 Mark zu bauen gekostet hatte, war ihm genommen und in der Not hatte es dasselbe für 40,000 Mark weggeben müssen, um zu anderen Zwecken gebraucht zu werden. Der Drang auf Unterstützung bei der eingerissenen Demoralisation und der vorhandenen Bedürftigkeit war um

so stärker, je mehr das Mitleid anfangs liberal machte. Im J. 1817 z. B. verpflegte die Medizinal-Anstalt 9089 Personen (2788 eingezeichnete, 5454, die nicht eingezeichnet waren), im J. 1821: 16,442 (von denen 11,301 nicht eingezeichnet). Dabei war die Bereitwilligkeit, die Armenanstalt zu unterstützen, im Publikum sehr gesunken. Der Ertrag der Haus- und Kirchen-Kollekte hatte jährlich im Jahrzehnt 1791—1800 zusammengebracht 76,172 Thaler; dagegen betrug sie von 1821—1830 nur 39,882 Thaler. Der Staatszuschuß, der notwendig war, stieg immer höher, und je größer er ward, desto mehr nahm die Lust ab, der Armenanstalt zu geben, so brachte die Sammlung im letzten Jahrzehnt vor 1830 jährlich nur noch 60,360 Thaler.

Doch nicht nur in den öffentlichen Verhältnissen war durch die Herrschaft der Franzosen alles in Verwirrung geraten, auch im Privatleben, im Innern der Häuser, in der Herstellung des Hausstandes, im Geschäftswesen. Viele, nicht Arme nur, kamen zurück, die ausgewandert waren; diese fanden ihre Wohnungen zerstört, kein Kontor mehr; Alle, auch die in Hamburg geblieben waren, hatten einen großen Teil ihres Vermögens verloren; das Geschäft mußte mit geschwächten Mitteln aufgenommen werden. Welche Ermutigung war das baldige Erscheinen der Schiffe aus England.

England hatte während der Kontinentalsperre viel gewonnen. Aber bei der Vervollkommnung der Maschinen und der Vergrößerung der Fabriken war die Masse der Fabrikate zu sehr gestiegen. Englische Agenten eilten deshalb nach Hamburg und überschwemmten unsere Stadt und ganz Deutschland mit englischen Waren. Bedeutende englische Häuser wurden hier etabliert; der englische Court existierte nicht mehr, aber, den kirchlichen Bedürfnissen zu entsprechen, wurden zwei Kapellen errichtet, eine für die Staatskirche an der Stelle des alten Zeughauses beim Stintfang, die andere am Hafen für die Independenten. Und auch in Deutschland war durch die Franzosen eine Thätigkeit in den Fabriken hervorgerufen, wie sie früher nie gekannt war, und diese auch erforderten eine Zufuhr von Rohprodukten über Hamburg. In derselben Zeit war zugleich die Losreißung der Staaten in Süd- und Mittel-Amerika von der Herrschaft der Spanier und Portugiesen fortgeschritten. Die älteren Kaufleute, die durch den Handel mit den spanischen und portugiesischen Städten reich

geworden waren, konnten sich freilich schwer an die neuen Wege, Kolonialwaaren zu erhalten, gewöhnen; das jüngere Geschlecht fand sich aber bald hinein und eröffnete Hamburg einen Welthandel, wie es denselben nie gekannt. Schon im J. 1831 übertraf Hamburgs Zuckerhandel an Auswahl und Verschiedenheit der Gattungen den aller anderen Orte der Welt, und stand in Hinsicht der Quantität nur dem Londoner nach. Hamburg, wie ganz Deutschland, hatte keine Kolonien; deshalb gingen die jungen Kaufleute in alle Weltteile. In Amerika, an der West- wie Ostküste, in Afrika, Indien, China, wie in der Südsee, entstanden Etablissements; an Orten, wo keine Franzosen und Engländer sich fanden, eröffneten junge Männer, die von Hamburg kamen, neue Handelswege. Der Staat wußte dabei seinen Kredit zu wahren, damit die Stadt ihren Ruf der Solidität nicht verliere; deshalb beschloß er die Rückzahlung aller von den Franzosen schuldig gebliebenen Zinsen der Kammerbriefe. Die Folge war, daß die Verschiedenheit der Münzverhältnisse in den Ländern der verschiedenen Weltteile durch Beziehungen auf die Hamburger Bank ausgeglichen wurden, weil diese durch die Grundlage von reinem Silber bei den Rechnungen eine große Sicherheit bot. Für die Bank wurde darum 1827 durch den Architekten Ludolf ein eigenes Gebäude errichtet. Der Wechselkurs, der im vorigen Jahrhundert kaum über den Sund und den Kanal hinausging, dehnte sich aus von Torneo nach Cadix, von Archangel nach Messina. Viele der Kaufleute, die jenseits des Ozeans ihr Glück gefunden, kehrten nun zurück mit den in der Fremde geltenden Ideen und Erfahrungen, und es konnte den Hamburgern nicht verborgen bleiben, daß die Blüte des Handels vor allem Freiheit von Abgaben erfordert. Bis zur französischen Zeit hatte es hier noch verschiedene Zölle gegeben; schon 1814 wurden diese zwar in einen zusammengezogen, und zwar für die Waren, welche zu Lande kamen, auf 1/2 Prozent Kurant von Banko gesetzt, für die zur See mit Einschluß der Abgaben für die Unterhaltung der Elbe, des Lotsenwesens, der Signale u. s. w., auf 1/2 Prozent Banko von Banko nach dem Werte der Ware. Doch schon im J. 1816 trug das Kommerzium um Ermäßigung auch dieses Zolles an. Finanzielle Gründe nötigten die Regierung sich zu sträuben; allein 1829 mußte sie auch die Wahrheit anerkennen, daß eine Handelsstadt nicht von dem Handel an sich, sondern nur von dem durch den Handel Erworbenem Abgaben nehmen

müsse; indes erst durch die große Entscheidungs-Deputation, die bei einem nicht zu hebenden Dissens zwischen Rat und Bürgerschaft die Entscheidung hatte, wurde der Zoll in allen Fällen auf 1/2 Prozent Kurant von Kurant heruntergesetzt. Diese große Entscheidungs-Deputation, die aus zehn Herren des Rates und zehn der Bürgerschaft gewählt werden sollte, war in der Verfassung von 1713 festgesetzt, aber bis dahin niemals zu berufen nötig gewesen. Auch dieses Mal machte sie dem Drängen der Kaufleute nicht ein Ende, sondern erregte, wie wir sehen werden, nur das böse Blut, durch das sie veranlaßt war.

Je eifriger die Hamburger aber bedacht waren, dem eigenen Zoll zu entsagen, desto schwerer ward es ihnen, den „Stader" oder Brunshäuser Zoll zu tragen. Der Wiener Kongreß hatte 1815 alle deutschen Ströme bis zu ihrer Mündung frei erklärt. Am 3. Juni 1819 hatten die Deputierten aller Elbuferstaaten (Hamburg war vom Senator Pehmöller vertreten) sich vereinigt, die 33 Elbzölle, die von Melneck in Böhmen bis zum Ausfluß den Handel hinderten, aufzuheben. Allein der hannöversche Deputierte erklärte, der Brunshäuser Zoll könne kein Gegenstand der Verhandlung sein, da er nur von Seegütern erhoben würde. Der Kaiser Friedrich I. hätte freilich in seinem großen Freibrief im J. 1189 die Freiheit der Schiffahrt den Hamburgern für sich und ihr Eigentum auf der Elbe bis zur See versprochen; die Verhältnisse wären aber damals noch ganz andere gewesen. Trotzdem die Schweden in den Verhandlungen mit Dänemark 1691 sich zustimmig erklärt hatten, und der Deputierte von Dänemark selbst den Stader Zoll auch einen Elbzoll genannt, hatten die Hannoveraner, seitdem sie 1715 in Besitz von Stade gekommen, immer mit einer gewissen Schikane die Hamburger benachteiligt, und fuhren so fort, ohne nur etwas zum Nutzen des Elbstromes beizutragen, so daß die letzten Deputierten, die 1827 nach Hannover gesandt wurden, Bürgermeister Sillem und Senator Mönckeberg, rieten, den Zoll abzukaufen, um inskünftige frei zu sein; doch das wollte die Kaufmannschaft nicht, weil das hieße, das Recht anerkennen.

Die Kaufmannschaft hoffte immer noch, Hilfe von anderen Staaten zu erlangen. Schon 1816 war in Preußen der Gedanke aufgekommen, ein einfaches Grenzzollsystem für ganz Deutschland solle allen eine neue Einnahmequelle

durch die Eingangsabgaben für ausländische Erzeugnisse eröffnen, während das, was zur unentbehrlichen Konsumtion der unbemittelten Klassen diene, von Zoll frei bliebe. Am 26. Mai 1818 erschien ein Gesetz, durch welches in der ganzen preußischen Monarchie alle Binnenzölle aufgehoben und die Zollbarrieren an die Grenzen verlegt wurden. Preußen verhandelte dann mit den einzelnen deutschen Staaten, die nicht dem Könige unterworfen waren, und brachte die Sache auf dem Karlsbader Kongreß 1819 zur Sprache. Sie machte viel Sprechen, da die deutschen Fabrikanten besonders im Süden, sich gegen die ganze Idee erklärten. Da erschien im Druck eine Schrift: „Das Manuskript aus Süddeutschland, von Georg Erichson", die den bayrischen Minister Montgelas, ja, eine noch höhere Persönlichkeit zum Urheber haben sollte; in dieser hieß es: „Was sollen die deutschen Barbaresken, die Hansestädte, deren Interesse, als englische Faktoreien, auf Plünderung des übrigen Deutschlands, auf Vernichtung seiner Industrie gerichtet ist? Deutschland muß selbst im Besitz seiner wichtigsten Häfen sein, und sich nicht einer Kaste privilegierter Kaufleute anvertrauen, welche durch Eigennutz an England gebunden sind." Die Irrtümer in solchen Behauptungen wies aber kräftig zurück der Kaufmann M. J. Haller, der Vater des späteren Senators, in einer Schrift: „Sechs Briefe über den Handel der Hansestädte, 1821," sowie Dr. J. L von Hess in der Schrift: „Aus Norddeutschland. Kein Manuskript (1821)". Dessen ungeachtet wurden durch viele andere falsche, geistreiche Theorien die deutschen Fabrikanten für den Zollverein gewonnen. Die wahren Barbaresken-Staaten in Nord-Afrika, welche schon im J. 1752 das Mittelländische Meer den hamburgischen Schiffen ganz verschlossen hatten, waren zugleich immer kühner geworden durch das Sinken der portugiesischen und spanischen Macht, so daß tunesische Schiffe 1817 sogar bis in den Kanal kamen und die hamburgischen beraubten. Der Bundestag brachte keine Hilfe, trotzdem, daß er von dem antipiratischen Verein, der durch zwei Kaufleute in Hamburg, J. Dittmann und Kreissing, 1819 gegründet wurde, darum angegangen war, aber der hanseatische Konsul in London, James Colquhoun, schloß 1829 einen Handels- und Schiffahrts-Vertrag mit der Hohen Pforte ab, der Hilfe versprach. Indessen vereinten sich die Mittelstaaten Deutschlands zu einem Steuerverein zur Abwehr von Preußens Bedrängung, und weil dadurch in ihnen das Fabrikwesen stieg,

vermehrte sich auch der Handel Hamburgs mit deutschen Manufakturen von Jahr zu Jahr. Der Hamburger öffnete den deutschen Fabriken die auswärtigen Märkte. Deutsche Fabrikate machten den englischen in fremden Weltteilen Konkurrenz, deutsche Strümpfe und Eisenwaren verschafften sich durch ihre Wohlfeilheit allenthalben Eingang; deutsche Nähnadeln wurden selbst in England verlangt. Der Wert des Leinen-Exportes allein ward im J. 1836 auf 8,600,000 Mark Banko gerechnet; im J. 1833 schon betrug der Totalwert sämmtlicher deutschen Exportartikel 110 Millionen Mark Banko.

Der hamburgische Staat war unaufhalsam bemüht, sich Märkte zu verschaffen, seitdem die freie Handelspolitik des großbritannischen Ministers Huskisson ihm England geöffnet. Durch den Handelsvertrag vom 29. September 1825 waren ihm alle Freiheiten der am meisten begünstigten Nationen eingeräumt; im J. 1836 war ein Dritteil aller in Hamburg ankommenden Schiffe englische, 773 von 2287. Es öffnete sich der Verkehr mit Britisch-Amerika; von Jamaika kamen Schiffe direkt auf hier. In Holland waren die hamburgischen Schiffe schon 1816 den nationalen gleichgestellt, doch war dieses weniger von Bedeutung, seitdem der Großhandel fast ausschließlich durch die im J. 1823 unter der Protektion des Königs Wilhelm gebildete große Matschappy getrieben wurde.

Spanien und Portugal mußten bei den beständigen inneren Kriegen in ihrem Handel sehr verlieren, und setzten dem Verkehr mit ihren Kolonien alle möglichen Hindernisse entgegen. Schon 1815 ließ Spanien den Handel mit Cuba zu, doch mit der größten Bevorzugung der nationalen Flagge hinsichtlich der Schiffsabgaben, wie des Warenzolls. Dennoch bewirkte die reiche Produktion von Zucker, Kaffee und Taback, daß im J. 1830 der Wert von den aus Havanna, Matanzas und andern Häfen importierten Waren 8½ Millionen Mark Banko betrug. Denn nachdem England die Losreißung von Mexico und Columbien 1825 anerkannt hatte, etablierten sich bald Hamburger in Veracruz, Tampico, Mexico, Guadalaxara, Mazatlan, und schon 1827 schloß der hanseatische Konsul James Colquhoun in London einen Handelsvertrag mit Mexico. Schon früher, 1825, hatte der hanseatische Konsul in Paris Dr. Vincent Rumpf einen Vertrag mit Nordamerika zu Stande gebracht, der besonders wichtig ward,

weil bei diesem zuerst das Prinzip der Reziprozität in allen kommerziellen Beziehungen zu Grunde gelegt wurde. Nun begann die Auswanderung aus Deutschland nach Nordamerika. Zwar nach Brasilien waren schon seit 1820 einzelne, wenige Deutsche gegangen, aber da der Handel dahin sich gehoben hatte, trotzdem, daß England von Spanien ein Monopol erlangt hatte, daß es nur 15 Prozent statt 24 für seine Importen zu zahlen hatte, und dabei so gestiegen war, daß von der Kaffee-Ausfuhr aus Brasilien, die 1827 54 Millionen Pfund betrug, 14 Millionen nach Deutschland gingen, so sandte Hamburg den Syndikus Karl Sieveking nach Rio de Janeiro, und erlangte die völlige Gleichstellung Hamburgs mit den am meisten begünstigten Nationen. Nun bezog Hamburg bald mehr, als jede andere Stadt, Kolonialprodukte aus diesem Lande.

Die sich auf diese Weise ausbreitende Schiffahrt führte natürlich auch die Hebung des Assekuranz-Geschäftes herbei. Die Höhe der versicherten Summen, die im J. 1814 41,791,000 Mark Banko betrug, stieg schon im J. 1816 auf 124,390,000 Mark Banko, und vermehrte sich immer mehr. Das war nicht der Fall hinsichtlich der Fabriken. Freilich hob sich die Zuckerfabrikation, die in der französischen Zeit ganz aufgehört hatte, anfangs sehr schnell, zumal, als Rußland 1816 den Import von raffiniertem Zucker wieder verstattete, so daß im J. 1820 die errichteten 325 Fabriken den Anforderungen zu entsprechen nicht mehr vermochten; doch als im Jahre darauf in Rußland der Zoll auf Raffinaden plötzlich erhöht, auch in anderen Ländern der Eingang von Zucker erschwert wurde, da halfen auch die neu angewandten Mittel zur Erleichterung der Arbeit, z. B. durch Knochenschwärze den Zucker zu klären, nicht; im J. 1832 beschäftigten 201 Fabriken nicht mehr als 741 Arbeiter.

Dem so rasch zunehmenden Handel genügten aber die alten Einrichtungen zur Förderung desselben nicht. Die alten Handelsgesellschaften der Schonen-, Flander-, wie der Englandsfahrer, hatten ihre Bedeutung verloren. Schon 1821 machte der Staat einen Vertrag mit den Amsterdamer Boten und übernahm das Postwesen. Nun konnte im Jahre 1832 ein anderes Posthaus auf dem Neuenwall, dem Stadthause gegenüber, durch den talentvollen, jungen Baumeister Chateauneuf gebaut werden. Für das alte zuerst für die Kurantbank 1726 bestimmte Bankgebäude,

das für das Stadtarchiv so nötig war, wurde im Neß in Verbindung mit dem Rathause 1827 ein neues Bankgebäude vom Architekten Lu d o l f errichtet; durch solche Bauwerke meinte man zugleich die Kunst zu fördern. Die alte Börse, die nicht einmal der Hälfte der Besuchenden ein Obdach gewährte, sondern die meisten unter freiem Himmel stehen ließ, konnte freilich in dieser Zeit noch nicht durch eine neue ersetzt werden, weil der liebenswürdige Herr von H o s t r u p zu viele Freunde unter den reichen Kaufleuten hatte, denen er durch seine im J. 1804 nach dem Vorbilde von Lloyd in London errichtete Börsenhalle in der Nähe, in der Bohnenstraße, ein stattliches Gebäude geboten hatte, um vor der Börsenzeit ihre Geschäfte auf bequeme Art zu besorgen.

Auch der Schiffahrt konnte noch nicht durch Erweiterung des Hafens wie durch eine wegen der Größe und schärferen Bauart der Schiffe notwendig gewordene Vertiefung gehörig entsprochen werden, sowie auch noch nicht den Übelständen abgeholfen werden konnte, welche die häufigen Sturmfluten, die den Grasbrook und einen großen Teil der Altstadt unter Wasser setzten, mit sich brachten, wenn auch schon lange beides zu vielen Plänen Veranlassung gegeben hatte. Endlich führte eine große Sturmflut am 4. Februar 1825 zu kräftigerem Bedenken. Denn diese verursachte nicht nur Deichbrüche in Reitbrook, Moorburg, selbst am Stadtdeich, sondern erzeugte im Amte Ritzebüttel durch die Deichbrüche ein Marschfieber, das Jahre hindurch viele Erkrankungen brachte, und dem Amtmann, Ratsherrn W o l t e r s, selbst das Leben endete.

Mehr Not wegen des Warentransports machte noch die Verbesserung der Landwege. Bis zur französischen Zeit waren die Landstraßen fast in ganz Deutschland noch im natürlichen Zustande. Vor dem Dammthor heißt die Landstraße noch „beim Rothenbaum", weil erst die Franzosen den roten Schlagbaum abhieben, der nur dem die Benutzung des Steinpflasters gestattete, welcher seine Abgabe entrichtet hatte; und dieser Steindamm ging nur bis zum Grindel, dann folgte ein lieblicher Fußweg nach Eppendorf links über die Wiesen, welcher durch das Wasser der Isebeck an mehreren Stellen unterbrochen, nur über lange schmale Brücken führte, während der Fahrweg durch so tiefen Sand nach Eppendorf ging, daß die Kutscher gern im Wirtshause beim „Sandkrug" ihren Pferden Ruhe gönnten, um durchzukommen. Ähnlich war der Weg nach Wandsbeck.

Erst 1828 erwarb sich ein Engländer John Andly das Verdienst durch Einrichtung von Stage-coaches die Fahrenden mit vier Pferden durch diesen Sand zu ziehen. Die Franzosen und Engländer hatten schon Chausseen, aber bei Hamburg legten erst 1825 Privatmänner kleine Strecken Fahrwege an, die nach der neuen Erfindung Mac Adams durch kleine gehauene Steine einen festen Boden gewannen. Noch im Jahre 1828 fand Preußen große Schwierigkeit, eine Schnellpost von Berlin nach Hamburg anzulegen, weil die dänische Regierung von Lauenburg gegen die Anlegung einer Chaussee war. Als dieselbe Regierung aus gleichem Grunde die Chaussee von Hamburg nach Lübeck zu hindern wußte, war das freilich zuletzt zum Vorteil von Hamburg, da es wegen des Widerstandes der benachbarten Regierungen nun Chausseen an beiden Ufern der Alster von Wandsbeck und Bergedorf bekam, sowie bald darauf einen Weg vom Billwärder Heckkathen nach Bergedorf, um auf demselben den neu aufgelegten dänischen Zoll zu vermeiden.

Was nun die geistige Entwickelung betrifft, so hatte der Einfluß des Perthes-Claudiusschen Kreises unter dem Druck der Franzosen im allgemeinen in Hamburg eine kaum bemerkbare Wirkung gehabt; selbst der später als Senior so behutsame August Jakob Rambach, der doch schon 1813 auf Luthers Verdienste um den Kirchengesang aufmerksam gemacht, und 1817 durch seine Anthologie christlicher Gesänge die Verbesserung der Gesangbücher angebahnt hatte, klagte als jüngster Prediger bei der Weihe seiner wiederhergestellten Jakobi-Kirche, daß das erfahrene Unrecht die Gemeinden nicht zum frommen Nachdenken gebracht habe. Die meisten waren der Kirche durch die Not, bei der Wegnahme der Stätten, an denen sie zu beten gewohnt waren, ganz entfremdet; die noch etwas Höheres suchten, fühlten sich getrieben, ihre Sehnsucht in der schönen Litteratur oder durch künstlerische Genüsse zu befriedigen. Lessing verstanden sie nicht; Göthe war in seinem Suchen nach Wahrheit nur wenigen nicht zu hoch; Schiller blieb in seinen ästhetischen Gefühlen am ansprechendsten. Seine Worte des Glaubens erinnerten sie nicht an den rechten Heiland der Sünder; seine Gedichte, seine dramatischen Meisterwerke erhoben sie wenigstens über die Wirklichkeit des gemeinen Lebens in eine Traumwelt, die ihr innerstes Sehnen nährte, wenn auch dadurch kein Frieden einkehrte in ihre Brust. Das Theater

ward ihre Bildungsschule; Schauspiel und Musik waren die Hauptgegenstände ihrer Unterhaltung, wenn sie nicht in niederen Genüssen ein Genüge fanden. Friedrich Ludwig Schröder, der frühere Schauspieldirektor, der vom Theater sich abgewandt hatte, arbeitete auf seinem Landsitze in Rellingen mit seinem späteren Biographen F. W. Meyer für die Freimaurerloge. Als Großmeister der großen Loge in Hamburg, strebte er für die Abschaffung aller Hochgrade der Freimaurer, um die Lessingschen Ideen lebendig werden zu lassen, daß der Mensch sich selbst nur als Menschen bilden und ehren, und jeden Unterschied der Nationen und Konfessionen bei Andern vergessen müsse. Solche Gedanken fanden leicht Eingang, sie entsprachen der Zeitrichtung; die Freimaurerei verbreitete sich und mit ihr die Gleichgültigkeit gegen die Kirche, die Unwissenheit in den einfachsten Wahrheiten des Evangeliums.

Die Liebe zum Theater nahm sehr zu. Das Stadttheater, welches Schröder dem Schauspieler Herzfeld überlassen, der wieder 1815 Friedrich Ludwig Schmidt zum Mitdirektor genommen hatte, blühete sehr auf. Durch ein reiches Repertorium von Lust- und Trauerspielen, abwechselnd mit Opern, durch tüchtig gebildete Schauspieler, die häufig durch fremde, Gastvorstellungen unterstützt wurden, ließ es auch das Apollo-Theater auf der großen Drehbahn, das mit fähigen Kräften ausgerüstet, das frühere französische Theater ersetzen sollte, nicht aufkommen. Nach Herzfelds im J. 1826 erfolgtem Tode trat Lebrun in die Direktion. Das Schrödersche Haus am Gänsemarkt entsprach nicht mehr den Ansprüchen. In der Dammthorstraße wurde ein neues Theater nach des berühmten Berliner Baumeisters Schinckel Plane errichtet und am 1. Mai 1827 eröffnet. Die Witwe Hantje, die früher das Privilegium für ein zweites Theater besessen, hatte, als sie das Apollo-Theater aufgegeben, ein Theater zweiten Ranges, das Theater in der Steinstraße, 1818 eingerichtet, das nach dem großen Brande das Thalia-Theater am Pferdemarkt ermöglichte. Die Zahl der kleinen Theater in den Vorstädten mehrte sich mit der zunehmenden Vergnügungssucht, da sie zugleich die mit ihnen verbundenen Wirthschaften füllten, ja, wurden sogar zu glänzenden Etablissements, wie das Tivoli-Theater vor dem Steinthor.

Schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts waren auch außerhalb des Theaters, abgesehen von der Kirche, musikalische Aufführungen

in den Wirtshäusern veranstaltet; 1804 hatte der Protonotar Anderson in seinem großen Garten bei der Dammthorstraße einen geräumigen Saal, der der Akustik genügen sollte, für musikalische Aufführungen erbaut, den Apollo-Saal. Der Musikdirektor Schwencke gründete Vereine für Aufführungen von größeren Musikstücken, Gesangvereine in Privatzirkeln. Ihm folgten F. H. Clasing und Luise Reichardt, die den Sinn für die ältere klassische Musik zu wecken suchten. Schwencke's Schüler war J. J. Behrens, der sich um die Bildung der Chorknaben in den Kirchen Verdienste erwarb, und Wilhelm Grund, der mit Steinfeld zusammen im Jahre 1819 zum erstenmal ein Gesangfest in der großen Michaelis-Kirche veranstaltete und dadurch den Anstoß gab zur Gründung der Singakademie. Die Liebhaberei für die Musik wuchs immer mehr. Bis zum Jahre 1826 waren höchstens zwölf Konzerte im Jahre gewesen. Da vereinigten sich musikalische Freunde, um auch Aufführungen vollständiger Symphonien zu ermöglichen, das Auftreten auswärtiger Künstler zu erleichtern, und gründeten 1828 die philharmonischen Konzerte unter Grund's Leitung. Albert Methfessel sammelte 1825 eine Liedertafel, und andere folgten.

Im Kunstgenuß suchte man ja dem Herzen die Befriedigung zu gewähren, welche der Rationalismus in der Kirche nicht bot. Wie sehr dieser selbst gegen die Kirche einnahm, zeigte sich schon bald nach Hamburgs Befreiung beim Kampf gegen die Beibehaltung der Zivilstandsregister. Der Senator Bartels und der Hauptpastor Jaenisch warfen dem Pastor Matthias Heinrich Stuhlmann vor, daß er die Zeiten der Finsternis und Intoleranz zurückführen wollte, weil er ihnen nicht in der Verwerfung dieser französischen Einrichtung beistimmte, ihm, der durch seine Übersetzung des Buches Hiob und des Psalters aus dem Hebraeischen von der Breslauer Fakultät zum Doktor der Theologie ernannt war und zu seinem Kampfgenossen den Pastor Rentzel hatte.

Der Mißverstand der Kirchenlehre, der dahin führte, daß man gar nicht mehr wußte, was die Kirche wollte und sollte, führte zu jener Protektion der fremden Religionsverwandten, die als Zeichen der Toleranz und Aufklärung, als Fortschritt der Zeit gepriesen wurde. In Kassel und Berlin sammelte ein Schüler des Philosophen Mendelssohn, Israel

Jacobsen, eine Gemeine aufgeklärter Juden, welche einen einfachen, dem Verstande entsprechenden Gottesdienst einführen wollte; da begann auch in Hamburg ein Lehrer der jüdischen Freischule, Dr. Kley, am Sonntage einen Kreis aufgeklärter Glaubensgenossen um sich zu sammeln und einen Tempelverein zu bilden. Dieser Verein erhielt ohne viele Mühe im Oktober 1818 vom Senat die Erlaubnis, einen eigenen Gottesdienst in deutscher Sprache in einem Privathause in der Brunnenstraße zu halten, und wählte am 7. November einen jungen talentvollen Redner, der sich nach dem damals gepriesenen christlichen Kanzelredner Dräseke gebildet hatte, Dr. Salomon, zum Prediger, dem selbst Trauungen nach dem Ritus, den sie angenommen, zu verrichten gestattet war. Denn den Mitgliedern war völlige Freiheit gegeben, wenn sie nur ihren Verpflichtungen als Glieder der deutschen israelitischen Gemeinde dem Staate gegenüber nachkämen. Der Ober-Rabbiner, der gelehrte Dr. Barneys, bekämpfte zwar die Bildung der Gemeine und errichtete im Gegensatz der Schule des Dr. Kley, eine Schule nach den alten Grundsätzen, die Talmud-Tora-Schule, allein Dr. Salomon fand durch seine Reden solchen Beifall, daß sich die Gemeinde einen Tempel in der Poolstraße bauen und am 18. Oktober 1818 weihen ließ. Der Hauptpastor zu St. Jakobi, Dr. Klefeker, empfahl im „Hamburgischen Correspondenten" seiner christlichen Gemeinde Dr. Salomons Predigten, um sie zugleich zu warnen vor „Amalie Sieveking's Betrachtungen über die heilige Schrift". Wie groß aber im Volk doch noch die Abneigung gegen das Volk der Juden war, zeigte sich im August 1819 in dem Judentumulte, der sich in Hamburg, wie in anderen Städten, erhob.

Die rationalistische Toleranz hatte ihren Charakter bei der Stiftung der Hamburg-Altonaischen Bibel-Gesellschaft kundgegeben. Gleich nach Hamburgs Befreiung kam der schottische Theologe D. Pinkerton hierher, um als Abgeordneter der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft zum Beitritt zu dieser Vereinigung aufzufordern, die schon seit 1804 sich weit verbreitet hatte. Fr. Perthes und seine Freunde begrüßten ihn mit Freuden und veranstalteten eine große Versammlung in der Prima des Johanneums, in der zum erstenmale die Altonaer Geistlichen mit den Hamburgern sich vereinigten, und zwar nicht nur die lutherischen, sondern auch die reformierten,

die mennonitischen, ja, die römisch-katholischen zu gemeinsamem Wirken. Doch in dieser Versammlung trat D. Gurlitt auf und zwar gegen den ersten Grundsatz, auf den die Vereinigung gestiftet war, daß das Wort Gottes ohne erklärende Anmerkungen und menschliche Zuthat verteilt werden müsse. Freilich war sein Widerspruch umsonst. Das Bedürfnis für unsere Gegend, das von vielen bestritten wurde, stellte sich schnell heraus, so daß, als Perthes die Mühe eines Bibliothekars übernommen hatte, er trotz der Reise, die er zur Wiederherstellung seines Buchhandels unternahm, nicht so viele lutherische Bibeln in ganz Deutschland kaufen konnte, wie unsere Gesellschaft brauchte. Und als er einen Druck von 10,000 Exemplaren zu unternehmen durchgesetzt hatte, fand er so viele Nachfrage, daß er, ehe diese fertig war, eine zweite Ausgabe unserer Bibel in Angriff nehmen mußte. Der Pastor Karl Johann Heinrich Hübbe am Waisenhause übernahm, als zweiter Bibliothekar, die Mühe, den Text der halleschen Ausgabe nach der Original-Ausgabe von 1545 zu verbessern. Jetzt erst konnten die Schulkinder alle ihre Bibel erhalten, und auch die Krankenhäuser, Gefängnisse u. s. w. mit Bibeln versorgt werden. Die Rationalisten freilich meinten, Luthers Bibel nur mit erklärenden Anmerkungen oder in Auszügen austeilen zu dürfen, denn die Toleranz der Rationalisten unterschied sich dadurch von Luthers Toleranz, daß Luther nur das Wort Gottes als Richtschnur des Glaubens zur Geltung brachte, die Rationalisten aber ihre eigene Auffassung der einzelnen Stellen der Bibel allein gelten ließen. Deshalb veranstaltete der Pastor Funk in Altona eine lutherische Bibel mit erklärenden Anmerkungen, um sie durch die Bibelgesellschaft zu verteilen. Da erklärte der Archidiakonus Claus Harms in Kiel in den 95 Theses, die er mit Luthers Thesen zum Reformationsfest 1817 drucken ließ, sich mit schlagendem Wort gegen die Funk'sche Bibel, wenn er auch zugab, daß Luthers Übersetzung wohl der Verbesserung bedürftig sei. D. Gurlitt fühlte freilich sich gedrungen, im nächsten Programm, zum Osterexamen, „seine Geringschätzung des anmaßenden Predigers Harms" kund zu thun. Allein Harms Thesen gegen die Irrtümer des Rationalismus, namentlich auch gegen die damals in Preußen beabsichtigte Union der reformierten und lutherischen Kirche, erweckten einen heilsamen Kampf in der Kirche. Nach Hamburg kam gerade ein junger französischer Pastor an die Stelle

des am 1. November 1817 verstorbenen reformierten Pastor Dumas, Merle d'Aubigné. Ein Schüler von August Neander, der damals schon in Berlin als Kirchenhistoriker im höchsten Ansehn stand, gewann Merle bald in den christlichen Kreisen in Hamburg eine große Wirksamkeit; er vereinigte sich mit den Engländern zu einer Niedersächsischen Traktatgesellschaft, gründete eine Missionsgesellschaft für die Heiden, veranlaßte den Kaufmann J. J. Theveny zur Herausgabe einer christlichen Zeitschrift, des „Friedensboten", für die er den Kandidaten Johann John als Redakteur gewann, und zu Mitarbeitern Pastor Menken in Bremen und Pastor Geibel in Lübeck, die berühmten reformierten Prediger, den Naturforscher Gotthilf Heinrich Schubert und andere bedeutende Männer. Plötzlich erhob, ohne jede besondere Veranlassung, am 1. Februar 1821 der Pastor Rentzel von St. Jakobi in den „Wöchentlichen Nachrichten", dem am meisten gelesensten Zeitungsblatte, seine Stimme „gegen die Verbreitung vernunftwidriger Lehren durch Traktätlein, Lehren, wie: „daß man aus Gnaden allein selig und durch Glauben gerecht werde". Fünf Prediger, der Hauptpastor Strauch, Behrmann, Mutzenbecher, Hübbe und Rautenberg ließen dagegen in denselben Blättern eine Erklärung drucken, „daß sie der bestrittenen evangelischen Lehre treu bleiben würden". Der Senat mißbilligte solche Veröffentlichungen und verlangte, streitige Glaubenslehren sollten nur in eigenen Schriften lateinisch besprochen werden. D. Gurlitt aber fühlte sich gedrungen, bei Gelegenheit der Entlassung von fünf Jünglingen, die Theologie studieren wollten, aus dem Johanneum, eine deutsche Rede zu halten „zur Empfehlung des Vernunftgebrauchs beim Studium der Theologie". Pastor Strauch, der frühere Professor am Johanneum, der zum Hauptpastor an St. Nikolai erwählt, Scholarch, also Vorgesetzter des Johanneums war, ging zum Direktor und bat ihn, inskünftige in seiner Gegenwart seines Amtes zu schonen und nichts gegen die Kirchenlehre zu sagen. Das wurde bekannt; durch den Hauptpastor Klefeker sogar in der „Darmstädter Allgemeinen Kirchenzeitung" zur Verhandlung gebracht; dadurch ward Gurlitt veranlaßt, seine Rede nebst einer Empfehlung von Wegscheiders rationalistischer Dogmatik drucken zu lassen, und Strauch, ihm zu antworten. Bei dieser Veranlassung gab Senator Hudtwalcker, ein Schwager von Pastor

Strauch, eine Schrift heraus: „Betrachtung eines Laien über das evangelisch-lutherische Glaubenssystem und den Rationalismus (1823)", und reizte dadurch den Physikus Dr. H. Wilhelm Buek, im öffentlichen Bericht des allgemeinen Krankenhauses gegen den zunehmenden Einfluß des s. g. Mystizismus auf das Überhandnehmen der Geisteskrankheiten und des Selbstmordes, besonders in Hamburg" sich auszusprechen. Die Rationalisten, die mit ihrer schwachen Vernunft (ratio) das Geheimnis (mysterium) der Gottseligkeit des Evangeliums (1. Tim. 3, 16) nicht fassen konnten, nannten alle ihre Gegner „Mystiker", und Mystiker wurde in Hamburg das bezeichnende Wort für alle Gläubige, Reformierte und Lutheraner (denn den Unterschied zwischen diesen beiden zu fassen, und weshalb sie sich an anderen Orten nicht als Evangelische vereinen wollten, verstanden sie einfach nicht), man erklärte sie alle deshalb unvernünftig und lächerlich. Der Kampf zwischen Mystikern und Orthodoxen (welche die Kirchenlehre im Herzen für wahr halten) begann, doch wurde er durch politische Ereignisse unterbrochen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Das Streben nach Verbesserung der Verfassung.

Vom J. 1830—1842 n. Chr. G.

Die Juli-Revolution in Frankreich im Jahre 1830, welche den Bürgerkönig Louis Philipp auf den Thron brachte, rief eine gewaltige Bewegung der Gemüter in allen Landen hervor. Es waren zu viele, die sich des Segens des langjährigen Friedens nicht freuen wollten, weil die Hoffnungen, die sie mit schwärmerischem Mute in den Freiheitskampf geführt, nicht alle, oder doch nicht so, wie sie gedacht hatten, in Erfüllung gegangen waren. Die wiederhergestellten Verfassungen hatten nach dem Dafürhalten dieser Leute nicht die Rechte und Freiheiten gebracht, welche die Völker durch ihre Leiden und Kämpfe verdient. Auch in Hamburg waren solche Äußerungen nicht selten. Zwar hatte die Stadt erst am 29. September 1828 das seltene Fest der dreihundertjährigen bürgerschaftlichen Verfassung mit großem Jubel gefeiert; der Archivar Dr. Lappenberg hatte von Staatswegen dazu durch das für das Geschichtsverständnis der Stadt bahnbrechende Programm eingeladen, aber gerade diese kostbare Gabe sollte den Unzufriedenen zur Folie dienen. Schon gleich nach wiederhergestelltem Frieden hatte Dr. Jonas Ludwig von Heß seine Unzufriedenheit mit den Zuständen nicht verbergen können, in einer Schrift:

„Agonieen der Republik Hamburg, 1813", und Senator Bartels hatte sich gegen ihn verteidigt. Eine Menge Schriften waren gefolgt. Da gab der 1819 zum Bürgermeister erhobene Bartels, um die Trefflichkeit der alten Verfassung seinen Mitbürgern klar zu machen, die vier Hauptgrundgesetze der hamburgischen Verfassung in Druck. Das war niemals geschehen. Einmal, in Folge der ersten französischen Revolution im J. 1781, hatte der aus seinem Vaterlande Dänemark verbannte „Bürgerfreund", der königlich schwedische Regierungsrat Heinrich Ludwig von Hess, (also nicht zu verwechseln mit dem eben erwähnten Führer der Bürgergarde und Herausgeber der Beschreibung von Hamburg, der sich auch Ludwig Hess nannte), gewagt, „den Hauptrezeß" drucken zu lassen, aber er hatte dadurch solchen Anstoß gegeben, daß das Buch, wohl der den Rezeß begleitenden Anmerkungen wegen, durch den Büttel öffentlich verbrannt wurde. Auch Bartels Ausgabe machte manchen Kenner der hamburgischen Verfassung bedenklich; man sagte, Hamburg ist über hundert Jahre glücklich bei unserer Verfassung gewesen, obgleich sie viele Fehler hat, aber es ist nicht gut, diese denen aufzudecken, welche keine gründliche Kenntnisse des Staates haben, um nicht Gelüste zu erwecken, die noch nicht zu erfüllen sind. Aber Bartels selbst sandte seinem Abdruck noch einen „Nachtrag" und „einen Supplementband" nach. Da fingen die Hamburger an, die bis dahin sich glücklich gefühlt hatten, nachzudenken, welche Freiheiten sie wohl noch begehren könnten. Die Stadt hatte bis dahin das noch wenig bebaute Landgebiet väterlich regiert, und so viel nur möglich mit Abgaben verschont; zwei Ratsherren hatten als Landherren über dasselbe, wie zwei Bürgermeister über das Gebiet des Johannis-, und die Oberalten über das des Marien-Magdalenen-Klosters und des Heiligen Geistes, die Verwaltung und die untere Gerichtsbarkeit, und vertraten ihre Rechte dem Staate gegenüber. Aber 1825 setzte man eine Rats- und Bürger-Deputation ein, um das Kontributionswesen zu ändern; man wollte auch das Land zu den Staatsausgaben heranziehen, die ländlichen Grundstücke sollten zu der Grundsteuer, ihre Bewohner zu persönlichen Abgaben verpflichtet werden, dafür Anteil an der Regierung bekommen. Die Bürgermeister, wie die Oberalten traten für die Gebiete der Klöster und der Hospitäler ihre Regierung und Gerichtsbarkeit dem Staate ab; den Bewohnern wurden Staatsabgaben aufgelegt,

noch aber war eine Vertretung der Bewohner in der Stadt nicht zur Sprache gekommen, als die Juli-Revolution im J. 1830 losbrach. Die Bewohner der Vorstädte, besonders die von St. Georg, die zum Teil zum Gebiete des alten Hospitals St. Georg gehörten, fühlten das als Unrecht, daß ihnen Abgaben auferlegt und Rechte genommen würden, da sie nicht einmal in die Bürgerschaft kommen durften. Es wohnten in den Vorstädten wohlhabende, ja, reiche Grundbesitzer, Holzhändler, Fabrikanten, Baumeister, Schiffskapitäne; sie gehörten aber auch nicht in die bürgerlichen Kollegien, weil sie nicht Mitglieder der Kirchen-Kollegien waren. Als nun von Frankreich aus durch alle Staaten die Forderung nach einer freien Konstitution erscholl, da regten sich auch in Hamburg die Malkontenten, sie gaben dem Volke das Losungswort: „Budget heraus!" und viele schrieen es durch die Straßen, ohne seine Bedeutung zu kennen, so daß manche gemeint haben sollen, ein Budget sei ein unnützer Kerl! Andere wollten nur Veränderung des Gerichtswesens. Als die Freunde der Vorstädte den Eintritt in das St. Nikolai-Kirchspiel, resp. Michaelis-Kirchspiel von der Bürgerschaft für die Erbgesessenen verlangt, aber am 30. Juli 1831 der Oberalte in St. Jakobi-Kirchspiel doch noch den Offizieren des St. Georger Bataillons der Bürgergarde den Eintritt wehrte, erwählten die St. Georger 200 Vertreter, ihre Sache zu führen; aber als diese sich an den Senat wandten, wurden sie, als nicht berechtigt, nicht gehört. Da stieg die Bewegung immer höher, die Vorstädter wollten ihr Recht mit Gewalt erkämpfen, und zogen gegen die Stadt; das Steinthor, welches durch die allarmierte Bürgergarde besetzt war, wurde gestürmt, die eisernen Gartenpforten gesprengt, das Wachthaus im Steinthor in Brand gesteckt. Als die Ruhe durch die Nacht wieder hergestellt war, befand sich der Senat in großer Verlegenheit. Die Forderung der Vorstädtler, zwei neue Kirchspiele zu bilden, wollte eine gefährliche Verfassungsänderung, die zugleich bedeutende Folgen nach sich ziehen mußte. Sie veränderte die Stellung der Kirchspiele in der Bürgerschaft; bis dahin hatten die drei kleinen Kirchspiele, in welchen die Kaufleute wohnten, das große Michaelis- und Jakobi überstimmt; nötig würde die Verlegung der Zoll- und Acciselinie mit dem Stader Zoll, die Veränderung des Feuerlösch- und Gerichtswesens und der Hypotheken-Ordnung, die Hinzuziehung des Hammerbrooks zur

Stadt, das Aufgeben der Thorsperre, der einzigen Abgabe, die die Altonaer mitzuzahlen hatten; auf der anderen Seite das Aufgeben der Vorrechte der St. Georger (z. B. in ihren Häusern Schweine zu halten, was den Brennern eine Lebensfrage schien) boten der Vereinigung große Schwierigkeiten. Das Erste, was der Senat in der Bürgerschaft durchsetzte, war am 15. November 1832, daß die St. Georger-Gemeinde die Kirche, welche dem Hospital gehörte, zum Geschenk erhielt, und daß sie sich, wie die in St. Pauli, einen Kirchenvorstand wählen, und die Gewählten in die Bürgerschaft senden durfte. Die St. Georger Gemeinde zählte damals 11,000 Seelen; sie hatte einen frischen, thätigen Prediger, Johann Wilhelm Rautenberg. Er hatte, als armer Student, in Kiel Abendroth's Wünsche bei Hamburgs Wiedergeburt abgeschrieben; ein Schüler Schleiermacher's, schwärmte er für die reformierte Gemeindevertretung; ihm lag es deshalb nahe, da er nur einen Patron bei seiner Kirche hatte (den ältesten Bürgermeister), den supplizierenden Gliedern seiner Gemeinde beizutreten. Das wurde ihm im Senate sehr verdacht; indes die Supplik wurde gewährt, und die Urheber derselben zu Kirchenvorstehern erwählt, zu Rautenbergs Schrecken, da sie seine kirchlichen Gegner waren. Ihr erstes Vorgehen war denn auch, daß sie ihm einen zweiten Geistlichen an die Seite setzten, und diesem nicht, wie in den früheren 50 Jahren, in welchen die St. Georger Kirche zwei Prediger gehabt hatte (von 1729—1779) des Sonntags die Nachmittagspredigt gaben, sondern ihn mit Rautenberg die Predigten wechseln ließen.

Rautenberg hatte sich, als er im J. 1818 von Berlin gekommen war, an Merle d'Aubigné und die fremden reformierten Prediger angeschlossen. Er richtete in seiner Gemeinde, wie die Engländer schon gethan hatten, Sonntagsschulen ein, um den mangelhaften Religionsunterricht in der Schule zu ersetzen. Gab dies schon gleich Anstoß, so noch mehr, als in der 1826 neugebauten Independenten-Kapelle am Hafen der englische Prediger Mathews zu den Baptisten übertrat, und deshalb von seiner Gemeinde verlassen wurde, wie auch als der bisherige Lehrer an Rautenberg's Schule, Johann Gerhard Oncken, sich wiedertaufen ließ, und nun anfing, Baptisten-Gemeinden zu gründen, nicht nur in Hamburg, sondern auch in Dänemark, Skandinavien und weiter. Das

wurde dem Prediger an St. Katharinen, Heinrich Julius Müller, der die Schulen der allgemeinen Armenanstalt mit zu verwalten hatte, ein Ärgernis; er griff Rautenberg in Druckschriften an; allein gerade seine Verteidigung öffnete vielen die Augen über die schreckliche Unwissenheit in christlichen Dingen, in welcher das Volk gelassen wurde. Die Jubelfeier der dreihundertjährigen Augsburgischen Konfession hatte auch viele zum Nachdenken über die symbolischen Lehren der lutherischen Kirche gebracht, und das neuerwachende Leben in der Kirche hatte eine ungewöhnliche Anzahl junger Männer getrieben, Theologie zu studieren. Viele Kandidaten kamen heim von der Universität; da schlossen sich mehrere Rautenberg an; und begannen fünf Sonntagsschulen in den Kirchspielen der Stadt, trotzdem, daß die Hauptpastoren, außer Pastor Strauch, ihnen entgegenarbeiteten. Johann Hinrich Wichern, den Rautenberg zum Lehrer an seiner Schule nahm, bildete infolgedessen einen Besuchsverein für die Armen, bis er, seinen Herzenswunsch zu erfüllen, vom Syndikus Sieveking das Rauhe Haus in Horn geschenkt bekam, und eine Anstalt zur Rettung sittlich verwahrloster Kinder gründen konnte, wozu Senator Hudtwalcker ihm die Aussicht eröffnet hatte, durch ein Legat der Eheleute Gercken und die Herausgabe eines Volksblattes „der Nachbar“, dessen Redaktion Kandidat Johan Hartwig Brauer übernahm.

Allein die Unbekanntschaft mit den symbolischen Büchern hatte im J. 1817 die Union der reformierten und lutherischen Gemeinden in Deutschland, in Preußen und anderen Ländern, herbeigeführt, und rief in Breslau die traurigsten Auftritte hervor. Weil die Hofgeistlichen nicht erkannten, daß durch die Union der Untergang der lutherischen Kirche bereitet werden könne, da sie die Wahrheit des lutherischen Bekenntnisses nicht als unumstößlich anerkannt werden ließ, veranlaßten sie den König Friedrich Wilhelm III. in Schlesien zu den traurigen Dragonaden, welche viele Glieder der Gemeinde aus dem Vaterlande trieben. Gemeindeglieder, welche nach Amerika und Australien wollten, kamen nach Hamburg, und mußten hier zum Teil wegen des langen Frostes bis zum Frühjahr 1832 verweilen. Sie verbreiteten auch hier den sektiererischen Geist, der in der Regierungsform und den äußeren Gebräuchen die wahre Kirche

sucht, und erweckten noch mehr Widerstand, Spaltungen und Streit unter den Christen.

Wie sehr der Rationalismus auch später die Gläubigen selbst verblendete, zeigte sich in den Missionsvereinen, in denen die neuerweckten Christen sich in der Liebe zu Christo besonders zusammenfanden. Der hamburgische Missionsverein, der zuerst in der Stille wuchs, und schon einzelne Missionare an die Westküste von Afrika sandte, nahm einen großen Aufschwung durch die treue, warme Liebe, mit der der Kandidat Franz Hinrich Pehmöller in den Missionsstunden, die er in Privathäusern eröffnete, für die armen Heiden warb. Im J. 1836 vereinigte sich der hamburgische Missions-Verein mit anderen in Bremen, Bremerhafen, Celle, Lauenburg, Lehe, Ludwigslust, Ratzeburg, Stade zu einer „Norddeutschen Missionsgesellschaft", die, abgeschreckt durch die preußischen Unionsbestrebungen, von vornherein erklärte, daß sie, obwohl aus Gliedern verschiedener Kirchen bestehend, durch das Zusammentreten die bestehenden Verhältnisse der beiden Schwesterkirchen auf keinerlei Weise beeinträchtigen, sondern sich an die Anweisung des Herrn Matth. 28 halten wolle, in der Überzeugung, daß der bei uns bestehende Konfessions-Unterschied nicht in die Heidenwelt zu verpflanzen sei, sondern, daß dort unter der Leitung des Herrn und seines Geistes unter den Heiden die Kirche sich eigentümlich gestalten werde. Im folgenden Jahre ward Johann Hartwig Brauer zum Inspektor eines Missionshauses in Hamburg gemacht; Pehmöller ward als Superintendent der Berliner Missionsgesellschaft in Afrika ausgesandt, der erste Missionar, der in der hamburgischen Kirche ordiniert ist. Der Kandidat Adolf Moraht, der 1836 Pastor in Mölln ward, bekundete in lieblichen Harfenklängen seine Liebe zum Herrn; Karl Köster, Pastor in Moorfleth, gab eine erbauliche Zeitschrift, „der christliche Hausfreund", heraus. Leider veranlaßte die Unvorsichtigkeit des Herausgebers der „kritischen Blätter der Börsenhalle" in seinem politischen Radikalismus, den geistreichen Franz von Florencourt, einen Privatbrief zu veröffentlichen, den der Gründer einer christlichen Erziehungsanstalt für Knaben höherer Stände in Eppendorf, Dr. Gustav Palm, einem Schüler zur Warnung geschrieben, und den Rationalismus „die Nationallüge der Deutschen" zu nennen. Persönliche Angriffe hatten freilich unangenehme Folgen, indes kam doch bei

vielen die Unwahrheit des Rationalismus zur Anerkennung. Florencourt selbst kam nicht zum Glauben; er teilte auch die gewöhnlichen Christen in „Modegläubige, Geldgläubige, Magengläubige“ ein; zuletzt suchte er selbst Ruhe in der römischen Kirche; fand aber dort die Zustände nicht besser, als bei uns. Die hiesige katholische Gemeinde erhielt durch Rat- und Bürgerschluß am 21. Oktober 1824 die kleine Michaeliskirche zum Eigentum, für welche der Staat der großen Kirche die 30,000 Mark Banko wiedergab, welche diese im J. 1647 der Nikolai-Kirche gezahlt hatte; an Geschenken, von Pivaten, bekam die katholische zur Herstellung eines Pastoren- und Schulhauses noch einen großen Platz. Der einzige Pastor, den die Gemeinde noch hatte, Phlipp Köster, war aber höchst indifferent, und ward sogar Mitglied der Hamburg-Altonaischen Bibelgesellschaft. Auch der Bischof von Ledebur kam in den 13 Jahren seiner Verwaltung nicht ein einziges Mal nach Hamburg; die bei der Säkularisation der geistlichen Güter genommenen Einkünfte der alten Ferdinandeischen Stiftung wurden erst später unter dem König Friedrich Wilhelm IV. wieder ausbezahlt. Allein als der Papst Gregor XVI. den Thron bestieg, erhob er am 17. September 1839 den Priester Johann Theodor Laurent zum Bischof vom Chersonus in partibus, und sandte ihn als Geistlichen nach Hamburg. Das setzte die Hamburger in Furcht, und nur die preußische Regierung rettete sie, indem diese dem Bischof nicht gestattete, nach Hamburg zu reisen; da machte der Papst 1841 zum apostolischen Pro-Vikar den Bischof von Osnabrück, Carl Anton Lüpke.

Die Oberflächlichkeit des herrschenden subjektiven Rationalismus konnte in keiner Konfession dem Herzen ein Genüge geben, wie er dem forschenden Geist weder in der Kunst, noch in irgend einer Wissenschaft trotz seiner Selbstgenügsamkeit wahren Fortschritt zu verleihen vermochte. Doch sehen wir in dieser Zeit einen Verein von Gelehrten nach dem andern zu gemeinsamer Arbeit zusammentreten. In Hamburg ward die erste große Versammlung, die der Naturforscher und Aerzte, im September 1830 gehalten. Das Präsidium hatte, dieselbe zu ehren, Bürgermeister Bartels übernommen, und die Einwohnerschaft hatte ihr große Feste bereitet. Doch im folgenden Jahre sollten die Aerzte auf andere Weise zum Nachdenken getrieben werden. Im Jahre 1831

erfüllte die Kunde, daß die asiatische Cholera sich, was man früher niemals gehört, in Rußland, in Riga, gezeigt, ganz Europa mit Schrecken. Die Gefährlichkeit dieser Krankheit wurde von denen, die sie kennen wollten, ins furchtbarste übertrieben, und von den Hörern in ihrer Phantasie noch mehr empfunden. Bald wurden die unbequemsten Vorsichtsmaßregeln ergriffen, um die Seuche, die unglaublich ansteckend sein sollte, fern zu halten. Dem Publikum wurden vom Gesundheitsrat Vorschriften zu seiner Sicherung gegeben, die Viele schon vor Angst erkranken ließen; am 30. Juli wurde durch Rat und Bürgerschaft eine Deputation eingesetzt, für jeden möglichen Fall die nötigen Maßregeln zu treffen. Ein Wachtschiff wurde an das „Bunte Haus" bei Geesthacht auf die Elbe gelegt, um die Personen und Waren, welche von der Oberelbe kamen, zu untersuchen; Kordons an die Grenzen auf dem Lande gezogen; Bureaux wurden angelegt zur Anmeldung von jedem vorkommenden Falle, Hospitäler zur Aufnahme für die Kranken. Am 5. Oktober wurde der erste Kranke angezeigt, ein Bettler, in der Bettlerherberge; der epidemische Charakter der Krankheit zeigte sich gefährlich; in der zweiten Woche wurden 247 Fälle angemeldet, von denen 141 den Tot nach sich zogen; die Zahl fiel aber sehr schnell. Doch hielt die Bürgerschaft für nötig, die Vollmacht der Kommission noch am 19. Dezember bis zum völligen Erlöschen der Krankheit zu prolongieren, und am 12. Februar erst ward ein Dankfest wegen der gnädigen Vorüberführung der Seuche in den Kirchen gehalten und das für diese Zeit vorgeschriebene Gebet eingestellt. Nur sehr einzelne Fälle kamen in bekannteren Familien vor, die meisten am Ufer der Elbe. Bei 880 Fällen im Ganzen erwies sich die Krankheit 498mal tötlich. Im folgenden Sommer kehrte sie stärker wieder, aber sie ward nicht mehr so gefürchtet und beachtet. Bei dem ersten Eintritt der Cholera trat zuerst Fräulein Amalia Sieveking in ihrem christlichen Wirken, sich der Todesgefahr auszusetzen und in die Hospitäler zu gehen, an die Öffentlichkeit. Es konnte ihr an böser Nachrede nicht fehlen, aber mit denen, die es ihr nachthaten, bildete sie am 23. Mai 1832 den Verein für Armen- und Krankenpflege in St. Georg. Ihr zur Seite trat im Juni 1835 Fräulein Louise Freidag in denselben Liebesdienst. Die Cholera hatte zu viele sittliche, wie geistige Gebrechen der unteren Klassen ans Tageslicht gebracht, als daß zur Abhilfe

beider sich nicht, da die Kirche erstorben war, viele Vereine außerhalb der Kirche bilden sollten, vor allen die Mäßigkeitsvereine, Vereine wider den Branntwein. Von diesen ward im Herbst 1842 eine große Versammlung von Deputierten der Deutschen nicht nur, sondern auch der Auswärtigen hier gehalten. Es entstand durch den Zusammentritt vieler die Blindenanstalt vom Jahre 1830, wie zwei Jahre früher die Taubstummenanstalt zustande gekommen war. Hartwig Hesse hatte 1824 das Wittwenstift in St. Georg gegründet. Lazarus Gumpel baute Freiwohnungen und Salomon Heine machte Stiftungen zum Andenken an seinen Sohn Hermann (1837) und an seine Gattin (1841).

Die dritte Säkularfeier des Johanneums im J. 1829 hatte aber die Aufmerksamkeit auf die Unterrichtsanstalten gerichtet. Die ganze Zeitströmung forderte zunächst eine weitergehende Bildung derer, die sich nicht dem gelehrten Studium widmeten; aber auch der wissenschaftlichen Bildung der Gelehrten schien das Johanneum nicht zu genügen. Das akademische Gymnasium ward zuerst restauriert. Drei Professuren waren vakant. Man wählte drei Gelehrte, die aber bei ihrem Antritt 1834 verpflichtet wurden, auch Vorlesungen zu halten in ihren Wissenschaften für solche, die nicht studieren wollten. Man war glücklich in der Wahl, Dr. Gurlitt's Stelle erhielt der damalige Kandidat Otto Krabbe, der bald öffentliche Vorlesungen über Kirchengeschichte hielt, die Jahre hindurch eine große Menge Zuhörer versammelte, bis er als ordentlicher Professor der Theologie nach Rostock berufen ward; an Hartmann's Stelle kam ein Württemberger, Professor Wurm, der durch seine historischen Vorlesungen auch das Studium der hamburgischen Geschichte zu fördern bemüht war; an Hipp's Stelle trat Professor Wibel, der außer durch seine Vorlesungen sich große Verdienste erwarb durch seine Herstellung von physikalischen und chemischen Laboratorien und naturwissenschaftlichen Sammlungen. Doch dabei blieb man nicht stehen. Schon im J. 1836 ward der Bau eines neuen, großartigen Schulgebäudes auf dem Platze, auf dem ehemals der Dom gestanden hatte, und der noch immer öde lag, durch Rat und Bürgerschaft beschlossen. Nun ward die Realschule von der gelehrten Schule durch einen eigenen Direktor getrennt. Das mittlere Gebäude sollte die Stadtbibliothek, die naturhistorischen und altertümlichen Sammlungen aufnehmen, unten sollten die Hörsäle des

Gymnasiums sein, den Flügel gegen Osten sollte die gelehrte Schule, den gegen Westen die Realschule einnehmen. Am 5. und 6. Mai 1840 wurde das Gebäude durch den Senior ministerii Rambach mit einer lateinischen Rede geweiht. Am Vorabend versammelten sich die alten Schüler, an 240, viele aus weiter Ferne, in dem alten Gebäude zu einer Vorfeier; Professor Dr. Krabbe bestieg zum letzten Mal das obere Katheder des Gymnasiums, Professor Müller, nach einem Umzuge durch alle Klassen, die im alten Klostergange durch Thüren verbunden gewesen waren, das Katheder der Prima, um in launiger lateinischer Rede zu einem frohen Male aufzufordern, das durch Reden, wie ernste und scherzhafte Gedichte in verschiedenen Sprachen gewürzt ward. Alle erfüllte ein froher Sinn, vom ältesten, dem Bürgermeister Bartels, der präsidierte, bis zu dem damaligen jüngsten Schüler, in dankbarer Erinnerung der Männer, die hier gebildet, als Männer der Wissenschaft glänzten, wie der Theologen Neander, Middeldorf, von Bohlen; Juristen, wie Arnold Heise, Friedrich Cropp, Fritz Bluhme, Wilda; Astronomen, wie Johann Elert Bode, Johann Franz Encke; Mathematiker, wie Christian Ludwig Gerling; Naturforscher, wie Lichtenstein, den Alexander von Humboldt als den Gründer des naturhistorischen Museums und des zoologischen Gartens in Berlin so hoch erhoben; in dankbarem Gedächtnis an die Anstalt, die in unserer als materiell verschrieenen Zeit in diesem Jahrhundert jedes Jahr aus Hamburg an zehn Söhne auf das akademische Katheder gebracht hat.

Leider wurden die alten Räume wenige Tage nachher durch empörende Auftritte entweiht. Der Mäßigkeitsverein, der an Zahl sehr zugenommen, dachte, in demselben eine gute Gelegenheit zu finden, sich zu versammeln; allein die vielen Schenkwirte, die durch die Zunahme des Vereins in ihrem eigenen Fortkommen sich bedroht dachten, erregten einen solchen Volksaufstand, daß der Senat die Bürgergarde durch die Allarmtrommel zusammenrufen mußte.

Während der letzten Jahre hatten Handel und Schiffahrt im allgemeinen zugenommen. Zwar sank die Zuckerfabrikation durch die Bevorzugung, welche die holländischen Lumpen und Raffinaden im J. 1837 in Preußen fanden. Dagegen hoben sich andere Fabriken, wie die H. C.

Meyer'sche Stockfabrik, die Lederfabrik von Wamosy. Die Cigarren, aus amerikanischem Taback, hier gedreht, fanden großen Absatz; die hiesigen Tischlerarbeiten, wie die Gold- und Silberwaren in Amerika.

Die Zuckereinfuhr betrug 1841 78 Millionen Pfund, Kaffee 71, Baumwolle 6248 Ballen, Thee 140,000 Viertelkisten, Cigarren 14,500 Kisten. Von Buenos Ayres kamen 15, von Montevideo 4 Ladungen mit Häuten; der Glanzpunkt des Geschäftes war das Getreide gewesen, 73,988 Last 24 Fässer wurden eingeführt, und 58,155 Last 55 Fässer ausgeführt. Es waren im J. 1841 3194 Schiffe im Hafen angekommen, 3113 ausgegangen; von diesen kamen aus den Vereinigten Staaten 58, Mexico 9, Westindien 122, Columbien 13, Brasilien 153, La Plata 9, aus Afrika 16, Ostindien 11, der Levante 16. Das Assekuranzgeschäft brachte im Jaher 1840 eine Prämie von 4,015,000 Mark auf 266,696,300 Mark, die versichert wurden. Die Handelsflotte bestand im Frühjahr 1842 aus 292 Schiffen, darunter 33 Dampfboote.

Da schon Schiffe nach der Westküste von Amerika, Valparaiso in Chili, Arica in Peru gingen, auch Afrika und die Südsee besuchten, machte Syndikus Sieveking, als Bundestagsgesandter, im J. 1842 den Vorschlag, deutsche Kolonieen in der Südsee anzulegen. Die Veranlassung gab das Anerbieten der Neu-Seeländischen Kompagnie in London, ihm bis zum 1. Mai 1842 die Inseln, welche Chatham 1791 entdeckt hatte, für 1000 Pf. Sterl. an die Hand zu geben. Mr. Gladstone und der Geograph Carl Ritter empfahlen die Ausführung der Idee sehr, welche Sieveking in einer schön gedruckten Monographie unter dem alten Namen der Insel: „Waurikaury" glänzend dargestellt. Allein wenn auch die deutschen Regierungen damals die Idee, Kolonieen für die Auswanderer anzulegen, nicht verwarfen, empfahlen die preußischen Minister von Rhone und Bunsen mehr für diesen Zweck das Mexico zugehörende, an der Westküste von Amerika liegende Land, obgleich die Goldminen Kaliforniens noch nicht entdeckt waren. So ging der Termin für den Kauf vorüber durch diese Einrede, zumal dazu der Brand von Hamburg kam.

Die immer höhere Zahl der auch an Größe steigenden Schiffe rief immer neue Bedürfnisse für den Hafen hervor; die Schiffahrt- und Hafen-Deputation hatte deshalb den jungen ausgezeichneten Wasserbau-Direktor

Heinrich Hübbe 1832 eine wissenschaftliche Reise durch Holland, Frankreich und England machen lassen, um Vorschläge zu machen, den Hafen zu erweitern und zu vertiefen. Die der Stadt gegenüber liegenden Wärder wurden durch Baggererde aus der Elbe erhöht, die Spitze des Johannis-Bollwerks ward abgebrochen, von hier bis zum Jonas unterhalb des Stintfangs war eine Quaimauer mit steinernen Landungsbrücken errichtet, der Reiherstieg wie der Köhlbrand angelegt, und die Projekte für den Oberhafen in Angriff genommen; aber diese durchzuführen, gestatteten die folgenden Ereignisse nicht.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Hamburgs Brand und Wiederaufbau.

Vom J. 1842—1848 n. Chr. G.

In der Nacht vom 4. auf den 5. Mai entzündete sich plötzlich in der Deichstraße, auf welche Weise, blieb unerforschlich, ein Feuer, das Hamburg den Untergang drohte. Es war die Nacht vor dem Himmelfahrtstage, an welchem der Stadt eine große Freude bevorstand; es sollte die erste Eisenbahn im nördlichen Deutschland, die Hamburg-Bergedorfer, eröffnet werden. Große Vorbereitungen waren getroffen; das heiterste Frühlingswetter versprach einen freudvollen Frühlingstag; da erweckte ein Feuerlärm die Schlafenden; man sprach von einem gefährlichen Speicherbrande! Das war ein Wort, das sogleich erinnerte an das gewaltige Feuer im J. 1827 in der Großen Reichenstraße, wie an das andere am 14. Januar 1830 auf den Vorsetzen, bei dem der ausgezeichnete Spritzenmeister Georg Repsold seinen Tot gefunden. Freilich, die hamburgischen Löschanstalten hatten ihren großen Ruf nicht verloren; doch dieser Brand war gefährlicher noch, als die genannten. Die Speicher in der Deichstraße waren nur durch ein schmales Fleet von denen im Rödingsmarkt getrennt, und das Wasser in diesem Fleet war durch einen sechswöchentlichen Ostwind so niedrig geblieben, daß keine Wasserspritze ange-

wandt werden, und eine Sprittonne, die aus einem Speicher hineingeworfen wurde, nicht ausgelöscht werden konnte. Ein Speicher teilte dem andern das Feuer mit. Es ward Mittag; da zeigte sich eine Rauchwolke am Nikolai-Turm; der Kandidat Wendt unterbrach seine Predigt durch eine Fürbitte für die Erhaltung der Kirche; er hatte für mich die Kanzel bestiegen, denn das letzte Geläute war das Grabgeläute für meinen Vater, das letzte Mal sollte das Glockenspiel für ihn ertönen! In den Straßen wogte eine Menschenmenge; die Fenster der Häuser in geringer Entfernung, die Dächer selbst, waren mit Leuten besetzt, die des seltenen, grausig-schönen Anblicks teilhaftig werden wollten. An Hilfeleistungen fehlte es nirgends; zwar die tüchtigen Spritzenmeister, der jüngere Repsold und Biber, erschöpften bei der langen Arbeit, aber der Wasserbaudirektor Hübbe, Lindley, andere Ingenieure und Sachverständige waren mehrere bereit. Bei dem Nikolai-Turm war keine Hilfe anwendbar; dicht bei demselben, auf dem Hopfenmarkt, waren große hölzerne Fleischschrangen gebaut, welche in Brand gerieten und die Hitze unerträglich machten. Als die Sonne gesunken war, neigte sich die hölzerne Spitze mit dem schönen Turmknopf; sie drehte sich in der Luft und schoß an der Südseite des steinernen Gemäuers, bei dem sie abbrach, tief in die Erde. Als dann die Lohe aus dem viereckigen Gemäuer in wunderbar schönem Farbenspiel der schmelzenden Metallglocken turmhoch in die Höhe stieg, da — mußte wohl jedes Auge sich mit Thränen füllen. Die Westseite des Kirchspiels schien verloren; der Hafen in Gefahr; — doch nein! Der Wind drehte sich nach Süden! Das Katharinen-Kirchspiel kam trotz des breiten Fleetes in Gefahr; die Pfähle in demselben, die Duc d'Alben, brannten mitten im Wasser; der Katharinen-Turm wurde jedoch durch die eifrige Fürsorge des verwaltenden Juraten, des späteren Senators Heinrich Geffcken, bewahrt, denn der Wind ging bald nach Westen. Nun war aber das Rathaus nicht zu retten. In der Nacht um 2½ Uhr forderte der präsidierende Bürgermeister Benecke den Rat auf, mit ihm auf das Stadthaus, auf dem Neuenwall, zu kommen, die Geschäfte dort weiter zu führen. Dieser Teil des Neuenwalls war schon aus der Gefahr. Das Feuer eilte dem Jungfernstieg zu. In der Mittagsstunde, zwischen 2—3 Uhr, wurde das Haus von Salomon Heine und die benachbarten mit Pulver

gesprengt, weil der Gänsemarkt, also auch das Michaelis-Kirchspiel in Gefahr kam. Doch wieder wandte sich in diesem Augenblick der Wind; das Feuer bekam die Richtung nach Petri-Turm. Noch stand die neue Börse; sie sollte auch stehen bleiben inmitten des Feuermeeres, das rings sie umgab; der Ausdauer des Kommerz-Deputierten Theodor Dill verdankte man ihre Erhaltung. Schlimmer ging es am linken Alsterufer. Man hielt dies für besonders gesichert. James Smith hatte durch seine große Wasserkunst am Holzdamm die Umgegend gegen Feuerschaden schützen zu können geglaubt; aber während des Brandes versagte — Eine Schraube! Die Maschine stockte und nicht nur die neuen Prachtgebäude der Ferdinandstraße wurden bis auf drei zerstört, sondern auch das Spinnhaus, das Zuchthaus, wie das Werk- und Armenhaus. Die Schulgebäude mit der Stadtbibliothek konnten gegen das Feuer durch Zumauern der Fenster gesichert werden; aber die Petri-Kirche? Trotz aller Anstrengungen, wie Sprengungen, die vorgenommen wurden, der Überlegungen der Sachverständigen, der Gegenwart wie der Fürsorge des Direktor Hübbe und beider Repsolds, stürzte die hölzerne Spitze, an der Seite der Gegend des Berges zu, herab, und schlug 10—12 Fuß tief in den Erdboden hinein, — Hamburgs Stolz und Freude!

Der Wind, der sich am Sonnabend zum Sturm steigerte, trieb den Glutstrom glücklicherweise dem Jakobi-Turme vorüber; doch kaum erschallte der letzte Glockenschlag der zwölften Stunde, da spielten brillant grüne Flämmchen an den Rippen der hohen Dachkuppel der St. Gertrud-Kapelle hinauf, und bald stürzte das hölzerne Dachgewölbe, das mit Kupfer bedeckt war, zusammen; die zierlichste Blüte der gotischen Architektur, die Hamburg hatte, ward zu Asche!

Doch am Sonnabend, den 8. Mai, Nachmittags um $2^1/_2$ Uhr, konnte der Senat eine „Proklamation" durch Anschlag an die Straßenecken erlassen, daß „mit des Allmächtigen Hilfe der ungeheuren Feuersbrunst Einhalt gethan sei". Der Wind wandte die Flammen von St. Georg ab, und ließ sie in der Alster erlöschen.

Lange dauerte es freilich noch, daß der Wiederausbruch versteckter Flammen sich besorgen ließ; am 15. Mai waren noch 16 Spritzen im Gange; die letzte wurde erst am 1. Juli abkommandiert, wenn man auch da noch beim Öffnen zugeschütteter Keller ab und zu Feuer hervorleuchten

sah. Von allen Seiten waren aber auch bald Spritzen zum Beistande gekommen, von Lüneburg, Stade, Kiel. Der optische Telegraph, den J. L. Schmidt aus Altona mit großem Fleiß zwischen Hamburg und Kuxhafen erst kurz vorher zustande gebracht hatte, konnte wenigstens in diesen Tagen durch Herbeirufen von Hilfsmitteln und Mitteilungen von Nachrichten nach Hamburg sich nützlich machen, in welchen er schon durch dieEinführung der elektrischen Telegraphen überflüssig gemacht wurde.

Als der Feuersbrunst Grenze gesetzt war, mußte Sorge getragen werden für die Geretteten, welche nur für den Augenblick untergebracht waren. Die 73 Spinnhausgefangenen waren schon am Sonnabend aus dem Detentionshause in der Ferdinandstraße beim Fortschritt des Feuers über den Wall nach dem Hafen geführt worden, um dort in dem Schiffe „Vesta" bis zum 9. August in Sicherheit gebracht zu werden. Die Übersiedelung der Bewohner des Zuchthauses (der Vagabonden und leichteren Verbrecher) wie die des Werk- und Armenhauses, war zunächst am Abend zu Wasser und zu Lande nach St. Georg geschehen, dort die Kirche, wie Pastor Rautenberg am nächsten Sonntage sich ausdrückte, „zur Kerkerherberge" gemacht; Kinder und alte Leute, Frauen und Männer, Gesunde und Kranke, die verworfensten unseres Geschlechtes, über 1000 Personen, die zu sechs Anstalten gehörten, welche jede ihren eigenen Ökonom hatte, waren alle allein unter der Direktion des Katecheten Dr. Bertheau geblieben; da war es gut, daß der Vorsteher des Werk- und Armenhauses, Eduard Abendroth, am Morgen um 6 Uhr erschien, und in seinem Eifer es dahin brachte, daß schon um 12 Uhr die größte Zahl der seiner Aufsicht überwiesenen nach der Uhlenhorst hinausgeschafft werden konnte, um denselben für die ersten Jahre Aufenthalt in den landwirtschaftlichen Gebäuden, die sein Bruder Dr. Abendroth mit Salomon Heyne und Adolf Jencquel 1837 vom Staate gekauft hatten, zu geben.

Dr. August Abendroth hatte schon am Morgen des 6. Mai, also am zweiten Brandtage, sein Haus am neuen Jungfernstieg zu einem Hilfsbureau für die notleidenden Abgebrannten hergegeben, als Pastor Plath ihn aufforderte, der schon von Salomon Heyne eine Anweisung auf 10,000 Mark Kurant als Handgeld für diesen Zweck bekommen hatte. Doch die Anerbietungen zu Hilfsleistungen, wie der Zusendungen von

Geschenken, Nahrungsmitteln, Mobilien, Kleidern erfolgten so bald, daß man schon am Nachmittage im Nachbarhause ein Nebenbureau und am anderen Tage das große Stockflethsche (Wersche) Haus in der Dammthorstraße zum Lager nehmen mußte; auch wurden Hilfsbureaux in den Vorstädten eingerichtet. Der St. Georger Verein wies ja allein Wohnungen nach an 2335 Personen, der Hammer an 1935! Man freute sich zuerst die Militärzelte zu Schlafstätten zu erhalten vom Staate, um Armen Obdach zu bieten; aber wie wenigen ward dadurch geholfen! In der zweiten Nacht lagen außerhalb der Thore, dem Damm-, Stein-, Berliner- und Lübecker-Thore ganze Familien unter freiem Himmel!

„Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich Aller nach der ersten Aufregung," schrieb Syndikus Sieveking am 15. Mai seinem Freunde, dem preußischen Minister Bunsen in London. „Ob der Herr Seinen Zweck durch die schreckliche Heimsuchung erreicht hat, die er über meine Vaterstadt verhängt hat — wage ich nicht zu entscheiden. Das alte Hamburg liegt in Asche; das Rathaus ist gesprengt; bedeckt sind mit seinen Trümmern die glühenden Silberbarren unserer Bank, auf denen, wie auf dem Hort der Niebelungen, die Erinnerung unseres kaufmännischen Wohlstandes beruht. Die alten, durch ihr Alter ehrwürdigen Kaiserbilder sehen verwundert aus ihren Nischen, ein schaudervolles Bild der Verwüstung, der Zerstörung, aus der wenige Überreste des Mittelalters, der heilige Petrus, der heilige Nikolaus, die heilige Gertrude, ohne daß wir es uns versahen, hervorblicken, als wollten sie über den Zwischenraum der Jahrhunderte exemtis e media vita tot annis, quibus juvenes ad senectutem per silentium venimus, einer katholischen Zukunft die Hand reichen. Möge die Kirche auf ihrem unerschütterlichen Felsen, den das Tempelgeschwätz wegzuschwemmen sich augenblicklich bemüht hat, zuerst in Herz und Haus, dann in der großen Gemeinde sich wieder erneuen! In Ihren teilnehmenden Zeilen erwähnen Sie des Turms in Siloah, daß gerade 18 Männer, von denen man behauptet, der Wein habe sie in den Keller gelockt, in diesem durch Einsturz eines brennenden Giebels begraben wurden! Mich dünkt, das prophetische Wort seiner Diener fange an, ohne Dolmetscher zu reden! Hoffentlich wird ein Teil der jetzt als Vorschuß verwendeten Gaben später die Wiederherstellung der Kirchen und

Schulen erleichtern. Vielleicht wird dann einmal eine Kirche sich als Denkmal der Teilnahme an unserm Unglück erheben, zu welcher Ihr König vor allen die Völker und Fürsten Deutschlands und im Wetteifer damit ganz Europa auf eine wahre, ungeahnte Weise angeregt!"

In Wahrheit war die Mutlosigkeit der Hamburger in den ersten Tagen erschrecklich; viele der ersten Kaufleute der Stadt sahen mit den andern das Gras schon in den Straßen wachsen; da erscholl das erste Wort der Aufmunterung und ergriff wie ein Zunder die Herzen, das Schreiben des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., an Bürgermeister und Rat der freien und Hansestadt Hamburg. Gegeben Berlin, den 9. Mai 1842:

„Wir Friedrich Wilhelm ꝛc., König von Preußen u. s. w. thun hiermit kund und fügen zu wissen: Nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse ist die Stadt Hamburg von einer Feuersbrunst heimgesucht worden, wie Menschengedenken keines in Deutschland gewütet hat. Die schweren Leiden und die Not dieser Stadt, deren Wohlstand so wesentlich mit dem von ganz Deutschland verbunden ist, werden, wie wir zuversichtlich hoffen, von dem gesammten deutschen Vaterlande, und insbesondere von Unseren getreuen Unterthanen, als gemeinsame Leiden und gemeinsame Not gefühlt und getragen werden. Wir haben daher, um Unseren Unterthanen Veranlassung zu geben, diese Teilnahme durch die That zu beweisen, und in Erwägung des außerordentlichen Umfangs des dringendsten Bedürfnisses, befohlen, daß in sämmlichen Kirchen- und Gemeinden Unserer Staaten eine allgemeine Kirchen- und Haus-Kollekte für die Abgebrannten in Hamburg eingesammelt werde, und Unsere Minister des Innern und der geistlichen Angelegenheiten mit Ausführung dieses Befehls beauftragt.

Friedrich Wilhelm.

v. Rochow. Eichhorn."

Auch der König Christian VIII. von Dänemark drückte schon an demselben Tage dem Bürgermeister und Rath sein Mitgefühl in einem Schreiben aus, das endete: „Der hohe Senat wird gewiß diese nicht in gewohnter Form geschriebenen Zeilen mit einem Gefühl empfangen, das dem Meinigen entspricht." Diese Teilnahme von den Höchsten, die sich bis zu den Ärmsten kundthat, hob die Herzen. „Die Pflugschar des Herrn

hat, wie Sieveking an Bunsen weiter schrieb, durch den Brand eine Furche gezogen, und der Liebe den Beruf gegeben, die Bestellung des Ackers zu vollenden. Von der Thätigkeit meiner Cousine (Amalie Sieveking) hat Frau H. Ihnen gewiß kein übertriebenes Bild gemacht; sie war eine Armenanstalt auf zwei Beinen! Die Königin von Dänemark nannte sie mit Recht in einem rührenden Schreiben den rettenden Engel ihrer Vaterstadt." Und allerwärts that sich die Liebe, die da helfen möchte, auf die sinnreichste Weise kund. Da kam am Morgen, als noch Tausende, die es nie gewohnt waren, hatten auf dem Felde bivouakiren müssen, aufs Hilfskontor in der Dammthorstraße ein Zug von vier Wagen, auf jedem zwei Tonnen voll heißer Suppe mit Fleisch und Klösen (hölzerne Löffel zum Schöpfen waren auch nicht vergessen), geführt von einem dänischen Dragoner, um von Herrn Lange in Altona den Bedürftigen einen Morgenimbiß zu bringen. Bald wurden Wohnungen auf dem Lande, Unterkommen für Kranke und Kinder angeboten, Geldunterstützungen so viele, daß das Hilfskomitee bald nicht mehr die Verantwortlichkeit für die Verwaltung der ihm anvertrauten Gaben auf sich nehmen konnte; es wandte sich deshalb an den Senat, und dieser setzte schon am 11. Mai eine öffentliche Unterstützungsbehörde ein, bestehend aus drei Senatoren, den beiden Deputierten des Hilfsvereins, Pastor Plath und Dr. Abendroth, und als Protokollisten dem Rats-Sekretär Dr. C. Merck; doch wurden bald wegen der Menge der Geschäfte noch drei Deputierte hinzugefügt. Der Hilfsverein durfte ohne Genehmigung der Behörde nicht über 200 Thaler bewilligen; er hat von den eingegangenen Geldern, die bis zum 1. Oktober 4,240,000 Mark Banko betrugen, 400,000 Mark Banko erhalten.

Die Verteilung so großer Gaben war keine leichte Aufgabe; es war ja keine gewöhnliche Armenunterstützung. Der Hilfsverein hatte die Natural-Unterstützungen und Geldhilfen der Einzelnen für die augenblickliche Not durch kleinere Summen behalten, während der Behörde als Mittel zur Abwendung der Folgen, die den Abgebrannten durch ihr Geschäft erwachsen könnten, größere und umfassendere Vorschüsse zu bestimmen blieben.

Vor Allem mußte für Wohnungen gesorgt werden. Auf dem Walle, auf der Esplanade, wie vor dem Damm- und Steinthor, auf den

Wiesen wurden hölzerne Buden, dann steinerne Häuserchen gebaut; sie reichten nicht aus; auch Werkstätten waren nötig; bald erhob sich eine Budenstadt, welche einen ganz neuen Anblick gewährte, mitten zwischen den Trümmern auf dem Platz der früheren Johanniskirche, wie der alten Börse, eine Stadt, die bald mit Beginn des Neubaues jeden Tag ihre Straßen verändern mußte. Zuletzt bat Fräulein Sieveking, Hilfswohnungen mit den Mitteln ihres Armenvereins dauerhafter bauen zu dürfen, um sie länger benutzen zu können, als der Hilfsverein währe, und Herr Söhle erlangte eine Reihe kleiner Hilfswohnungen in St. Pauli, die zum Besten der abgebrannten Kirchen über 40 Jahre lang noch vermietet werden konnten.

Denn die Arbeiten der Hilfsvereine zogen sich bis zum 13. Juli 1844 hin. Es kamen zu denen, welche augenblicklich durchs Feuer gelitten, ja diejenigen hinzu, welche durch Geschäftsstockung oder durch die Assekuranz-Kompagnien, namentlich die Biebersche Brandversicherung, welche auf solche Verluste nicht berechnet war, in Verlegenheit gerieten. Wie trefflich aber die Hilfsvereine ihre Aufgaben zu lösen gewußt, dafür zeugt, daß man wohl häufig Stimmen hörte, die tadelten, daß dieser oder jener zu viel erhalten haben solle; aber sehr selten eine, die beweisen konnte, daß sie Recht habe, sich zu beklagen. Bevor die Verwaltung ihren Abschluß machte, sandte sie noch allen, die bei der Bieberschen Gesellschaft versichert gewesen waren, und keine Ansprüche auf Unterstützung gemacht hatten, ein gedrucktes Billet mit dem Ersuchen zu, sich einem der unterzeichneten Herren anzuvertrauen, falls man irgend noch Wünsche habe, und versichert zu sein, daß niemand dies erfahren werde. Der Überschuß war ja für die abgebrannten Kirchen bestimmt.

Der Schade, den der Brand im Ganzen verursacht hatte, ward auf 90 Millionen Mark taxiert; 1202 Erben waren abgebrannt und außer diesen 277 beschädigt, die zusammen auf 40,051,500 Mark Kurant bei der Feuerkasse taxiert waren; 4219 Feuerstellen waren vernichtet, 20,000 Menschen obdachlos geworden; 51 Menschen hatten das Leben eingebüßt, 18 durch eigene Schuld.

Wie das Wort Friedrich Wilhelm IV. überhaupt zuerst den gesunkenen Mut hob, so weckte es die Hoffnung auf den Wiederaufbau

der abgebrannten Gotteshäuser. Kirchenbauvereine traten zusammen. Der Portrait-Maler H. Porth faßte, durch dasselbe begeistert, den Gedanken, durch eine wöchentliche Schillingssammlung in allen Gemeinden des hamburgischen Gebietes den Wiederaufbau der St. Nikolaikirche zu ermöglichen, da für die St. Petri-Kirche sich schon ein Verein gebildet hatte.

Doch eine unübersehbare Menge von Geschäften war gleich anfangs, außer der Sorge für Wohnungen, zu erledigen; das war um so mühsamer, weil zuerst die Stadt in zwei Teile geteilt war, und jetzt alle Brücken über die Alster von der Lombardsbrücke bis nach den Kajen vernichtet waren, wie auch dadurch, daß, weil fast alle öffentlichen Bureaux fehlten, Räume gesucht werden mußten für das Rathaus, die Börse, die Posten, die Gefängnisse, und um diese zu gewinnen, wieder für das Waisenhaus, den Lombard. Erst zum 16. Juni konnte der Rat die Bürgerschaft in die Kirche des Waisenhauses, das er zur Kurie genommen, versammeln, um eine Rats- und Bürger-Deputation einzusetzen, die den Bauplan für die Stadt, die Anschaffung der nötigen Geldmittel, ein Expropriations-Gesetz, sowie eine neue Bauordnung vorberaten und vorbereiten sollte.

Am 7. Juli wurde ein allgemeiner Bußtag im Dankgefühl für die gnädige Errettung aus der Gefahr des völligen Unterganges in allen Gemeinden des Gebietes gefeiert. Die Petri-Gemeinde fand sich in der Aula des neuen Schulgebäudes zusammen; die Nikolai- in der Kirche des Waisenhauses; die Insassen des Werk- und Armenhauses in der großen Scheune auf der Uhlenhorst; die männlichen Gefangenen des Spinnhauses auf dem Schiffe, „Vesta", das im Hafen, dicht bei dem Wachtschiff lag, auf dem seit dem März den deutschen Seeleuten ein Schiffsgottesdienst eingerichtet war. Die Teilnahme war so groß, daß die Kollekte für den Aufbau der abgebrannten Kirchen 21,121 Mark 10 Schilling Kurant betrug.

Wie vieles aber auch gethan wurde, es gab noch immer solche, die klagten, daß es nicht schnell genug ginge. Die einen sahen sich in ihrem eigenen Geschäft nicht genug gefördert; die anderen in ihrer Wirksamkeit, der Stadt zu Hilfe zu kommen, gehemmt; noch Andere wollten gleich die Pläne, welche sie früher verfochten, nun ohne weiteres eingeführt sehen. Gar viele meinten, weil die Häuser in Staub und Asche lägen, sei der alten Stadt Verfassung, Ordnung und Gesetz nicht mehr in Geltung. —

Wirklich fand sich schon im Mai eine Menge zusammen, welche eine veränderte Wahlart der bürgerlichen Kollegien, die Trennung der Justiz von der Administration, Reformen der Polizei und des Schulwesens wünschten, und bekamen in der patriotischen Gesellschaft 500 Unterschriften zusammen für eine Petition, welche sie am 21. Mai dem Senat einreichten. Der Senat erklärte ihnen, daß er selbst das Verlangen habe, die verjüngenden Keime, welche weise Vorfahren in die Verfassung gelegt, zu benutzen, bat aber doch, ruhigere Zeiten für solche Veränderungen abzuwarten, da in der Gegenwart dringendere Geschäfte vorlägen. Er hatte schon, infolge der vernommenen Wünsche, einer technischen Kommission, dem Wasserbaudirektor Hübbe, dem Ober-Ingenieur Heinrich und den Architekten de Chateauneuf, Ludolf, Klees-Wülbern und Reichardt den Auftrag gegeben, einen Plan zum Wiederaufbau der Stadt zu entwerfen. Doch beeilten sich die Malkontenten, ein eigenes Blatt, „Die neuen hamburgischen Blätter“ herauszugeben, um ihrem Herzen Luft zu machen. Der Bauplan, welchen die Kommission entworfen, und der am 1. September von der Bürgerschaft genehmigt ward, berücksichtigte mit großer Umsicht den gesteigerten Verkehr, wie überhaupt die Forderungen der Zeit, die Schiffahrtsverbindung zwischen Alster und Elbe durch das Aufgeben der Wassermühlen und Wasserkünste, die Erbauung von Kastenschleusen; die Erhöhung aller Straßen bis 21 Fuß über 0 am Flutmesser, welchen Stand die Elbe bei einer Sturmflut erreicht. Die Hauptstraßen sollten 60 Fuß, die Nebenstraßen 50—40 Fuß breit angelegt werden. Schon wurden drei großartige Anlagen ins Auge gefaßt: die Stadtwasserkunst, um die Straßen alle mit Wasser zu versorgen, ein Sielnetz, um aus allen Häusern das schmutzige Wasser aufzunehmen, endlich die Erleuchtung durch Gas, und zugleich Vorschläge für die Ausführung gegeben.

Das Bedürfnis nach gutem Trinkwasser ward in Hamburg bereits lange Zeit gefühlt. Reiche Bürger ließen deshalb schon im 14. Jahrhundert durch hölzerne Röhren unter der Erde das in der Nähe der Stadt in den Sanddünen gereinigte, hervorsprudelnde Wasser als Quellwasser nach ihren tiefliegenden Häusern im Grimm, den Kajen, dem Rödingsmarkt u. a. m. hinleiten. Im 16. Jahrhundert wurden die Wasserkünste am Ober- und Niederdamm der Alster errichtet; im vorigen die Elbwasser-

kunst im Hornwerk vor dem Altonaer Thor durch Georg Elert Bieber. Letztere, welche die Neustadt mit Wasser versorgen sollte, ging im J. 1832 an eine Aktiengesellschaft über. Noch 1840 hoffte James Edward Smith durch eine großartige Wasserkunst auf dem Grasbrook, wie am Holzdamm, an der Alster, Hamburg für ewige Zeiten mit reinem Wasser versorgen zu können; mit allen diesen Wasserkünsten mußte der Staat erst neue Verträge abschließen, ehe der Bau der Stadtwasserkunst in Angriff genommen werden konnte.

Viel größere Schwierigkeiten machte die Beschränkung der Stadt durch die Thore und Wälle. Die Einwohnerzahl war zu groß geworden, dennoch war die alte Sitte, daß jeder Hausvater sein eigenes Haus zu bewohnen suchte, kaum erschüttert. Etagenhäuser gab es nur wenige; erst kurz vor dem Ausbruch des Brandes hatte ein Herr Wex den Plan gemacht, den Stockfleth'schen Garten durch Etagenhäuser einträglicher zu machen. Der Fremdenverkehr versprach sich sehr zu heben durch die zunehmende Schifffahrt, wie durch die eröffnete Eisenbahn, allein Raum für größere Hôtels war schwer zu finden. Der Ankauf der Uhlenhorst durch die Herren Dr. Abendroth, Adolf Jencquel und Justus Ruperti nützte so wenig, wie die größeren Plätze, welche Herr Ruperti und Herr H. C. Meyer auf dem Grasbrook gekauft hatten, weil die Herabsetzung des Sperrgeldes, wie die Verkürzung der Sperrzeit den freien Verkehr nicht ersetzte, und die Zollverträge mit dem Auslande der Erweiterung der Stadt im Wege standen.

Dabei stieg auch der Flußverkehr, seitdem der Senat durch die Entscheidungs-Deputation die Zollermäßigung erreicht hatte, auf die er zweimal bei der Bürgerschaft ohne Erfolg angetragen hatte, um das Übereinkommen mit den Regierungen der Elbuferstaaten vom 18. April 1841 über die Zusätze zur Elbschiffahrts-Akte von 1821, in Kraft treten lassen zu können. Zwar ward auch Harburg von der hannöverschen Regierung für einen Freihafen erklärt; trotzdem hob sich das hiesige Platzgeschäft noch mehr; der Kaffee stieg um 80 Prozent im Preise; einträgliche Kornjahre kamen dazu; die Dampfmühlen, wie die neuen Dampfzuckerfabriken, die Fabriken von Möbeln und Fortepiano's bekamen großen Absatz nach Amerika; Oel-, Leder-, Wagen-Etablissements nahmen zu. Mit der Flußschiffahrt stieg zugleich der Versand auf der Berlin-Magdeburger Eisenbahn, und

doch stieg die Zahl der Flußschiffe nach Hamburg im J. 1849 auf 3416, auf 4562 im J. 1855. Auch von Hannover aus kam 1847 eine Eisenbahn nach dem Norden, aber nur bis Harburg; von dort sollten die Waren nur über die Chaussee nach Wilhelmburg oder auf den Dampfschiffen weiter kommen. Im J. 1847 beschlossen die Behörden auch in Hamburg, die Auswanderung nach Amerika, die sie anfangs gefürchtet, zu begünstigen, wodurch die Rhederei einen neuen noch kräftigeren Impuls empfing.

Allein diese raschen Entwickelungen, denen die eifrigste Sorge der Regierenden nicht allseitig gerecht werden konnte, rührten nur die Unzufriedenheit derer auf, welche helfen zu können sich einbildeten. Die Petenten vom Mai hielten als „Patrioten" fleißig ihre Versammlungen und reichten im Juni 1843 dem Rate drei Berichte ihrer Kommissionen ein, den ersten von Dr. Johann Friedrich Voigt über Hamburgs Verfassung und Verwaltung, den zweiten von Dr. Hermann Baumeister über Justiz und Polizei, den dritten über das Schulwesen vom Professor Wurm. Der Senat kam der Bürgerschaft mit der Aufforderung entgegen, den Entwurf zu einem Strafgesetzbuch und für das Hypothekenwesen zunächst zu ordnen und zu dem Ende eine Kommission einzusetzen. Lindley's große Pläne fanden aber nicht nur bei denen Gegner, die sich durch Bevorzugung derselben beleidigt und zurückgesetzt fühlten, sondern auch unter den Grundbesitzern, welche sich diesen gerne anschlossen, weil sie sich vor den großen Ausgaben scheuten, denen die Einnahmen nicht entsprechen würden, besonders vor dem Hammerbrook-Projekt, das den Wert ihrer Grundstücke mindern würde. Es kamen dazu die vielen fremden Handwerker, welche durch das hier noch herrschende Zunftwesen an ihrer Niederlassung gehindert, oder doch in ihrem Wirken sich gehemmt fanden, und die Aufhebung des Zunftzwanges als natürliche Forderung des Menschenrechtes heftig hervorhoben. Darin stimmten sie mit den Israeliten überein, welche wegen ihrer Religion von jedem Handwerke ausgeschlossen waren. Dr. Gabriel Riesser hatte schon auf der Schule durch Dr. Gurlitts Streben für die bürgerliche Gleichstellung der Juden begeistert, sich entschlossen, sein Leben dafür einzusetzen, diese zustande zu bringen, und als er in Heidelberg von der akademischen Laufbahn, seiner Religion wegen, als Dozent sich ausgeschlossen sah, und auch in seiner Vaterstadt zu der Advokatur nicht zugelassen ward, sondern nur als Notar

sein Brod erwerben konnte, hatte er durch sein Streben es vermocht, schon im Dezember 1842 in Hamburg und seinem Gebiet die gesetzliche Beschränkung der Juden bei Erwerbung des Grundeigentums aufzuheben. Am 4. November 1846 brachte er es nun dahin, daß dem ehrbaren Kaufmann der Eintritt der Israeliten in seine Korporation vom Kommerzium proponiert ward und 113 von 311 Stimmen gewann. Das ermutigte ihn, die Gesellschaft für die sozialen und politischen Interessen der Juden zu bilden, die in ihren Bestrebungen mit den toleranten Rationalisten unter den Christen, welche für die Trennung der Kirche vom Staate schwärmten, zusammentrafen; hatten sie doch alle ihre Bildung von den französischen Encyklopädisten erhalten. Sie waren es, die vor allem die Trennung der Schule von der Kirche forderten. Die Schullehrer befanden sich allerdings in einer traurigen Lage, da die Kirchen-Kollegien nur ihre Kirchenschulen hielten, um Chorknaben zu haben, den Gesang zu leiten. Die Hauptpastoren, welche für die Bildung der Jugend sorgen wollten, konnten Privatlehrern auch nicht einmal freies Schullokal bieten; weshalb alle Lehrer die Schulen als Erwerbsquellen benutzen mußten; dabei für die Bildung der Schulgehilfen selbst zu sorgen hatten, die Gehilfslehrer, wie Schuppius schon sagte, Zeisig-Futter bekamen und Pferdearbeit hatten. Die Unzufriedenheit der Lehrer hatte also einen guten Grund. Ihr Irrtum war aber, daß sie den Grund in der Verbindung der Schule mit dem Staat suchten, weil in Preußen und anderen Ländern, wo der Staat die Schule der Kirche in diesem Jahrhundert weggenommen hatte, die äußere Stellung der Lehrer, wie die Ausstattung der Schule scheinbar so viel besser geworden war. Die Unzufriedenheit der Lehrer auch in diesen Staaten, die sich ebenso laut kundthat, hätte sie freilich vor diesem Irrtum bewahren können. Denn die Erfahrung machten sie selbst, daß die Hauptpastoren nicht nur, sondern auch die anderen Geistlichen, so viel sie konnten, ihnen halfen, wie sie dem Pastor Plath, wie den Predigern, die an den Schulen der Armenanstalt arbeiten durften, selbst bezeugten. Ebenso irrig war es, den Tadel der öffentlichen gelehrten Schulen der Kirche zuzuschreiben wegen der Zusammensetzung des Scholarchats, da gerade durch die oft verspotteten Oberalten die Väter der Kinder in der Schulverwaltung, und die Institute selbst in Hinsicht der Geldforderungen u. s. w. in der Bürgerschaft vertreten waren. Das Unglück war nur, daß die Oberalten

vergessen hatten, daß sie zuerst Gotteskastenverwalter der lutherischen Kirche hätten sein müssen. Wie vielmehr aber als Liebe zur Bildung des heranwachsenden Geschlechts die eigene Liebe zu ihren Privatideen die Reformer der Schule bewegte, zeigt schon die Verschiedenheit der Vorschläge für die Umbildung des Gymnasiums. Obgleich man in Preußen schon die Erfahrung machte, daß die Abiturienten vom Gymnasium zu jung seien fürs Universitätsleben oder fürs Dienstjahr im Militär, schlug man die Umbildung unseres Gymnasiums vor zu einer Handelsakademie oder zu einem Schullehrer-Seminar; eine neue Universität in Hamburg zu errichten, kam während des Krieges gegen Dänemark bei der traurigen Lage der Kieler Universität, in ernste Erwägung; zuletzt sogar empfahl ein Programm des Gymnasiums, eine Bildungsanstalt für Hamburger Staatsmänner aus demselben zu machen, da jeder freie Bürger ein Staatsmann sein müsse. — Fürs Volksschulwesen und seine Erlösung aus der Zucht der Kirche zu agitieren, hatte die hundertjährige Geburtstagsfeier des angesehenen Pädagogen Pestalozzi und dabei die Gründung des Pestalozzi-Stiftes, im Gegensatz des Rauhen Hauses, am 11. Januar 1864 schon Anlaß gegeben.

Durch den großen Verdienst, den der Mittelstand beim Wiederaufbau der Stadt gehabt hatte, ward aber die arbeitende Klasse unglaublich verwöhnt und übermütig; als nun später dieser Verdienst abnahm, dagegen Mißernten die Nahrungsmittel im Preise steigen ließen, entstand im J. 1847 sogar ein Aufruhr, „ein Kartoffelkrieg", wie man sagte, bei dem auf dem Scharmarkt die Polizei einschreiten mußte, wiewohl die Privatwohlthätigkeit außerordentliche Anstrengungen machte, dem Mangel abzuhelfen. Da große Massen von Früchten wegen der Not über See gesandt wurden, meinten die Armen, diese nicht weglassen zu müssen, und bedachten nicht, daß, wenn dies an allen Orten geschähe, Hamburg gar nichts zu essen haben würde. Gerade der aufgekommene Freihandel hatte ja Hamburg durch die Einfuhr der Kolonialwaren aus England so gehoben, daß die Einfuhr von Kaffee, 27 Millionen Pfund, die größte war, die die Stadt in einem Jahre gesehen; daß 4180 aus- und eingehende Schiffe gezählt wurden, und die Assekuradeure 317,137,000 Mark Banko zeichneten. Als deshalb der bedeutendste Agitator für den Freihandel in England, Richard Cobden, im Oktober 1847 einige Tage in Hamburg war, und an der Börse erschien, ward er

mit Jubel empfangen. Dagegen war sein Erscheinen ein peinliches in Lübeck. Dort war gerade eine große Germanisten-Versammlung. Die bedeutendsten Gelehrten, welche sich mit Deutschlands Recht, Geschichte, Sprache, Wissenschaft überhaupt beschäftigten, Mittermaier und Bluhme, Heffter, Wächter, Baumeister, Lappenberg, die Gebrüder Grimm, Haupt, Dahlmann u. a. m. Süddeutsche und Norddeutsche waren dort bei einander; da war es schwer, den inneren Zwiespalt über die Handelsfrage nicht zur Sprache zu bringen, wie die über die Geschwornen-Gerichte, — und doch traten nach einigen Monaten aus dieser Versammlung die Männer zusammen, welche das Vorparlament in Frankfurt am Main bildeten. Daß eine neue Zeit im Anzuge war, that sich in der Verschiedenheit der Ansichten hier, wie auf allen Gebieten, in Schriften und Reden überall kund. In Hamburg offenbarte es sich im Handel und Wandel auch nach dem Brande, z. B. auch darin, wie die Grundeigentümer nicht mehr die alten, erbgesessenen Bürger erschienen, und wie sie nicht mehr die Rechte dieser beanspruchen konnten, da sie Bauspekulanten geworden waren. Die Juristen hoben die Übelstände laut hervor, die dadurch für die bisherige Verfassung entstanden. Bürgerversammlungen wurden gehalten, in denen es zu heftigen Debatten kam; selbst in den Kirchspielsversammlungen der Bürgerschaft erlaubten Juristen sich Äußerungen, die sie vor Gericht zu verteidigen genötigt wurden. Am 7. Februar 1848 wurde eine Eingabe mit der Bitte um eine Repräsentativ-Verfassung abgefaßt, und an den Senat mit 149, an die Bürgerschaft mit 140 Unterschriften versehen, eingereicht.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Kampf um die Reform der Verfassung.

1848—1857 n. Chr. G.

Der Rat zögerte nicht, auf die Bittschrift vom 7. Februar einzugehen; da traf am 26. desselben Monats die Nachricht aus Paris ein von der Revolution, die dort stattfände, der Absetzung des Bürgerkönigs Louis Philip, der Einführung der Republik. Zu gleicher Zeit erhoben sich in den verschiedenen Städten in Süddeutschland Vertreter des Volks. Am 27. Februar setzte bei Mannheim in Baden Struve in einer Volksversammlung eine Adresse an den Großherzog durch, welche die Forderung um ein allgemeines deutsches Parlament, allgemeine Volksbewaffnung, Preßfreiheit und Schwurgerichte enthielt. Bassermann hatte schon in der Abgeordneten-Versammlung auf eine Volksvertretung beim Bundestage angetragen. Heinrich von Gagern verlangte in der darmstädtischen Kammer ein Oberhaupt neben dem Parlament in Deutschland. Da vereinten die Hauptredner in den verschiedenen Kammern die, welche sich im letzten Herbst durch die Germanisten-Versammlung in Lübeck als Gleichgesinnte kennen gelernt hatten, am 8. März zu dem s. g. Vorparlament in Frankfurt a. M., und erließen einen Aufruf an das ganze deutsche Volk.

In Hamburg hatten die Gesinnungsgenossen sich ebenfalls zusammengethan und zum 3. März, um 8 Uhr abends, eine öffentliche Versammlung der verschiedenen Verbindungen berufen, um sich über die Hauptforderungen der Gegenwart zu einigen. Indes ein Tintenfabrikannt, dem es besonders auf Preßfreiheit ankam, verteilte am Mittag dieses Tages an der Börse eine Einladung zu einer Vorversammlung um 7 Uhr, und als nun die Hauptversammlung, an deren Spitze die Doktoren Heckscher, Baumeister, Riesser und Professor Wurm standen, bis zur elften Forderung mit ihren Verhandlungen gekommen waren, ward sie plötzlich durch ein Hurrah und von der Straße her unterbrochen. Aus der Vorversammlung war eine sofortige Supplik an den Senat, der sich wegen der Unruhen in der Stadt versammelt hatte, beraten, und ihr Vorschlag war durchgegangen. Nun entstand ein furchtbarer Aufruhr in der ganzen Stadt; die Allarmtrommel wurde geschlagen, die Bürgergardisten, die sich sehen ließen, wurden verhöhnt, die Stabsoffiziere mit ihren großen Federbüschen auf den Hüten, als „Federvieh" ausgelacht; das große Haus des Bürgermeisters Kellinghusen wurde erstürmt, ein Polizist dabei im Gedränge totgetreten. Am Morgen schien die Ruhe wieder hergestellt. Die Malkontenten beriefen zum 9. März 20 Männer zu weiterer Beratung. Doch als diese nun nach zwölfstündiger Debatte über 11 Punkte sich geeinigt hatten, und diese in einer großen Versammlung in der Tonhalle zur Abstimmung brachten, wurden die Führer gezwungen, in einem zwölften noch die Forderung zuzufügen, daß die einzelnen Abteilungen der Bürgergarde ihre Offiziere durch Stimmenmehrheit wählen sollten. Der Senat berief zum 13. März die Bürgerschaft in die Kirche des Waisenhauses; 900 Bürger erschienen; der Vorschlag, den der Senat, trotz des Widerspruchs der Oberalten und Sechziger, zur Abstimmung brachte, daß eine Reform-Deputation zur Prüfung aller der Bürgerschaft mitgeteilten Wünsche gewählt würde, gelangte zur Annahme. Allein als nun nach einer langen Sitzung die Thüren des Rathauses, die gesetzlich während der Verhandlungen nicht geöffnet werden durften, sich aufthaten und die draußen wartende Menge erfuhr, daß nur Mitglieder der Bürgerschaft in die Deputation gewählt waren, entstand ein gewaltiger Lärm, den die aufgestellte Bürgergarde nicht unterdrücken konnte. Der Bürgermeister Benecke, der im Ornat, wie herkömmlich, vom Rathause fahren wollte, wurde auf-

gehalten und insultiert. Die Folgen der erlangten Preßfreiheit zeigten sich in den nächsten Tagen durch den gemeinsten Hohn und Spott über die Verfügungen nicht nur in Flugblättern, sondern in Anschlagzetteln, mit denen die Häuser willkürlich beklebt wurden.

Die Bundesversammlung in Frankfurt hatte indes mit den Führern des Vorparlaments sich zu einigen gesucht; der König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., versprach am 14. März, eine Reform des Bundestages zu erstreben, verkündigte am 17. März Preßfreiheit, und berief zum 2. April einen Landtag. Dennoch hatte sich die Oppositionspartei gegen den König und seinen freisinnigen Minister Eichhorn, der sich doch immer als ein echter Deutscher gezeigt, so heftig benommen, daß es am 18. März zu einem furchtbaren Aufstande kam, und als das Militär ernst machen wollte, der Magistrat der Hauptstadt mit dem Bischof Neander (nicht dem Professor (!)) den König überredete, das Militär aus Berlin zu entfernen.

Am 30. März erfolgte das Wahlausschreiben zu einem deutschen Parlament. Es sollte am 10. April gehalten werden. Dr. Moritz Heckscher, der Sohn des früheren hiesigen reichen Bankiers und Kompagnons von Salomon Heine, ein scharfsinniger Advokat, der sich in den Leitartikeln der Zeitungen als höherer Politiker einen Namen erworben, und am Vorparlament teilgenommen hatte, ward am 20. April erwählt; über die beiden anderen Kandidaten hatte man sich nicht einigen können. Schon waren viele politische Klubs entstanden; der deutsche Klub, der bedeutendste, an dessen Spitze Dr. Baumeister stand, mußte der großen Freihandelspartei weichen, die den Kaufleuten Edgar Roß und Ernst Merck ihre Stimme gab. Dr. Heckscher (kein Jude) that sich im Parlament bald hervor; er ward mit zum Deputierten an den Erzherzog Johann von Österreich erwählt, als diesem, nach dem Vorschlage des Präsidenten Freiherrn von Gagern, vom Parlament der Antrag gemacht wurde, Reichsverweser zu werden. Er war es, der, als der General Wrangel nach der Schlacht bei Danewirke am 23. April in Jütland eingerückt war, aber zurück mußte, weil Rußland dies für eine Kriegserklärung gegen sich ansehen wollte, den Antrag stellte, eine deutsche Flotte zu bilden, so wie auch den auf Entsendung von badischen und württem-

bergischen Truppen nach Holstein. Später aber, als nach dem Siege bei Düppel am 31. Juli, Preußen am 26. August den Malmöer Waffenstillstand anerkennen mußte, entkam er nur mit Not der Gefahr bei dem Aufstande, der in Frankfurt entstand, und dem Fürsten Lichnowsky und dem General Auerswald das Leben kostete.

Dr. Baumeister, einer der anerkannt gelehrtesten Juristen, der sich um das hamburgische Recht große Verdienste erworben hatte, empfand es schmerzlich, daß er, der sich auch in der Germanisten-Versammlung in Lübeck Anerkennung verschafft hatte, nicht nach Frankfurt gesandt ward, zumal er gerade das gegen die alte hamburgische Verfassung einzuwenden hatte, daß nicht allein das Verdienst bei der Ratswahl den Ausschlag gab. Da er nun auch in der Rat- und Bürger-Deputation mit seinen Vorschlägen nicht durchdringen konnte, suchte er mit Dr. Wolfson die sieben demokratischen Klubs mit dem deutschen zu verbinden, um, wie in anderen Staaten der Zeitgeist dazu trieb, durch eine konstituierende Versammlung eine neue Verfassung zustande zu bringen. In den Kellern der neugebauten Tonhalle auf dem Neuenwall vereinigten sich gerne die Mitglieder der Klubs zum frohen Zusammensein, und beschlossen in der „Wühlerherberge“, wie man sagte, in der großen Tonhalle oben, am 7. August, eine Volksversammlung zu halten, um zu beraten, ob es nicht thunlich sei, Rat und Bürgerschaft nicht mehr als die verfassungsmäßige Behörde anzuerkennen, und keine Steuern ferner zu bezahlen, bis der Wille des Volkes erfüllt sei. Der deutsche Klub erklärte sich freilich gegen diese Versammlung. Dr. Baumeister ließ sich aber bestimmen, das Präsidium zu übernehmen, doch vermochte auch er nur den Zusatz zu dem Beschluß durchzubringen, daß nur freies Wort und der Gebrauch von freiem Vereinsrecht, keine tumultuarische Demonstration als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes angewandt werden sollte. Wegen dieses Zusatzes wurde aber nicht Baumeister in das ausführende Komitee erwählt, sondern zwei junge Advokaten, die Doktoren Trittau und Gallois, und der Herausgeber eines Witzblattes, Marr. Als der Senat darauf in einer Proklamation die Versammlung in der Tonhalle als ein auf den Umsturz der ganzen Verfassung gerichtetes Unternehmen erklärte, das provisorische Komitee verhaften ließ, und die Bürger dringend aufforderte, ihn bei Handhabung der

Gesetze zu unterstützen, da erklärten die Klubs dies in öffentlichen Anschlägen an den Straßenecken für Eingriffe in ihre persönlichen Rechte als Bürger, da sie nie den Weg des Gesetzes und der Ordnung verlassen hätten. Ja, am 17. August erschienen zu einer Versammlung viele Bürger, geradezu im Gegensatz gegen den Buchstaben des Bürgergarden-Gesetzes, ohne Befehl eines Offiziers, in voller Uniform wieder zu einer Versammlung in der Tonhalle, und begrüßten die Vorstandsmitglieder bei ihrem Eintritt mit militärischen Ehrenbezeugungen, ja, begleiteten diese, an deren Spitze Dr. Baumeister, als Deputierte aufs Rathaus in der Admiralitätstraße, als beschlossen war, daß diese eine sofortige Versammlung einer konstituierenden Versammlung verlangen solle. Der Senat hatte keine Macht mehr. Der Generalstab des Bürgermilitärs erklärte, sich auf die Bürger nicht verlassen zu können; das Militär war nach Kuxhaven gesandt; am 15. August begann die Elbblockade durch die Dänen, die die Lotsgalliote nahmen. Als die Blockade aber am 5. September aufhörte, wurde am 7. die konstituierende Versammlung berufen. Der patriotische Klub hatte in der Bürgerschaft nur noch verlangt, daß die zu berufende Versammlung vor ihrer Eröffnung einen Eid leisten müsse, daß sie zur Feststellung der Verfassung die bestehenden Gewalten anerkennen wolle. Nun wurde am 21. September die Reform-Deputation vom 31. März gesetzlich aufgelöst. Am 14. Dezember trat die konstituierende Versammlung zusammen; sie wählte sich, wie zu erwarten war, Baumeister zum Präsidenten. Dieser aber wußte nun die Thätigkeit der Mitglieder mit solchem Eifer zu erfüllen, daß die Verfassung schon im Mai 1849 fertig vorlag. Als nun noch vor Beendigung der zweiten Lesung, am 16. Juni eine Eingabe von 2000 sehr geachteten Bürgern, die vier für den Staat sehr notwendige Garantien vermißten, dem Präsidenten übergeben wurde, erklärte Baumeister diese keiner Erwägung wert, und am 11. Juli nach der zweiten Lesung die neue Verfassung für angenommen, und ließ sie am 11. Juli gedruckt erscheinen. Allein der Senat erklärte am 20. Juli, die konstituierende Versammlung würde durch Annahme der Übergangsbestimmungen ihre Kompetenz überschreiten. Da ließ Baumeister diese Paragraphen wegfallen, erklärte aber: „diese jetzt festgestellte Verfassung, sie wird und sie soll ausgeführt werden!" Und forderte dann den Senat auf, die Wahlen zur neuen Bürgerschaft auf den

ersten September auszuschreiben. Doch der Rat fand die Verfassung noch nicht vollendet, da die Übergangsgesetze fehlten; er teilte deshalb nicht nur seine Bedenken mit, zugleich mit dem Bedenken des Ministeriums und der Kommerz-Deputation, die gar nicht gefragt waren, sondern setzte auch eine Rat- und Bürger-Deputation ein, sich mit der Konstituante zu verständigen.

Ein unerwarteter Zwischenfall änderte plötzlich die Lage der Dinge. Die Reichstruppen, welche im März, als die Dänen den Malmöer Frieden gekündigt hatten, in Jütland siegreich eingefallen waren, wurden plötzlich zurückgerufen, weil Rußland sich mit England vereint, und Preußen zum 10. Juli zu einem Waffenstillstand gezwungen hatte, durch den dieses in 25 Tagen Schleswig räumen sollte. Die Preußen mußten zurück. Am 13. August kamen sie durch Altona; die Reichstruppen, welche keine Ahnung hatten von der Ursache, hielten sich vom König von Preußen verraten; die bayerischen reitenden Jäger, welche nach dem hamburgischen Dorfe Borstel ins Quartier gekommen waren, eilten, es war ein blauer Montag, nach der Vorstadt St. Pauli, und als des Abends um 10 Uhr das fünfzehnte preußische Infanterie-Regiment über St. Pauli nach Hamburg marschierte, entstand plötzlich ein Tumult, Schüsse fielen, die preußischen Soldaten wurden insultiert. Nur die strenge militärische Disziplin, die der persönlich vom Volke beleidigte Major von Poser übte, indem er seine Truppen nach der großen Drehbahn in die bestimmten Quartiere marschieren ließ und dort sich verteidigte, hinderte großes Unglück. Die bayerischen Jäger fanden die Thore schon verschlossen, als sie in die Stadt wollten, und eilten nun zurück nach Borstel; aber der Aufruhr ward so stark, daß der Rat zusammenkam, die Bürgergarde allarmierte, doch freilich anfänglich ohne Erfolg. Da diese selbst nicht ihren Offizieren gehorchte, sondern viele aus derselben mit dem Volke gegen die Preußen wollten, währte das Schießen und Lärmen bis gegen Tagesanbruch. Am anderen Morgen zogen die Preußen weiter; die Stadt blieb ruhig, als ob nichts geschehen wäre. Doch am Abend hörte man aus Berlin, daß dort der hamburgische Pöbelaufstand sehr ernst genommen werde; und um Mittag des folgenden Tages rückten von allen Seiten die aus Schleswig auf verschiedenen Wegen zurückkehrenden Truppen auf Hamburg; 8000 Mann bildeten auf der Esplanade ein Lager; fuhren Kanonen auf, richteten sie auf die Stadt, stellten Feuer-

werker mit brennenden Lunten dabei. Die gebildeten Hamburger begrüßten die ungebetenen Gäste mit Freundlichkeit als deutsche Brüder. Die Generale, die hierher zu eilen Befehl erhalten hatten, überzeugten sich leicht, daß ihre Regierung sich geirrt, und sehr bald konnten sie Hamburg von den Truppen befreien. Doch kostete der Aufstand der Stadt selbst 1,250,451 Mark 8 Schilling Banko, und den Bürgern die Einquartierung. Auch konnte die Stadt nun sich nicht dem Antrage entziehen, dem Dreikönigsbündnisse zwischen Preußen, Hannover und Sachsen am 27. August beizutreten, infolgedessen auch nicht am 13. Dezember der Vereinbarung zwischen Preußen und Österreich wegen Einsetzung einer neuen interimistischen Regierung für Deutschland sich anzuschließen.

Allein der Senat gewann dadurch auch mehr an Autorität, so daß er am 20. September das neue Preßgesetz und eine Verordnung zur Verhütung des Mißbrauchs des Versammlungs- und Vereinigungsrechtes hatte proklamieren können. Nun setzte er mit der Bürgerschaft eine Deputation von neun Personen ein, die Verfassung der Konstituante zu prüfen und sich mit der Konstituante zu verständigen. Doch die letztere meinte, ihrem Mandate untreu zu werden, wenn sie Änderungen vornehmen wolle, und ließ nur in einer Denkschrift die Doktoren Baumeister und Wolffson und Professor Wibel die Einwürfe beantworten, löste sich aber am 18. Oktober auf. Die Neuner erklärten die vorgelegte Verfassung für gefährlich, aber als sie sich nun mit dem Rate über einen neuen Entwurf verständigt hatten, nach welchem die Wahl zur Bürgerschaft geschehen sollte durch verschiedene Klassen der Bürger, die nach der Höhe der Steuern bestimmt waren, und diesen Entwurf am 17. Januar 1850 der Bürgerschaft vorlegten, erklärten die Oberalten, durch ihren Eid gebunden zu sein, für das persönliche Stimmrecht der erbgesessenen Bürger auftreten zu müssen. Die Bürger ermüdeten im Streite über die Verfassung, kam doch dazu, daß die neue Zentralgewalt in Deutschland, der Hamburg sich unterworfen, noch nicht geordnet war, und jetzt die Stadt aufforderte, Abgeordnete zu einem zu bildenden Staatenhause nach Erfurt zu senden. Der Rat deputierte am 14. März den Senator Haller, die Bürgerschaft Senator Lutteroth-Legat. Die Bürgerschaft wurde inzwischen immer schwächer besucht; am 23. Mai nahm sie den neuen Entwurf der Neuner an, und erklärte am 13. Juni die Konstituante auch

gesetzlich für aufgelöst. Noch war man über die Einführungsgesetze nicht einig, da trat ein neues Hindernis ein. Österreich, das das Erfurter Parlament nicht anerkannt hatte, nötigte Preußen auf der Olmützer Konferenz, im Namen des Deutschen Bundes, Dänemark den Nationalkrieg zu erklären, wenn es die Feindseligkeiten gegen Holstein nicht einstelle, und sandte 4000 Mann nach dem Norden. Am 28. Januar kamen die österreichischen Truppen nach Hamburg und blieben hier, bis sie am 14. August plötzlich an ihren Rückzug denken mußten. Ihre Gegenwart war den Hamburgern freilich sehr unbequem, vorzüglich, als sie im Pfingstfest, am 8. Juni, durch Unvorsichtigkeit einen blutigen Krawall verursacht hatten und dann die Vorstadt mit 1300 Mann und 180 Pferden Einquartierung belegten. Nur die Oberalten, wie die Anhänger des alten persönlichen Stimmrechts, schöpften wieder Hoffnung, da der Bundestag wieder in Deutschland eingesetzt ward, auch in Hamburg die alte Verfassung noch zu behalten, und wandten sich mit einem Gesuche um Beistand an diesen. Vergebens bemühte sich der Senat, die Einmischung von außen in die inneren Angelegenheiten fern zu halten. Er brachte einzelne neue Bestimmungen für die neue Bürgerschaft in Vorschlag; ergänzte die Neuner-Kommission durch eine Neuwahl, als durch den Tod von Dr. H. A. Heyse eine Vakanz eintrat, ließ dagegen die Stellen im Rate unbesetzt, als Bürgermeister Bartels und Syndikus Banks aus dem Leben schieden, um seinen Ernst zu zeigen, eine Reform vornehmen zu wollen; ließ auch die Ehen zwischen Christen und Juden rechtlich von der Bürgerschaft anerkennen. Dennoch mußte der Senat am 22. Juli 1852 der Bürgerschaft mitteilen, daß er durch die vom Bundestag niedergesetzte Kommission zur Prüfung der Verfassung der einzelnen Bundesstaaten darauf hingewiesen sei, daß in der Verfassung vom 23. Mai 1850 Bestimmungen seien, die nicht in Übereinstimmung ständen mit den Prinzipien des Bundes, und demgemäß er zu einer Revision dieser Verfassung mit den Neunern genötigt sei. Die Oberalten hatten sich nach Frankfurt gewandt, da mußten wohl die Neuner wieder an die Arbeit. Allein ein anderer Vorschlag, den sie mit vieler Mühe imstande waren, am 7. Juni 1855 der Bürgerschaft vorzulegen, ward von dieser, die von 680 Bürgern besucht ward, so wenig angenommen, wie einer, den sie, nach neuer Durcharbeitung des abge-

lehnten vorbrachten, ja, die Abneigung schien immer entschiedener hervorzutreten, da die letzte Versammlung von 956 Personen gebildet wurde. Da nun aber der Verfassungs-Ausschuß der hohen Bundesversammlung am 24. Juni 1856 von jedem weiteren Versuch, die bestehende Verfassung zu beseitigen, unter Hinweis auf die Erfolglosigkeit aller bisherigen dahin gerichteten Bestrebungen, abgemahnt und die Anbahnung von Reformen auf Grund derselben empfohlen; der Rat dieses aber vergebens erstrebt hatte, so suchte der Senat eine Verständigung zwischen Senat und Bürgerschaft über die mit der Verfassung von 1850 vorzunehmenden Veränderungen zu erreichen, und stellte deshalb einen Antrag auf die Umbildung der Bürgerschaft. Die Oberalten, wie das Kollegium der Sechziger erklärten sich mit dieser Behandlung der Sache einverstanden; da nahm auch die Bürgerschaft am 12. August den Antrag des Senates, wie auch die sich auf die Ausführung desselben beziehenden Beilagen an.

Doch ein Zwischenfall hemmte die gewünschte Ausführung der Gesetze — die große Handelskrisis, die gerade damals in allen Hauptplätzen der Welt nicht nur die Kaufleute nötigte, vor allem an ihr eigenes Geschäftsleben zu denken.

Am meisten gewonnen hatten bei der Umwälzung der Staatsverhältnisse unstreitig die Israeliten. Es ist aber auch anzuerkennen, daß sie, nicht nur von ihrem Gesichtspunkte aus die meiste Ursache, sich zu beschweren, gehabt hatten, sondern auch, daß sie unermüdlich ihre Ziele im Auge, am meisten für sich gearbeitet haben. Dr. Gabriel Riesser blieb ihr Führer. Er, der beim Beginn der Revolution (als Jude) noch nicht in der Nacht in Lauenburg schlafen durfte, als er sich in dieser Stadt zum Abgeordneten für das Frankfurter Parlament gemeldet hatte, wurde später zum Präsidenten des deutschen Parlaments erhoben. Als er in Hamburg im J. 1849 die Gleichstellung der Juden und Christen durchsetzte, konnten die deutsch-israelitischen Gemeinden ihre Ansprüche an die öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten zurückweisen, da ihre Gemeindeverwaltung die ihr anvertraute Armenpflege in wirksamerer Weise verwaltete, als die öffentliche Behörde dies schon vermochte. Am 16. April 1851 legten die Juden zum bleibenden Andenken an die Gleichstellung der Israeliten mit den Christen in unserm Staate, den Grundstein zu einem Hause beim Stintfang, um Armenwohnungen zu

errichten für alle Konfessionen, und der Senior des hamburgischen Ministeriums, Hauptpastor D. Alt, war bei der Feier einer der Hauptredner. Die portugiesischen Juden erbauten sich für ihren durch den Brand zerstörten Tempel im Jahr 1854 eine Synagoge in der zweiten Marktstraße, und die deutschen außer einer Klause eine prachtvolle Synagoge und große Schule auf den Kohlhöfen; der neue Tempelverein erweiterte seine Armenschule auf dem Großen Neumarkt.

Am wenigsten gewonnen haben durch ihr revolutionäres Treiben die sogenannten Deutsch-Katholiken. Es waren ja auch nicht religiös-sittliche Gründe, die sie trieben, aus der römisch-katholischen Kirche zu treten. Die größeren Freiheiten, welche der König Friedrich Wilhelm IV. in Preußen seinen katholischen Unterthanen verliehen, ihren kirchlichen Forderungen zu genügen, hatten den Erzbischof Arnoldi von Trier unter dem Papste Gregor XVI. im J. 1844 zu Wallfahrten veranlaßt, an welchen eine Million Katholiken teilgenommen haben sollen, um dem, wie man sagte, ungenähten heiligen Rocke Christi, der im Dome zu Trier seit Jahrhunderten aufbewahrt und hochgeehrt war, ihre Ehrfurcht zu bezeugen, und dadurch ein neues Leben in der Kirche zu erwecken. Je mehr Teilnahme dies aber fand, desto heftiger entbrannte der Zorn der Aufgeklärten, die, wie sie sagten, einen solchen Unsinn zu dulden, nicht mehr für möglich hielten. Johannes Ronge, ein Priester in Schlesien, Doviat in Preußen und Czerski in Polen hielten sich berufen, neue Gemeinden zu gründen, die sich von der Bevormundung des Papstes lossagten. Da sie sich aber auch vom Worte Gottes nicht beherrschen lassen, und deshalb keine Protestanten werden wollten, fanden sie gleich Viele, die ihnen sich anschlossen. Sie kamen auch nach Hamburg, suchten Gemeinden zu gründen, hatten auch schon am 31. März 1848 eine Konzession für die Deutsch-Katholiken bekommen, um freie Religionsübung durch Geistliche ihrer Konfession zu halten; allein sie waren unter sich so uneinig, und dabei so unklar, daß diese Konzession schon 1853 zurückgenommen, und die Kinder, die von ihnen als Christenkinder getauft sein sollten, als Christen nicht von der Kirche anerkannt werden konnten und wieder die christliche Taufe erhalten mußten.

Diese Katholiken hatten sich zusammengefunden mit den „Freunden des Lichtes", wie sich die Schüler des rationalistischen Professor D. Wegscheider

in Halle nannten, die dem heiligen Zeitgeist, „der Vernunft" mehr folgen wollten, als der heiligen Schrift, und in der Provinz Sachsen besonders großen Rumor machten, wo die Pastoren Uhlich, König, Wislicenus und andere öffentlich auf den Märkten Volksversammlungen hielten, und den Pöbel abstimmen ließen, „ob die Schrift oder der eigene Menschengeist die Entscheidung haben solle, was christliche Wahrheit sei." Doch bei aller Freiheit, die ihnen der König Friedrich Wilhelm IV. und sein freisinniger Minister Eichhorn gewährte, konnten auch diese keine Gemeinschaft halten; es fehlte ihnen, was schon 1793 der kluge französische Minister Talleyrand den „Philalethen" vorhergesagt hatte, „der Meister, der für sie zu leben, zu sterben und aufzuerstehen bereit sei." Als Wislicenus im J. 1841 diese Frage vor 3000 Personen in Köthen zur Sprache gebracht, und Professor Guericke in Halle sich dagegen erhoben hatte, entstand ein gewaltiger Schriftenkampf. Auch Professor Neander in Berlin hoffte durch sein Wort die Geister beruhigen zu können. Dem Syndikus Sieveking schien dieses Wort nur schwach; aber das war ihm zu stark, daß sein Freund Bunsen sich im Jahre darauf nicht einmal gegen das s. g. Leipziger Konzil der protestantischen Lichtfreunde aussprechen wollte; und als auch nach Hamburg von Württemberg der Antrag kam, eine Versammlung von Deputierten aller Landeskirchen zu veranstalten, um gemeinsame Maßregeln zur Beruhigung der Gemüter zu treffen, schrieb Sieveking an Bunsen: er habe dieser Sache (im Senat) sich fern gehalten; die protestantische Kirche bedarf, um den sichtbaren Lichtstoff sich zu erhalten, bis zu welchem das Öl der klugen Jungfrauen gereinigt und verflüchtigt ist, keiner Lampen, sondern des Gasometers. Wer aber würde sich wohl zu einer Anlage von diesem bei einer Versammlung der „Lampenputzer" Rats erholen? Die Hansestädte werden das Konzil schwerlich beschicken, freilich zum Teil wohl mit, weil sie das rationalistische Wesen in ihren Laternen als Öl ansehen." Sieveking, so hoch er Bunsen ehrte, war demnach nicht immer Bunsens Ansicht. Dieser hatte unter dem vorigen König Friedrich Wilhelm III., durch die Agende, an der er mitgearbeitet hatte, wie er meinte, geholfen, die lutherische und reformierte Kirche zusammenzubringen. Zu dem Zweck arbeitete er auch ein „Allgemeines Gebetbuch" aus, „in welchem die Stoppeln des sechszehnten Jahrhunderts und das Unkraut

des achtzehnten und neunzehnten sich nicht finden sollten, um durch dasselbige, wie die anglikanische Kirche durch das Common praier book, alle Evangelischen zu vereinen." „Nur drei Jahre Zeit," hatte er am 11. April 1842 an Friedrich Perthes geschrieben, „und guter politischer Wind aus Berlin, und die Stimmung in Deutschland wird sein, wie in England! Nur nicht die Kirche bauen wollen auf Artikel, sowie auf Hierarchie und Kirchenzucht! In der Andacht spricht die Liebe ihren Glauben aus!" Als aber Bunsen nun 1845 seine Schrift: „Die Kirche der Gegenwart, als Unterbau der anbetenden Gemeinde" an Sieveking, auch mit einem Exemplar „für den theuren Gottesmann Wichern" sandte, konnte Sieveking nicht umhin, ihm auszusprechen, wie auch Neander und Rist das Ungenügende dieser Vorschläge erkannt hätten, so sehr er den hohen fürstlichen Standpunkt anerkenne, der den Rationalismus mit seiner Schöpfung, dem Gustav-Adolf-Verein nicht ausschließe." Und als nun gar Bunsen seinem Entzücken gegen Sieveking Ausdruck gab über die Unionsfreunde, die auf der preußischen General-Synode am 3. Juni 1846 die, welche die Ordination empfangen wollten, nicht mehr auf die symbolischen Bücher verpflichten, sondern nur hinweisen wollten auf eine unklare Lehrverpflichtungsformel; und als Bunsen dies für ein Signal einer neuen Reformation und eine Anbahnung der Kirche der Zukunft ansah, da sprach Sieveking seine Furcht aus, daß nun erst die Predigt des Evangeliums recht beschränkt werden werde. Daß Sieveking sich hierin nicht geirrt, zeigte D. Nitzsch, der mit Julius Müller zusammen das Formular zusammengesetzt hatte, da dieser in der von ihm zusammengestellten Sammlung der Symbole selbst das apostolische Symbol zu ändern sich nicht scheute. Glücklicherweise erkannte Friedrich Wilhelm IV., daß er die Vorschläge der Union nicht annehmen könne, ohne die preußische unierte Kirche von der allgemeinen katholischen (der christlichen) Kirche zu trennen. Denn die hohe Idee, die Friedrich Wilhelm IV. als König realisieren zu müssen, für seine Aufgabe hielt, um die ihm vom Herrn anvertraute Gewalt über die Kirche in die rechten Hände zu geben, war ja, die Christen alle zu Einer Konfession zu vereinen. Aus dieser seiner Idee entsprangen bei ihm seine Bestrebungen, vor allem die Bischöfe aller Kirchen zusammenzubringen. War ihm Bunsen dabei behilflich gewesen durch die Gründung des Bistums in

Jerusalem mit einem Bischof, der abwechselnd ein englischer und ein preußischer sein sollte, so suchte Sieveking durch Bunsens und des Ministers Gladstone's Beistand, ihn zu gewinnen, auch ein polynesisches Bistum zu errichten, als Sieveking seinen Plan, die Chatams-Inseln für Deutschland zu erlangen, verfolgte. Wurde dieser in seiner Vaterstadt auch deswegen mit seinen chimärischen Ideen verhöhnt, ja, durch einen Lokaldichter Hocker verspottet, als er diesen Plan unter dem Titel „Warrekauri", als dem alten Namen der genannten Insel, in einem Prachtwerke veröffentlichte, welch' ein Ansehn er im Auslande hatte, erfuhr er, als er am 17. Februar 1846 vom preußischen Gesandten aufgefordert wurde, Schiedsrichter zu werden zwischen dem Präsidenten von Nordamerika und dem englischen Minister des Auswärtigen, Lord Palmerston, um einen Streit über die Grenze am Oregon zu entscheiden, und einen Krieg zwischen diesen beiden Staaten zu verhindern. Doch Sieveking's Tod, am 29. Juni 1849, verhinderte ihn, die Grenze des neuen Territoriums in Nordamerika zu bestimmen. Seine Wahl in Amerika verdankte er dem Schwiegervater des hamburgischen Minister-Residenten in Paris, Dr. Rumpf, dem reichen Grundbesitzer am Oregon. Dieser war Aston, ein Quäker, der zu den Friedensaposteln gehörte, und Alles daran setzte, den Krieg über sein Eigentum zu vermeiden. Solche Zeugnisse von der Macht christlicher Überzeugungen waren zu selten, als daß sie in jenen Tagen hätten verstanden werden können. So richtete auch der König Friedrich Wilhelm IV. nichts aus mit dem großartigen Toleranz-Edikt, durch das er am 30. März 1847 Alle zu beruhigen hoffte, welche über religiöse Bedrückung klagten; im Gegenteil, er empörte nur auch die Evangelischen, welche sich dadurch verletzt fühlten, daß er die Beschlüsse der Generalsynode nicht durchführen wollte, gab aber den Gegnern des Christentums, wie den Israeliten nicht genug Freiheit, und führte die Märztage im J. 1848 herbei, welche den freiheitsliebenden deutschen Minister Eichhorn der Verachtung preisgaben.

Doch als die Wogen der Revolution am lautesten tobten, da vereinigte sich ein Kreis evangelisch gesinnter Männer verschiedener Konfessionen auf Luthers Grabe in Wittenberg am 21. September 1848, um in eine Konföderation zu treten der deutschen evangelischen Kirchen, ohne ihre unterscheidenden Lehren aufzugeben, zum gemeinsamen Kampfe gegen

den allgemeinen Abfall vom Christentum. Hier war es, wo der Kandidat Wichern seinen Namen weltbekannt machte. Er hatte schon die Einladung zu dieser Versammlung nur unter der Bedingung unterschrieben, daß er die Stiftung eines „Vereins für innere Mission in der Kirche zu gemeinsamer Liebesthätigkeit" in Vorschlag bringen könne; er that es in einer gewaltigen Rede; er wies in treffenden Beispielen die Tiefe des Schadens des deutschen Volkes nach, aber zugleich hin auf die rettende Liebe des lebenden Heilandes, als das einzige Heilmittel, da sie seine Jünger in der Kirche zu gemeinsamer Thätigkeit berufe, um dem gottentfremdeten Volke von allen Seiten zu Hilfe zu kommen. Alle Herzen fielen ihm zu; der evangelische Verein für Innere Mission ward gegründet von lebendigen Gliedern der verschiedenen Staaten und evangelischen Konfessionen in Deutschland, und trat in Verbindung mit den evangelischen Gemeinden des Auslandes. In Hamburg versammelte Wichern am Geburtstage Luthers den 10. November 1848, an 80 Männer, die sich ihm anschlossen. Eine große Menge Männer und Frauen schlossen sich an; sie teilten sich nach den Kirchspielen und Gemeinden, denn die innere Mission sollte der ganzen Kirche dienen; es waren ja auch Gläubige, selbst gläubige Prediger nicht lutherischer Gemeinden hinzugetreten, um die Liebe, die durch den Rationalismus in der Christenheit zu ersterben schien, aufzuwecken. Zu gemeinsamen Liebeszwecken verbanden sich die Mitglieder des neuen Vereins in anderen Kreisen (Kommissionen), um der Not besonderer Stände, z. B. der Matrosen, der Schuhmacher, abzuhelfen, oder um gemeinsam Hindernissen des christlichen Lebens durch Schriften, Vorlesungen, Anstalten, wie der Trunksucht, Unzucht, Verschwendung entgegen zu wirken; Mäßigkeitsvereine, Magdalenenstifte, Sparkassen und Schulen zu gründen, und Anstalten für verwahrloste Kinder, Kindergottesdienste, Volksbibliotheken, Bibelstunden einzurichten. Der Verein begann mit frischer Kraft; aber die Aufgabe war groß, und die Unerfahrenheit veranlaßte manches Versehen, so daß seine Wirksamkeit freilich gehemmt wurde, als eine eintretende finanzielle Not in allen Klassen der Stadt die Gemüter erfüllte.

Es war die aufopfernde Liebe des Glaubens, die Wichern, dem einfachen Kandidaten, der in seiner Vaterstadt von denen, die Zeugen seines Wirkens waren, verachtet und zurückgesetzt wurde, weil

sie ihn wegen seines Glaubens nicht verstehen konnten, die Kraft gab, so Großes auch in Wittenberg zustande zu bringen. Aus dem kleinen „Rauhen Hause", das er 1833 gegründet, war die „Brüderanstalt" herangewachsen, durch welche er den Kindern zunächst als Hausvater Lehrer geben wollte, welche in brüderlicher Liebe ihr Seelenheil fördern sollten durch ihr Beispiel in fröhlicher Arbeit fürs Reich Gottes, wie in bürgerlicher Thätigkeit. Der spätere preußische Minister von Flottwell hatte als Abgesandter von Magdeburg während des großen Brandes die Thätigkeit der Brüder mit Bewunderung beobachtet, und seinem Könige so viel davon erzählt, daß dieser sogleich zwei Pensionate stiftete, um auf seine Kosten zwei Preußen als Brüder ausbilden zu lassen, die seinem Staate dienen könnten. Als darauf im März 1848 die furchtbare Hungerepidemie in Oberschlesien allgemeinen Schrecken verbreitete, war Wichern von Mitleid so ergriffen gewesen, daß er die Brüder aufrief, mit ihm auf das Feld des Todes zu eilen, um als Krankenwärter dort Hilfe zu leisten; und als fast alle seine Brüder sich bereit erklärten, ging er selbst zuerst mit 12 dorthin, half, baute Kranken- und Waisenhäuser. Das brachte ihn in persönliche Berührung mit Friedrich Wilhelm IV., und stärkte ihn in dem Entschluß, einen allgemeinen Verein für Innere Mission in der Kirche zu gründen, an dem er schon seit 1843 gearbeitet hatte.

Die hingebende Liebe von Amalia Sieveking und Wichern hatte aber auch in Hamburg den alten Wohlthätigkeitssinn wieder erweckt, und unabhängig von ihnen sehen wir 1847 den Oberalten Albrecht eine Gründung machen für ein Schullehrer-Seminar und eine Schule, dann die Pestalozzi-Stiftung in Billwärder entstehen, wie 1849 die Stiftung von Charlotte Paulsen. Am 3. Juli 1851 legte John Henry Schröder den Grundstein zu dem palastähnlichen Gebäude für niedliche Wohnungen, um älteren Leuten, die es wohl verdient haben, ihren Lebensabend zu erleichtern, welche noch jetzt im Wachsen begriffen ist; Oberalter Tesdorpf vermehrte die Wohnungen im Hiobshospital und Ferdinand Laeisz errichtete ein Stift für 92 Insassen aller Konfessionen.

Die reformierte Gemeinde baute in den Jahren 1854—1857 sich eine Kirche mit zwei gotischen Türmen und einem Predigerhause an jeder Seite in der Ferdinandstraße mit dem Gelde, das ihr früher in einem

Testamente vermacht war. Durch den Schwindel der Deutschkatholiken war die katholische Gemeinde noch mehr aus ihrem Schlafe erwacht. Der Bischof Paul Melchers wußte, als er Bischof Lüpcke's Stelle erhalten hatte, die Erregung zu benutzen; er bildete Schillingsvereine zur Verschönerung der Kirche; ein Baron von Suchow stiftete einen St. Vinzent-Verein zum Besuch der Armen und Kranken in der Gemeinde; bald folgte ein St. Bonifacius-, eine St. Boromaeus-Brüderschaft, ein Elisabeth-Verein, Gesellen-Vereine; die Schulen wurden verbessert, ein Waisenhaus in St. Georg gebaut. Der Aufenthalt der österreichischen Truppen trug viel zur Förderung des kirchlichen Lebens bei, besonders auch der kaiserliche Minister, der Graf Gustav von Blom, dessen Vater freilich der lutherische holsteinische Graf von Saltzau war, wie viele reiche katholische Frauen, die ihren reichgewordenen Männern aus Südamerika hierhergefolgt waren.

Die sogenannten Altlutheraner, die, um die alte lutherische Kirche wiederherzustellen, ihr Vaterland Schlesien verlassen hatten, und hier in Hamburg Ansprüche zuerst sogar auf das alte Kirchenvermögen machten, weil die hiesige Kirche nicht orthodox geblieben sei, waren selbst leider in den reformierten Ansichten vom Kirchenregiment befangen, in so viele Sekten verfallen, daß sie, gerade wie vor 100 Jahren die Mennoniten in Altona, nicht einmal Eine Gemeinde bilden konnten.

So sah es in kirchlich-religiöser, wie in bürgerlicher Hinsicht, mit der Einheit im hamburgischen Staate, traurig aus, als im J. 1857 die Handelskrisis losbrach.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Handelskrisis.

Im J. 1857 n. Chr. G.

Funfzehn Jahre voll Arbeit, Mühen, Sorgen, Schrecken und Unruhen aller Art hatte Hamburg seit dem großen Brande vorüberziehen sehen; äußerlich hatte es sich erhoben, erweitert, verschönert. Der Handel zu Lande und zu Meer war aufgeblüht, wie es nicht zu ahnen gewesen war. Die erste Eisenbahn, die am Brandtage eröffnet werden sollte, um nach Bergedorf zu kommen, war im J. 1845 bis Berlin fortgeführt; im J. 1847 transportierte sie 535,269 Menschen und 92,250 Stück Vieh, 1860: 841,505 Menschen und 556,044 Stück Vieh. Von Hannover ging eine Eisenbahn im J. 1847 freilich erst nur bis Harburg, von dort brachte aber das Dampfschiff diejenigen Passagiere nach dem Hamburgerberg, die nicht über die Chaussee auf der Wilhelmsburg, ans diesseitige Ufer zu kommen, vorzogen. Die Zahl der angekommenen Seeschiffe war gewesen im J. 1842 4269 mit 248,579 Kommerzlast; 1849 4554 mit 381,021 K.-Last. In See gingen 1849: 3459, im J. 1855: 4362 Schiffe. Die hamburgische Rhederei stieg vom J. 1836: 141 Schiffe mit 11,326 K.-Last bis 1859: 483 Schiffe mit 62,287 K.-Last. Durch die Begünstigung der Auswanderung über Hamburg von Seiten der Be-

hörden seit 1847 nahm die Zahl der Auswanderer in 10 Jahren um 100 Prozent jährlich zu; im Jahre 1855 wurden 31,646 Personen in 162 Schiffen ausklariert; die indirekte Auswanderung betrug bis November 49,000 Personen. J. C. Godeffroy und Sohn kauften außerdem die Roosenschen Schiffswerften am Reiherstieg im J. 1851 zum Bau größerer Schiffe, und eröffneten eine Packetfahrt nach den Häfen des Stillen Meeres, wie Robert Miles Sloman die Homburg-Amerikanische Packet-Aktien-Gesellschaft betrieb. Zugleich nahm die Flußschiffahrt bedeutend zu.

Dieser rasche, ungewöhnliche Aufschwung des Handels gerade bei den bewegten Zeitverhältnissen erklärt sich daraus, daß Hamburg die Hauptverbindungsader zwischen den überseeischen Ländern und dem europäischen Osten war, und besonders zwischen England und dem ganzen Norden von Europa, den riesigen Wechselverkehr aller dieser Gegenden nach und von Europa vermittelte. Durch die Entdeckungen der Goldläger erst in Kalifornien 1848, dann in Australien, waren dem Handel Zahlmittel eröffnet, gegen deren Größe selbst die in Rußland kurz vorher entdeckten Silberminen nicht in Betracht kamen. Allein die größeren Mittel riefen eine auch größere Produktion von Waren hervor. Infolge der Aufhebung der englischen Kornzölle bei einer eintretenden Teurung, war die Ausfuhr von Getreide aus entfernten Gegenden, namentlich aus Archangel und Odessa über Hamburg, in unerhörter Weise gestiegen; bei reichlichen Ernten wurden aber wieder die Kornpreise 1847—1852 ungewöhnlich niedrig; das Schwanken der Getreidepreise war für Hamburg sehr günstig. Von nicht geringerer Bedeutung war die Bewegung der Preise in Kolonialwaren und Rohprodukten. Die vermehrte Nachfrage nach Waren, welche von der starken Ausfuhr nach Amerika und Australien mit dem Wachsen der Auswanderungslust hervorgerufen ward, erzeugte wieder ein unbegrenztes Streben, die Fabrikation von neuen Waren zu vermehren. Die Arbeitslöhne stiegen, der Luxus wuchs, der Bau der Eisenbahnen, die England, Nordamerika, Belgien anfingen mit einem Netz zu bedecken, erforderte Millionen. Frankreich, das nach den unruhigen Zeiten, um nicht zurückzubleiben, unter Napoleon III. des Geldes bedurfte, gründete ein Geldinstitut von nicht gewöhnlicher Art durch die Gebrüder Isaak und Emil Pereire (in dessen Verwaltungsrat auch Salomon Heine in Hamburg gerufen ward), den Credit mobilier am 23. November

1852, das freilich 1855 schon 47 Prozent abwarf, und den Anstoß zu einer Menge ähnlicher Institute gegeben hat, aber schon infolge der hochflutenden Agiotage im J. 1857 sein Ende erreichte.

Die gesteigerte Produktion von Waren hatte auch in den Hansestädten, namentlich in Hamburg, die Spekulationen, nicht nur in den Erzeugnissen des deutschen Fleißes, sondern auch in dem Geldbetriebe gesteigert. Der Diskonto erreichte eine Höhe von 12 Prozent im Spätjahre 1856. Das war unerhört und reizte zu Spekulationen. In Hamburg ruhten die Zahlungen auf den Silberbarren der Bank, das war eine feste Grundlage; in England bestimmte sie der Goldkurs. Wechsel auf Hamburg wurden für den Norden für Silber gesucht, wie auf London für Gold, nach allen Ländern. Je stärkerer Kreditmittel man bedurfte, desto mächtiger ward die Versuchung, Wechsel auszugeben, für die man selbst keine solide Deckung mehr hatte; es kam ein System von Wechselfabrikationen auf, von Kellerwechseln sogar, wie man sie nannte, für die nur der Name des Ausstellers Sicherheit bieten konnte, und eine Wechselreiterei nahm überhand zwischen Hamburg, dem Norden und England, wie kaum glaublich. Freilich vermehrte sich das Ergebnis von Hamburgs Ein- und Ausfuhr von 1855 und 1856 von 1,035,779,790 Mark Banko auf 1,268,305,810 Mark Banko, also um 232,626,020 Mark Banko. Allein, da der Handel nicht nur in Hamburg, sondern in der ganzen Welt auf Kredit (also auf persönliches Vertrauen, das sich die Kaufleute einander schenkten) beruhte, so war es vorauszusehen, daß wenn einmal das Vertrauen zu Einem Hause gebrochen wurde, dies Eine Haus eine Menge andere, die sich auf dieses stützten, nach sich ziehen mußte. Schon im J. 1856 war die Hamburger Börse bei einer Krisis in Nordamerika in große Verluste geraten. Da mußte auch ein Haus in England fallen, das mit dem Norden stark verbunden war, und auch in Schweden, Norwegen, Dänemark fiel ein Haus nach dem anderen. Als nun in Hamburg die laufenden Wechsel massenhaft anschwollen, Rimessen aus England aber ausblieben, überfiel eine unbeschreibliche Angst die Hamburger Börse. Das arme Schweden hatte immer viel Geld gebraucht für seinen Handel, die Hamburger hatten es ihm zwar verschafft, aber selbst erst aus England entlehnen müssen, und dazu sogar, um sich in Schweden Kredit zu erhalten, Blanko-Wechsel an gute Häuser geliehen. Die schwebenden, laufenden Ver-

bindlichkeiten wurden später auf 200 Millionen berechnet. Was halfen da die 45 Millionen, die in der Bank aufgespeichert lagen? Was die vollen Speicher, gefüllt mit Waren, deren Preis auf eine schwindelnde Höhe getrieben worden, aber jetzt nur für eine Summe wegzugeben waren, die zum Bankerot führte? Die größten Bankiers mußten ihr Geld an sich halten, um nicht auch mit zu fallen. Selbst ihre eigenen Ausstände konnten sie dagegen nicht zurückerhalten, da auswärtige Häuser Hamburger Firmen Rimessen zu machen sich scheuten, aus Furcht, ihr Geld selbst zu verlieren, wenn inzwischen das Hamburger Haus stürze. Vierzehn Tage bot Hamburg das Bild der Angst und des Schreckens. Voll Verwirrung lief Alles durcheinander. Die Börse stellte Anträge an die Handelskammer, diese an den Senat; die Zeitungen waren voll von Ratschlägen; die einen wollten Hilfe vom Staat, die anderen, namentlich der volkswirtschaftliche Agitator H. S. Hertz, schrie die Einmischung des Staates fürs größte Unglück aus. Am 23. November trat ein Diskonto-Verein der ersten Firmen zusammen; aber die 14 Millionen, welche sie zusammenbrachten, reichten kaum acht Tage; die Fallissemente selbst erster Häuser folgten Schlag auf Schlag; schon am 27. nahm die Bürgerschaft mit Freuden die Proposition des Senates an, eine Kommission zu ernennen, um bei der Gefahr, die dem Handel der Stadt drohe, eine Staatshilfe zu beraten. Vom Senate wurden die Herren Haller und Hayn, von der Bürgerschaft die Herren Oberalter Albers, Kämmereibürger Flohr und Grossmann erwählt. Das führte zu dem Beschluß, 10 Millionen zu Vorschüssen auf kurante, nicht verderbliche, hieselbst lagernde Waaren und auf solide Wertpapiere zu 50 und 66 Prozent gegen Kammermandate aufzunehmen. Doch die Kammermandate selbst waren in den beiden ersten Wochen schwer anzubringen, und auch nach dem 15. Dezember wurden sie noch zu 5—4 Prozent diskontiert. Am 28. November hatte Carl Heine (Salomons Sohn) noch eine Million Mark Banko den Maklern zu diskontieren angeboten; aber am 5. Dezember erklärten die Norddeutsche, wie die Vereinsbank, keine Wechsel mehr diskontieren zu können, weil dies den Kredit noch mehr erschüttern würde. Selbst die kleinen Leute gerieten in Angst, ihr Geld in der Sparkasse zu verlieren; an Einem Tage wurde eine halbe Million Mark aus der Sparkasse

zurückgezogen; der Andrang der Geängsteten erforderte bei einigen von diesen Büreaus, wie bei den Kontoren von Geldwechslern, polizeilichen Beistand. Am 2. Dezember trug der Senat bei der Bürgerschaft auf Einführung eines Administrations-Verfahrens zur Abwickelung schwieriger Fälle, in die gute Häuser durch die Zeitumstände gekommen waren, an. Die Administration der Masse solle aufhören, sobald die Masse für insolvent erachtet wurde. Der Vorschlag ward angenommen und von 135 Firmen, die bis zum 10. ihre Zahlungen einstellen mußten, benutzten schon 65 diesen Ausweg, wenn auch die meisten Inhaber von den Kreditoren selbst zu Mitadministratoren gewählt wurden.

Bei der allgemeinen Ratlosigkeit forderte die Börse den Senat auf, eine Staats-Diskonto-Bank anzulegen. Die Bürgerschaft bewilligte auf Vorschlag des Senats am 6. Dezember ein Kapital von 13 Millionen Mark Banko, um damit „annoch gut erachtete Wechsel für Rechnung des Staates zu diskontieren". Als aber die Bürgerschaft erklärte, daß der Ruin der Stadt vor Augen liege, falls nicht nach dem Vorschlage des Kommerziums zugleich ein Zwangskurs für das auszugebende Papiergeld festgestellt werde, erklärte der Senat sich gegen diesen Zusatz, weil das die Möglichkeit der Herausnahme des Silbers aus der Bank voraussetze, und forderte die Niedersetzung einer Rat- und Bürger-Deputation zur Entscheidung. Dennoch konnte die Staats-Diskonto-Kasse schon am 7. Dezember eröffnet werden; der Staat verpfändete nach der Entscheidung der Deputation bis 5 Millionen Mark Banko die ihm gehörenden Eisenbahnaktien und Staatspapiere. Die übrigen 10 Millionen von der Berliner oder der österreichischen National-Bank anzuleihen, wurde der Baron Ernst von Merck bevollmächtigt. Das preußische Ministerium meinte, daß auch diese Anleihe nicht helfen würde; von der österreichischen Nationalbank bekam Hamburg ohne weiteres ein Darlehen von 10 Millionen Mark Banko zu 6 Prozent verzinslich, bis Ende 1858 rückzahlbar.

Die Bürgerschaft votierte der österreichischen Regierung für das der Stadt bewiesene herzliche Entgegenkommen den wärmsten Dank, und freute sich, die Silberbarren in demselben Papier, in dem sie dieselben erhalten, schon am 3. März 1858 zur Hälfte per Eisenbahn nach Wien mit Zinsen, die andere Hälfte am 19. Juli zurücksenden zu können. Schon das Be-

wußtsein, das Geld zu haben, um seinen Verpflichtungen nachkommen zu können, hatte bei vielen Ruhe und Besonnenheit zurückkehren lassen. Die Bürgerschaft stellte das Geld zur Verfügung einer Kommission, um diejenigen großen Handelshäuser, deren Bruch das Wohl der Gesammtheit am meisten gefährden würde, durch Darlehen auf kurze Zeit in den Stand zu setzen, die drohende Krisis von sich abzuwenden. Der Senat wählte die Herren Haller, Geffcken und Hayn, die Bürgerschaft aus der Kammer die Herren Flor und Grossmann und aus der Bürgerschaft Oberalter Siemers und Söhle. Die Staats-Diskonto-Kasse verabfolgte, wie es heißt, an 193 hiesige Firmen als Vorschuß für Waren und Wertpapiere 8,153,500 Mark Banko, und die Krisis wurde schneller vorüber geführt, als man erwarten konnte. Die Staatskasse hatte dabei nur einen Verlust von 200,000 Mark Banko. Einhundert und funfzig Fallissemente mit ungefähr 200 Millionen wurden erklärt.

Der Handel nahm auch nach der Krisis fortwährend zu. Die Stempelabgaben zeigen, daß von 1853—1855 im Durchschnitt der Wechselverkehr gewesen ist: 303,338 Stück auf 294,246,000 Thaler. Dagegen 356,238,000 Thaler auf 316,599 Stück in den J. 1856—1860. Seeschiffe kamen an in den Jahren 1851—1855: 4454 von 416,084 Kommerz-Last; dagegen 1859: 4594 von 381,021 K.-Last; Hamburgs Rheder besaßen 1851—1856: 400 Seeschiffe zu 26,380 K.-Last, 1859: 484 zu 62,287 K.-Last.

Zur Erleichterung des Handelsverkehrs trug aber auch die Veränderung der Zahlungsmittel bei, die besonders dem unermüdlichen Fleiße des damaligen Sekretärs des Kommerziums, Dr. Soetbeer, zu verdanken ist. Schon seit den dreißiger Jahren hatte dieser an der Regulierung des Münzwesens gearbeitet, das seit dem Kopenhagener Vergleich von 1736 in die größte Unordnung geraten war. Das Münz-Edikt von 1755 schrieb freilich die Ausprägung des Silbers nach dem 34ger Fuß vor, aber viel schlechtere, dänische, hannöversche, mecklenburgische Silbermünzen waren im täglichen Leben im Umlauf. Dazu kam, daß seit dem Jahre 1833 der preußische Thaler in allen Zollvereins-Ländern den Wert von 40 Schilling bekam, den er in Wahrheit nicht hatte. Als nun Mecklenburg im Jahre 1848 alle seine alten Neuzweidrittelstücke (vom Thaler) einlöste, und den Thalerfuß annahm, deshalb seine Schillinge auch nach diesem (nicht nach dem alten

Fuß) ausprägen ließ, da setzte Dr. Soetbeer es durch, daß in Hamburg auch der 14.2 Thaler-Fuß statt des 37 Mark-Fußes zur gesetzlichen Geltung kam.

Nun bekam auch der Gedanke Leben, durch Zettelbanken die Zahlmittel zu vermehren. Senator Geffcken, dem die Solidität der hamburgischen Börse und deshalb der hamburgischen Bank mit ihren bisherigen Prinzipien vor allem am Herzen lag, war gern auf andere Veränderungen, z. B. daß die Einrichtung getroffen wurde, daß man an jedem Tage zweimal über sein Geld in der Bank abschreiben konnte, eingegangen; allein er arbeitete mit aller Kraft gegen die Einführung von Bankzetteln. Dennoch kam durch die Agitation einer Anzahl Firmen ersten Ranges daneben ein Institut zur Betreibung eines regelmäßigen Bankgeschäftes mit 20 Millionen Mark Banko zustande und ward am 30. Juli 1856 als „Vereinsbank" eröffnet, und ihm folgte unverzüglich die „Norddeutsche Bank" mit gleichem Kapital, und beide fanden schnell eine große Teilnahme.

Zu dieser Erleichterung des Geschäftes kam, daß die nordamerikanischen Freistaaten dadurch, daß sie im März 1857 die Ablösung des Sundzolls für 35 Millionen Reichsthaler, von denen Hamburg 107,012 zahlen mußte, erzielt hatten, auch Hamburg außerdem eine Ermäßigung des Transitozolles zwischen Hamburg und Lübeck auf allen Landstraßen und Kanälen für alle Zeiten verschafften. Hamburg konnte nun am 8. Juli 1858 einen Vertrag mit Dänemark abschließen für die Anlage einer direkten Eisenbahn nach Lübeck. Weniger von Bedeutung war das Übereinkommen mit England wegen Gleichstellung der hansischen Schiffe mit den englischen auf den Jonischen Inseln, wichtiger wurden die Handelsverträge, die mit Persien zustande kamen, mit Guatemala, Costarica und den Hawaischen Inseln (1849), mit Sardinien (1831), Liberia und Dominico (1855), Mexico (1856), Zanzibar und Siam (1859).

Dreißigstes Kapitel.

Die Neugestaltung der hamburgischen Verfassung.

In den J. 1858—1860 n. Chr. G.

Ueberraschend schnell hatte die Handelskrisis, wie ein mächtiges Gewitter an einem Sommertage, Hamburg überzogen und großen Schaden angerichtet, aber bald war sie vorübergegangen. Hatte sie auch viele Häuser mit Schrecken erfüllt, dennoch war der Einfluß, den sie auf den Handelsstand im allgemeinen gehabt, nicht der, den sie hätte haben sollen. Der Schwindelgeist nahm in der ersten Zeit nicht ab, sondern womöglich nur einen höheren Schwung. War es doch nicht die Hamburger Börse, die dieselbe verursachte, sondern der Zeitgeist, der in den s. g. Kulturstaaten in allen Weltteilen, in den verschiedensten Verhältnissen sich kundthat, der sie hervorgerufen hatte. Er hatte sich schon deutlich genug bei den Verfassungskämpfen in unserer Stadt in ihrem Ursprunge gekennzeichnet. Schon vor 1848 hatte die Reformpartei die Umbildung des Unterrichtswesens auf ihre Fahne geschrieben. Aber statt wie D. Martin Luther vor allem bei den Kindern, insbesondere bei den Kindern des Volkes, anzufangen, und die Eltern aufzufordern, diese zur Wahrheit, die zur Gottseligkeit führt, anzuleiten, dann aber auch den Ratsherren der Städte die höhere Bildung der Bürger ans Herz zu legen

und die Wissenschaften und Künste zu kultivieren, begann man, sich zu streiten über die Neugestaltung des Gymnasiums, über die höheren Schulen für Kaufleute, über die Notwendigkeit, Schullehrer-Seminare zu errichten, u. dgl. m.; denn dem allen lag das Streben, die Schule dem Einfluß der Kirche zu entziehen, zum Grunde. Die Aufklärung des vergangenen Jahrhunderts hatte von der s. g. Toleranz zur Feindschaft gegen die Kirche geführt, da diese keine Toleranz der Unwissenheit dulden kann, weil sie die Aufgabe hat, das Menschengeschlecht zu bilden. Die Aufgeklärten, die sich selbst durch Lessing nicht zur Anerkennung der Wichtigkeit der heiligen Schrift für das Verständnis der Erziehung des Menschengeschlechtes hatten führen lassen, sondern selbst den Kindern das Lesen in der Bibel vorenthalten wollten, weil nicht die Schrift, sondern der Geist, nämlich ihr eigner Geist, wenn er auch die Schrift nicht verstand, entscheiden solle, was Wahrheit sei, hielten die Geistlichen, deren Amt oder Dienst in der Kirche war, das Evangelium zu lehren, allein für die Kirche; und weil ihnen diese, ohne das Evangelium, gar nichts geblieben war, als eine Unterrichtsanstalt, in der man biblischen Unterricht gar nicht nötig habe, achteten sie die Trennung der Schule von der Kirche für notwendig. Konnten da die Hamburger auf andere Staaten hinweisen, in denen nach der Trennung der Schule von der Kirche, für die erstere so viel besser gesorgt sei, so lag es nahe, die Schuld der mangelhaften Schuleinrichtungen bei uns auf die Kirche, d. h. auf die Pastoren zu werfen. Und gerade die Lehrer, welche durch diese Mängel persönlich am meisten zu leiden hatten, unterstützten diese Forderungen, wenn die Lehrer gleich (durch ihre Beziehungen zu den Pastoren) selbst die Erfahrung hätten machen können, daß diese, außer ihnen, fast allein sich um die Schulen bekümmerten, und setzten alle Kräfte daran, von der Herrschaft der Kirche frei zu werden. Die Geistlichen, welche durch ihr Amt am meisten mit der Schule in Berührung kamen, erkannten und berieten den erschrecklichen Zustand der Schulen gar ernstlich, aber demselben abzuhelfen, fehlten ihnen die finanziellen Mittel. Die Kirchen-Kollegien, welche nicht einmal dafür sorgten, daß in ihren wachsenden Kirchspielen Kapellen erbaut wurden in denen die Prediger zu passenden Stunden das Evangelium verkündigen konnten, hielten es gar nicht für ihre Aufgabe, mehr Schulen, als die eine, welche sie bei der Reformation empfangen hatten, zu bauen; ja, selbst für die

Töchter des Kirchspiels, für welche die Bugenhagensche Kirchenordnung doch Schulen forderte, wurde die erste erst nach dem Wiederaufbau des Nikolai-Kirchspiels 1843 errichtet, und zwar nur in Folge einer Freischule für Mädchen, welche im J. 1760 der Prediger Raupach schon gestiftet hatte. Im Scholarchat, der Behörde für die höheren Schulen, vertraten freilich die Gotteskastenverwalter, als Oberalten, neben den Hauptpastoren, die Kirche; aber obwohl durch sie das Kollegium ein bedeutendes Gewicht in der Bürgerschaft bei Geldbewilligungen und anderen Änderungen der äußeren Einrichtungen bekam, wurden sie dort verspottet, weil sie nicht Gelehrte wären, und nur Pädagogen die Bildung der Jugend beherrschen sollten (als ob Schulräte und gelehrte Direktoren etwas von weiblichen Handarbeiten verständen).

Die Hauptpastoren mußten, weil die Kirchenvorsteher mehr Schulen zu errichten nicht für notwendig hielten, den Unterricht der Kinder den Privatbemühungen derer, die sich der Bildung der Jugend widmen wollten, überlassen, und konnten kaum ihr Aufsichtsrecht über diese durch obrigkeitliche Verordnungen sich erhalten. An eine eingreifende Gestaltung der einzelnen Schulen konnten sie nicht denken, da die Anstalten die Nahrungsquellen der Unternehmer waren, die, als freie Bürger, in ihrem Gewerbe nicht gehindert werden durften. Behielten so die wohlhabenden Einwohner die Freiheit, für hohes Schulgeld sich Unterrichtsanstalten zu suchen, die ihren Ansprüchen nachkamen, so ward die große Anzahl der Lehrer an Schulen für solche, die nur geringeres Schulgeld zu zahlen im stande waren, in eine höchst sorgenvolle Lage versetzt. Die Lehrer der Armenschulen fühlten sich freilich freier, seit sie vom Staate angestellt, unter der Oberleitung der Prediger, von den Scholarchen nicht mehr abhängig waren; aber sie gerade nährten bei den anderen den Wunsch, auch eine feste Stellung im Staate zu gewinnen. Durch die Lehrervereine, die sich freiwillig gebildet hatten, waren viele Versuche gemacht, für die Bildung von Schulgehilfen zu sorgen. Diejenigen, welche so glücklich gewesen waren, in anderen Staaten die Schullehrer-Seminare besuchen zu können, und dabei die Stellung der Lehrer in den Staaten, in welchen der Staat das Unterrichtswesen, auch die Seminarbildung in die Hand genommen hatte, kennen zu lernen, schwärmten für die Fortschritte der Neuzeit. So fand sich die Mehrzahl der Lehrer mit denen zusammen,

welche vor allem religiöse Toleranz forderten, ohne von christlicher Bildung etwas wissen zu wollen.

Die äußere Kultur, die weltliche Bildung, nicht die Bildung für den Staat (die Zivilisation), sondern die Bildung, durch welche der Mensch als Mensch vor Menschen etwas gilt, war das Ideal der Neuzeit geworden. Daher das Streben nach feinen Sitten nach Anweisung von „Knigge's Umgang mit Menschen", die Forderung, mit der neueren Lektüre bekannt zu sein, die Übung aller schönen Künste, die Freude, durch sein Wissen sich hervorzuthun, namentlich in den neueren Sprachen sich ausdrücken zu können! Die Mittel, diese Bildung sich anzueignen, galten als der Zweck des Lebens und sollten deshalb auch allen erreichbar gemacht werden, weil die wahre Bestimmung des Menschen, Gott ähnlich zu werden, Nebensache erschien.

War das Theater schon im vorigen Jahrhundert die Schule ästhetischer Bildung der Aufgeklärten geworden, und der Sinn für die moderne Litteratur durch dasselbe erweckt, so wurde der Reiz nach fortwährend neuer Lektüre nicht nur durch Errichtung immer neuer Bühnen, sondern durch Errichtung von Leihbibliotheken für alle Stände und Herausgabe belletristischer, wie anderer Zeitungen aller Art genährt. Zugleich verbreitete sich die Lust an der Musik immer mehr. Schon zeigte sich das in den Gesangvereinen und Liedertafeln; im J. 1841 ward auch in Hamburg, nach dem Vorgange anderer Orte, ein eigenes „Musikfest" 4 Tage lang, vom 5. bis zum 8. Juli, von der ganzen Stadt gefeiert. Eine eigene Musikhalle ward zu diesem Zweck, 233 Fuß lang und 100 Fuß breit, für 6000 Plätze auf dem Walle beim Ferdinandsthore errichtet, und dazu noch die große Michaelis-Kirche genommen, um Händel's „Messias" mit 392 singenden und 162 spielenden Musikern aufführen zu können. Beim Abschiedsmahl saßen an 40 Tischen 1240 Personen. Solche fröhliche Feste und glänzende Auszeichnungen mußten die Lust, zu singen, bei allen nähren, welche sich der Anlagen dazu, einer schönen Stimme und eines Talentes zum Vortrage, bewußt wurden. Auch unter den Handwerkern, in allen Klassen des Volks bildeten sich Vereine, dieselben wuchsen immer mehr, besonders unter der Leitung des Gesangdirektors Gross; die Freunde der Musik halfen diesem, ein großes Lokal, die Tonhalle, auf dem Neuenwall, an der Ecke der Bleichenbrücke, zu bauen.

Der große Saal, freilich drei Treppen hoch gelegen, diente eine Zeitlang auch zu vornehmeren Konzerten; aber die Wirtschaftskeller in den unruhigen Zeiten zur „Wühlerherberge"; und als der Kultus des Genius immer höher stieg, bot das schön gezierte Haus der öffentlichen Feier von Friedrich von Schiller, des Hauptförderers der aesthetischen Bildung, hundertjährigem Geburtstage, ein würdiges Lokal.

Die bildenden Künste wurden auch durch die Kunstvereine gepflegt, und der Sinn für dieselben durch Gemäldeausstellungen verbreitet, so daß im J. 1851 eine bleibende Gemäldegallerie in den Sälen über den Arkaden der Börse eröffnet wurde.

Ebenso entstanden unter Privatpersonen zuerst wissenschaftliche Vereine, die durch öffentliche Vorträge allgemeines Interesse für die einzelnen Zweige des Wissens zu verbreiten suchten. Das Scholarchat kam bald zu Hilfe, indem es die Hörsäle des Gymnasiums zum Gebrauch gestattete, auch selbst Vorlesungen veranlaßte. Ähnlich gingen aus kleinen Anfängen die Sammlungen für Naturgegenstände hervor. Erst, als der alte Bauhof beim Deichthor wegen des Baues des Berliner Bahnhofes abgebrochen werden mußte, wurde das Museum für Gegenstände der Natur und Kunst, welches der Oberalte Röding bis an seinen im J. 1846 erfolgten Tod gesammelt und ausgestellt hatte, ins Gymnasialgebäude verlegt, vom Staate übernommen und mit anderen Sammlungen verbunden. Im J. 1859 begann Ernst von Merck den zoologischen Garten neben dem botanischen durch seine liebenswürdige Betriebsamkeit ins Leben zu rufen.

Auch das Rauhe Haus und der sich demselben anschließende Verein für innere Mission war in keine organische Verbindung mit der Staatskirche gekommen. Der Verein selbst hatte nur mit Mühe die Erlaubnis erhalten, einen Abendgottesdienst in der kleinen Kirche des ehemaligen Waisenhauses, welche der Nikolai-Gemeinde zum Gottesdienst gelassen war, an jedem Sonntag Abend einrichten zu dürfen, da Abendgottesdienste der Kirchenordnung fremd, selbst Hamburgern etwas Unerhörtes, ja Unanständiges erschienen, weil man Abends ins Theater, Konzert, in Gesellschaft, auf Bälle gehe, wenn nicht ins Wirtshaus, aber nicht in die Kirche. Als aber nun im J. 1858 das Rauhe Haus sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen mit Dank gegen den Herrn der Kirche festlich begehen wollte, beschloß der Verein für innere

Mission, den deutschen Kirchentag mit dem allgemeinen deutschen evangelischen Verein für innere Mission, der seine Jahresfeier in derselben Jahreszeit hielt, einzuladen, nach Hamburg zu kommen, und erhielt dazu die staatliche Erlaubnis. In den Tagen vom 14. bis 17. September wurde die Versammlung gehalten und fand rege Teilnahme, wenn auch vielen Widerspruch. 2068 Mitglieder hatten sich eingeschrieben, unter diesen 859 fremde. Die große Michaelis-Kirche war für die Hauptversammlungen bestimmt; in derselben wurde auch die Eröffnungspredigt gehalten von dem preußischen Oberhofprediger, Generalsuperintendenten D. Hoffmann aus Berlin; aber an jedem Abend auch wurden in verschiedenen Kirchen von den ausgezeichnetsten Predigern Deutschlands zahlreiche Gemeinden gesammelt. Alle Kirchenvorstände hatten dazu ihre Kirchen geöffnet, bis auf den katharinitischen; doch auch dieser gestattete später, daß in seinem Gotteshause die Matthäus-Passion von Sebastian Bach, unter der Leitung von den Kapellmeistern Grädener und Avé Lallemand, auf großartige Weise zur Aufführung gebracht werden konnte. Bei dem Kirchentage leiteten die Verhandlungen der Oberregierungsrat (der spätere Minister) von Bethmann-Hollweg, und der Propst von Berlin, Professor D. Immanuel Nitzsch. Mit Berücksichtigung des Ortes, wo die Versammlung in diesem Jahre gehalten werden sollte, war zum Thema der Besprechung genommen: „Die Vereinigung der kirchlichen und bürgerlichen Gemeindeämter", deren Nachteile der damalige Professor des Kirchenrechtes in Göttingen (der spätere preußische Kultusminister) Dr. Herrmann nachwies. Auch auf dem Kongreß für innere Mission hatte der Referent, Oberbürgermeister Lischke aus Elberfeld, die hiesigen Verhältnisse im Auge, als er über „die bürgerliche Armenpflege" sprach. D. Wichern fügte jedoch dem inhaltsvollen Vortrage des letztgenannten hinzu, daß die von der Obrigkeit geleitete bürgerliche Armenpflege die freiwillige und die kirchliche nicht überflüssig mache, sondern beide vielmehr fördern und unterstützen müsse, damit die Armenanstalt nicht Unzufriedenheit, Trägheit, anspruchsvolles Wesen fördere, und der wahren christlichen Liebe, die vor allem bessern wolle, hindernd in den Weg trete.

Der hamburgische Staat hatte es ja erfahren, daß die früher trefflich organisierte Armenanstalt, trotz der eifrigsten Bemühungen der Vorsteher und Pfleger, die Liebe der hamburgischen Bevölkerung sich nicht hatte er-

halten können. Die freiwilligen Beiträge der Bewohner, die Sammlungen in den Häusern, die Kollekten in den Kirchen, wie die Legate hatten immermehr abgenommen; je höher die Ansprüche stiegen, welche die Anstalt an den Staat zu machen genötigt ward (der Staatszuschuß, der im J. 1830 60,360 Thaler gewesen war, betrug 1860: 139,960 Thlr.), desto mehr kam man zur Erkenntnis, daß die Gaben an die allgemeine Armenstalt nicht den Armen zu Gute kamen, sondern nur dem Staate. Der Senat selbst hatte es der Bürgerschaft erklärt, daß bei der bisherigen Gemeindeverwaltung in den kleineren Gemeinden, welche nicht zur Staatskirche gehörten, die ihr anvertraute Armenpflege in wirksamerer Weise, als dies bei den großen Staatsanstalten möglich ist, sowohl den Misbrauch der Unterstützung verhüten, als durch frühzeitig verschiedenartig gewährte Hilfen der vollständigen Verarmung vorzubeugen imstande sei. Der Verein für innere Mission hatte sich deshalb gerade die Belebung der von den Diakonen der lutherischen Kirche ganz vergessenen Diakonie zur Aufgabe gemacht, und Gemeindehelfer (Stadtmissionare, kirchliche Armenpfleger), die Martha-Stiftung zur Ausbildung weiblicher Dienstboten, die Heilanstalt Bethesda mit dem Diakonissenhause, die Stiftskirche in St. Georg, die Anschar-Kapelle, die Nikolai-Distriktsschule für arme Mädchen u. a. m. ins Leben gerufen, sowie ein Nikolai-Stift in Moorfleth, aus dem später die großen Anstalten für Blödsinnige und andere unglückliche Kinder in Alsterdorf entstanden sind. Natürlich suchte er auch die Verbindung mit der Bibelgesellschaft und den Heidenmissionsvereinen zu unterhalten, um es Hamburg nicht vergessen zu lassen, daß es die Bestimmung habe, ein Licht zu sein, zu erleuchten die Heiden. Die hamburgische Staatskirche hatte dies alles ganz vergessen.

Bei der Verschiedenheit der Interessen, welche in den Wirren der Gegenwart verfolgt wurden, und dem Wechsel der politischen Lage der Dinge trat beim plötzlichen Anbruch der großen Handelskrisis der Gedanke an die Einführung der neuen Verfassung zurück. Und doch war es gerade die Handelskrisis selbst, die nun wieder zum Bruch der alten Verfassung nötigte. Die Kammer forderte den Senat auf, der Schwierigkeit der Wahl eines Kammerbürgers wegen zu gestatten, daß die Wahl eines Mitverordneten für die Kammer nicht, wie das Gesetz bestimme, auf das Kirchspiel

beschränkt bleibe, und der Senat mußte am 21. Dezember 1857 der Bürgerschaft vorschlagen, daß in die in St. Nikolai Kirchspiel eingetretene Vakanz Robert Flor, der seiner Zeit in St. Petri Kirchspiel ausgedient habe, fürs nächste Jahr treten dürfe. Auch hatte in dieser Zeit der Juristen-Verein unter Dr. Knauths Leitung dem Senat die Zweckmäßigkeit dringend vorgestellt, die beschlossene Trennung der Justiz von der Administration gerade jetzt vorzunehmen. Der Senat legte deshalb der Bürgerschaft am 14. März 1859 vier Gesetzentwürfe vor, die Ein untrennbares Ganzes bildeten, betreffend die Veränderungen in der Organisation des Senates, der Finanz-behörde und der Kommerz-Deputation, die Organisation der Justiz, die Entscheidung von Kompetenz-Konflikten zwischen Verwaltungs-Behörden und Gerichten, und transitorische Bestimmungen in der Organisation des Senates, der Justiz und der Finanzbehörden. Die Bürgerschaft lehnte diese Anträge alle ab und sprach ihre Erwartung aus nach nunmehriger unverzüglicher Ausführung des Rat und Bürgerschlusses vom 23. März 1850, wie vom 2. Juni und 25. September 1851, nach vorgängiger Revision einzig auf Grund der Note der Bundesversammlung. Da entschloß sich der Senat, um vor allem die Einmischung der hohen Bundesversammlung, welche bereits einige Freunde der alten Verfassung hereinzuziehen suchte, fern zu halten, am 6. Juni selbst seine Bereitwilligkeit zur Einführung einer Repräsentativ-Verfassung zu zeigen, und entwarf eiligst neue Anträge. Allein als er wieder am 30. März ein Mandat erließ wider Versammlungen in der Verfassungsangelegenheit, auf Grund des Bundesbeschlusses vom 13. Juli 1854, erregte er dadurch den Unwillen der Bürgerschaft, die durch dies Mandat das gesetzliche Versammlungsrecht beeinträchtigt fand. Und als er nun am 6. Juli durch die Forderung des Bundes, die Truppen marschfertig zu machen, genötigt war, die Bürgerschaft zu berufen, um die Vereinbarung mit den Militärbevollmächtigten wegen der Vereinigung unserer Truppen mit denen der zweiten Division des zehnten Armeekorps vollziehen zu können, bestand die Bürgerschaft ausdrücklich auf die Resolution vom 14. März, die ihre Bereitwilligkeit auf die Einführung einer Repräsentativ-Verfassung zurückzukommen erklärte, gegen welche die Note des Verfassungsausschusses des Bundestages vom 27. April 1852 gerichtet ist, und brachte den

Senat dahin, da die Verfassung von 1856, so wie sie ist, was allseitig zugegeben wird, rechtlich unausführbar geworden, einen Antrag zu machen auf die Umbildung der Bürgerschaft, um demnächst zu den übrigen Verfassungsänderungen fortzuschreiten. Der Rat verständigte sich deshalb mit den Oberalten und den Sechzigern; und die Bürgerschaft, die am 11. August von 738 Personen besucht wurde, nahm die Vorlage des Rates an, so daß am 12. August 1859 der Rat- und Bürgerschluß selbst, sowie das Wahlgesetz und die Geschäftsordnung der neuen Bürgerschaft publiziert werden konnte. Am 26. September ward die Zentral-Kommission für die allgemeinen direkten Wahlen eingesetzt. Während die Volkswahlen vor sich gingen, wurde der hundertste Geburtstag des Dichters Friedrich von Schiller durch eine Illumination am 11. und einen großen Festzug am Sonntag Mittag den 13. November vom Volke gefeiert, wie sonst nie die großen vaterländischen Feste. Der Rat teilte der alten Bürgerschaft am 24. November die Staatshaushaltungs-Abrechnung für das Jahr 1858 mit. Das Finanzjahr ergab eine Einnahme von 9,770,297 Mark 15½ Schill., die Ausgabe von 9,271,124 Mark, mit einem Totalüberschuß von 1,170,000 Mark, auf den die Kosten der verfügten Marschbereitschaft unseres Kontingents mit etwa 220,000 Mark angewiesen waren.

Zum letzten Mal berief der Rat zum 1. Dezember die Bürgerschaft, um wegen der erfolgten Wahl der neuen Bürgerschaft Bericht zu erstatten; am Schluß dankte der präsidierende Bürgermeister Kellinghusen der Versammlung für die Zeit und Einsicht, die sie dem öffentlichen Wohl so treu und ausdauernd gewidmet, und zeigte ihr an, daß die neue Bürgerschaft am 6. Dezember zusammentreten werde.

Am 2. Dezember erließ der Rat folgende Bekanntmachung:

Nachdem in Gemäßheit des Rat- und Bürgerschlusses vom 11. August d. Jahres die Wahlen für die neue Bürgerschaft vorgenommen und jetzt beendigt sind, wird dieselbe auf die Einladung des Senats nach § 1 ihrer Geschäftsordnung am Dienstag den 6. Dezember im großen Saale des Gebäudes der Patriotischen Gesellschaft zusammenkommen.

Indem der Senat dies zur öffentlichen Kunde bringt, fordert Er Seine Mitbürger auf, mit Ihm den Segen des Allmächtigen zu erbitten für diese nunmehr ins Leben tretende Veränderung unserer Verfassung.

Es hat jahrelanger Verhandlungen und Kämpfe bedurft, bevor es gelungen ist, eine Verständigung über die Neugestaltung der Bürgerschaft herbeizuführen. Aber wir dürfen diesen Aufwand an Zeit und an Kräften nicht für verloren beklagen, in der Hoffnung, daß das vereinbarte Werk zur glücklichen Entwickelung der größer gewordenen Verhältnisse unseres Freistaates sein werde.

Und diese Hoffnung dürfen wir hegen, wenn wir, würdig der Freiheit, deren wir uns erfreuen, thun, was an uns ist, ein Jeder an seinem Platze, in treuer Erfüllung des Verfassungsgesetzes vom 11. August, in bereitwilliger Hingabe an das Gemeinwesen, in steter Beherzigung der Wahrheit, daß nur Mäßigung und gegenseitige Verständigung Eintracht schaffen, und daß Eintracht die erste und notwendigste Bedingung des Glückes der Staaten ist.

Dann dürfen wir vertrauen, daß es gelingen werde, auch den ferneren Ausbau der Verfassung gedeihlich zu vollenden; vertrauen, daß Gott, unter dessen Beistand unser Gemeinwesen groß und blühend geworden ist, auch ferner Seine Hand schützend und segnend halten werde über unser geliebtes

Hamburg.

Gegeben in Unserer Rats-Versammlung.

Hamburg, den 2. Dezember 1859.